Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Geleitet von

Klaus Beitl

und

Franz Grieshofer

Redaktion

Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde)
Klara Löffler (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von
Leopold Kretzenbacher (Lebring/München)
und Konrad Köstlin (Wien)

Neue Serie
Band LV

Gesamtserie
Band 104



WIEN 2001

IM SELBSTVERLAG DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung von

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Burgenländische Landesregierung

Kärntner Landesregierung

Niederösterreichische Landesregierung

Oberösterreichische Landesregierung

Salzburger Landesregierung



Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: Hon.-Prof. HR i.R. Dr. Klaus Beitl und HR Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Hofrätin Dr. Margot Schindler und a.o. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9/A-5026 Salzburg, Ernst Grein-Straße 11; Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2001

Abhandlungen

Leopold Kretzenbacher, Zum kaum noch bekannten Namen des Kreuzigungszeugen Stephaton 1

Volker Klotz, Vom Müßig-Gänger zum Un-Täter. Nichtsnutz in Bühnenstücken und Bildergeschichten 23

Hermann Bausinger, Heimat und Globalisierung 121

Johannes Moser, @ftermining. Wirtschaftsanthropologische Überlegungen zu ökonomischen Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen 137

Jaro Stacul, Die Aneignung von Tradition. Der Bedeutungswandel der Jagd in den italienischen Alpen 245

Ulrich Hägele, Volkskundliche Fotografie 1914 bis 1945 263

Helge Gerndt, Das Leben als Reise oder: Warum brauchen wir Kulturwissenschaft? 405

Franz Kohlschein, Brauchtum in der Satire der Aufklärung. Zur „Bildergalerie katholischer Misbräuche" von Joseph Richter 425

Mitteilungen

Franz Grieshofer, Der Muttertag als volkskundliches Forschungsfeld 163

Herbert Schempf, Erinnerungen an Richard Beitl (1900–1982) 171

Roland Halbritter, Mythos Stallbetn – volkskundlicher Antiquitätenfirlefanz? Eine erste Annäherung 177

Gertraud Liesenfeld, Das Dorfmuseum Mönchhof als Laboratorium 445

Chronik der Volkskunde

Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 9. bis 11. November 2000 in Tübingen (Konrad Köstlin) 39

2. Kittseer Herbstgespräche. „Forschungsfeld Familienfotografie: Beiträge der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium" (Veronika Plöckinger) 42

12. Österreichischer Museumstag, 2. bis 4. November 2000 in Dürnstein. „Museen in Österreich – ungebremste Vielfalt? Zur Situation und Entwicklung der österreichischen Museumslandschaft unter besonderer Berücksichtigung der Regional- und Privatmuseen" (Veronika Plöckinger) 44

Arbeitstagung „Born in Europe" im Museum Europäischer Kulturen in Berlin-Dahlem und im Heimatmuseum Berlin-Neukölln, 14. und 15. Dezember 2000 (Margot Schindler) 185

„Arbeitsmigration". Volkskundliche Aspekte der Arbeitsmigration im östlichen Mitteleuropa und in Südosteuropa. Tagung der Fachkommission für Volkskunde des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrats und des Etnologický ústav AV ČR in Brno/ Brünn am 20. und 21. Oktober 2000 (Tobias Weger) 188

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 2000 (Franz Grieshofer, Margot Schindler) 313

Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee 2000 (Matthias Beitl) . . 326

Nationales Selbstverständnis und der Umgang mit den „Anderen" im multiethnischen Staat. Die Deutschen in der Slowakei gestern und heute. Internationale und interdisziplinäre Tagung, Freiburg im Breisgau, 8.–11.Oktober 2000 (Elisabeth Bockhorn) 331

Bericht zur Tagung „Ethnographic Museums in East- and Central Europe – Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century". Internationale Konferenz in Budapest, Ungarn, 14.–16. Juni 2001 (Matthias Beitl) 337

19. ICOM-Generalkonferenz in Barcelona, 1.–7. Juli 2001. Eindrücke aus der Perspektive des Costume Committee (Margot Schindler) 341

Archiv Richard Beitl an der Berliner Humboldt-Universität eingerichtet. Übergabe eines wissenschaftlichen Nachlasses (Leonore Scholze-Irrlitz) 455

Private Archive der Wissenschaften (Leonore Scholze-Irrlitz) 457

Das volkskundliche Foto: Südtirol 1940/41. Realität/Wirklichkeit/Poesie. Bericht über eine Ausstellung mit angeschlossener Tagung in Dietenheim bei Bruneck, 28.–30. Juni 2001 (James R. Dow) 460

‚The landscape of wilderness in Northern European mentalities'. VI. Summerschool for European Ethnology
University of Jyväskylä (Finland), Department of Ethnology, 20.8. bis 31.8.2001 (Bernhard Tschofen) 465

Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde – Jena, 24. bis 28.9.2001 (Bernhard Tschofen) 468

Museum und Neue Medien. 13. Österreichischer Museumstag in Linz/OÖ vom 4. bis 6. Oktober 2001 (Margot Schindler) 471

Auf den Spuren textiler Kultur in Europa. Abschlußbericht zum EU-Projekt ‚Europäische Textilstraßen' (Margot Schindler) 475

„Erlebniswelt Volkskultur". 23. Österreichische Volkskundetagung in Spittal/Drau (Susanne Paschinger, Olaf Bockhorn) 477

Literatur der Volkskunde

Bielefeld, Ulrich, Gisela Engel (Hg.): Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne (Konrad Köstlin) 53

Haid, Gerlinde, Ursula Hemetek und Rudolf Pietsch (Hg.): Volksmusik – Wandel und Deutung: Festschrift Walter Deutsch zum 75. Geburtstag (Franz Födermayr) 55

Grabowski, Ralf: „Zünftig, bunt und heiter". Beobachtungen über Fans des volkstümlichen Schlagers (Ursula Hemetek) 59

Drascek, Daniel, Irene Götz, Tomislav Helebrant, Christoph Köck, Burkhart Lauterbach (Hg.): Erzählen über Orte und Zeiten: eine Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth (Susanne Hose) 61

Halwachs, Dieter W., Emmerich Gärtner-Horvath, Michael Wogg (Hg.): Der Rom und der Teufel – O Rom taj o beng. Märchen, Erzählungen und Lieder der Roma aus dem Burgenland (Ursula Hemetek) 66

Belaj, Vitomír: Die Kunde vom kroatischen Volk. Eine Kulturgeschichte der kroatischen Volkskunde (Gabriela Kiliánová) 68

Fernández Montes, Matilde (Koord.): Etnología de las Comunidades Autónomas (Ethnologie der autonomen Provinzen) (Waltraud Müllauer-Seichter) 71

Ortíz García, Carmen, Luis Àngel Sánchez Gómez (Ed.): Diccionario Histórico del la Antropología Española (Waltraud Müllauer-Seichter) . . . 73

Sergis, Manolis G.: Εφημερίδες και Λαογραφία. Η ταυτότητα μιας Ναξιακής εφημερίδας. Διαθλάσεις της Ιστορίας και της Ελληνικής κοινωνίας του 19ου αιώνα και των αρχών του 20ού [Zeitungen und Volkskunde. Die Identität einer Zeitung der Insel Naxos. Reflexe der griechischen Geschichte und Gesellschaft im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts] (Walter Puchner) 75

Matejovski, Dirk (Hg.): Neue, schöne Welt? Lebensformen der Informationsgesellschaft (Birgit Johler) 78

König, Wolfgang: Bahnen und Berge. Verkehrstechnik, Tourismus und Naturschutz in den Schweizer Alpen 1870–1939 (Bernd Rieken) 82

Alcantud, José A. González u. Carmelo Lisón Tolosana (Hg.): El Aire. Mitos, ritos y realidades (Waltraud Müllauer-Seichter) 86

Tavenrath, Simone: So wundervoll sonnengebräunt. Kleine Kulturgeschichte des Sonnenbadens (Nikola Langreiter) 89

Niola, Marino: Totem und Ragù. Neapolitanische Spaziergänge (Bernhard Tschofen) 91

Tschofen, Bernhard: Berg. Kultur. Moderne. Volkskundliches aus den Alpen (Matthias Beitl) 191

Steinlechner, Siegfried: Des Hofers neue Kleider. Über die staatstragende Funktion von Mythen (Nikola Langreiter) 193

Bublitz, Hannelore, Christine Hanke, Andrea Seier: Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900 (Susanne Breuss) 196

Opitz, Claudia, Ulrike Weckel, Elke Kleinau (Hg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten (Susanne Breuss) 199

Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung (Susanne Breuss) 201

Blaikie, Andrew: Ageing & Popular Culture (Alt werden und populäre Kultur) (L'uba Herzánová) 204

Klotz, Volker: Gegenstand als Gegenspieler. Widersacher auf der Bühne. Dinge, Briefe, aber auch Barbiere (Christian Rapp) 210

Weinzierl, Rupert: Fight the Power! Eine Geheimgeschichte der Popkultur & die Formierung neuer Substreams (Elisabeth Prinz) 213

Klodnicki, Zygmunt (Ed.): Slask Schlesien Slezsko Przenikanie Kultur (Rastislava Stoličná) 216

Schmied, Gerhard: „Lieber Gott, gütigste Frau ..." Eine empirische Untersuchung von Fürbittbüchern (Gabriele Ponisch) 219

Trübswasser, Walter: Hiatabuam, riegelt's euch ... Der Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug (Karl Christoph Berger) 223

Utvary, Inge: Vom „Stoaklopfer" zum Bergarbeiter. Arbeits- und Lebenswelt der Veitscher Magnesit-Bergarbeiter (Günther Jontes) 225

Dressel, Gert, Bernhard Rathmayr (Hg.): Mensch–Gesellschaft–Wissenschaft. Versuch einer Reflexiven Historischen Anthropologie (Wolfgang Jacobeit) 345

Benedikter, Roland (Hg.): Postmaterialismus. Bd. 3: Die Arbeit (Olaf Bockhorn) 347

Belting, Hans, Dietmar Kamper (Hg.): Der zweite Blick. Bildgeschichte und Bildreflexion (Sándor Békési) 349

Ehmer, Josef, Peter Gutschner (Hg.): Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge (Nikola Langreiter) . . 353

Szadkowski, Karin: „Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen." Butterfahrten. Ein volkskundlicher Beitrag zur Altenkulturforschung (Nikola Langreiter) 357

Ottenbacher, Albert: Eugenie Goldstern. Eine Biographie (Herbert Nikitsch) 360

Öhlinger, Walter: Wien im Aufbruch zur Moderne (Klara Löffler) 363

Mattl, Siegfried: Wien im 20. Jahrhundert (Klara Löffler) 365
Wentz, Martin (Hg.): Die kompakte Stadt (Sabine Gruber) 367
Kolmer, Lothar, Christian Rohr (Hg.): Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen. Beiträge des internationalen Symposions in Salzburg, 29. April bis 1. Mai 1999 (Regina Bendix) 369
Ryborz, Peter, Marcello La Speranza, Alexander Glück: Unter Wien. Auf den Spuren des Dritten Mannes durch Kanäle, Grüfte und Kasematten
Kusch, Heinrich, Ingrid Kusch: Kulthöhlen in Europa. Götter, Geister und Dämonen
Kusch Heinrich, Ingrid Kusch: Höhlen in der Steiermark, Phantastische Welten
Neuhold, Manfred: Mythen, Kräfte, Phänomene: Kultplätze in der Steiermark
Schleich, Johann: Hexen, Zauberer und Teufelskult in Österreich (Helga Maria Wolf) 370
Bausinger, Hermann: „Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?" (Harald Schlinger) 374
Eberhart, Helmut, Johann Verhovsek (Hg.): Fremdenfeindlichkeit als gesellschaftliches Problem (Bernhard Fuchs) 375
Somogyi, László: Die burgenländischen Magyaren. Geschichte, Geographie, Siedlung, Ethnikum, Sozialstruktur (Gerlinde Bauer) 381
Defteraios, Angelos N.: Το Ψωμί στα έθιμα των Ελλήνων. Η συμβολική και μαγική χρήση του από τους Νεοέλληνες [Das Brot im Brauchtum der Griechen. Symbolischer und magischer Gebrauch bei den Neugriechen] (Walter Puchner) 383
Alexiadis, Minas A. (ed.): Κάρπαθος και Λαογραφία [Die Insel Karpathos und die Volkskunde] (Walter Puchner) 384
Korre-Zografu, Katerina: Τα Κεραμικά του τσανάκ Καλέ 1670–1922 [Die Keramik von Çanakkale 1670–1922] (Walter Puchner) 385
Narodna Umjetnost, Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research (Walter Puchner) 387
Heidrich, Hermann (Hg.): SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19.9.1998 in Bad Windsheim (Andreas Kuntz) 489
Hartmann, Hans Albrecht, Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktion und Bedeutung materieller Kultur (Andreas Kuntz) 492
Csaky, Moritz, Peter Stachel (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust. Teil 2: Die Erfindung des Ursprungs. Die Systematisierung der Zeit (Andreas Kuntz) . . 495

Zimmermann, Harm Peer: Ästhetische Aufklärung. Zur Revision der Romantik in volkskundlicher Absicht (Regina Bendix) 496

Lindner, Rolf: Die Stunde der Cultural Studies (Harald Schlinger) 499

Eisch, Katharina, Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (Harald Schlinger) 501

Rémond, René: Religion und Gesellschaft in Europa. Von 1789 bis zur Gegenwart (Christian Stadelmann) 505

Scholz, Nina, Heiko Heinisch: „... alles werden sich die Christen nicht gefallen lassen." Wiener Pfarrer und die Juden in der Zwischenkriegszeit (Christian Stadelmann) 506

Moser, Johannes (Hg.): Jugendkulturen. Recherchen in Frankfurt am Main und London (Kathrin Pallestrang) 508

Boesch, Alexander, Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Hartwig Knack (Hg.): Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages (Susanne Breuss) 512

Althans, Birgit: Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit (Sabine-Else Astfalk) 514

Basile, Giambattista: Das Märchen der Märchen. Das Pentamerone (Bernd Rieken) 515

Fuhs, Burkhard: Dröhnende Motoren, Fliegende Kisten, Coole Drinks. Die Anfänge des Passagierfluges (Bernd Rieken) 519

Baranzke, Heike, Franz-Theo Gottwald, Hans Werner Ingensiep (Hg.): Leben – Töten – Essen. Anthropologische Dimensionen (Susanne Breuss) 520

Korre-Zografu, Katerina, Marios Vasilopulos: Traditional life & art (Walter Puchner) 521

Lydaki, Anna: Ποιοτικές μέθοδι της κοινωνικής έρευνας [Qualitative Methoden der Erforschung der Gesellschaft] (Walter Puchner) 523

Varvunis, M. G.: Μικρά λαογραφικά [Kleine Miszellen zur Volkskunde] (Walter Puchner) 525

Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Hg. im Interdisziplinären Zentrum für Historische Anthropologie, Freie Universität Berlin. Bd. 8, 1999, Heft 1: Askese, hg. Von Christoph Wulf/Jörg Zirfas, 270 Seiten. Band 9, 2000, Heft 2: Inszenierungen des Erinnerns, hg. von Erika Fischer-Lichte/Gertrud Lehnert (Gert Dressel) 527

Der Vierzeiler. Zeitschrift für Musik, Kultur und Volkskunde. Hg. v. Hermann Härtel (Ekkehard Schönwiese) 532

Buchanzeigen

Buchanzeigen (Regina Bendix, Klara Löffler) 94
Buchanzeigen (Susanne Breuss) 229
Buchanzeigen (Sabine Breuss, Bernhard Fuchs, Klara Löffler) 390
Buchanzeigen (Sabine-Else Astfalk, Sabine Gruber, Margot Schindler) . . . 534

Eingelangte Literatur

Eingelangte Literatur: Winter 2000/2001 (Hermann Hummer) 99
Eingelangte Literatur: Frühjahr 2001 (Hermann Hummer) 231
Eingelangte Literatur: Sommer 2001 (Hermann Hummer) 394
Eingelangte Literatur: Herbst 2001 (Hermann Hummer) 537

Table of Contents 2001

Articles

Leopold Kretzenbacher, A Name That is Barely Still Known: Stephaton, Witness at the Crucifixion 1

Volker Klotz, From Idler to Do-Nothing. Ne'er-do-wells in Plays and Picture Stories 23

Hermann Bausinger, "Heimat" and Globalization 121

Johannes Moser, @ftermining. Economic Transformation in an Alpine Mining Community: Reflections on Economic Anthropology 137

Jaro Stacul, The Appropriation of Tradition. The Shifting Meaning of Hunting in the Italian Alps 245

Ulrich Hägele, Folklore Photography from 1914 to 1945 263

Helge Gerndt, Life as a Journey, or Why do we need Studies of Culture? . . 405

Franz Kohlschein, Customs in the Satire of the Enlightenment. On the "Picture Gallery of Catholic Abuses" of Joseph Richter 425

Communicatons

Franz Grieshofer, Mother's Day as a Folkloric Field of Research 163

Herbert Schempf, Memories of Richard Beitl (1900–1982) 171

Roland Halbritter, The Mythology of Stall Amulets (Stallbetn) – Just Pseudo-antique Folkloric Gimcrackery? A First Installment 177

Gertraud Liesenfeld, The Mönchhof Village Museum as Laboratory 445

Chronicle

Disciplinary Conference of the German Folklore Society, 9–11 November 2000, Tübingen (Konrad Köstlin) 39

The 2nd Autumn Conversation at Chateau Kittsee. "Family Photography as an Area of Research: The Contributions of Folklore/European Ethnology to a Popular Visual Medium" (Veronika Plöckinger) 42

The 12th Austrian Museums Conference, 2–4 November 2000, Dürnstein. "Museums in Austria – Unchecked Diversity? On the Situation and Development of the Austrian Museum Landscape, with Particular Reference to Regional and Private Museums" (Veronika Plöckinger) 44

"Born in Europe". Working Conference at the Museum for European Cultures in Berlin-Dahlem and at the Heimatmuseum Berlin-Neukölln, 14–15 December 2001 (Margot Schindler) 185

"Labor Migration". Folkloric Aspects of Labor Migration in Eastern Central and Southeastern Europe. Joint Meeting of the Special Commission for Folklore of the Johann-Gottfried-Herder Research Council and the Folklore Institute of the Czech Academy of Science in Brno, 20–21 October 2000 (Tobias Weger) 188

The Society of Ethnography and Popular Culture and the Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna in 2000 (Franz Grieshofer, Margot Schindler) . 313

The Ethnographic Museum in Chateau Kittsee Society in 2000 (Matthias Beitl) 326

"National Self-image and Relations with the 'Others' in the Multiethnic State. Germans in Slovakia Yesterday and Today". International and Interdisciplinary Conference, Freiburg im Breisgau, 8–11 October 2000 (Elisabeth Bockhorn) 331

Report from the International Conference "Ethnographic Museums in East- and Central Europe – Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century", Budapest, 14–16 June 2001 (Matthias Beitl) 337

The 19th ICOM General Conference in Barcelona, 1–7 July 2001. Impressions from the Vantage Point of the Costume Committee (Margot Schindler) 341

The Installation of the Richard Beitl Archive at the Humboldt University, Berlin. On the Entrusting of a Research Legacy (Leonore Scholze-Irrlitz) 455

Private Research Archives (Leonore Scholze-Irrlitz) 457

The Folkloric Photograph in the South Tyrol 1940/41. Realism/Reality/Poetry. Report on an Exhibit with subsequent Conference, Dietenheim bei Bruneck, 28–30 June 2001 (James R. Dow) 460

'The landscape of wilderness in Northern European mentalities'. VI. Summer School for European Ethnology at the University of Jyväskylä (Finland), Department of Ethnology, 20–31 August 2001 (Bernhard Tschofen) 465

A Complex World. Systems of Cultural Order as Guides. 33rd Meeting of the German Folklore Society, Jena, 24–28 September 2001 (Bernhard Tschofen) 468

Museums and New Media. 13th Austrian Museum Conference, Linz, 4–6 October 2001 (Margot Schindler) 471

On the Trail of European Textile Heritages. Final Report on the EU Project 'European Textile Roads' (Margot Schindler) 475

"Folk Culture as a World of Experience". 23rd Austrian Folklore Conference, Spittal/Drau (Susanne Paschinger, Olaf Bockhorn) 477

(Übersetzung: John Bendix)

Table de matières 2001

Etudes

Leopold Kretzenbacher, A propos du nom méconnu du témoin de la crucifixion, Stephaton 1

Volker Klotz, Du flâneur au malfaiteur. Le vaurien dans le théâtre et l'imagerie 23

Hermann Bausinger, Patrie et globalisation 121

Johannes Moser, @ftermining. Transformations économiques dans une commune minière dans les Alpes 137

Jaro Stacul, La tradition appropriée. Changements de la signification de la chasse dans les Alpes italiennes 245

Ulrich Hägele, La photographie ethnographique entre 1914 et 1945 263

Helge Gerndt, La vie comme voyage ou pourquoi avons-nous besoin des sciences culturelles? 405

Franz Kohlschein, Us et coutumes dans la satire au siècle des Lumières. A propos de la «galerie illustrée des abus catholiques» de Joseph Richter . 425

Contributions

Franz Grieshofer, La fête des mères comme terrain ethnologique 163

Herbert Schempf, Souvenirs de Richard Beitl (1900–1982) 171

Roland Halbritter, Le mythe autour de l'amulette «Stallbetn» – niaiseries antico-ethnograpiques? Une première approche 177

Gertraud Liesenfeld, Le musée du village de Mönchhof comme laboratoire 445

Chronik der Volkskunde

Congrès universitaire de l'association allemande d'ethnologie à Tübingen, 9–11 novembre 2000 (Konrad Köstlin) 39

2e conférence d'automne à Kittsee. «La photo de famille comme terrain de recherche. L'ethnologie européenne face à une image populaire» (Veronika Plöckinger) 42

12e journées autrichiennes des musées à Dürnstein, 2–4 novembre 2000. «Les musées en Autriche – diversité sans bornes? A propos de la situation et de l'évolution des musées en Autriche et en particulier des musées régionaux et privés» (Veronika Plöckinger) 44

Réunion de travail «Born in Europe» au musée des cultures européennes à Berlin-Dahlem et au musée Berlin-Neukölln, 14–15 décembre 2000 (Margot Schindler) 185

«Migration économique». Les approches ethnologiques de la migration économique en Europe de l'Est et du Sud-est. Réunion de la commission ethnologique du Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates et du Etnologick ustav AV CR à Brno, 20–21 octobre 2000 (Tobias Weger) 188

L'association des amis du musée et le musée autrichien d'ethnographie en 2000 (Franz Grieshofer, Margot Schindler) 313

L'association des amis du château musée de Kittsee 2000 (Matthias Beitl) . 326

Identité nationale et perception des «autres» dans un état multiethnique. Les Allemands en Slovaquie hier et aujourd'hui. Congrès international et pluridisciplinaire à Fribourg en Breisgau, 8–11 octobre 2000 (Elisabeth Bockhorn) 331

Compte rendu du congrès «Ethnographic Museums in East- and Central Europe – Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century». Congrès international à Budapest, Hongrie, 14–16 juin 2001 (Matthias Beitl) 337

19e conférence générale de l'ICOM à Barcelone, 1–7 juillet 2001. Impressions du point de vue du «costume committee» (Margot Schindler) . . . 341

Mise en place d'un archive Richard Beitl à l'université Humboldt de Berlin. Transfert d'une succession scientifique (Leonore Scholze-Irrlitz) 455

Archives scientifiques privées (Leonore Scholze-Irrlitz) 457

La photographie ethnographique: Tyrol du Sud 1940/1941. Réalité et poésie. Compte rendu d'une exposition et d'un congrès à Dietenheim/Bruneck, 28–30 juin 2001 (James R. Dow) 460

‹The landscape of wilderness in Northern European mentalities›. VI. Summerschool for European Ethnology University of Jyväskylä (Finlande), Department of Ethnology, 20–31 août 2001 (Bernhard Tschofen) 465

La complexité du monde. Systèmes d'organisation culturelles comme repères. 33e congrès de l'association allemande d'ethnologie à Jena 24–28 septembre 2001 (Bernhard Tschofen) 468

Le musée face aux nouveaux média. 13e journée des musées autrichiens à Linz (Haute Autricheà, 4–6 octobre 2001 (Margot Schindler) 471

Sur les traces des cultures textiles en Europe. Compte rendu final d'un projet de l'Union européenne «Routes du textile» (Margot Schindler) 475

La culture populaire comme événement. 23e congrès autrichien d'ethnologie à Spittal/Drau (Susanne Paschinger, Olaf Bockhorn) 477

(Übersetzung: Eva Julien)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 1–22*

Zum kaum noch bekannten Namen des Kreuzigungszeugen Stephaton

Leopold Kretzenbacher

Unter den Bildgestaltungen christlichen Heilsgeschehens nimmt die sog. „Kreuzigung im Gedränge" eine Sonderstellung ein. Neben Jesus, Maria und Johannes sind zahlreiche weitere Gestalten wie die klagenden Frauen von Jerusalem und die um Christi Rock würfelnden römischen Soldaten dargestellt. Zwei der Figuren nehmen eine Sonderstellung ein, der römische Soldat mit der Herzstich-Lanze, den die Legende seit frühen Apokryphen als „Longinus" benennt, und der Mann, der Christus den auf einen Stab gesteckten Essigschwamm reicht. Der Autor geht den überaus seltenen Nennungen des Namens „Stephaton" dieses Essigschwammträgers nach.

Immer wieder hatte ich vor allem in den Südosteuropa-Ländern auf meinen Wanderungen zur „Volkskundlichen Feldforschung im Alleingang"[1] vor den unzählbar vielen Wandbildern, Ölgemälden und Ikonen der Kreuzigung Christi gezielt nach den jeweils landläufigen Namen jener beiden männlichen Gestalten gefragt, die in den Evangelien ausdrücklich *ge*nannt, dabei aber nicht mit ihren Namen *be*nannt werden.

Beide wenden sich an den sterbenden Gekreuzigten. Dabei besteht kein Unterschied, ob es sich um eine Kreuzigung „nur" zwischen den „heiligen Frauen", Maria und dem „Lieblingsjünger Johannes" (Joh 19,26–27) handelt oder ob es eine, wie sie die Kunstgeschichte so benennt, „Kreuzigung im Gedränge" ist[2], also mitten in einer Vielzahl

1 Kretzenbacher, Leopold: Ethnologia Europaea. Studienwanderungen und Erlebnisse auf volkskundlicher Feldforschung im Alleingang. (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, XXXIX. Band). München 1986.

2 Die weitaus beste Zusammenfassung in jüngerer Zeit bietet: Schiller, Gertrud: Ikonographie der christlichen Kunst, Band 2: Die Passion Christi. Gütersloh 1968. Die Passionsgeschichte 24–245; im Besonderen die Kreuzigung 98–176, zusammen mit reichhaltigem Bildteil der s/w-Abbildungen auf Tafeln im Anschluß. Vgl. auch die einschlägigen Stichwörter mit meist breiten Literaturhin-

von jüdischen oder römischen Gestalten einschließlich jener, die bereits um die blutigen Kleider des *Crucifixus* würfeln und streiten, abgesehen von einem römischen *Centurio*, der die Göttlichkeit des eben am Kreuzholz Verstorbenen erkennt und laut bekennt, aber auch „namenlos" bleibt (Matth 27,54).

Nur der eine, der Christi Brust mit einer Lanze durchsticht, den Tod des Gekreuzigten festzustellen, hat seit den frühen Evangelien-Auslegungen einen Namen. Er lautet auf *Longinus*. Der ist aber nicht evangeliengesichert[3]. Erst viel später kam es zur Namendeutung in der Form „Longinus". Das aber ist gewiß latinisiert aus dem griechischen Namen der in der christlichen Überlieferung des Abendlandes „Hl. Lanze" λόγχη *(lonchee)* heißt. Die lange Legendengeschichte um diesen Longinus, der augenkrank und voll Alterssehschwäche, zumindest auf einem Auge zur Gänze blind gewesen sein soll, daß ihm ein weiterer Kreuzigungszeuge den Lanzenschaft halten und in die Seite Christi führen muß, ist dem Abendlande früh über das Griechische, viel stärker aber lateinisch durch den Abschnitt *De sancto Longino* in der *Legenda aurea* des Ordensmannes und nachmals Genueser Erzbischofs Jacobus de Voragine[4] († 1298) bekannt geworden.

Diesem *Longinus* gegenüber unter dem Kreuze steht in den kanonischen Schriften der Bibel die namenlos verbliebene Gestalt eines

weisen im: Lexikon der christlichen Ikonographie (LCI), hg. von Wolfgang Braunfels, im Folgenden meist zitiert aus der Sonderausgabe Freiburg i.B. 1994.

3 Nur das Geschehen wird genannt: Joh 19,34: *sed unus militum lancea latus eius aperuit; et continuo exivit sanguis et aqua.* Zur Vielfalt der in der jahrhundertelangen Evangelien-Exegese jeweils sich ändernden Namen vgl. Bächtold-Stäubli, Hanns, Eduard Hoffmann-Krayer: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 5. Berlin 1933, Neudruck 1987, Stichwort „Longinussegen", Sp. 1327–1348 (A. Jacoby). Der Name *Longinus* kommt vermutlich aus den apokryphen *Acta Pilati A XVI, 7.* Vgl. dazu de Santos Otero, Aurelio: Los Evangelios Apocrifos. Madrid 1956 und 1963. Die Stelle bei Joh 19,34 ist später aufgenommen ins syrische „Rabbula"-Evangeliar der *Bibliotheca Laurentiana* von etwa 586 zu Florenz (siehe unten, Anm. 5).

4 de Voragine, Jacobus: *Legenda aurea vulgo historia lombardica dicta.* Ausgabe von Theodor Graesse, 3. Aufl. Breslau 1890, Neudruck Osnabrück 1965, S. 202 f., *De sancto Longino Cap. XVIII.* An einer weiteren Stelle dieser *Legenda aurea* Cap. XC, nach anderer Zählung 85, *(De sancto Paulo apostolo)* wird lediglich noch zu Ende des 13. Jahrhunderts vermerkt, daß Longinus als *magister militum* von St. Paulus bekehrt worden sei, auch das Martyrium erlitten habe. Als „Heiliger" wurde dieser Longinus zum Schutzpatron von Mantua. Vgl. Calvocoressi, Peter: Who's who in der Bibel? 6. Aufl. München, Deutsche Ausgabe dtv 30012, 1990, S. 168.

mit einem lanzenähnlichen langen Stabe, auf den ein Essigschwamm *(spongia plena aceto)* gesteckt ist. Der wird von dem Manne an Christi Mund gehalten bei dem Qualenrufe: „Mich dürstet" (Joh 19,28 *sitio)*. Es ist das vorletzte Wort Christi am Kreuze. Ihm folgt (Joh 19,30) nur noch, daß Jesus „von dem Essig genommen hatte". Darauf sein: *consummatum est*, es ist „vollbracht. Und er neigte das Haupt und gab seinen Geist auf". Mithin ist es eine Szene von heilsgeschichtlich übergroßer Bedeutung.

Die Gestalt dieses Mannes ist lediglich durch den Stab, meist in gleicher Länge wie die Lanze des Longinus, gekennzeichnet. Der darauf gesteckte Schwamm ist nach den Texten aller vier Evangelien „mit Essig gefüllt". So bei Matth 27,48; Mark 15,36; Lukas 23,36; am ausführlichsten, übrigens ohne Erklärung wofür?, bei Joh 19,29: *Vas ergo erat positum aceto plenum. Illi autem spongiam plenam aceto hysopo circumponentes, obtulerunt ori eius* – „Ein Gefäß mit Essig stand da. Sie steckten einen Schwamm mit Essig auf einen Ysopzweig und hielten ihn an seinen Mund." Dies beim Worte Christi: *sitio* – „Mich dürstet". Dieser Schmerzensruf wird in der Evangelien-Exegese gelegentlich mit dem Psalmvers 68,22 verbunden: *Et dederunt in escam meam fel, et in siti mea potaverunt me aceto* – „Sie gaben mir Gift zu essen, für den Durst reichten sie mir Essig"[5].

Der Mann, der – gewiß *ex offo* – bei den Hinrichtungen in der so besonders grausamen Art der Kreuzigung auch an solch wesentlicher Stelle des Erlösungsberichtes „tätig" sein muß, bleibt also namenlos. Auch das verhält sich so durch Jahrhunderte früher theologischer Evangelien-Auslegung.[6]

Ein besonderes Kreuzigungsbild der Buchmalerei früher Entstehung bietet eine ganze Seite jenes syrischen Evangeliars, das unter dem Namen Rabbula geht. Es wird in der überaus reichen Bibliotheca Medicea-Laurentiana zu Florenz aufbewahrt.[7] Die Buchmalerei

5 Alle Übersetzungen hier ins Deutsche nach dem Wortlaut in der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift DIE BIBEL, Gesamtausgabe, Psalmen und Neues Testament, Ökumenischer Text. Stuttgart–Klosterneuburg 1980.

6 In einer Szene zu Sancta Maria Antiqua zu Rom, die eine männliche Figur neben Maria unter dem Kreuze zeigt, wird sie für Longinus gehalten, der mit seiner Lanze Christus in die Brust sticht. Vgl. dazu Anm. 7.

7 Cecchelli, Carolus, Joseph Furlani, Marius Salmi: *Evangeliarii syriaci, vulgo Rabbulae, in Bibliotheca Medicea-Laurentiana (Plut I, 56) adservati ornamenta edenda notisque instruenda.* Lausanne, Olten, 1959, Bildtafel nach fol. 13a. Hier auch auf Tafel 15,1 ein Bild vom Fresko der Kreuzigung zu *S. Maria Antiqua* in

(Abb. 1) zeigt in der größeren oberen Hälfte die Kreuzigung. Christus ist zwischen den beiden „Schächern“[8] mit vier Nägeln ans Kreuz geschlagen. Unter seiner Rechten stehen Maria (im kreisrunden Nimbus) und Johannes (ohne Gloriole). Unter Jesu Linker die drei weinenden Frauen. Unter den Füßen des Gekreuzigten hocken drei Soldaten-Gestalten. Sie würfeln um seinen „ungenähten Rock“, das *colobium*.[9] Zwei Männer befinden sich unter den beiden Armen des *Crucifixus:* Links im Bilde ist es Longinus. Er sticht eben mit seiner Lanze den Heiland durch das dort geöffnete tunika-artige Langkleid in die rechte Brustseite. Darüber steht in Großbuchstaben der Name ΛΟΓΙΝΟC.[10] Ihm gegenüber der nicht soldatisch Gewandete mit dem Schwammstab in seiner Rechten. Den hat er bis zur Leibesmitte Christi erhoben. In der Linken aber trägt er einen Kübel, eben jenes *vas ... aceto plenum* nach Joh 19,29.

Diese syrische Buchmalerei wird mit 586 datiert. Wenn man annehmen darf, daß der später mehrfach ab dem frühen Mittelalter begegnende Name Stephaton fehlt, weil er bis lange nach der Mitte des 6. Jahrhunderts bisher noch nirgends nachgewiesen worden ist, so

Rom, das außer den Namen für Maria und Johannes nur noch den des *LONGINUS* trägt. Es wird mit *8th. cent.* datiert.

8 Seit den ernst zu nehmenden Mahnungen des Hebräisten und Theologen Pinchas Lapide (Ist die Bibel richtig übersetzt? Band 1. Gütersloh 1986, 3. Auflage 1989, S. 108–114) beurteilt man die beiden in den Apokryphen *Dismas* und *Gesmas* (aber auch anders) mit Namen benannten „Schächer“ (dieses Wort erstmals bei Martin Luther) und „Räuber“, bei Matth 27,38 und bei Mark 15,27, seit der *Vulgata* als *latrones* nach dem griechischen λησταί *(listai)* nicht mehr als „Verbrecher, Missetäter, Räuber“, sondern als von den Römern gefangen genommene und zum Kreuzestod verurteilte, eben auch hingerichtete „Freiheitskämpfer“. Das wagten die Evangelisten wohl nicht anzudeuten oder sie wollten die Herabwürdigung, ja Schmach, die Christus angetan werden sollte, betonen.

9 So z.B. in der sogenannten „Apokalypse des Girone“. Gemeint ist Beatus de Gerona, ein Ort in Spanien zwischen Barcelona und den Pyrenäen gelegen, der im Mittelalter eine dichte jüdische Bevölkerung aufzuweisen hatte. Dieser Beatus von Gerona schrieb in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts einen illustrierten Kommentar zur „Apokalypse des Johannes“ in zwölf Büchern. Die älteste Fassung der in 32 Teilen erhalten gebliebenen Handschriften soll um 776/784 entstanden sein. Dieser Mönch Beatus geht auch unter dem Namen Beatus von Liébana *(Libanensis)*. Vgl. Tusculum – Lexikon griechischer und lateinischer Autoren des Altertums und des Mittelalters. 3. Aufl. hg. von Buchwald, Wolfgang, Armin Hohlweg, Otto Prinz, München–Zürich 1982, S. 110; dazu: Lexikon für Theologie und Kirche (LThK), Band 2., 1997, 3. Aufl., Sp. 109 (Peter Klein).

10 ΛΟΓΙΝΟC: Kein Nasallaut *(N)* am Ende der ersten Silbe; am Schluß *C* für auslautendes *S* im Griechischen.

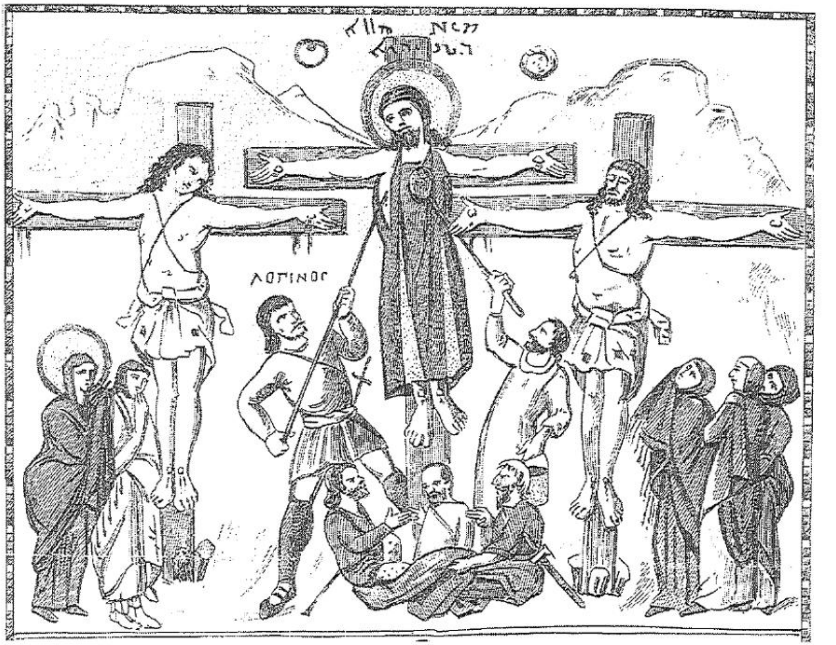


Abb. 1: Umzeichnung aus dem syrischen Rabbula-Evangeliar vom Jahr 586 zu Florenz (mit Longinus ΛΟΓΙΝΟC und dem namenlos bleibenden Stephaton Schwammstabträger nach Joh 19,29. Nach J. Labarde, Histoire des arts industrielles. Album 1864, Band I. Paris, Tafel XXX.

hätte man mit dem *Rabbula*-Evangeliar vielleicht schon einen *terminus ante quem non* für den Namen Stephaton. Es ist ja nicht zu verkennen, daß es z.B. im 10. Jahrhundert Buchmalereien in freilich nur geringer Anzahl gibt, unter denen auch (gewiß viel seltener als Longinus) sein Gegenüber sehr wohl „schon" einen Namen im Bilde trägt.

Freilich hat sich die Forschung erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr denn je vor allem der „biblischen" Namen und bei ihnen sehr häufig jener in den Apokryphen, also den „nicht kanonischen" Texten angenommen. So z.B. Bruce M. Metzger in einem Festschriftbeitrag von 1970 über „Die Namen für die im Neuen Testament Namenlosen".[11]

11 Zum Allgemeinen vgl. Metzger, Bruce M.: Names for the Nameless in the New Testament. A Study in the Growth of Christian Tradition. In: KYRIAKON. Festschrift Johannes Quasten, hg. von Granfield, Patrick, Josef A. Jungmann, Band I, Münster in Westfalen 1970, S. 79–99, bes. S. 94 f.

Erst um Jahrhunderte später als die Buchmalerei der Kreuzigung im *Rabbula*-Evangeliar (um 586), begegnet neben der Gestalt auch der Name *Stephaton* im Kreuzigungsbilde der abendländischen Buchmalerei. Dies in einer lateinischen Handschrift aus dem deutschen Sprachbereich, im *Codex Egberti* der Stadtbibliothek zu Trier.[12] Das ist eine in der Reichenau lateinisch geschriebene und mit kostbaren Bildern bereicherte Handschrift über das Leben Jesu Christi. Sie wurde vom kunstsinnigen Erzbischof Egbert, geboren aus niederländischem Adel, Erzbischof von Trier (977–983), von 976–983 auch Kanzler Kaiser Ottos III. (*955, †983), an das Trierer Kloster St. Paulin geschenkt, kam dann als Handschrift höchsten kulturhistorischen Wertes an die Trierer Stadtbibliothek. Die aussagekräftigen Bild-Miniaturen sind in den Text gestellt. So z.B. auch eine Doppelszene: oben die Kreuztragung: Jesus wird von drei Kriegsknechten hinter dem Kreuztrage-„Helfer" Simon von Cyrene (Mark 15,21) nach Golgotha getrieben. Er ist in ein blaues *Colobium*, das ist eine spätrömische Dalmatika, und in ein violettes Obergewand gekleidet. Jesus, mit violettem Oberkleid, wird im Kreuznimbus von einem Kriegsknechte (rote Hosen, grüne Tunika) wie gefesselt an den Händen gepackt. Zwei weitere, je in ein weißes oder in ein rotes Langkleid gehüllt, schieben ihren nach rechts im Bilde getriebenen gefangenen Jesus. Er muß also jenem Simon von Cyrene folgen, der, in ein um die Leibesmitte gegürtetes, zinnoberrotes Gewand gekleidet, unter der Schwere des Kreuzes gebückt voranschreitet.

Unterhalb dieser „Kreuztragung" ist die Kreuzigung selber, ähnlich jener im *Rabbula*-Evangeliar, vorgestellt. Christus ist also in das lange blaue, mit goldenen Streifen und Punkten verzierte *Colobium* gekleidet, seine Besonderheit als göttliches Wesen zu betonen. Da ist er mit vier Nägeln ans Kreuz geschlagen. Sein Haupt ist anscheinend noch mit offenen Augen, deren Blick sich dem rechten „Schächer" und unter jenem seiner Mutter und – hinter ihr – den (kaum noch erkennbaren) „hl. Frauen" (Joh 19,25) zugewendet. Beide „Schächer" sind in weißer *Tunika* an die T-förmigen Kreuze *(crux immissa)*

12 Franz Xaver Kraus, Die Miniaturen des *Codex Egberti* in der Stadtbibliothek zu Trier. Freiburg i.B. 1884, 19, Tafel XV; Wiesbaden Faksimile-Ausgabe: Codex Egberti der Stadtbibliothek Trier. 2 Bände 1983, Textband von Franz, Gunther: Geschichte der Handschrift; Ronig, Franz J.: Kunstgeschichte und Ikonographie. Für freundlich erstellte Ablichtungen danke ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Christoph Gerhardt, Trier.

gebunden. Am rechten Bildrande steht Johannes. Auch er umstrahlt von einer Rundgloriole. Er hat, wie links im Bilde Maria, als Trauergebärde eine Hand an die Wange gelegt.

Für uns bedeutsam aber ist es, daß hier meines Wissens erstmals der Name *STEPHATON*, in Großbuchstaben waagrecht ausgeschrieben, den Schwammträger als einen „Kreuzigungszeugen" – entgegen dem sonstigen Verschweigen seines Namens – ausweist. Oberhalb des Christus-Kreuzes, auf dem nicht jener zwischen Pilatus und den protestierenden Juden heftig umstrittene Titel *INRI* für den „König der Juden" aufgenommen ist (Joh 19,19–22), befinden sich die Antlitze von „Sonne" und „Mond", jeweils zur Hälfte im Trauer*gestus* verhüllt. Unter dem *Crucifixus* würfeln eben zwei hockende Soldaten um den „ungeteilten Rock" des Gekreuzigten (Joh 19,23–24).

Nun könnte man an eine Unzahl von Kreuzigungsbildern erinnern. Auf ihnen ist, zumal wenn es sich um eine „Kreuzigung im Gedränge" handelt, fast immer auch die in allen vier Evangelien bezeugte Darreichung des Essigschwammes dargestellt. Der Name dessen, der es „tun" hatte müssen, der fehlt in der großen Bilderfülle auch der Jahrhunderte nach der Ausnahme im *Codex Egberti* des 10. Jahrhunderts fast immer. Es gibt nur wenig Ausnahmen. So z.B. jene, die für die Erwähnungen seitens der Kunsthistoriker etwa im Bereich der in der „Ikonographie der Kreuzigung in der spanischen Buchmalerei vom 10. bis zum 12. Jahrhundert" gemacht wurden.[13] Der „Stephaton"-

13 Joaquín Xarza Luaces, Iconografía de la crucifixión la miniatura española. Siglos X al XII. (= Archivo español de arte 47) Madrid 1974, S. 13–37, bes. 21 f. Den Hinweis auf diesen kunsthistorischen spanischen Aufsatz und eine vollständige Ablichtung verdanke ich meinem verehrten und mich oft gütig beratenden Kollegen em. o. Univ.-Prof. Dr. theol. Johannes B. Bauer, Graz. Er verwies dabei auf einen Irrtum, daß der Name Stephaton schon im apokryphen Nikodemus-Evangelium vorkomme. Es erscheint also notwendig, darauf hinzuweisen, daß der Name Stephaton selbst in so großen Nachschlagewerken fehlt wie bei: Zedler, Johann Heinrich: Großes, vollständiges Universal-Lexikon ... in 64 Bänden. Halle–Leipzig 1732–1750, und 4 Supplementbänden. Leipzig 1751–1754. Neudruck Graz 1961–1964; der Stephaton-Name fehlt auch bei Aegidius Forcellini (et alii) Franciscus Corradini, Lexikon totius latinitatis, Band IV. Padua 1837, S. 481; gleiches gilt auch für den Thesaurus linguae latinae (editus ivssv et avctoritate consilii ab academiis societatibusqve diversorvm nationum electi) in der Gesamtreihe Band I. Leipzig 1900, fortgeführt bis zum Schlußband Leipzig 1990. Desgleichen ist Stephaton nicht zu finden bei: Josephus Perini, Onomasticon totius latinitatis, Band II. Padua 1920, S. 646.
Es steht im Griechischen nicht anders: Hase, Carolus Benedictus, Guilielmus Dindorfius, Ludovicus Dindorfius: Thesaurus graecae linguae, Band VIII. (o.J.), Neudruck Graz 1975, S. 744.



Abb. 2: aus dem Egbert-Codex des 10. Jahrhunderts zu Trier
Faximile-Ausgabe, Wiesbaden 1983.

Name wurde kaum jemals für das, was wir in unserer, wenn auch schwer definierbaren Wissenschaft als „Volk" verstehen, genannt oder verwendet. Soweit wir sehen, hat auch die predigende, mithin bewußt „belehrende" Klerisei keine Legenden um Namen und „Leben" dieses Stephaton erfunden, erzählt, rühmend oder tadelnd, nicht einmal ohne „Bewertung" dem „Volke" mitgeteilt. Die „volksbildenden" Prediger haben also seine – und das gewiß *a priori* – im Heilsgeschehen nicht sympathische Funktion als Essigschwammträger nicht für „erzählenswert" befunden. Daher gibt es für ihn auch kein in der sonst so oft breit ausschwingenden, unbedenklich „Apokryphen" ausmalenden mündlichen, bald sehr gerne auch schriftlichen Überlieferung wenn auch „fiktives" Leben als Schicksal wie sonst bei so manchen Gestalten der Bibel zumal auch der Evangelien. So z.B. eben bei den „Schächern" Dismas und Gesmas, bei Longinus oder bei Barabbas. Der verhältnismäßig so spät, erst frühmittelalterlich genannte, apokryphe Name „Stephaton", für dessen gräzisierende Form sich bis heute keine Quelle hat finden lassen, hatte im „Volke" keinen Nährboden. Was aber vor allem im 10. Jahrhundert derart deutlich aus der Buchmalerei im Egbert Codex zu Trier spricht, das findet sich – etwas älter – auch sonst, wenn auch nur gelegentlich im frühmittelalterlichen Abendlande.

So z.B. in der bretonischen Buchmalerei einer Kreuzigung aus der zweiten Hälfte schon des 9. Jahrhunderts. Dies in einem Evangeliar, aufbewahrt in der Bibliothèque Municipale zu Angers im Westen Frankreichs.[14] Die Namen Christi, Mariae und Johannis sind ebenso in Großbuchstaben den Zeugen der Kreuzigungsszene beigegeben wie *SOL* und *LUNA*, gekleidet als Mönche mit Palmen in den Händen. Sie sind jeweils eingezeichnet in ein Kreisrund oberhalb der beiden Hälften des Kreuz-Querbalkens. Unter den Armen des auf dem Schädel Adams, des „mit Christi Blut Getauften", Stehenden, befinden sich Maria und Johannes. Einander gleich in *tunika*artigen Kleidern sind auch die beiden, ihr Amt ausführenden: *LONGINVS* und *STEPHATON*.

Nicht wesentlich anders, aber ein Jahrhundert später und damit wohl zeitgleich mit dem Egbert-Codex, wurde eine katalanische Buchmalerei der Kreuzigung in eine mit 975 datierte Handschrift gesetzt. Sie befindet sich zu Gerona in Nordwest-Spanien.[15] Der Erlöser ist hier im Kreuznimbus und erhöht über den Schächern

14 S/w-Abb. bei Schiller, Ikonographie (wie Anm. 2), Nr. 390.

15 S/w-Abb. bei Schiller, Ikonographie (wie Anm. 2), S. 389.

GESTAS und *LIMAS* (nur schwer leserlich) wieder mit vier Nägeln ans Kreuzholz geschlagen. Er scheint auf einem verzierten Fußbalken zu stehen. Über seinen stark blutenden Händen befinden sich Sonne, Mond und Flügelengel mit *thuribula*-Räuchergefäßen der Weihe.

Es ist auch bei einigen Kreuzigungsdarstellungen in meiner steirischen Heimat nicht anders. So z.B. auf einem an Personen reichen Passionsretabel vermutlich aus dem Benediktinerstift St. Lambrecht und der Zeit um 1360–1370.[16] Keine einzige Person ist hier mit Namen genannt. Eigenartig die Kreuzigung vom „Meister der Votivtafel von St. Lambrecht", um 1430.[17] Wenn meist Longinus den Vorzug hat, so ist hier völlig auf ihn verzichtet. Umso deutlicher ist der Schwammstabträger dargestellt. Er führt dem sterbenden Christus (schon klafft die Seitenwunde; das Haupt des also schon Toten ist nach rechts geneigt) den Essigschwamm doch noch bis an die Seitenwunde. Für die spätgotische Zeit in der Steiermark sei hier noch auf die „Kreuzigung im Gedränge" des Meisters Konrad Laib im Dom zu Graz, datiert mit 1457, verwiesen.[18] Unter der Vielfalt von Kreuzigungszeugen hält Stephaton, ohne daß sein Name genannt würde, selber dem Kreuze und Magdalena am nächsten, seinen Schwammstab zu Christus empor, ohne ihn zu erreichen. Longinus ist, gleich-

16 Woisetschläger, Kurt, Gottfried Biedermann: Gotik in der Steiermark. Landesausstellung 1978 im Stift St. Lambrecht. Katalogredaktion Elisabeth Langer. Farbtafel 2, Kat.-Nr. 86. Graz, Alte Galerie am Landesmuseum Joanneum, Inv.-Nr. 302. Als gleiches Farbbild auch bei: Gottfried Biedermann, Katalog Alte Galerie am Landesmuseum Joanneum. Mittelalterliche Kunst. Tafelwerke – Schreinaltäre – Skulpturen. Graz 1982, Farbtafel 2 mit Meisternamen „Wölfel von Neumarkt?".

17 Woisetschläger/Biedermann, Gotik (wie Anm. 16), Farbtafel 4, Kat. Nr. 2, E. Langer 54, Pöls ob Judenburg, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt.

18 Eine nähere Beschreibung dieses, möglicherweise aber nicht gesichert vom ehemaligen Lettner stammende Werk wurde 1978 in Restaurierung genommen. Eine gute Farbaufnahme, ohne Namen der Herstellung, wurde mir freundlicherweise aus dem Privatbesitz von Frau Univ.-Prof. Dr. Elfriede Grabner, Graz, zur Verfügung gestellt. Zu unserer Frage: Ganz nahe dem Gekreuzigten im Gedränge der unzählig Vielen hier auf Golgotha befindet sich nur die ganz unten am Kreuzholz kniende Magdalena. Über ihr reckt Stephaton, freilich nicht namentlich genannt, seinen Schwammstab bis in die Höhe der Knie des Gekreuzigten empor. Er trägt ein rotes Langkleid, darüber eine schwarzbraune mantelartige *chlamys*. Auf seinem Kopfe aber eine Art gelber Turban, der ihn möglicherweise nicht nur von den Römern, sondern auch von den Juden in seinem „Dienst" unterscheiden soll. Ein zu knapper Vermerk bei: Schweigert, Horst: Dehio-Handbuch für Graz. Wien 1979, S. 17.

falls nicht namentlich genannt, neben dem Panzerreiter Centurio (?) und dem Träger einer roten Fahne mit den Buchstaben *S.P.Q.R.* (für *Senatus Populusque Romanus)*, kaum zu erkennen.

Was jedoch in der mittelalterlichen Buchmalerei mit lateinischer oder anderssprachiger Textgebung für das „Volk" ja ohnehin nie „zugänglich" war, vielmehr äußerst vereinzelt bleibt, das sagt auch aus den im „Westen" ohnehin nur sehr seltenen Beschriftungen der Kreuzigungsbilder verschiedenster Techniken, am deutlichsten in den „allen Gläubigen offenen" Altarbildern nichts über unseren Schwammträger in Christi Sterbestunde aus.

Gewiß gibt es da recht seltsame Zwischenformen. So z.B. die Mitteltafel des „Altares der kanonischen Tageszeiten" im Dom zu Lübeck. Über dem hoch aufragenden Kreuzesstamm, über dessen Querbalkenenden „Sonne" und „Mond" als lichtumloderte Antlitze den Beschauer grüßen, hängt Christus im Realismus des ersten Drittels des 15. Jahrhunderts geneigten Hauptes an den drei Kreuznägeln.[19] Beidseits je eine Gruppe von Zeugen des grausigen Geschehens. Links im Bilde vor dem erlösungsbereiten „Rechten Schächer", über dem ein Engel schwebt, die Gruppe der „heiligen Frauen". Sie bemühen sich mit Johannes um die im Schmerz umgesunkene Gottesmutter. Anscheinend ist auch Joseph von Arimathia, weißbärtig, darunter. Hinter Johannes aber stößt der rotgekleidete Longinus die kurze Lanze eben in Christi rechte Seite. Schon hat Christus, nur um die Leibesmitte mit einem ebenfalls blutbedeckten Linnen *(perizoma)* verhüllt, sein von goldener Rundgloriole umglänztes Haupt im Tode nach rechts geneigt. Zur gleichen Zeit aber hält ihm der mit dunkelrotem Mantel *(Clamys*, wie sie in byzantinischer Zeit in besonderer Länge getragen wurde) Bekleidete – in der Gruppe vor dem jüdischen Hohenpriester und den Rabbinern und Gesichter verrenkenden Spöttern, aber auch den gepanzerten Legionären im Stil spätmittelalterlich Bewaffneter – den Essigschwammstab mit geradezu grotesker Kopfhaltung mit seiner Rechten Christus vor den Mund. Die Linke hält den auch evangelienbezeugten Kübel mit der Galle (Joh 19,29). Die Szene wirkt so, als hätte der nicht mit Namen Benannte eben erst den Schmerzensruf Christi „Mich dürstet" vernommen. Auch in den

19 Auf dieses einen besonders starken Eindruck ausübende Bildwerk zu Lübeck in seinem an Spätmittelalter-Kunst so reichen Dom hatte mich meine Kieler „Doktortochter", Frau Ingeborg Böhnke, Plön in Holstein, aufmerksam gemacht, mir dankenswerterweise auch noch ein Farbfoto (Ursula Bode) davon geschickt.

beiden unteren Sonderszenen, der Kreuztragung links mit Simon von Cyrene und rechts der Kreuzaufrichtung über Maria und Johannes, wobei hinter den die Nägel Einschlagenden nochmals, d.h. erstmals Stephaton mit Schwammstock und Gallekübel sich zum Haupte Christi neigt, ist im lateinischen Text der Spruchbänder der Name dieses Kreuzigungszeugen nicht genannt.

Mehr als ein Jahrhundert später wird man sich – wenn auch nur vereinzelt – damit begnügen, daß man die schmerzhafte Gottesmutter mit ihrem vom Kreuzholz genommenen Sohne, umringt von Magdalena und zwei weinenden Frauen und Johannes, in der „Pietà" unter und vor dem noch aufgerichteten Kreuzholz zeigt. Das hat noch den Kreuztitel *INRI* am oberen Ende. Statt der handelnden Personen jedoch sind nur ihre Werkzeuge, die „hl. Lanze" und der Schwammstab, ans Kreuz gelehnt. Als ein Relikt früher Buchmalerei (mehrmals im Früh- und Hochmittelalter), blicken „Sonne" und Mond" verdüstert aus den Wolken auf dem Altarrelief des um 1570 zu Innsbruck geborenen, in Salzburg „vor dem 12. VIII. 1630 verstorbenen" deutschen Manieristen Hans Waldburger.[20]

20 Thieme, Ulrich, Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künste von der Antike bis zur Gegenwart. Band 35, hg. von Hans Vollmer, Leipzig 1942, S. 70. Dem aufmerksamen Beobachter ostkirchlicher Aussagen religiöser Bildkonzeptionen auf Wandmalerein in Ikonen wird es auffallen, daß sich zumal Freskanten auf den meist übergroßen Darstellungen des „Jüngsten Gerichtes" (griech. *deutera parousia tou Christou;* russ. wie serb. *strašnyj sud)* fast regelmäßig im Mittelfeld der nach den Gerichts-Homilien Ephräms des Syrers (um 306–373) gegliederten Szenerie auch die „hl. Lanze" und der Schwammstab befinden. Dies in der sogenannten „Aufbereitung des Buches des Lebens" (griech. *hetoimasia).* Sie liegt als eine Art Altar unter den Einzelbildern des „Alten vom Tage" (Christus als *iudex),* unter der „Fürbitte" (griech. *deesis)* mit Maria und Johannes und über der untersten Hauptszene, der „Seelenwägung" (griech. *psychostasia).* In der *hetoimasia* steht das nackte Kreuzholz hinter dem festlich gedeckten Altare mit dem „Buch des Lebens". Lanze und Schwammstab ragen schräg auf zu den beiden Enden des Kreuz-Querbalkens. Vgl. Onasch, Konrad: Liturgie und Kunst der Ostkirche unter Berücksichtigung der Alten Kirche. Leipzig 1981, Stichwort „Gericht, Jüngstes", S. 129–131, s/w-Tafel 44 und 51, Umzeichnung 221.
Das ist auch auf einer besonders einprägsamen *hetoimasia* in der Johannes-Kathedrale zu Nicosia auf Cypern der Fall. Ich hatte sie bereits 1950 als Teil einer riesigen Weltgerichts-Wandmalerei kennen gelernt. Meine verehrte Kollegin, Frau Univ.-Prof. Dr. Elfriede Grabner, hat diese Einzelszene am 6. Oktober 1992 in Farbe aufgenommen (siehe Abb. 3). Indes ist hier eine nach meiner Erfahrung seltene Änderung zu bemerken. An der weißgedeckten Altar-*mensa* (griech: *hagia trapeza)* knien Maria und Johannes der Täufer in ihrer „Fürbitte" *(deesis)*

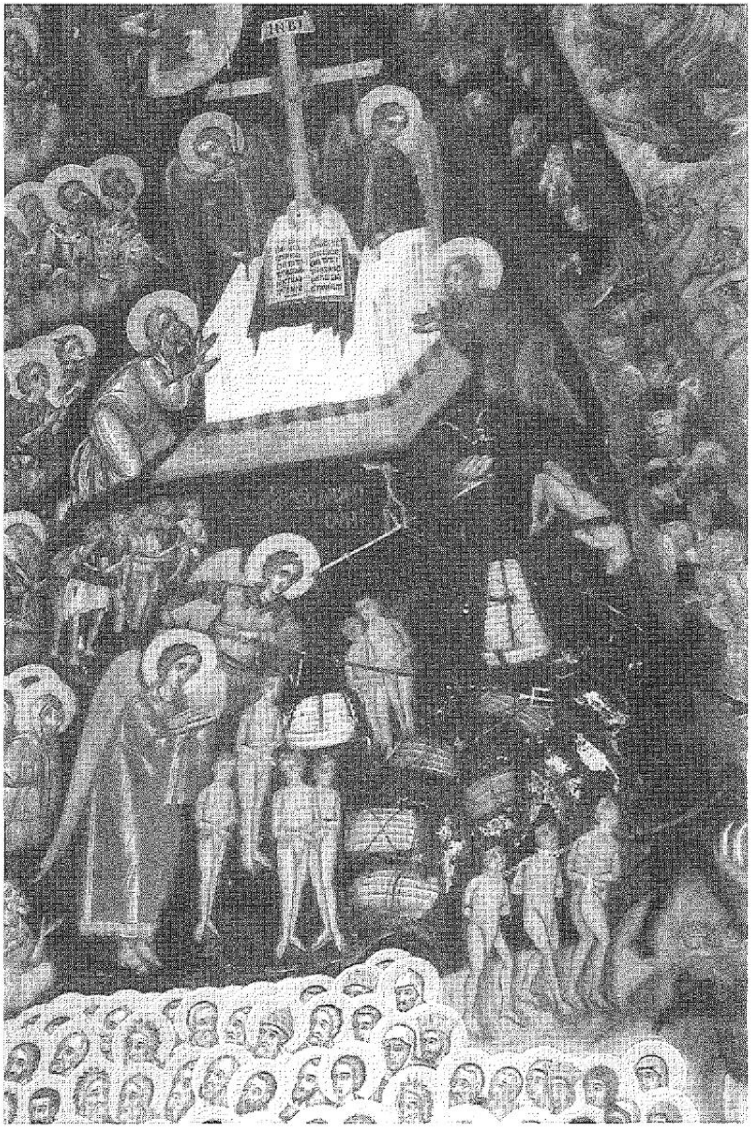


Abb. 3: Die „Aufbereitung des Buches des Lebens" (griech. *hetoimasia)* als Teilstudie einer Wandmalerei des Weltgerichtes in der Johannes-Theologos-Kathedrale zu Nicosia auf Cypern. Hl. Lanze und Schwammstab am Altare. Foto: Prof. Dr. Elfriede Grabner, 6.10.1992.

Wie früh der Name Stephaton sozusagen auch in der volkstümlichen Hagiographie der Erbauungsbücher, der Predigtsammlungen, der religiösen Märlein[21] als sehr beliebter Kanzel-Scherz zum *ridendo dicere verum* als „vergessen" anzusehen ist, das bezeugt eines der bedeutendsten Werke barocker „Volksbildung" im Bereich der religiösen Vorstellungen. Diese sind uns ja überliefert als belehrend „aufbauendes Wort" zumal aus dem frühen 18. Jahrhundert. Sie stellen für uns eine Schilderung der katechetischen Bedürfnisse dar wie Zeugnisse der ungebrochen fortlebenden Erzählfreude der Seelsorger als Prediger und Erbauungs-Schriftsteller. Hier handelt es sich – herausgegriffen als besonderes Werk, was Umfang, Darstellungsweise und Breitenwirksamkeit betrifft – um ein Besonderes, das trotz „Aufklärung", Bücherverbrennung usw. in heute gewiß nicht erreichbarer Auflagenhöhe verglichen werden kann. Es ist *Das grosse / Leben Christi, / Oder / Ausführliche, andächtige, bewegliche und ganz / Vollkommene Beschreibung / Des allerheiligsten Lebens und bitteren Leidens unsers / HERrn JESU Christi, / Und seiner Glorwürdigsten / Lieben Mutter Maria ... Authore R. P. MARTINO von Cochem Capuziner-Ordens, der Rheinischen / Provinz Predigern.*

Das Werk dieses schreibgewandten Kapuziners Martin von Cochem (1634–1712)[22], das nicht weniger als 177 Auflagen erlebt hat,

vor der „Taube des Hl. Geistes" im Kreuznimbus (!). Sie selber hält das „Buch des Lebens". Hinter ihr stehen zwei jeweils in eine braunrote *tunika* gekleidete Flügel-Engel mit goldenen Rundgloriolen. Je eine Hand halten sie an das große Holzkreuz mit Nägeln, mit *INRI*-Tafel und mit grünem Kranz. In der anderen Hand hält ein Engel die „hl. Lanze" *(hagia lonchee)* und der andere den Stab mit dem Essig-Schwamm *(spongon meston tou oxous ...)*. Entgegen sonstigem Brauch in der Malerei der Orthodoxie ist den Gestalten auf dieser *hetoimasia* kein Name auch nur als Kurzzeichen beigegeben.

21 Moser-Rath, Elfriede: Predigtmärlein der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes. Berlin 1964 (Suppl.-Serie zu Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung, hg. von Kurt Ranke. Reihe A: Texte, Band 5).

22 Dieses Werk des P. Martin von Cochem erschien erstmals zu Mainz 1677. Erst ab der 4. Auflage „Das große Leben Christi", Frankfurt 1680 in 2 Bänden, trägt es den genannten Titel. Vgl. dazu: LThK Band 6/3, 1997, S. 1423 f. (Kurt Küppers); Ebenda Band 7/1, 1962, Sp. 116; es gibt von Martin von Cochem etwa 70 gedruckte Schriften. Stahl, H.: P. Martin von Cochem's „Leben Christi". Bonn 1909, S. 23. Meine Textauszüge nach dem Exemplar von 1753 im Privatbesitz von Frau Kollegin Univ.-Prof. Dr. Elfriede Grabner, Graz. Ihr verdanke ich manchen Sonderhinweis und einige Ablichtungen. Gregor Menhardt wird zwischen 1745 und 1760 als Drucker in Steyr genannt. Zu ihm als Holzschneider

liegt mir hier in einer Ausgabe zu *Steyr ... bey Johann Ferdinand Holzmayr. / Gedruckt bei Gregori Menhardt, 1753*, vor.[23]

Ausführlich auch *Das sechs und vierzigste Capitul / Von dem vierten Wort, so Christus am Creutz geredt.* Es sind die Geschehnisse um Christi Qualenschrei „Mein Gott ... warum hast Du mich verlassen?" (Mark 15,34). Doch auch beim nächsten Kapitel, jenem „Von dem fünften und sechsten Wort Christi" („Mich dürstet!" Joh 19,28) ist bezeichnenderweise kein Name des Schwammstabträgers genannt. Dies, auch wenn Martin von Cochem breit auf die Szene der Essigschwamm-Reichung an den Sterbenden eingeht.[24] *O wann doch jemand wäre, der mir einen trunk wasser reichte, meinen bittern durst ein wenig zu löschen. Ich begehre keinen wein, noch bier: vil weniger mandel-milch, oder perlen-wasser ..., sondern bitte demüthiglich um einen einigen becher wassers* ... Breit sind die lebhaften Bitten an den „verlassensten Jesu!": *Dann als sie ihn in disen seinem* (sic!) *unendlichen schmerzen, so erbärmlich hörten bitten, sie wolten ihm doch um Gottes willen, zur erquickung seiner zungen, in disen seinen tods=nöthen, nur ein gläßlein wassers reichen, da versagten sie ihm nicht allein das wasser, sondern aus teuflischer feindseeligkeit tunkten sie einen schwamm in ein geschirr voller ęßig, (welchen sie allezeit bey den gekreutzigten brauchten, ihnen das blut darmit zu stillen; damit sie desto langsamer sterben solten.) Darnach tunkten sie denselben schwam in ein geschirr voller gallen; wie David spricht*[25]*, bunden den schwamm um ein rohr, und reichten ihn dem durstigen Christo zur erquickung seiner zungen ...*

Noch breit wird bei Martin von Cochem von der Grausamkeit gegen den Gekreuzigten meditiert: *Gleichwohl, wie wehe es ihm thäte, dannoch schlug er disen verbitterten trank nicht aus; sondern saugte so lang an dem schwamm, als er etwas bekommen konte ...* Sogar noch ein eigener Gebet-Abschnitt ist in das Erbauungsbuch eingeschoben zur Verehrung des bittern Durstes Christi.[26] Das geht so

und Verleger vgl. Gugitz, Gustav: Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten. Wien 1950 (Register).

23 Martin von Cochem (wie Anm. 22), Band II, S. 357–366.

24 Der Hinweis auf David betrifft Psalm 86, *Oratio ipsi David*, deutsche Einheitsübersetzung der Bibel, Stuttgart–Klosterneuburg 1988, „Der Hilferuf eines Armen zu Gott". (Ein Gebet Davids), S. 658 f.

25 Martin von Cochem (wie Anm. 22 u. 23), S. 370–372.

26 Birgitta von Schweden (1303–1373), Revelationes 4, cap 79. Es sei nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß Martin von Cochem gewissenhaft (wenn auch in



Abb. 4: Stephaton tränkt Christus mit dem Essig-Galle-Schwammstab nach Joh 19,29. Kupferstich im „Großen Leben Christi" des Kapuziners Martin von Cochem, Ausgabe bei Gregor Menhardt, Steyr 1753.

weit, daß Martin von Cochem sogar aus *St. Birgitten Offenbarung* zitiert, um aufzuzeigen, wie elend Christus nach solchem Trunk im Sterben auch körperlich verfallen hatte müssen.[27] Wie in fast allen den vielen Ausgaben des „Großen Lebens Jesu" sind auch in unserm Gregor Menhardt-Druck von Steyr Kupferstiche in den Text aufgenommen. Hier z.B. ein Stich (ohne Künstlernamen des Zeichners und des Stechers) im Querformat 13,8 x 6,4 cm, S. 357 (Abb. 4).

Der kleine Stich umfaßt eine erstaunliche Fülle von Bild-Aussagen, wiewohl man wegen der ungewohnten Zugaben nicht von einer „Kreuzigung im Gedränge" sprechen könnte. Christus hängt „noch

stark verkürzten, nur für seine theologischen und des Latein kundigen Mitbrüder bestimmten Anmerkungen) sein „Wissen" um die Evangelien-Exegese als Quellen vermerkt.

27 Bächtold-Stäubli, Hanns, Eduard Hoffmann-Krayer (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 5. Berlin 1933, Neudruck: Berlin 1987. Stichwort: Longinus, Sp. 1326–1327 (Paul Sartori) und Longinussegen, Sp. 1327–1348 (Jacoby).

lebend" am Kreuze. Unter seiner Rechten streben zwei römische Legionäre, beide gepanzert, in lebhafter Bewegung auf den Gekreuzigten zu. Einer, der mit einer Lanze in seiner Linken den anderen, ebenfalls Lanzenbewehrten, mit einer Handbewegung vielleicht des Belehrens auf Christus weist, muß nicht, kann aber jener *Centurio* (Mark 15,39) sein, der Christi Göttlichkeit erkennt. Doch das spricht er ja nach dem Evangelium erst nach dem Tode des Gekreuzigten aus. Ähnlich verhält es sich bei Longinus, der ja auch den Herzstich am *Crucifixus* erst nach dem Tode Christi durchführt. Die beiden Gestalten, Longinus und der Centurio, werden oft in der Exegese miteinander verwechselt. Im Hintergrunde unter dem linken Arm des Gekreuzigten zwei gepanzerte, lanzentragende römische Reiter.

Unverwechselbar aber ist ein weiterer Mann. Er eilt mit dem Schwammstab auf Christus zu. Auch er ist gepanzert und mithin als römischer Soldat erkennbar. Das widerspricht auf diesem Kupferstich im „Großen Leben Jesu" nach dem Druck von Steyr 1753, ob zurecht oder irrtümlich, der oft geäußerten Meinung: „Der Soldat, der Jesus mit dem Schwamm tränkte, und den die Legende Stephaton nennt, galt immer als Jude."[28]

Wie es der Zufall will, fiel mir ein weiteres, sogar sehr aussagekräftiges Bild als Postkarte wieder in die Hand, wie ich sie mir bei einem meiner vier Besuche im Nonnenkloster auf dem Odilienberg im Elsaß erworben hatte. Etwas über zweihundert Jahre nach der Namensnennung *STEPHATON* im heute Trierer *Codex Egberti* aus dem 10. Jahrhundert in der Nachzeichnung des Nonnenspiegels der Äbtissin Herrad von Landsperg, ihrem *Hortus deliciarum*, kehrt der Name als *Stephatonus judeus* wieder. Der codex des *Hortus deliciarum* aus der Zeit um 1200 war ja im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 zu Straßburg verbrannt. Doch er war vorher glücklicherweise umgezeichnet worden. So ist er in seiner Bilder- und Beischriftenfülle erhalten geblieben. Er wurde oft herausgegeben, wurde nachgezeichnet und ist selbst auf Wandmalereien in jenem Odilien-Kloster nachgestaltet worden bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Neben einer Fülle von anderen Szenen aus der Heilsgeschichte gilt, das zumal für die Darstellung einer „Kreuzigung im Gedränge" (vgl. Abb. 5).

Unter der Rechten des *Crucifixus* reitet die *Ecclesia* mit einer Krone auf ihrem Haupte auf einem Tier mit vier Köpfen, den Evan-

28 Male, Emile: L'Art religieux du XIIIe siècle en France. Paris 1919, 230.

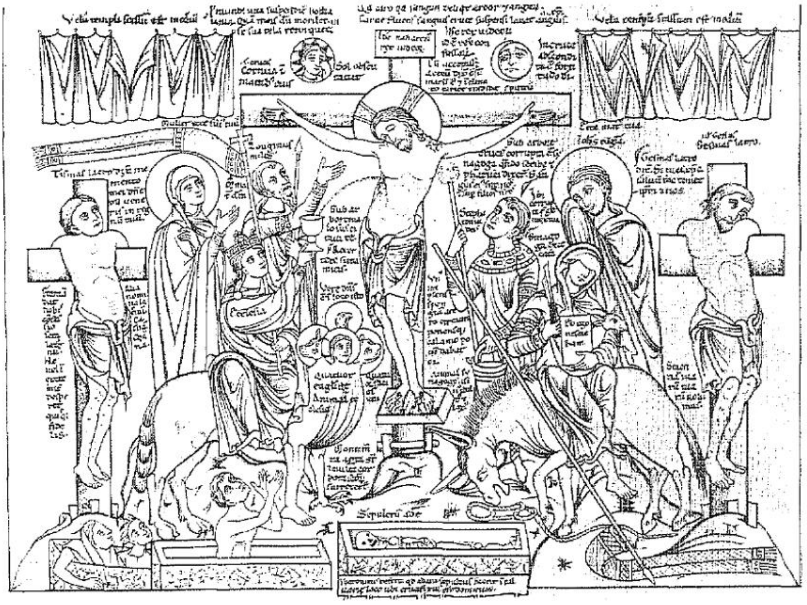


Abb. 5: Christus am Kreuz zwischen *Ecclesia und Synagoga, Longinus und Stephaton* im *Hortus deliciarum* der Nonne Herrad von Landsperg im Elsaß, um 1200.

gelisten-Symbolen des „Tetramorph". Sie nimmt das Blut Christi, das aus seiner Seitenwunde quillt, in einem „Kelch der Eucharistie" auf. Hinter ihr steht der mit einer *chlamys* über dem verzierten Kleide gleichsam „vornehm" gewandete Träger der Herzstichlanze. Er hat seine Rechte zu Christus im Kreuznimbus und mit geneigtem Haupte als „Todesanzeige" schon vor dem Herzstich erhoben. Der Mann ist in der Beischrift ober seinem Haupte bezeichnet als *Longinus miles*, mithin eindeutig als römischer Soldat. Dieser Gruppe gegenüber, unter der Linken des Gekreuzigten, reitet als Gegenspielerin der *Ecclesia* die Sinnbildgestalt der *Synagoga.* Sie ist „blind". Das anzudeuten, ist ihr das blaue *maphorion* über die Augen gezogen. In der einen Hand hält sie einen zerbrochenen Lanzenstiel. In der Beuge des anderen Armes hält die *Synagoga* den *Asasel*[29]. Das ist also der

29 Kretzenbacher, Leopold: Wortbegründetes Typologie-Denken auf mittelalterlichen Bildwerken. Zur *Ecclesia-Synagoga-Asasel-*(Sündenbock-)Szenerie unter dem „Lebenden Kreuz" des Meisters Thomas von Villach um 1475. (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-historische Klasse, Jg. 1983), München 1983.

„Sündenbock" als das „Opfertier" des „alten", des jüdischen Glaubens. Das besagt auch eine erklärende Schrifttafel mit den sie als das „überwunden" gekennzeichnete „Alte Testament" hinstellenden Worten „zu später Einsicht": *Et ego nesciebam.*

Hinter der *Synagoga* aber steht, fast vornehm wie sein Gegenüber, der *Longinus miles* gekleidet, ein bartloser, jung erscheinender Mann. In seiner Rechten hält er den lanzenähnlichen Stab mit dem Essig-Galle-Schwamm zu Christus empor. Wie in den Evangelien vermerkt, hält dieser Schwammträger einen Kübel in seiner Linken, daraus den Schwamm für den Sterbenden zu nässen. Auch dieser Mann hält seine Augen nach oben auf Christus gerichtet. Vor sein Antlitz aber hat der Zeichner um 1200 die für uns entscheidende Beischrift gesetzt: *Stephatonus judeus.*

Was einst um 1200 in der klösterlichen Lehrschrift für die zumindest in den Gebeten des Latein kundigen Schwestern zu lesen stand, das blieb der nicht-klösterlichen, der „Außen"-Welt gewiß „verborgen".

Durch den glücklichen Umstand der Umzeichnungen im 19. Jahrhundert ist die Bilderfülle des *Hortus deliciarum* der Herrad von Landsperg allen den Hunderttausenden Besuchern des Odilienberges im Elsaß mit der Fülle der auch schon vor der Mitte des 20. Jahrhunderts sogar an etliche Wände des Klosters als Fresken übertragenen Bilder, dazu aus der Wiedergabe in Bildern und auf Bild-Postkarten „allgemein zugänglich". Das allerdings ohne daß daraus eine Kenntnis des Namens *Stephaton* „volkstümlich" geworden wäre.

Doch kehren wir nochmals zum Barock-Stich von 1753 bei Martin von Cochem zurück. Ungewöhnlich ist eine weitere Zugabe der Bildkonzeption jenes Kupferstiches, über der umgesunkenen Gottesmutter Maria, die in ihrem Schmerz von zwei „heiligen Frauen" gestützt wird, weist eine dritte mit ihrer linken Hand am Bildrande rechts himmelwärts. Dort sieht über dem Gewölke mit *putti*-Köpfen und zwei Flügelengeln Gott-Vater selbst, von Licht umlodert, dem Erlöserleiden seines Sohnes mit weit ausgebreiteten Armen zu.

Zunächst habe ich freilich meine Bedenken. Wir wissen tatsächlich gar nichts „Näheres" von diesem – nennen wir ihn „Bediensteten" – bei den Kreuzigungsvorgängen der römischen Besatzer. Für die Jahrzehnte nach Christi Kreuzigung niedergeschriebenen Evangelien der drei Synoptiker (Matthaeus, Markus, Lukas) und gar des noch erheblich späteren Johannes Evangelista bedeutet dieser Mann gewiß gar nichts. Er tat seinen „Dienst" und damit aus! Also hat er keinen

Namen, wiewohl ansonsten so viele Gestalten der in den Evangelien „Handelnden" für die Erzählfreudigen des Nahen Orientes einen „individuellen" Namen und in den Apokryphen sogar „auf Dauer" erhielten. Aber für die viele Jahrhunderte spätere Zeit, als man die Heilstat Christi, gerade seinen Opfertod auf dem Kreuze, immer lieber und reicher ausgestaltet in Bildern wie eine stumme „Predigt" darstellte, gewann dieser Mann doch eine gewisse Rolle in der Heilsgeschichte; wenn auch nur selten, erhielt er den Namen Stephaton. Über seine „ethnische Zugehörigkeit" ist damit, trotz des griechisch klingenden Namens, nichts ausgesagt. Dennoch läßt sich – um hier ein Beispiel anzuführen – erkennen, daß etwa die Buchmalerei des im deutschen Umgrunde lateinisch geprägten 9. Jahrhunderts den evangelienbezeugten Essigschwamm-Träger vereinzelt nicht als bloßen „Büttel" sehen wollte. Durch die Güte von Frau Landeskonservator für Kärnten i.R., Hofrat Dr. Elisabeth Reichmann-Endres, Viktring, erhielt ich im Oktober 2000 eine Bildkarte mit einer Kreuzigung (illuminierte Handschrift des 9. Jahrhunderts in der Württembergischen Landesbibliothek zu Stuttgart. *bibl. fol. 23*, Beuroner Kunstverlag, Nr. 5254). Christus ist im Kreuznimbus (!) mit vier Nägeln ans Kreuz geschlagen (Abb. 6). Sein Blick geht auf Maria und Johannes unter seiner Rechten. Gegenüber aber unter Jesu Linker steht als Einzelgestalt ein grauhaarig/graubärtiger, nicht soldatisch, mit braunroter *tunika* und gleichfärbiger, stiefelartiger Fußbekleidung Angetaner. Er hält seltsamerweise den sehr langen Schwammstab hinter seinem Rücken Christus bis zu dessen Brust entgegen. Die Rechte dieses auch hier Namenlosen hält den großen Essig-Galle-Kübel. Das Auffallendste aber: Der Mann ist mit einem sehr großen Schwerte gegürtet. Das könnte er zur Zeit der Kreuzigung Christi unter der römischen Besatzung niemals, wenn er bloß ein „jüdischer Büttel" gewesen wäre wie es die Evangelien „wollen". Was dem mittelalterlichen Abendlande als Abbildung eines „Kreuzigungs-Zeugen" aber ebenso wenig gefällt wie noch achthundert Jahre später einem Kupferstecher als Illustrator im „Großen Leben Christi" des Kapuziner-Hagiographen Martin von Cochem, Ausgabe 1753 (vgl. Abb. 4).

Ungewöhnlich ist eine weitere Zugabe auf der Bildkonzeption des genannten Kupferstiches von 1753. Über der umgesunkenen Gottesmutter Maria, die in ihrem Schmerz von zwei „hl. Frauen" gestützt wird, weist eine dritte mit ihrer linken Hand am Bildrande rechts himmelwärts. Dort sieht über dem Gewölke mit *putti*-Köpfen und

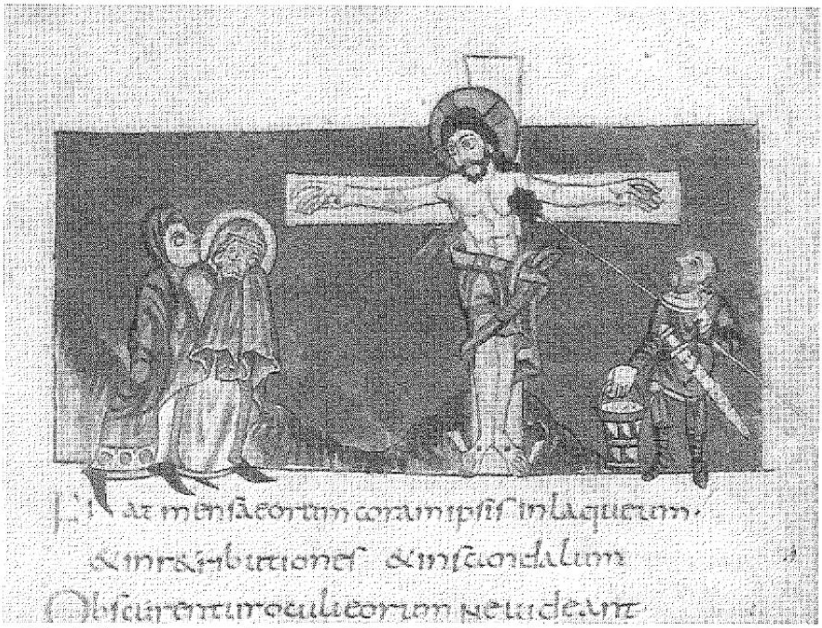


Abb. 6: Kreuzigung zu Psalm 68 (69) 22, 9. Jahrhundert. Beuroner Kunst-Verlag, Nr. 5254, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, bibl. fol. 23.

zwei Flügelengeln Gott-Vater selbst, von Licht umlodert, dem Erlöserleiden seines Sohnes mit weit ausgebreiteten Händen zu.

Der Name Stephaton kommt jedenfalls in diesem so ausführlichen Barockbericht über Jesu Sterben am Kreuze nicht vor, so viel der Autor Martin von Cochem von den letzten drei der sieben evangelienbezeugten Worten des sterbenden Christus berichtet. Er weiß sie geistlich auszudeuten und mit besonderen Gebeten zu umgeben. Der Name Stephaton fehlt.

Die Kenntnisse über den „Kreuzigungszeugen" mit dem Schwammstab sind in der neueren Orthodoxie noch heute spurenweise vorhanden, wenngleich damit kaum je sein apokrypher Name verbunden ist.[30] So z.B. um einen nicht nur für Südosteuropa bedeutsamen

30 Vgl. dazu Onasch, Konrad: Liturgie und Kunst der Ostkirche in Stichworten unter Berücksichtigung der Alten Kirche. Leipzig 1981 (2. „westliche" Ausgabe Graz, Wien, Köln 1981), bes. s.u. „Kreuzigung", S. 225–228. Auf S. 227 eine Umzeichnung aus dem Rabbula-Evangeliar von 586. Im Tafelteil Abb. 63 in s/w. Warum K. Onasch hier zweimal (S. 225 und 228) für den Essigschwammträger den Namen *Stethatos* statt des sonst geläufigen *Stephaton* wählt, wird nicht erklärt.

Namen zu nennen, beim neugriechischen Schriftsteller, Kulturkritiker und wirklichen Dichter Nikos Kazantzakis. Er wurde auf der damals noch türkisch besetzten Insel Kreta 1882 geboren und dort auch nach seinem Krebs-Tode zu Freiburg i.B. 1957 zu Iraklion auf Kreta beigesetzt. Sein großer, vom Erscheinen an heftig umstrittener, auch verfilmter Roman „Die letzte Versuchung"[31] wurde zumal von den Theologen der Orthodoxie bekämpft, unnachgiebig verurteilt und auf den „Index der verbotenen Bücher" gesetzt. Doch sein sprachgewaltiger Dichter konnte oder wollte an dieser Stelle des Kreuzesleidens Christi nicht am evangelienbezeugten Geschehen vorbei gehen.

Während der Gekreuzigte „fiel und versank", daß er die irren Vorstellungen von erfüllter Liebe zu Maria Magdalena und von friedvoll gesegneter Ehe mit Maria *und* Martha von Bethanien zu erleben glaubt, „erbarmte sich unten auf der Erde einer über ihn, eine Stange wurde vor ihm aufgereckt und ein in Essig getauchter Schwamm berührte seine Lippen und seine Nase. Er atmete tief den starken Duft ein und erholte sich. Seine Brust weitete sich, er sah zum Himmel auf und schrie mit herzzerreißender Stimme: LAMA ASABTHANI? Und sein Kopf sank ermattet zurück ..."

Der Name des Schwammträgers aber wird auch hier von Nikos Kazantzakis nicht genannt.

Leopold Kretzenbacher, A Name That is Barely Still Known: Stephaton, Witness at the Crucifixion

In the visual depictions of the Christian story of the Savior, the so-called "Crucifixion in the Throng" takes a special place. Beyond the usual figures of Jesus, Mary, and John, numerous other figures appear, including the Roman soldiers who cast lots for Christ's raiment and the lamenting women of Jerusalem. Two of these figures have a special place. One is the Roman centurion who thrusts a spear into the Sacred Heart of Jesus, a man who has been called "Longinus" since the time of the early Apocrypha. The other is the man who offers Jesus a sponge soaked in vinegar on a pole. The author investigates the very rare naming of this sponge-carrier as "Stephaton".

31 Ὁ τελευταῖος πειρασμός *(Ho teleutaios peirasmos)*. Athen o.J.; deutsche Übersetzung von Werner Kerbst. Berlin-Grunewald 1952 als „Die letzte Versuchung". Die hier gewählte Stelle S. 516.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 23–37*

Vom Müßig-Gänger zum Un-Täter

Nichtsnutz in Bühnenstücken und Bildergeschichten

Volker Klotz

Die herkömmliche Redewendung vom „Müßig-Gehen" begreift dieses, wie jegliches Gehen, als regsame Fortbewegung und keineswegs als regungslose Ruhelage. Die Regulative der Gesellschaft achten weit schärfer auf regelwidriges aktives Tun als auf regelwidriges passives Unterlassen. Der Beitrag analysiert jene poetischen Gattungen, die zwischenmenschliche Handlungen entweder auf der Bühne vorführen oder in Romanen und Bildergeschichten davon erzählen und bringt in diesem Sinne literarische Beispiele subversiven Müßiggangs.

„Nichts Tun": so haben die Veranstalter ihre aufschlußreiche Ausstellung betitelt. Dieser Titel ist so treffend wie vielsagend. Daß „Nichts Tun" keineswegs reglose Untätigkeit meint, das bekräftigen erst recht die Stichwörter des Untertitels. Sie entfalten, wie jenes „Nichts Tun" sich äußern kann. Im: „Flanieren" = Umherschlendern mit ungewissem Ziel. Im: „Pausieren" = Innehalten bei einem Tun, das hernach wieder aufgenommen wird. Im: „Blaumachen" = Aussetzen mit gewohnter Arbeit. Schließlich im „Müßiggehen", worauf ich mich sogleich näher einlassen werde.

Es fällt auf: all diese Titelwörter sind, laut Grammatik, Tätigkeitswörter. Selbst dort, wo jemand „pausiert" oder „blaumacht", ersetzt er aktiv die unterbrochene Tätigkeit durch eine andere. Von unbeweglicher, nichts als passiver Ruhelage kann also keine Rede sein. Auch sonst noch nutzen die Veranstalter der Ausstellung sinnvoll den Rückenwind der Grammatik. Die besagten Tätigkeitswörter kommen uns durchweg als Infinitive entgegen. Das heißt, als unbegrenztes, uneingeschränktes Tun, dem Jede und Jeder, einzeln oder zu mehreren, gestern oder morgen, hier oder dort nachgehen kann.

Mein Vortrag nun greift aus dem Spektrum der genannten Tätigkeiten just das „Müßiggehen" heraus. Warum, das ist leicht einzusehen. Geht es mir doch ausschließlich um jene poetischen Gattungen,

die zwischenmenschliche Handlungen entweder auf der Bühne vorführen (im Schauspiel und Musiktheater) oder davon erzählen (in Romanen und Bildergeschichten). Vom „Flanieren" wären eher Feuilletons oder Essays angezogen, vom „Pausieren" eher lyrische Gedichte. „Müßiggehen" dagegen ruft vor allem Bühnenstücke und Erzählungen auf den Plan. Begreiflicherweise. Denn Müßiggehen – so wird sich zeigen – erregt besonderen öffentlichen Anstoß. Und ohne Anstößigkeiten keine Spannungen und Konflikte. Und ohne Spannungen und Konflikte kommts zu keiner zwischenmenschlichen Handlung, die man auf der Bühne vorführen oder im Roman erzählen kann. Damit bin ich bei meinem Thema: „*Vom Müßig-Gänger zum Un-Täter*. Nichtsnutz in Bühnenstücken und Bildergeschichten".

Lesern von Weltliteratur mag dabei auf Anhieb Ivan Gontscharovs *Oblomov* (1859) einfallen. Jener Roman eines wohlhabenden Gutsbesitzers, der, obwohl körperlich kerngesund, seit Jahren sein Bett nicht verläßt; der empfindsam und klug sich allerlei Erstrebenswertes ausdenkt, aber niemals anpackt. Dazu fehlt ihm die Energie. Oblomovs Un-Taten sind nur ungetane Taten. Öffentlichen Anstoß also können sie ebenso wenig erregen wie er selber, der sich jenseits seines Ruhelagers nirgends blicken läßt. Nur wenige Freunde suchen ihn zuhause auf, um ihn hochzurütteln. Vergebens. Auch insofern bleibt sein Nichtstun schlechterdings privat: räumlich und gesellschaftlich abgeschottet. Allgemeine Moral kann ihn nicht strafen, weil er sie nicht sichtbar tätig provoziert.

Oblomovs Fall berührt sich mit meinem Thema, aber nur von außen. Es kontrastiert geradezu den eigentlichen Müßiggang. Schon das allgeläufige Wort zeigt es an. Müßig sitzt oder steht man nicht. Müßig geht man. Nie liegen sie wie Oblomov auf der faulen Haut, die Müßiggänger. Immer sind sie auf den Beinen, unterwegs. Aber wohin? Dorthin, wo – laut mahnendem Sprichwort – jede tätige Untat beginnt. Denn es behauptet: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Zum lasterhaften Untäter aber können wir nicht werden, wenn wir lediglich regungslos unterlassen, was allgemein gefordert wird. Sondern nur dann, wenn wir regsam treiben, was allgemein verpönt ist.

Soweit die bürgerliche Moral. Träges Nichtstun ist ihr zwar ebenfalls zuwider. Doch bei weitem nicht so sehr wie nichtsnutziges, selbstzweckliches, überschüssiges Tun. Seit etlichen Jahrhunderten ist dieser Grundsatz unsren Vorfahren eingeschärft worden. Allent-

halben in Merkversen und Sprichwörtern. Zum Beispiel: Müßiggang ist der Tugend Untergang. / Müßiggang hat einen bösen Nachklang. / Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Der betulich lehrhafte Christoph Fürchtegott Gellert, in seinen *Geistlichen Oden* von 1737, weiß es noch genauer. Ausgerechnet in der *Warnung vor Wollust* kommt er aufs Thema zu sprechen: Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge, / Fällt auf des Müßigganges Wege / Leicht in das Netz des Bösewichts.

Erst recht dem unerwachsenen Nachwuchs wird schon seit vielen Generationen dieser Abscheu eingeimpft. Nachdrückliche Bilder und Verse machen ihm die Hölle heiß. So im populärsten aller deutschsprachigen Kinderbücher, in Heinrich Hoffmanns *Struwwelpeter*, erstmals erschienen 1845. Wie ernst seine drastischen Lehren vom Autor gemeint waren, und wie ernst sie von den Adressaten genommen wurden, das steht dahin. Jedenfalls drängt sich auf, daß hier die gezeichneten kleinen Untäter fast alle fürs nämliche Fehlverhalten bestraft werden. Fast immer triffts die überschüssige körperliche Motorik, die nutzlos vergeudete Umtriebigkeit.

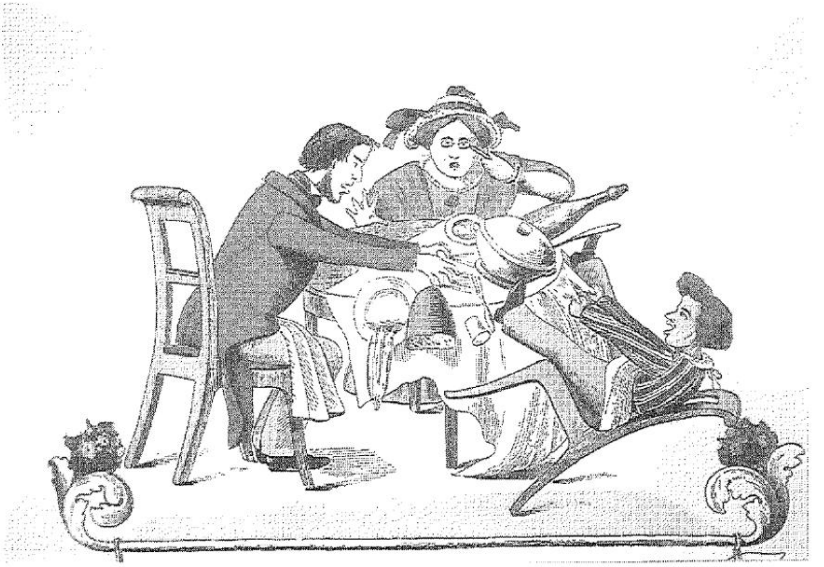


Abb. 1: Aus: Heinrich Hoffmann: Der Struwelpeter oder lustige Geschichten und drollige Bilder. Berlin, Rütten & Loehning, 1998, 543. Aufl.

Ob der bitterböse Friederich zerstörerisch um sich haut und tritt; ob der Zappel-Philipp heftig auf dem Stuhl schaukelt (Abb. 1); ob das Paulinchen zündelnd umherspringt (Abb. 2); ob Hans Guck-in-die-Luft hochgereckten Kopfs durch die Straßen stürmt: jedesmal muß schrecklich büßen, wer mit seinen Kräften nicht haushält, wer seinem Bewegungsdrang nutzlos und zwanglos freien Lauf läßt.



Abb. 2: Aus: Heinrich Hoffmann: Der Struwelpeter oder lustige Geschichten und drollige Bilder. Berlin, Rütten & Loehning, 1998, 543. Aufl.

Die meisten Bildergeschichten des *Struwwelpeter* zielen darauf ab, Müßiggang als Müßigrennerei anzuprangern und zu stoppen. Von klein auf soll der bürgerliche Nachwuchs buchstäblich domestiziert werden. Wörtlich: verhäuslicht und gezähmt. Drinnen, zwischen den vier Wänden, wo das Familienoberhaupt ebenso streng auf Ruhe und

Ordnung pocht wie draußen die Obrigkeit im Staat. Vor allem gelten hier die Regeln des bürgerlichen Erwerbslebens. Sie fordern: grad so wie das Geld sind auch die körperlichen Energien einzig dort zu investieren, wo es sich auszahlt. Falls sie, die Kleinen, sich überhaupt vom Domizil entfernen, dann nicht allein. Vielmehr unter Obhut und gefesselt durch die elterliche Hand, die jedes Drauflostollen unterbindet. Schon der Vorspann des Buchs dringt darauf, daß sie

beim Spaziergehn auf der Gassen
von Mama sich führen lassen.



Abb. 3: Aus: Wilhelm Busch: Sämtliche Bildergeschichten. Hrsg. von Rolf Hochhuth, Gütersloh, Prisma Verlag, o.J., Die Fromme Helene: Onkel Nolte.

Wilhelm Busch, drei Jahrzehnte später, geht noch weiter als der Struwwelpeter-Hoffmann. Ideologisch allerdings in die Gegenrichtung. Busch unterstützt nicht, er unterhöhlt die bürgerliche Moral. Ironisch posaunt er sie aus, als wär er ein Bauchredner bourgeoiser Tugendpredigt. Indem er höhnisch den Gestus und Tonfall mahnenden Belehrens übertreibt, entwertet er die Sucht, möglichst jede Tat und Untat auch moralisch noch zu verwerten. Solche Nutzanwendung um jeden Preis treibt er ins lachhaft Unverhältnismäßige:

Und die Moral von der Geschicht: / Bad zwei in einer Wanne nicht! (...)
Die Bosheit war sein Hauptpläsier, / Drum, spricht die Tante, hängt er hier (...)
Aber wehe, wehe, wehe, / wenn ich auf das Ende sehe (...)

Buschs gezeichnete und erzählte Abenteuer gipfeln in haarsträubenden Turbulenzen. Hervorgerufen auch hier durch Müßiggänger, die nur zu oft in nimmermüde Müßigrennerei geraten. Tätliche Untaten, selbstzweckliche Betriebsamkeiten brechen herein übers geruhsame Gleichmaß des kleinbürgerlichen Privatlebens. Akteure der unverhofften Schrecknisse sind allemal die noch nicht gezähmten Kinder und Jugendlichen, menschliche wie tierische.

Energische Anschläge verüben diese unerwachsenen Müßiggänger gegen die erlahmten seßhaften Besitzer von Hausstand und Moral. Warum und wozu? Gewiß auch aus destruktiver Bosheit. Aus einer freilich nicht näher begründeten Bosheit, die mancher Busch-Forscher etwas voreilig absolut setzt, allenfalls ableitbar aus der Schopenhauer-Lektüre des Autors.

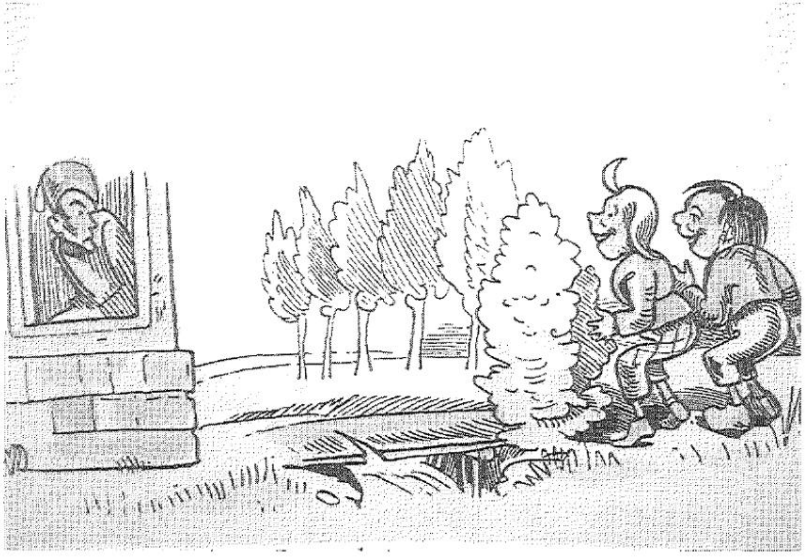


Abb. 4: Aus: Wilhelm Busch: Sämtliche Bildergeschichten. Hrsg. von Rolf Hochhuth, Gütersloh, Prisma Verlag, o.J., Max und Moritz bei Schneider Böck.

Noch mehr, so scheint mir, regt sich in jenen Un-Tätern eine andere, eine konstruktive Antriebskraft. Nämlich: hemmungslose, unbremsbare Experimentierlust. Man achte auf die gespannte Körperhaltung, auch auf den erwartungsfreudigen Gesichtsausdruck der jungen Helene, des Max und des Moritz. Hochgradige Wißbegier ist da auf dem Sprung. Unbändiges,

mitleidloses Wissenwollen: was denn jetzt gleich erfolgen wird bei ihren oft verzwickten Versuchsanordnungen (Abb. 4). Hier persifliert, so will es scheinen, Wilhelm Busch selber neugierig die Grundlagenforschungen von Naturwissenschaftlern. Kurzfristig verschwindet der unmittelbare Vermarktungswert. Stattdessen richtet sich alle Aufmerksamkeit auf den erregenden Hergang einer möglichen Entdeckung und Erfindung. Wohlgemerkt, kurzfristig und ausnahmsweis.

Wir haben beobachtet: Busch wie auch der Struwwelpeter-Hoffmann erkennen beide das komplementäre Verhältnis, das zwangsläufige Widerspiel von zwei gegensätzlichen Kräften. Dissonant führen sie es uns vor Augen: hier die bürgerliche Sozietät, die strikt alle Müßiggänger als lasterhafte Untäter abstempelt; und dort diese selber, die sich partout nicht darum scheren. Nicht einmal dann, wenn als Strafe körperliche Verstümmelung oder gar Tod drohen. Siehe den amputierten Daumenlutscher und das verbrannte Paulinchen. Siehe Max und Moritz, die – zu Körnern zermahlen – wenigstens post mortem sich nützlich verwerten lassen als Entenfutter. Siehe Helene, die am Ende in einsamem Schnapsgelage verbrennt. Siehe Fipps, den Affen, den eine Gewehrkugel erledigt.

Zu beobachten war ebenfalls, daß Busch jenes spannungsvolle innerbürgerliche Widerspiel anders bewertet als der Struwwelpeter-Hoffmann. Sachlich kühl das Treiben der rastlosen Müßiggeher; ironisch das Gebaren derer, die mit moralischer Folter und mit Brachialgewalt ihre bürgerlichen Verkehrsregeln durchsetzen.

Was diese beiden dichtenden Zeichner, via Bildergeschichten, uns zu sehen geben, das gibt uns das nächste Beispiel nun auch zu hören. Ein dazumal (1933) ungewöhnliches Stück Musiktheater, kombiniert aus Gesang, Pantomime und Tanz. Den Text hat Bertolt Brecht geschrieben, die Musik Kurt Weill. Der Titel des Stücks bei der Uraufführung – *Die sieben Todsünden* – wurde alsbald spezifiziert zu *Die sieben Todsünden der Kleinbürger*.

Auch sozialgeschichtlich haben sich eben diese Kleinbürger merklich spezifiziert und gewandelt seit den Zeiten von Busch und erst recht von Hoffmann. Zumal darin, wie sie die Müßiggängerei beurteilen, und wie sie dieses Urteil vorbringen. Unter den *Sieben Todsünden*, die nicht deckungsgleich sind mit dem christlich überlieferten Lasterkatalog, rangiert an erster Stelle die ‚Faulheit'. Mit ihr, szenisch vorgeführt, beginnt das Stück. Alle anderen Todsünden gehen scheinbar folgerich-

tig daraus hervor. Ihr Ausdruck ist der Müßiggang. Obwohl längst hinaus über ihre frühbürgerlich tugendsamen Altvorderen, machen diese Kleinbürger immer noch das alte Sprichwort zum Wahlspruch: „Müßiggang ist aller Laster Anfang". Litaneiartig hämmern sie ihn ein: Die hier singen, sind eine kleinbürgerliche Familie in den USA. Daheim in der Provinz kommentieren sie die Reise

> zweier Schwestern aus den Südstaaten (...), die für sich und ihre Familie das Geld zu einem kleinen Haus erwerben wollen. Sie heißen beide Anna. Die eine der beiden Annas ist die Managerin, die andere die Künstlerin; die eine (Anna I) ist die Verkäuferin, die andere (Anna II) die Ware. (...) Am Schluß von jedem der Bilder, die zeigen, wie die sieben Todsünden vermieden werden können, kehrt Anna II zu Anna I zurück, und auf der Bühne ist die Familie der beiden, Vater, Mutter und zwei Söhne, in Louisianna, und hinter ihr wächst das kleine Haus, das durch die Vermeidung der Todsünden verdient wird. (Stücke Band IV, S. 267)

Station für Station demonstriert die Szenenfolge: wie die verkörperte eine Hälfte jener Anna – die vernünftige, weil geschäftstüchtige – die verkörperte andere Hälfte – die nichtsnutzig nur ihren persönlichen Liebes- und Kunstneigungen nachgeht – zur Raison ruft. So schickt die kleinbürgerliche Familie jene Doppel-Tochter ins großstädtische Erwerbsleben, um den Besitz zu mehren. Kurz, in eine Prostitution, tunlichst überm Niveau von ambulanten billigen Straßenmädchen. Doch die Künstlerin Anna wirft sich nicht so recht ins Zeug. Bilanz der enttäuschten Sippschaft: selbstsüchtige Liederlichkeit statt selbstlosem Arbeitseinsatz. Aus solcher Sicht muß Tochter Anna als leichtfertige Müßiggängerin erscheinen. Unverantwortlich handelt sie, wenn sie interesselos lieben will, wo sie sich doch strebsam hinaufzuvögeln hätte in die oberen Ränge des Filmgeschäfts.

So zügig schreitet sie vorwärts, die Historie des bürgerlichen Eigentümerlebens. Und so weit ist eben jene gesellschaftliche Klasse gekommen, die sich zwei Jahrhunderte zuvor von Fürchtegott Gellert hat predigen lassen: es führe ausschweifender Müßiggang gradwegs zu ausschweifender Wollust. Nur selten wurde und wird diese Bühnen-Moritat von den *Sieben Todsünden* gespielt. Trotz oder wegen ihrer szenischen Schlagkraft. Unwillkommen ist das Stück, politisch und ästhetisch. Denn es verprellt alle, die frohgemut den Kapitalismus anhimmeln, auch wenn sie seine Opfer sind. Und es verprellt – als experimentelles, hart montiertes Tanz- und Singtheater – alle, die schmissige Unterhaltung verlangen.

Wie aber stehts mit andern Spielarten des Theaters? Mit geläufigeren, die direkt keinerlei politische Ziele verfolgen? Lassen sie sich überhaupt ein aufs Für und Wider zur Müßiggängerei? In der Tat. Und nicht nur hochwürdige Dramatik: wie Shakespeares Tragödien von den aufgerüttelten Müßiggängern *Hamlet* und *Heinrich IV.;* oder wie Büchners und Tschechows Komödien vom gelangweilten Prinzen *Leonce* und vom ebenso nichtsnutzigen Gutsbesitzer *Iwanow*.

Nein, da gibt es durchaus auch handfest populäre Bühnengattungen, die sich über das Thema hergemacht haben. Gattungen, die von vornherein einem breiten, bunt gemischten Publikum entgegenkommen. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist es vor allem die Wiener und Berliner, die Frankfurter und Darmstädter Posse. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und noch danach ist es, international, die Operette.

Das berühmteste Stück des berühmtesten Possendichters Johann Nestroy widmet sich geradezu programmatisch der Müßiggängerei. Schon der Doppeltitel deutet es an: *Der böse Geist Lumpazi Vagabundus oder Das liederliche Kleeblatt*. Es handelt sich um eine sogenannte Zauber-Posse aus dem Jahr 1833. Sie bringt das Thema im Allgemeinen und Besonderen auf die Bühne. Droben und Drunten. Im Allgemeinen erhitzt sich droben das Geisterreich über das Lotterleben der männlichen Feenjugend. Der schamlose Lumpazi hat sie zu Suff, Glücksspiel und Ausschweifung verführt. Und im Besonderen ist zu sehen, wie drunten auf der Erde die leichtfertigen Handwerksgesellen Knieriem, Zwirn und Leim auf der Walz durch die Lande ziehen. Ein herbeigezauberter großer Lotteriegewinn macht sie zu Versuchspersonen für die Wette der zerstrittenen Geister.

Beweisen sollen die drei Gesellen, was denn wohl, bei so hohem Startkapital, die Betroffenen glücklicher mache: Lumperei oder Liebe, abenteuerliches Vagabundieren oder seßhaft arbeitsames Familienleben. Zunächst steht es Zwei zu Eins. Nur Leim heiratet brav in die Tischlerei seines früheren Meisters hinein. Die beiden anderen dagegen verprassen fröhlich ihren Lotteriegewinn. Und das Endresultat? Drei zu Null. Überraschend siegt dann doch die amouröse Entlumpung. Der Müßiggang bleibt auf der Strecke.

Dieser Schluß fällt allerdings so fragwürdig aus wie bei Nestroy fast immer. Das pseudoglückliche Ende geht keineswegs schlüssig hervor aus dem, was bis dahin abgelaufen war. Unausgesprochen

offenbart es der Autor als erzwungenes Zugeständnis an die öffentlich verlangte Lebensweise. Ächzenden Einklang bietet sein Schlußbild. Alle drei Handwerker – also auch die beiden bislang so beharrlich Unsoliden – werkeln jetzt im gleichen Haus. Zwangsvereinigt. Zusammengepfercht wie in einem Käfig. Zwirn und Knieriem sind gar noch, ebenso zwangsweise, zu Paaren getrieben mit fruchtbaren Ehefrauen, die nie zuvor ihren Weg gekreuzt hatten. Na also, na bitte, knurrt Nestroy. Ein dreifach Hoch auf Fleiß und Häuslichkeit!

Ein knappes Jahrzehnt nach *Lumpazi Vagabundus* erschien Ernst Elias Niebergalls *Datterich*. Untertitel: ‚Local-Posse in der Mundart der Darmstädter'. Also keine doppelstöckige Zauber-Posse für Geister und Menschen; vielmehr ein Stück, das einzig drunten spielt, unter handfesten Sterblichen einer bestimmten Stadt. Im Titelhelden Datterich verleiblicht und vergeistigt sich die Müßiggängerei schlechthin. Dieser unermüdliche Schnorrer und Aufschneider pendelt von Wirtshaus zu Wirtshaus, wo er mit seinen Kumpanen Rotwein trinkt, Karten spielt und schwadroniert.

Auch hier herrscht das Handwerkermilieu vor. Es kommt freilich anders zum Zug als in *Lumpazi Vagabundus*. Nestroy läßt seine drei Gesellen, den gültigen Zunftregeln entsprechend, auf der Wanderschaft weite Strecken zurücklegen. So können sie zeigen, im Sinn der Geisterwette, ob sie tüchtig vorwärts oder liederlich runterkommen. Niebergall wählt einen kürzeren Weg. Seine Personen bleiben im engen Radius der heimatlichen Stadt. Die hier ihr Handwerk ausüben, sind schon arriviert und seßhaft, also keine Gesellen mehr, sondern anerkannte Meister des Dreher-, Fleischer-, Schuster-, Schneidergewerbes. Mithin entstehen andersartige Konfrontationen als bei Nestroy.

Alles was im *Datterich* passiert, lebt vom Aufprall zwischen berufstätigen und unberufstätigen Leuten, zwischen arbeitsamen Handwerkern und arbeitsscheuen Nichtsnutzen. Niebergalls dramaturgische Strategie zielt darauf ab, daß in jedem der sechs Bilder seines Stücks Arbeitszeit und Feierabend sich heftig überschneiden. Was sonst im bürgerlichen Alltag jener Epoche räumlich getrennt geschieht, und was sonst temporal streng nacheinander verläuft mit regelmäßiger Abfolge: das wird hier auf der Bühne vergleichzeitigt. Ohne schmeidigende Synchronisation. Deshalb knirschts und krachts im sozialen Getriebe dieser Darmstädter Bieder- und Unbiederleute.

Bei den Handwerksmeistern steht Datterich, wie die meisten seiner liederlichen Freunde, in der Kreide. Nicht riesig ist sein Schuldenberg, aber gut verteilt. Die vielerlei Gläubiger, die ihm seine ärmliche Dachstube einrennen, fertigt er ab mit pfiffiger Beredsamkeit. Sogar den jähzornigen Schuhmacher Bengler kann er vorerst in Schach halten durch eine eilig improvisierte Schmierenkomödie: als scheinbar Todkranker wälzt er sich zuckend im Bett, überwältigt durch schauerliche Visionen. Erfolgreich. Der Wüterich schreckt zurück. Um keinen Preis will er riskieren, daß ihm dieser Haderlump unter den Händen verreckt. Umso mehr staut sich seine Wut, sobald er erfährt, daß Datterich ihn abermals angeschmiert hat.

Niebergall plaziert diesen Bengler genau an der Schnittstelle zwischen den arbeitsamen Bürgern und den arbeitsscheuen Müßiggängern. Während die andern Handwerksmeister deutlichen Abstand wahren zu den Tagedieben, so als fürchteten sie Infektionsgefahr, läßt sich Bengler sogar körperlich auf Datterich ein. Wenn er schon sein Geld nicht von ihm kriegt, will er sich anderweitig an ihm schadlos halten. Emotional. In einem Hinterhof lauert er ihm auf und prügelt ihn durch. Bis zur beiderseitigen Erschöpfung.

Benglers so befreiender wie bedenklicher Akt von Selbstjustiz ist allerdings nicht besonders riskant. Denn Datterich, der durch eigenes Verschulden und eigene Verschuldung die bürgerlichen Gesetze verletzt, wird eben darum seinen Schuldner schwerlich vor Gericht bringen wegen Körperverletzung. Er kann nicht anders: darbringen muß er sich seinem pekuniären Opfer Bengler als leibliches Opfer.

So gesehen und dergestalt hetzt Niebergall den Datterich und seine liederlichen Kumpane nicht nur als Störenfriede auf jene arbeitsamen, bloß oberflächlich friedfertigen Bürgersleute. Sie werden an ihnen zu kurzfristigen Erlösern. Aber einzig der schielende Bengler kann in Datterich diese heilsame Erlöserrolle erblicken. Einen Retter, der ihm unwillig den kleinen Finger reicht, um für einen Augenblick sich hinauszuschwingen aus dem von Arbeitszeit dosierten und von Gerichtsbarkeit geregelten Leben. Aus einer Enge, die all die Ehrbaren sich selber beschert haben. So wiese denn Niebergall seinem alleweil selbstgenüßlichen Flunkerer und Rollenspieler Datterich, ohne daß der es selber merkt, auch jene Rolle noch zu: die eines gnadenreichen Entklemmers der Verklemmten.

Posse hin, Posse her: die Reibungen zwischen soliden und unsoliden Leuten nimmt Niebergall nicht minder ernst als Nestroy. Und

ebenso wenig wie jener ergreift er ausdrücklich Partei. Drastisch zu erkennen gibt er vielmehr die Deformationen und Defizite der einen wie der andern Gruppe. Lachend läßt er uns begreifen: wie sie ökonomisch einander bedingen; wie sie emotional einander benötigen, um aus wechselseitiger Verachtung das je eigene Selbstwertgefühl zu destillieren.

So viel zur garnicht harmlosen Posse. Ihre produktiven Kräfte erlahmten in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Zur gleichen Zeit entstand eine noch populärere Bühnengattung, die Operette. Bei ihr nun nach besonderen Stücken zu fahnden, die Müßiggang eigens zum Thema machen, wäre selber müßig. Alle miteinander müßte man nennen oder gar keine.

Denn: der Grundimpuls der Operette überhaupt ist lebenslustig und leichtsinnig, selbstgenüßlich und unverzweckt. Dieser Grundimpuls spricht schon aus der Art der Musik. Operettenmusik ist fast ausnahmslos tänzerisch. Auch in Szenen, wo nur gesungen und nicht getanzt wird. Cancan und Walzer, Mazurka und Polka, Bolero und Zapateado, Tarantella und Foxtrott: die jeweils unverkennbaren Rhythmen dieser Tänze offenbaren, was die handelnden Personen jeweils innerlich bewegt; was sie wünschen oder befürchten, was sie bejubeln oder verabscheuen. Nicht nur von Fall zu Fall, sondern prinzipiell prägt Tanzen den Lebensrhythmus aller maßgeblichen Operettenfiguren. Prinzipiell entfesselt es die geistigen und körperlichen Energien derer, die hier singend sich aufeinander zubewegen.

Damit läßt Tanzen sie teilhaben an seinem ureigenen Prinzip. Am Prinzip, möglichst schwerelos, ziellos und nutzlos den Raum zu durchqueren. Wer tanzt, legt keine Strecken zurück, um einen praktischen Zweck zu erfüllen; etwa um einen erforderlichen Gegenstand wohin zu bringen oder woher zu holen. Wer tanzt, vollführt musikalisierten Müßiggang. Keinen beliebig umherbummelnden, sondern einen Müßiggang, den bestimmte Rhythmen und bestimmte Tanzfiguren des Körpers bestimmen. Außertänzerische Zweckbestimmung gibts da keine.

Solchermaßen, auch wenn sie nicht direkt tanzen, durchqueren Einzelne wie auch Gruppen wie auch ganze Chorkollektive bezeichnende Lokalitäten des jeweiligen Schauplatzes. Mal die Felsschluchten von Offenbachs *Banditen* (1869), mal die Brücken und Gassen von Strauss' *Nacht in Venedig* (1883), mal die Schiffsplanken von Sullivans Fregatte namens *Pinafore* (1878). Ebenso tänzerisch wer-

den soziale Klassenschranken unterlaufen und übersprungen. Kein Wunder, daß dabei die Werte des bürgerlichen Erwerbslebens, auch die Werte des staatsbürgerlichen Amtseifers zersplittern.

Im Polkatakt pfeift Lehars *Graf von Luxemburg* (1909) aufs erraffte und richtig angelegte Geld:

Schwups, macht ich alle Fenster auf,
Ließ die Dukaten springen,
Als adeliger Demokrat
Geld unters Volk zu bringen.
Und auf der Stammbaumleiter,
Da sitz ich wieder heiter
Als letzter Sprosse ohne Geld
Und pfeife auf die ganze Welt.

Gleichfalls im Polkatakt pfeift Danilo, der bockige Liebhaber von Lehárs *Lustiger Witwe* (1905), auf Schreibtischarbeit:

Um eins bin ich schon im Bureau,
Doch bin ich gleich drauf anderswo,
Weil man den ganzen lieben Tag
Nicht immer im Bureau sein mag.

Und im Tempo eines strikt unsoldatischen Geschwindmarsches verjuxt und verjubelt der Landesfürst höchstselbst samt seinen uniformierten Mit-Hallodris die außenpolitischen Bestechungsmoneten. So in Leo Falls *Der liebe Augustin* (1912):

Heut Nacht
Nach Acht,
Da hab ich wieder Geld!
Heut Nacht
Nach Acht,
Da wird was Tolles angestellt.
Wir pfeifen auf die ganze Welt
Hurra, ich hab ja wieder Geld.
Heut gehts los,
Heut gehts los,
Heute wird der Jubel riesengroß!

Fazit

Müßiggehen: primär hat diese Redewendung meinen Vortrag angestachelt. Ihr lang schon abgeschliffener Sinn hat ihn auf eine be-

stimmte Gedankenbahn gelenkt. Daß außerhalb dieser Gedankenbahn durchaus andere Befunde zu machen wären über Müßiggehen in poetischer Literatur und Theater, steht außer Zweifel. Ebenso, daß andere Beispiele als die von mir gewählten auch noch andere Schlüsse zulassen würden. Gleichwohl läßt sich debattieren, was hier vorläufig herausgefunden wurde.

Folgende Schritte haben meine Gedankenbahn markiert. Die herkömmliche Redewendung – es gibt sie seit mehreren Jahrhunderten – begreift ‚Müßiggehen' wie jegliches Gehen als regsame Fortbewegung. Also keineswegs als regungslose Ruhelage. Bekräftigt wird diese Auskunft des Worts durch die Auskunft des vielfach variierten Sprichworts: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Es sieht ebenfalls, nun mit wertender Wucht, im Müßiggehen eine aktive Fortbewegung. Fort vom allgemein gebotenen Tun, hin zum allgemein verworfenen Tun. Müßig herumliegende Faulenzerei wäre demnach ein minder sträflicher Verstoß.

Auch die Regulative der Gesellschaft achten weit schärfer auf regelwidriges aktives Tun als auf regelwidriges passives Unterlassen. Weltliche Regulative mit Gesetzeskraft, religiöse mit Glaubenskraft. Eine der frühsten kodifizierten Satzungen zeigt es überdeutlich: der Dekalog im Alten Testament. Nicht weniger als acht der sogenannten Zehn Gebote, die Gott dem Moses übergab, sind schiere Verbote. Strengstens fordern sie nicht etwa, was aktiv zu tun ist, sondern welche aktiven Tätigkeiten zu unterlassen sind.

Zusätzlich zu solchen außerpoetischen Umständen legen auch innerpoetische Umstände von vornherein nah, wie Erzählwerke und Bühnenwerke die Rollen ihrer Müßiggänger besetzen. Jedenfalls dann, wenn sie mehr als nur Nebenrollen spielen. Erstens legen sie nah: die Müßiggänger nicht mit träge tatenlosen Unterlassungssündern zu besetzen, vielmehr mit regsam tätigen Abweichlern von den allgemeinen Regeln. Zweitens legen sie nah: diese kecken Abweichler zu konfrontieren mit braven Regelmäßigen, die an ihnen Anstoß nehmen.

Denn nur dann entstehen erzählbare oder szenisch vorführbare Handlungen. Nur dann, wenn Widerstreit herrscht zwischen allgemein als nützlich und allgemein als schädlich erachteten Tätigkeiten innerhalb der jeweiligen Gesellschaft. Eben dieser Widerstreit wird zum Motor von spannendem Geschehen. Siehe: im *Struwwelpeter* dämpfende Eltern gegen motorische Kinder. Siehe: aufgeschreckte Spießbürger gegen strikt experimentierwütige Jugendliche bei

Busch. Siehe: gewinnsüchtige Sippe gegen unnütz zögernde Tochter in den *Sieben Todsünden*. Und so fort.

Selbst die Operette, die als ganzes Genre sich prinzipiell stark macht für leichtfertige Müßiggängerei, selbst sie kann auf jenen Widerstreit nicht verzichten. Jedesmal schickt sie zugleich sture Nützlichkeitsapostel und ordnungswütige Karrieristen ins Treffen, auf daß die tolldreisten Selbstverschwender sie singend und tanzend entwaffnen.

Quellen, Literatur

Brecht, Bertolt: Große Berliner Gesamtausgabe. Hg. Werner Hecht u.a. Stücke 4. Berlin/Weimar/Frankfurt am Main 1988.

Busch, Wilhelm: Gesamtausgabe in vier Bänden. Hg. Friedrich Bohne, 1 und 2. Wiesbaden o.J.

Fall, Leo: *Der liebe Augustin* (Text v. Ernst Welisch u. Rudolf Bernauer). Klavierauszug. München 1912.

Gontscharow, J. A.: *Oblomow*. Deutsch v. R. von Walter. Berlin o.J.

Dr. Hoffmann, Heinrich: *Der Struwwelpeter*. Frankfurt am Main o.J.

Klotz, Volker: *Bürgerliches Lachtheater*. München 1980 (u. weitere Ausgaben).

Klotz, Volker: *Operette*. Porträt und Handbuch einer unerhörten Kunst. München 1991.

Lehár, Franz: *Die lustige Witwe* (Text v. Viktor Léon u. Leo Stein). Klavierauszug. Wien 1907.

Lehár, Franz: *Der Graf von Luxemburg* (Text v. Alfred Maria Willner u. Robert Bdansky). Klavierauszug. Wien/Leipzig 1912.

Nestroy, Johann: Gesammelte Werke in 6 Bänden. Hg. von Otto Rommel. Wien 1962. Erster Band.

Niebergall, Ernst Elias: *Datterich*. In: Komedia. Hg. Helmut Arntzen u.a., besorgt v. Volker Klotz. Berlin 1962.

Volker Klotz, From Idler to Do-Nothing

One German term for idling (Müssig-Gehen) includes the verb "to go or walk". Any such going is understood as agile movement, and not by any means as motionlessness or as staying in a resting position. Yet when it comes to violations of societal norms, sanctions are far sharper for what is actively done than what is passively not done. This essay analyzes those poetic forms which depict interpersonal relations either on stage or describes them visually and novelistically, and in that sense presents literary examples of subversive idleness.

Neuerscheinung

Oliver Croy, Oliver Elser

Sondermodelle/Special Models

Die 387 Häuser des Peter Fritz, Versicherungsbeamter aus Wien

The 387 Houses of Peter Fritz, Insurance Clerk from Vienna

Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz Verlag, 2001. – 477 Seiten, Format 21.0 x 14,8, Hardcover, zweisprachig deutsch/englisch (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 77)
ISBN 3-7757-1031-0

Sondermodelle ist ein Katalogbuch zu den Ausstellungen der 387 Häuser des Peter Fritz im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien (19. Jänner–18. März 2001) und im Deutschen Architektur Museum in Frankfurt am Main (3. Mai–14. Juni 2001) und ein Kompendium zur bisherigen Fritz – Forschung. 29 Autoren widmen sich den Fragen der Kunst-, Kultur-, Architektur-, Alltags- und Sammlungsgeschichte des außergewöhnlichen Werks des Wiener Versicherungsbeamten und nähern sich dem Thema frei assoziativ und betont essayistisch. Mit dem vorliegenden Werkverzeichnis wird es möglich, die 387 Häuser als das zu sehen, was sie sind: Eine architektonische Enzyklopädie der bis heute spürbaren Nachmoderne in der Provinz, ob in Österreich oder anderswo.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

ATS 350,–/DM 49,75/EURO 25,44 (exkl. Versand)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 39–51*

Chronik der Volkskunde

Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 9. bis 11. November 2000 in Tübingen

„Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität", so war, ein wenig maliziös vielleicht formuliert, die 18. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV) überschrieben. Das Ludwig-Uhland-Institut hatte die Tagung sorgfältig vorbereitet und stilvoll-unaufdringlich ausgerichtet. Tagungsort waren für die Eröffnung die Kapelle des Schlosses Hohentübingen, in der sonst die Stiftstheologen das Predigen üben, und für die beiden nächsten Tage das als Brutstätte schwäbischer Geistesheroen gerühmte Tübinger Stift.

Die Hochschultagungen sind inzwischen zu veritablen Zwischenkongressen geworden. An dieser Tagung nun nahmen insgesamt etwa 100 Personen teil. Die Tagung fand, was in einer Disziplin, die sich mit Schwellen und Ritualen befaßt, angemerkt werden muß, am Ort der ersten Tagung dieser Art statt, eben in Tübingen. Damals firmierte dieser DGV-Tagungstyp noch eindeutig als „Hochschullehrertagung". Doch die demokratische Öffnung der einst exklusiven Veranstaltung für Studierende – in den 70er Jahren erstritten – ist heute offenbar so selbstverständlich, daß die Hochschullehrerschaft fast unter sich blieb.

Unter dem Titel „populus revisus" waren die Erträge der ersten Tübinger Tagung publiziert und bekannt geworden. Populus revisus war – als state of the art – als eine kritische Bestandsaufnahme des Fachs und seiner Identität (ein Wort, das man damals kaum aussprach) und der Auseinandersetzung mit dem Volksbegriff verstanden worden. Was da als Versuch einer kritischen Revision geleistet wurde, läßt sich heute rückblickend doch als Aufbruch ansehen, denkt man an die Auseinandersetzung zwischen „historischer Volkskunde" und der als ahistorisch mißverstandenen „Gegenwarts-Volkskunde", Teile der Folklorismus-Debatte und das Abstecken zeitgenössischer Forschungsfelder.

Im Mittelpunkt standen dieses Mal die Repräsentanten der Generation der um und bei 40-Jährigen, die sich selbst als „lost generation" darstellten und die Krise der Repräsentation des Fachs in den Mittelpunkt stellten: Konkret ging es um ein Defizit in der Erkennbarkeit des Fachs, die – ernsthaft, auch

das wurde überlegt – mit der Wiedereinsetzung des – wie auch immer scheinbar eindeutigen – Namens Volkskunde gewonnen werden sollte. Mehrfach war in diesen Tagen diese Frage aufgeflammt. Es scheint sich um einen Spiralgang zu handeln, bei dem von Zeit zu Zeit die nämlichen Fragen wieder auftauchen.

Einige Teilnehmer der Debatte machten die Krise der Repräsentation an der mangelhaften PR-Tätigkeit des Fachs fest, kritisierten DGV und auch SIEF, und machten das „Vielnamenfach" (Korff) als den Sündenbock aus. Auch wurde die FAZ-Besprechung des Hallenser Kongresses noch einmal als „schädlich" erwähnt. Da war wohl nicht genau gelesen und wohl auch übersehen worden, daß lange kein Kongreß des Faches von dem Blatt, hinter dem immer ein kluger Kopf steckt, einer solch ausführlichen Rezension gewürdigt worden war.

Man behandelte die Debatte um die Hochschulreformen, die in Deutschland durch die Kulturhoheit der Bundesländer etwas bunter aussieht als in Österreich[1] und deshalb nicht einheitlich verläuft. Silke Götsch berichtete aus Kieler Sicht über die Rolle der kleinen Fächer: Die Volkskunde ist – wie andernorts – ein „kleines Fach" – gemessen an der Personalausstattung, nicht aber an den Zahlen der Studierenden. Über „Risiken und Nebenwirkungen" der Reformen sprach Korff, über den Bachelor als Auffanggrad und über Modularisierungen. Über Strategien in einer marktorientierten Hochschulwelt dachte Thomas Hengartner nach. Eine solche hatte Christel Köhle-Hezinger erst einmal für ihre Jenenser Klientel gefunden: Sie nimmt die Wurzelsuche ihrer Klientel ernst und setzt Wärme als Therapie in einer glokalen Welt des Pendelns (der Studierenden) zwischen Kuba und Thüringen ein, bietet gegen die Gefährdungen der Moderne die Idee einer lokalen Selbstfindungsofferte an. Martin Scharfe ließ uns an seinen Lesefrüchten teilnehmen, die von Hegel und Lichtenberg erzählten und den Pragmatismus Ludwig Wittgensteins ernst nahmen: „Nicht das Knien hilft beim Beten. Aber man kniet." Ein mehr oder minder versteckter, aber dann deutlicher Hinweis darauf, daß es nicht bloß an PR fehle, sondern darauf ankomme, was man tatsächlich tue.

Worum ging es? Eine Hochschultagung, die sich den Problemen der Universitätsausbildung im Fach zuwendet, sollte es ja sein. Man berichtete also über die neuen Studiengänge, über Bachelor und Master, über die Einrichtung von Hochschulräten, die vielerorts in der Diskussion ist und in der deutschen Hochschulwirklichkeit durchaus umstritten bleibt. Sollte der Bachelor – so eine Variante – als „Grundstudium Plus" entwickelt werden, der somit eine elegante Möglichkeit des Ausstiegs aus dem Studium ermöglichen würde und die bisher als Studienabbrecher

Stigmatisierten (wenn's denn wahr ist!) mit einem abgeschlossenen Studium und einem Titel ausstatten würde. Oder – so die Variante derer, welche die Universität zur berufsausbildenden Fachhochschule machen wollen – soll man für diesen Bachelorgrad einen eigenen Studiengang vorsehen, der die Forderung nach Berufsausbildung ernsthaft berücksichtigt. (Die Frage, wie man den Bachelor dann anreden soll – ebenso wie den Herrn Magister? – blieb außen vor.)

Die zweite Variante wäre nur mit einer erheblichen Aufstockung des Personals zu verwirklichen. Jene jedoch ist gemeint, wenn die Politiker und ihre Verwaltungen von Effektivität reden – in Wahrheit steht aber doch hinter allem der Versuch, das Personal der Universitäten zu reduzieren. Diese Personalreduzierung könnte durch jene Modularisierung, über die Christine Burckhardt-Sebass kritisch referierte, intendiert sein. Ein „Puzzlespiel", das so neu nicht ist ...

Vom modernen und erfolgreichen Fundraising hatte Thomas Hengartner erzählt. Auch eher fröhlich äußerte sich in dieser Hinsicht Ruth-E. Mohrmann, die über die Chancen und Risiken neuer Finanzierungssysteme referierte. Kritisch und zurückhaltend blieb, die Implikationen solcher Zuwendung bedenkend, Wolfgang Kaschuba. An diesem Tag überwogen eher die depressiven Akzente. Nicht nur deshalb erlöste Utz Jeggle die Zuhörerschaft mit seinem ernst-bedenklichen Abendvortrag über „Das Unbewußte in der Volkskunde", das er als eine „verlorene Spur" verfolgte und in dem er die Bedeutung Sigmund Freuds als anregenden Kulturwissenschaftler in Erinnerung rief. Das war, sieht man es recht, das schlagendste Argument gegen die Depression: Es gilt zu denken und darüber zu reden.

Orvar Löfgren beschrieb, ironisch mit der eigenen wie der deutschen Disziplin umgehend, wie die skandinavische Ethnologie dem neuen Millennium gegenübertritt und verlangte als Spezifik unseres Faches, eine Fähigkeit zu entwickeln, im Konzert der Wissenschaften zu überraschen – als innovative Wissenschaft und backdoor-science. Reinhard Johler skizzierte mit verhaltener Euphorie die Chancen, auch die identitätsproduktiven, einer Europäischen Ethnologie, die sich mit diesem Namen auch eine Orientierung eingehandelt habe, mit der eine Verpflichtung verbunden sei, aus der ein Profil werden könnte.

Insgesamt war es hilfreich, von den anderen zu hören, wo sie sind und stehen, und wie es ihnen damit geht. Auch liest sich die Identitätsproblematik von Ort zu Ort anders. Da gibt es Institute mit ausgesprochener Ich-Stärke und dann wieder Karriere-Situationen, in denen man sich zwischen den Orten einsam und mit dem Vielnamenfach nicht gut versorgt fühlt.

Ärgerlich zu sehen war es für den Berichterstatter, daß von den Mitgliedern der drei Studienkommissionen in Österreich niemand in Tübingen vertreten war – ein Desinteresse, das wir uns nicht leisten sollten.

Konrad Köstlin

Anmerkung

1 Hier hat sich das Wiener Ministerium bei der eben in Österreich diskutierten Reform des Dienstrechts für die (autonomen?) Universitäten die Texte der Deutschen aus dem Internet gefischt, von den (unterschiedlichen) Voraussetzungen her nicht recht verstanden, dann für Österreich umgeschrieben.

2. Kittseer Herbstgespräche

„Forschungsfeld Familienfotografie:
Beiträge der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium"

Am 20. und 21. Oktober 2000 fand zum zweiten Mal ein Kolloquium anlässlich der Jahresausstellung im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee („*familien*FOTO*familie*") statt. Es fanden sich Teilnehmer/innen aus insgesamt acht Ländern ein. Fachfrauen und -männer waren eingeladen, über den jeweiligen Forschungsstand in ihrem Land oder ein spezielles Forschungsprojekt zu berichten. Nach einer allgemeinen Vorstellungsrunde stellte Susanne Breuss (Wien) „einige Überlegungen zur Einführung" zum Thema Fotografie und Volkskunde/Europäische Ethnologie vor. Diese Themenstellung sei in Österreich relativ jung und wissenschaftlich noch nicht „ausgereizt". Veronika Plöckinger vertrat Hana Dvořáková mit ihrem Bericht über den „Ursprung einer der ältesten ethnographischen Foto- und Filmsammlungen der Tschechischen Republik" am Mährischen Landesmuseum in Brünn. Die Entstehungsgeschichte weist viele Berührungspunkte mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde und ähnlichen Institutionen auf. Als Beispiel für die Brünner Fotosammlung ging sie näher auf den Fotografen und Sammler Josef Braun aus Uherské Hradište ein, der 64 Glasnegative mit alltagskulturellen Aufnahmen hinterließ. Nach einer ausführlichen Führung durch die Ausstellung „*familien*FOTO*familie*" von Susanne Breuss fuhren die Teilnehmer/innen gemeinsam nach Bratislava, wo sie das neue Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von Dr. Gabriela Kiliánová besuchten.

Den nächsten Tag eröffnete Paul Hugger (Zürich) mit „Bemerkungen zur wissenschaftlichen Fotoszene in der Schweiz", wo seiner Meinung nach

die – im Vergleich zu Österreich – recht zahlreichen staatlichen wie privaten Foto-Institutionen in großer Konkurrenz zueinander stehen und fast ausschließlich hochkulturelle Kunstfotografie sammeln, erforschen und ausstellen. Im Gegensatz dazu beschäftigen sich die französischen Ethnolog/innen und Kunsthistoriker/innen sehr wohl auch mit privater Fotografie, wie Klaus Beitl (Wien/Kittsee) mit seinem „Streifzug durch die französische Fachliteratur über Familienfotos" bewies. Marta Botiková (Bratislava) stellte drei slowakische ethnographische Fotografen und Forscher vor: Pavel Sochan, Karel Plicka und Maros Madacov. Ihre Studentin und Kollegin Luba Herzanová präsentierte ihre Forschung zu der Frage, was ein Familienfotoalbum über die Geschichte der Familie aussagen kann. Dabei geht Dvořáková nach der interessanten Methode vor, zuerst Behauptungen bzw. Vermutungen aufzustellen und diese den Erzählungen und Aussagen der Familienmitglieder über die tatsächlichen Gegebenheiten gegenüberzustellen. Monika Vrzgulová, ebenfalls Bratislava, berichtete über „Die Lebensweise der städtischen Mittelschichten im Spiegel der Fotografie: die Stadt Trenčin (Westslowakei) in den 1930er und 40er Jahren". Nach dieser umfangreichen Situationsdarstellung des Forschungsstandes in der Slowakei folgte ein Übersichtsreferat von Barbara Sosič (Ljubljana) über „Familienfotografien als Quelle für ethnologische Forschung", das die bis dahin vorgestellten Thesen und Ansätze treffend zusammenfasste und ergänzte. Als einzige Historikerin (und Nicht-Ethnologin) referierte Suzana Lecek aus Zagreb sehr fundiert über „Die abwesende Realität – Familienfotografie im Zwischenkriegskroatien", im speziellen über Strukturen und Strategien von Familien eines ärmlichen kroatischen Dorfes und deren Widerhall in den Familienfotos. Ulrich Hägele (Tübingen) brachte eine innovative und umfassende Interpretation der Familienfotos aus dem Kriegsgefangenenlager Wieselburg, welche in der Photothek des Österreichischen Museums für Volkskunde zu finden sind. Den Abschluss der äußerst intensiven Tagung bildete der interessante und auch berührende Vortrag von Monika Lackner aus Budapest über „Familienfotografien als Kontaktmedium bei ungarndeutschen Familien". Somit wurde ein umfassender Überblick über die Forschungen im Bereich der Familienfotografie in acht Ländern Mittel- und Osteuropas geboten, der als Ausgangspunkt für weitere Projekte dienen könnte. Paul Hugger schlug abschließend vor, ein gesamteuropäisches Familienfoto-Ausstellungsprojekt zu initiieren, das auf Einladung von Klaus Beitl seinen Sitz in Kittsee haben könnte.

Die Tagungsbeiträge werden vollständig und mit ergänzendem Fotomaterial im Rahmen der „Kittseer Schriften zur Volkskunde" im Sommer 2001 veröffentlicht.

Veronika Plöckinger

12. Österreichischer Museumstag 2. bis 4. November 2000 in Dürnstein

„Museen in Österreich – ungebremste Vielfalt? Zur Situation und Entwicklung der österreichischen Museumslandschaft unter besonderer Berücksichtigung der Regional- und Privatmuseen"

Der 12. Österreichische Museumstag wurde nach der Begrüßung durch Wilfried Seipel (Präsident des Österreichischen Museumsbundes, Generaldirektor des Kunsthistorischen Museums) und Günther Demski (Präsident von ICOM-Österreich, Kunsthistorisches Museum) vom Niederösterreichischen Landesrat für Umwelt, Raumordnung und Finanzen eröffnet. Im folgenden Impulsreferat „Wildwuchs oder 5-Jahresplan – Die Zukunft der österreichischen Museen" stellte Georg Hanreich zu Beginn einige Museumsneugründungen wie das Evangelische Museum in Rutzenmoos oder das Papiermachermuseum in Laakirchen vor. Als Motive für Neugründungen nennt er

- die Nutzung eines historischen Gebäudes,
- die Erhaltung des Überkommenen,
- die Erschließung der eigenen Geschichte,
- die Dokumentation der Gegenwart,
- die Präsentation der eigenen Sammlung,
- eine Attraktion für Touristen sowie
- eine gemeinschaftliche Aktion von Interessenten.

Positive Argumente dafür sieht Hanreich in der Erarbeitung von Inhalten, in der Bedeutung des Museums als lokalem „Zentralort" der geschichtlichen Kultur und in der sozialen Funktion für jede Gemeinde sowie in der Anerkennung der zahlreichen Sammler. Gegen die zahllosen Museumsneugründungen spreche, dass es nicht genug motivierbare Besucher/innen gebe, das Geld der öffentlichen Hände nicht reiche, man keine neuen Museen brauche, dass die verschiedenen Inhalte bereits in anderen Museen behandelt werden, andere Kulturschwerpunkte wichtiger seien oder die entsprechenden Einrichtungen touristisch nicht genutzt werden können bzw. zu wenig attraktiv seien. Hanreich wirft nun die Frage auf, wer diesen Boom steuern solle: die Länder durch entsprechende Museumskonzepte (wie beispielsweise das Land Oberösterreich), der Bund durch gezielte Subventionsvergabe, die Museumsfachwelt (z.B. ICOM), die Museumsverbände wie die IG Museen/Niederösterreich oder MUSiS/Steiermark? Oder sollte überhaupt keine Steuerung, sondern „nur" Beratung angeboten werden? Steuerungsmöglichkeiten des Bundes sieht er in der Schaffung einer zentralen Informationsstel-

le, der Bereitstellung von Entscheidungsdaten, der Intensivierung der Museumsstatistik, in einer gezielten Subventionsvergabe und der Erstellung eines „musealen Raumordnungsplans". Die einzelnen Bundesländer könnten verstärkt Beratung durch das jeweilige Landesmuseum bieten, eine „Eingreiftruppe" (bestehend aus Museologen, Architekten, Restauratoren etc.) beschäftigen, die Zusammenarbeit der „kleinen" Museen fördern, ein langfristiges Landes-Museumskonzept erstellen sowie zusätzlich durch gezielte finanzielle Förderung steuern. Im Aufgabenbereich der Museumsverbände wiederum läge die bundesweite Kooperation untereinander, die Zusammenarbeit mit dem Land sowie die Verbindung mit dem Tourismus, die Abstimmung der Sammlungs- und Ausstellungsschwerpunkte und die Förderung der Qualifikation der (bezahlten wie ehrenamtlichen) Museumsbeschäftigten. Abschließend stellte Georg Hanreich (sich) die Frage, was denn die Zukunft der Museen sichern könne: In seiner Antwort nannte er die Aus- und Weiterbildung der Museumsmitarbeiter/innen, die Kooperation mit Museen im In- und Ausland, mit Schulen und Universitäten sowie mit Wirtschaft und Tourismus, weiters die Nutzung neuer Technologien und gezieltes Sammeln.

Im Anschluss waren Statements der kleinen Museen unter dem Motto „Was uns am Herzen liegt" gefragt: Alexandra Viehauser präsentierte den Verein „MuSiS – Museen und Sammlungen in der Steiermark" als Beratungs-, Ausbildungs- und Vernetzungsinstitution der kleinen Museen. Johann Sagmeister alias ARAMIS vom Schloss Lind in Neumarkt/Steiermark philosophierte eindrucksvoll über Musen und Museen. Veronika Plöckinger stellte das Ethnographische Museum Schloss Kittsee und das Dorfmuseum Mönchhof als zwei Beispiele musealer Entwicklung im Nordburgenland vor. Abschließend berichtete Walter Thaler vom Fasnacht- und Heimatmuseum Telfs/Tirol und von den alltäglichen Sorgen und Problemen eines Regionalmuseums. Der erste Tag endete mit der Besichtigung des Klosters Und mit Weinverkostung und Abendessen auf Einladung des Museumsbundes.

Den überaus dichten zweiten Tag eröffnete Wilfried Seipel mit einem Statement zum „Wildwuchs" auch bei den „großen" Museen, wo Neubauten oder Neugründungen der (politischen) Selbstdarstellung bzw. Denkmalsetzung dienen. Darin sieht er den Grund für die Schwerpunktsetzung auf Ausstellungshallen ohne musealen Anspruch. Dadurch sei auch eine unfreiwillige Konkurrenzsituation im „Kampf" um die Besucher/innen entstanden. Seipel plädiert für ein entsprechendes Selbstbewusstsein der Museen gegenüber den Kunsthallen frei nach einem Songtitel „we are the museums".

Günter Düriegl (Direktor des Historischen Museums der Stadt Wien) führte den Reigen der musealen Situationsdarstellungen der einzelnen Bundesländer an mit einem Überblick über die Aufgaben der Magistrats-

abteilung 10, Museen der Stadt Wien. Neben dem „Haupthaus" am Karlsplatz werden 23 Bezirks- und sechs Spezialmuseen, das Jüdische Museum sowie die archäologische Ausgrabung am Michaelerplatz betreut. Sämtliche Kosten werden aus einem gemeinsamen Budget bestritten. Die Bezirksmuseen sind außerdem in einem Dachverband, der Arbeitsgemeinschaft der Wiener Bezirks- und Sondermuseen, zusammengefasst.

Als nächste berichtete Ulrike Vitovec über die Situation in Niederösterreich, wo seit 1996 ein Kulturförderungsgesetz existiert. Zweimal jährlich tagt ein Gutachtergremium, das nach bestimmten Kriterien, bei deren Erstellung die Museen auch eingebunden waren, Empfehlungen für die Förderung von Museumsprojekten gibt. Von Förderungswerbern wird unter anderem die Vorlage eines umfassenden Museumskonzeptes (das die diversen Museumsaufgaben beinhaltet), die Gewährleistung einer qualitätsvollen Aufbereitung der jeweiligen Sammlung sowie die Bereitschaft zu Kooperation gefordert. In Niederösterreich sind 650 Museen und Sammlungen öffentlich zugänglich, insgesamt existieren 730 Eintragungen in die niederösterreichische Museumsdatenbank. In einigen Regionen haben sich mehrere Museen zu Verbänden (Eisenstraße, Kamptal, Textilstraße) zusammengefunden, die vor allem der inhaltlichen Abstimmung und gemeinsamen Werbung dienen. Auch lokale Verbände wie in Klosterneuburg und Tulln verfolgen diese Ziele. Als Vertretung aller niederösterreichischen „Kleinmuseen" fungiert die „IG Niederösterreichische Museen und Sammlungen", die seit 1994 den Niederösterreichischen Museumstag veranstaltet, seit 1996 eine Betreuungsstelle vorerst in Mödling, jetzt in Schloss Atzenbrugg betreibt und seit 1997/98 die Museumsdatenbank und ein Archiv erstellt, deren Ergebnisse auch im Internet zugänglich sind. Die IG Niederösterreichische Museen bietet Beratung für Museumskonzepte, Fördermöglichkeiten, Gründung und Betrieb von Museen. Zusätzlich leistet die Institution Unterstützung bei der EDV-Inventarisierung (Programm IMDAS-Pro) und der formalen Abwicklung von Förderansuchen sowie Vermittlung von Kontakten zu Professionisten. Als Ziele nennt Vitovec die Qualitätssteigerung der Museen, Bewusstseinsbildung betreffend der Aufgaben eines Museums, inhaltliche Schwerpunktsetzung und verstärkte regionale Zusammenarbeit (auch wiederum zwecks inhaltlicher Abstimmung).

Die Museumslandschaft von Tirol wurde von Herta Arnold, zuständig für die Kulturförderung des Landes, vorgestellt. In Tirol gibt es rund 100 Institutionen mit der Bezeichnung „Museum", in Südtirol rund 70 und im Trentino circa 30. Die Unterstützung der „kleinen" Museen durch die Landesregierung bezeichnete Arnold als geringfügig – mit Ausnahme des Museums Tiroler Bauernhöfe in Kramsach und des Augustinermuseums Rattenberg. Gefördert werden Investitionen (außer Baukosten), Sonder-

ausstellungen und Veranstaltungen – die Betriebskosten sollen vor Ort geleistet werden. Eine fast logische Konsequenz daraus ist, dass auch im Land Tirol die Ehrenamtlichkeit einen hohen Stellenwert besitzt, da ein Großteil der Museumsarbeit kostenlos geleistet werden muss. Abgesehen vom Tiroler Kunstkataster, der die EDV-Inventarisierung mit zentraler Verwaltung betreibt, gibt es keine eigene Museumsberatungsstelle. Allerdings findet seit 1991 der Tiroler Museumstag (gemeinsam mit Südtirol und dem Trentino, mit denen auch Landesausstellungen bestritten werden) statt, zu dessen Anlass Anerkennungspreise vergeben werden.

Heinrich Klingenberg von der Steiermärkischen Landesregierung berichtete von dem enormen Zuwachs an Museen in den letzten 20 Jahren: von 93 Häusern im Jahr 1980 auf derzeit 230. In der Steiermark wirken dem Teufelskreis „große Anzahl – geringe finanzielle Mittel – geringe Attraktivität – unterschiedliche Qualität" gleich zwei Institutionen entgegen: der bereits kurz vorgestellte Verein „MuSiS" und das „Museumsforum Steiermark". MuSiS erstellte als unabhängige, überparteiliche Museumslobby eine Ist-Analyse der Museumssituation, einen Problemkatalog sowie einen „Wunschkatalog" an die Landes-Kulturabteilung. Aus der Erfassung aller steirischen Museen entstand der „Steirische Museumsführer". Der Verein ist außerdem Herausgeber der Zeitschrift „Die Stellwand" sowie Veranstalter des Steirischen Museumstages. Derzeit betreibt MuSiS das Projekt Kulturlandschaft Ennstal, eine Präsentation verschiedener kleiner Museen auf der Internationalen Gartenschau bei Graz sowie ein großangelegtes Ausbildungs- und Beschäftigungsprojekt über die St:WuK (Steirische Wissenschafts-, Umwelt- und Kulturträgergesellschaft). Das Museumsforum ist die öffentliche Beratungsstelle des Landesmuseums. Die Landeskulturabteilung wiederum ist die zentrale Förderstelle, die auch nach anderen als museologischen Kriterien Subventionen vergibt. Parameter sind eine ausreichende Projektbeschreibung, die präzise Themenstellung, eine qualitative Einschätzung über den nachvollziehbaren und realisierbaren Projektablauf, eine klare Projektträgerschaft, ein vollständiger und realistischer Finanzierungsplan sowie eine Zielplanung für die kulturelle Weiterentwicklung einer Region. Unter dem Motto „Hilfe zur Selbsthilfe" fördert das Land Steiermark Aus- und Weiterbildung, EDV-Ausstattung, Marketing und Öffentlichkeitsarbeit sowie Erhaltung, Gestaltung und Ausbau.

Paul Rachbauer vom Amt der Vorarlberger Landesregierung beschrieb Entstehungsphasen der „kleinen" Museen im westlichsten Bundesland: ab 1904 entstanden im Zuge der Heimatschutzbewegung Museen in Bezau, Bludenz und Montafon, ab 1954 in den walserischen Bergdörfern und ab 1980 die jüngsten Museumsgründungen. Der Museumsführer von 1996 ist bereits überholt und soll nächstes Jahr eine Neuauflage erfahren. Derzeit

sind 45 Museen in Vorarlberg bekannt, was bedeutet, dass fast jede zweite Gemeinde ein Museum beherbergt. Allerdings gibt es kein zentrales Freilichtmuseum bäuerlicher Kultur, sondern sogenannte Denkmalhöfe, also historische Höfe in situ in musealer Verwendung. Auch in diesem Bundesland ist die Ehrenamtlichkeit vorherrschend, in nur zwölf Museen gibt es Voll- bzw. Teilzeitbeschäftigte. Inhaltlich dominiert naturgemäß die Darstellung der Milchwirtschaft mit Käse- und Buttererzeugung. Doch auch die Vorarlberger Kraftwerke mit dem Schaukraftwerk sind sehr stark frequentiert, ebenso das Rolls Royce- und das Radio- und TV-Museum. Die Industrialisierung in Vorarlberg fehlt völlig in der musealen Präsentation.

Erwin Garstenauer stellte die Ergebnisse der diesjährigen Museumsumfrage und -analyse in Oberösterreich vor: Von den 280 öffentlich zugänglichen registrierten Museen sind 44% Regionalmuseen, 36% Fachmuseen, 13% Freilichtanlagen und 7% historische Sammlungen. Fast die Hälfte wird von einem Verein betreut, 28% von den jeweiligen Gemeinden, 17% privat und 2% von Stiften. Wie in den übrigen Bundesländern wird der Großteil (63%) ehrenamtlich betreut, nur 24% verfügen über eine/n ausgebildete/n Museumsfachfrau/mann. Die ehemalige Landeskulturabteilung ist nun als Institut für Kulturförderung für die Förderung, Betreuung und Beratung der Museen zuständig. Im Rahmen der Aktion „Schule & Museum" beispielsweise werden didaktische Unterlagen erstellt, an die Schulen verteilt, die Betreuung vor Ort finanziert sowie die Fahrtkosten der Schüler/innen übernommen; die von der Aktion beworbenen Museen wechseln alle drei Jahre. In Oberösterreich existieren auch einige Museumsverbände wie der Verband der oberösterreichischen Freilichtmuseen (1964 gegründet, Zusammenschluss von 18 Freilichteinrichtungen), die Mühlviertler Museumsstraße, das Museumsland Strudengau (gemeinsam mit dem Land Niederösterreich), die Oberösterreichische Eisenstraße und die Pramtal-Museumsstraße. Geplant sind im Moment ein Eisenbahnmuseum in Ampfelwang im Zusammenhang mit der Landesausstellung 2006, das „Museum 2000" in Hallstatt, ein medizingeschichtliches Museum in Linz und ein Widerstandsmuseum in Ebensee, das bereits im März 2001 eröffnet werden wird. Da (auch in Oberösterreich) seit der 2. Hälfte der 1980er Jahre ein rapider Besucherschwund – außer bei den Museen entlang des Donauradweges – verzeichnet wird, erarbeitet das Land Oberösterreich derzeit ein umfassendes Landesmuseumskonzept; ein Museumsdachverband auf Vereinsbasis wird ebenfalls angestrebt.

Gerald Schlag (Direktor des Burgenländischen Landesmuseums) rief zu Beginn seiner Situationsanalyse die historische Entstehung des jüngsten österreichichen Bundeslandes in Erinnerung, die auch Auswirkungen auf die Museumslandschaft hatte: die musealen „Prunkstücke" seien 1921 bei Un-

garn verblieben, eigene Museumsgründungen erfolgten relativ spät. 1925 wurde das Landesmuseum als Verein auf der Basis der umfangreichen Sammlung von Sandor Wolf gegründet. Aufgrund der Gau- bzw. Zonen-Aufteilung während des bzw. nach dem Zweiten Weltkrieg setzt Schlag den Beginn der burgenländischen Museumsgeschichte Ende der 1960er Jahre an. Danach entstanden auch hier „kleine" Museen in Privat-, Vereins- und Gemeindebesitz. Seit 1990 wird das Landesmuseum (mit dem „Haupthaus" in Eisenstadt und elf Außenstellen) als wissenschaftliches Institut mit eigenem Statut geführt. Außerdem wurde im Jahr 2000 der Beschluss gefasst, keine Landesausstellungen mehr zu veranstalten, wodurch das gesamte Budget den Museen zugute kommen könnte. In Planung bzw. Vorbereitung befindet sich eine Industrie- und Handwerkerstraße mit dem Ziel der Vernetzung von Museen, Industriebetrieben und einem römischen Aquädukt als „Euregio Westpannonien"-Projekt gemeinsam mit Ungarn. Im Südburgenland wird eine inhaltliche Schwerpunktsetzung in mehreren Heimatmuseen im Zuge einer Museumsstraße angestrebt. Außerdem erarbeite das Land ein „revolutionäres" Museumskonzept, das allerdings nicht weiter erläutert wurde, im Zuge dessen entgegen der eingangs erwähnten Ansicht von Gerald Schlag, das Land brauche aufgrund der geringen Zahl an Museen keine eigene Museumsbetreuungsstelle eine solche Institution zumindest diskutiert werde.

Dagmar Bittricher beschrieb die Betreuungs- und Förderungseinrichtungen für die rund 90 öffentlich zugänglichen Museen und Sammlungen in den sechs politischen Bezirken in Salzburg – einerseits der „Arbeitskreis Heimatsammlungen – Forum für Orts-, Regional- und Fachmuseen im Salzburger Bildungswerk", andererseits das „Referat Salzburger Volkskultur im Salzburger Bildungswerk" als Fördervergabestelle des Landes. Diese stellt Subventionen für Ankauf und Restaurierung von Objekten, Gestaltung von Museumsräumen, Anschaffung von EDV-Ausrüstung, Inventarisierung, Werbemaßnahmen und Dokumentationen und Publikationen sowie für besondere Aktivitäten wie Ausstellungen, museumspädagogische Angebote und museumsbezogene kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung. Das Referat Salzburger Volkskultur bietet Weiterbildungsveranstaltungen unter anderem mit Restaurator/innen des Landesmuseums, Zusammenarbeit mit „großen" Museen, Archiven und der Universität, museumspädagogische Infobehelfe, die an alle Schulen verschickt werden, Tagungen, einen ausgearbeiteten Leitfaden für Museumsinitiativen, weiters die Sammlung von statistischen Daten, die an alle Museen und Sammlungen verschickt werden und auch eine Tauschbörse beinhalten, sowie die Unterstützung durch einen Restaurator, der vom Bildungswerk bezahlt wird. Außerdem gibt das Bildungswerk die Zeitschriften „Dreieck" und „Die Salzburger Volkskultur" heraus, wo Tagungsbeiträge abgedruckt sind, und verfasst ein- bis zweimal

im Jahr Beiträge für die „Salzburger Nachrichten". 2001 werden erstmals der Salzburger Museumspreis und zwei Anerkennungspreise vergeben, wo unter anderem die Besucherangebote zur Beurteilung beitragen. Vorgespräche existieren zu einem landesweiten Museumsentwicklungsplan.

Der lange „Tag der Bundesländer" endete mit einer Führung durch die Ausstellung „Milch vom ultrablauen Strom" in der Kunst.Halle.Krems von Direktor Carl Aigner mit anschließendem Empfang des Landes Niederösterreich.

Der letzte Tag war der Situation der Museumsbetreuung in zwei Nachbarländern, Ungarn und Bayern, gewidmet. Erzsébet Kociàn-Szentpeteri vom Ministerium für nationales Kulturerbe nannte 800 Museen in Ungarn, von denen jedoch nur ein Drittel den offiziellen Kriterienkatalogen entspreche. In diesen Institutionen sind rund 6.000 Mitarbeiter/innen tätig, von denen 1.200 über einen Universitätsabschluss in Archäologie, Kunstgeschichte, Geschichte oder Ethnologie verfügen; dieses Personal wird vom Staat finanziert. Das staatliche „Cultural Heritage Institute" regelt die Ein- und Ausfuhr sowie die Rückgabe der materiellen Kultur Ungarns und ist für Ausgrabungen sowie Publikationen zuständig. Zusätzlich wurde ein Forum für „Heimatmuseen" gegründet. In den letzten Jahren sank die Zahl der Museumsbeschäftigten, da die Verdienstmöglichkeiten an Schulen und Universitäten höher sind, während hingegen die Besucherzahlen steigen.

Als letzter Referent berichtete York Langenstein (Leiter der „Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern") über die Museumsbetreuung in Deutschland im Allgemeinen und in Bayern im Speziellen, wo vor allem seit den 1990er Jahren ebenfalls ungebremstes Museumswachstum herrscht. Prinzipiell gilt die Kulturhoheit der Länder, das heißt, dass der Bund nur Aufgaben übernimmt, die auch Bundesangelegenheit sind, und die Museumsverbände der einzelnen Bundesländer die Betreuung innehaben. Dasselbe Verhältnis gilt für Länder und Kommunen: eine Gemeinde kann ein Museum eröffnen, schließen oder Objekte verkaufen, ohne Bund oder Land Rechenschaft schuldig zu sein. In Bezug auf die Trägerschaft gibt es sehr wenige Bundesmuseen (z.B. das Haus der Geschichte in Bonn oder das Deutsche Historische Museum in Berlin) und nur einige staatliche Museen in den Ländern wie das Bayerische Nationalmuseum in München. Diese unterhalten staatliche Filialmuseen, die allerdings nicht von qualifiziertem wissenschaftlichen Personal, sondern von Beamten geleitet und dementsprechend vernachlässigt werden. In Bayern erarbeitet man deshalb derzeit ein Museumsentwicklungsprogramm, das unter anderem „Wildwuchs" verhindern sowie den Filialmuseen – beispielsweise durch die Rückgabe von im Zuge der Gründung von Bayern ab 1806 zusammengetragenen Objekten – eine wichtigere Rolle geben soll. Zusätzlich existieren wie in Österreich

zahlreiche Gemeinde-, Vereins- und Privatmuseen, die ebenfalls zu einem großen Teil ehrenamtlich betrieben werden. Der inhaltliche Schwerpunkt liegt auch hier im Bereich der Kunst- und Kulturgeschichte, also der Heimatmuseen. Die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, ursprünglich eine Abteilung der Denkmalpflege, verfügt über 18 Mitarbeiter/innen, welche als Spezialreferent/innen jeweils für bestimmte Themen zuständig sind (z.B. Museumspädagogik, EDV, Gestaltung und Technik, inhaltliche Spezialisierung). Die Landesstelle bietet nun Koordination, Planungsberatung und Weitervermittlung (von Professionisten), Öffentlichkeitsarbeit sowie umfassende Fortbildungsangebote wie den Bayerischen Museumstag und mehrmals jährlich stattfindende Workshops. Die publizistischen Tätigkeiten reichen vom Handbuch der bayerischen Museen über die Zeitschrift „museum heute" und die Reihe „Museumsbausteine" bis hin zu einer Filmreihe mit Museumsportraits. Im Aufbau befinden sich derzeit eine Museumsinformationsstelle für Besucher/innen und ein Veranstaltungskalender, der über Landesstelle und Internet zu beziehen sein wird.

Im Anschluss an die Referate fand die Vollversammlung des Österreichischen Museumsbundes, eine Führung durch das Stift Dürnstein sowie durch das WeinStadtmuseum Krems statt.

Abschließend ist der Organisation zum Aufgreifen des Themas „kleine" Museen zu gratulieren, die üblicherweise beim Österreichischen Museumstag eher eine Nebenrolle spielen. Die Präsentation der Situation in den einzelnen Bundesländern wäre jedoch angesichts der Menge an „Daten, Zahlen und Fakten" in schriftlicher Form übersichtlicher gewesen (vgl. „Die Stellwand" Nr. 4, 8. Jg., 2000). Die Zeit hätte (intensiver) für die Vorstellung – und den Besuch – von Regional- und Lokalmuseen und deren Anliegen genützt werden können.

Veronika Plöckinger

Neuerscheinung

Klaus Beitl und Reinhard Johler (Hg.):
Bulgarisch-österreichisches Kolloquium
Europäische Ethnologie an der Wende: Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen

Referate der 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12. Oktober 1999 anlässlich der Jahresausstellung „Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren – Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien", vom 20. Juni bis 1. November 1999 im Schloss Kittsee (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Bd. 12). Kittsee 2000.

136 Seiten, Format 14,8 x 20,8 cm, brosch. ISBN 3-900359-90-3

Im Rahmen der neuen Tagungsreihe „Kittseer Herbstgespräche" wird das Thema der jeweiligen Jahresausstellung im Schloss Kittsee von und mit Fachkolleginnen und -kollegen aus Ost- und Südosteuropa diskutiert.

Inhalt:

Klaus BEITL, Ethnographie ohne Grenzen – ein Wissenschafts- und Museumsprojekt, S. 7–14; Christo CHOLIOLČEV, Das Bulgarische Forschungsinstitut in Österreich und seine Aktivitäten, S. 15–16; Račko POPOV, Über die versäumten und künftigen Möglichkeiten der bulgarischen Ethnologie, S. 17–22; Konrad KÖSTLIN, Aus dem ethnographischen Musterkoffer. Volkskunde und Volkskultur in der Mediengesellschaft, S. 23–35; Radost IVANOVA, Die bulgarische Ethnologie und die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, S. 37–46; Reinhard JOHLER, Die „kleinen" Ethnologien und das „neue Europa" – oder: Perspektiven eines bulgarisch-österreichischen Wissenschaftskontaktes, S. 47–64; Milena BENOVSKA-SABKOVA, Die Ethnologie – ein Abbild der Welt, S. 65–75; Gert DRESSEL, Fettnäpfe und andere Fallen: Der noch weite Weg zu einem gleichberechtigten europäischen Dialog in den anthropologischen Wissenschaften – ein Erfahrungsbericht, S. 77–91; Anelia KASSABOVA-DINČEVA, „Kultur- und Wissenschaftsschocks" – Zu den kleinen und großen Unterschieden, S. 93–108; Ulf BRUNNBAUER, Nach der Wende und an der Grenze. Neuorientierungen in der bulgarischen Geschichtswissenschaft nach 1989, S. 109–133.

Preis:

ATS 135,—/DM 19,19/EURO 9,82 (exkl. Versand)
ATS 90,—/DM 12,80/EURO 6,55 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee

Bestellungen beim Ethnographischen Museum Schloss Kittsee
A-2421 Kittsee
Tel. 0043/2143/2304, Fax 0043/2143/2025
E-mail: office@schloss-kittsee.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 53–97*

Literatur der Volkskunde

BIELEFELD, Ulrich, Gisela ENGEL (Hg.): *Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne.* Hamburg, Hamburger Edition Verlagsgesellschaft, 1998, 440 Seiten, 34 Abbildungen.

Die Spannung von Identität und Differenz als Grundproblem menschlicher Existenz in der Moderne markiert den einen Pol der hier versammelten Texte. Die „Imagined Communities", wie sie der einflußreiche Text von Benedict Anderson skizziert hat, verweist auf den anderen. Andersons These von der Nation als „erfundener" Gemeinschaft ist das dominierende gemeinsame Vielfache, das die in diesem Band vereinigten Beiträge verbindet – Texte aus Philosophie, Soziologie, Politikwissenschaft, Kunstgeschichte und Cultural Studies und einer literaturwissenschaftlich grundierten Kulturwissenschaft (und als Kulturwissenschaften verstehen sich ja inzwischen fast alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen[1]. Die Texte behandeln die Stiftung von Subjektivität als eine verbalisierte und in Bilder gefaßte Erfahrungen von Körperlichkeit (und deren Abbildung), die in der Folge eine weitgespannte Metaphorik ausbildet und die sich in der frühen Neuzeit als neue Bild- Sprache (und als Sprach-Bild) entwickelt. Sie reicht in symbolische und reale Kartographie, bildet die europäische Welt als Körper ab und verkörperlicht die Welt und ihre Institutionen.

Die Einheit der Nation wird, das ist klar, in der frühen Neuzeit „gestiftet": durch „the kings body", durch Landkarten und durch die Revolution; durch Kunst, die nicht „spiegelt", was ist, sondern die über ihre Art der Darstellungen selbst am Produktionsprozeß des Wissens über die Nation beteiligt ist; und endlich, in den Prozessen der Modernisierung dann, durch neue Formen der Öffentlichkeit. „Die Nation" entsteht also diskursiv, wird zusammengeschrieben und hergeredet, ist also keinesfalls jene natürliche Gegebenheit, als die sie dann erscheinen will und als die sie schließlich so selbstverständlich aufscheint.

Nun lassen sich bei den versammelten Texten zwei Tendenzen der Interpretation und damit der Verweisgeschichte der Bilder der Nation ausmachen: die eine, die vordemokratische, setzt die Nationen bereits als Phänomen des 16. Jahrhunderts an (etwa als „the kings body", „the queens body" in England). Besonders ist es wohl die Kategorie der Konfessionalität, die in

vielen Fällen eng mit dem Bild der Nation verbunden, aus der frühen Neuzeit in die säkularisierte Moderne als milieuspezifische Lineatur reicht. Der andere Ansatz verknüpft die Nation mit den Diskursen der „imagined communities" in und um die Nationalstaaten unserer etwa 250jährigen Moderne und verbindet sie somit auch mit Demokratie, mit Plebiszit und dann endlich auch mit dem Nationalismus. Dieser Diskurs wird dabei durch eine neue Gattung von Menschen befördert, jener neuen Klasse der Intellektuellen des bürgerlichen Zeitalters. Sie produzieren jene kulturellen Deutungen sozusagen professionell. Der Nationalstaat mit seinen sich etablierenden Deutungseliten – die zugleich das Ende des zentralisierten Deutungsmonopols der Kirche einläuten – ist also in dieser Lesart dezidiert eine Konstruktion der Moderne (siehe vor allem den Beitrag von U. Bielefeld).

Zwischen den beiden skizzierten Thesen vom Anfang der Nation setzen die Autoren dieses Sammelbandes den titelgebenden „Beginn der europäischen Moderne", eben zwischen früher Neuzeit und dem Aufgang der Moderne Ende des 18. Jahrhunderts, an. Aus der Tatsache freilich, daß die hier abgedruckten Texte auf einer Tagung des „Frankfurter Zentrums zur Erforschung der frühen Neuzeit" (ZFN) im Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien (IFK) vorgetragen wurden, erklärt sich der Ansatz des Bandes, die Genese der Bilder eher in der frühen Neuzeit zu verorten und eine relativierte Form der Kontinuität dieser Bilder als Grundierung der Modernisierung zu verstehen.

Was fangen wir damit an? Eine Brücke zu unseren fachgeschichtlichen Kontexten wie auch zu einzelnen Perspektiven der volkskundlich-ethnologischen Disziplinen schlagen besonders jene Referate, die dem zweiten Strang folgen, der als binäre Opposition „Identität" und „Differenz", „(universales) Fremdes" und „(ethnisiertes) Eigenes" aufbaut. Setzt man die Entstehung unseres Faches als nationale Wissenschaft in der Moderne an, dann fällt die Gleichzeitigkeit der Ausbildung des Nationalstaates und die Formulierung einer nationalen Volkstumswissenschaft Ende des 18. Jahrhunderts als Deutungswissenschaft ins Auge. Sie findet im deutschsprachigen Raum ihre endliche Etablierung in den sich während des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts etablierenden Institutionen – zu einem Zeitpunkt also, an dem der Nationalismus bereits böse am Horizont steht.

Die Vergleiche mit anderen europäischen Nationen, von denen einige der im besprochenen Band vorgestellten Texte handeln, lassen aufgrund der Unterschiede der nationalen Identitätskonstruktionen auch unterschiedliche Ausprägungen und Ressortierungen der nationalen Deutungswissenschaften erahnen – wie beispielsweise das Fehlen einer Volkstumswissenschaft (welche die Unterscheidbarkeit des Eigenen gegenüber dem Fremden mit dem Instrument „Volkskultur" zu begründen sucht) etwa in England oder Frank-

reich. Verweise dieser Art werden hier freilich nicht explizit gezogen oder gar ausgesprochen, solche Schlüsse haben die Leserinnen und Leser selbst zu ziehen. Wenn überrascht, wie locker und selbstverständlich die Konstruiertheit des Nationalen vorausgesetzt wird, so bleibt als bemerkenswert festzuhalten, daß sich der Ausgangspunkt des Tagungsbandes jenem allzu glatten Konstruktivismus widersetzt, der voraussetzungslos die Konstruierbarkeit der nationalen Bilder in der Moderne behauptet.

Konrad Köstlin

Anmerkung

1 In ähnlich symbolischer Gestik wurde vor kurzem an der Wiener Universität die „Geisteswissenschaftliche Fakultät" in „Geistes- und Kulturwissenschaftliche Fakultät" umbenannt. Was die kulturwissenschaftliche Grundierung aller ihrer Disziplinen anlangt, hatte ja schon Jacob Grimm in den gedruckten Verhandlungen der ersten Germanistenversammlung in der Frankfurter Paulskirche 1846 das Muster vorgegeben. Er hatte Juristen, Historiker und Philologen als Germanisten angesprochen. Er schrieb „von dem neuen Namen Germanisten welcher im Begriff steht, uns allen zu gebühren" (Verhandlungen, S. 103 f.).

HAID, Gerlinde, Ursula HEMETEK und Rudolf PIETSCH (Hg.): *Volksmusik – Wandel und Deutung: Festschrift Walter Deutsch zum 75. Geburtstag*. Wien, Köln, Weimar, Böhlau, 2000 (= Schriften zur Volksmusik, 19), 630 Seiten, Illustr., mit Notenbeisp. und 1 CD.

Nach den beiden Festgaben zum 60. Geburtstag – Sonderband der Schriften zur Volksmusik (Wien 1983) und Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, 32/33 (1984) – sowie dem CD-Doppelpack Tondokumente zur Volksmusik in Österreich, vol. 1, vol. 2 (RST Records 91557–2, 91558–2. Wien 1993) zum 70. Geburtstag wurde Walter Deutsch nun zum 75. Geburtstag eine nicht nur physisch, sondern auch sonst gewichtige Festschrift gewidmet. Sie erscheint zwar mit zweijähriger Verspätung, wodurch aber gleichzeitig eines weiteren, mit Walter Deutsch eng verbundenen Ereignisses gedacht werden kann, nämlich der Gründung des Instituts für Volksmusikforschung der Universität (vormals Hochschule) für Musik und Darstellende Kunst in Wien durch den Jubilar vor 35 Jahren.

Die 39, auf vier Abschnitte (Grundsätzliches, Minderheiten, Geschichte und Gegenwart, Schwerpunkt Wien) aufgeteilten Beiträge behandeln eine Fülle von Themen und folgen zum einen dem auf die traditionellen Formen der ländlichen Musik und deren Verschränkung mit der bürgerlichen Musik-

kultur gerichteten Ansatz von Walter Deutsch, dokumentieren jedoch zum anderen auch die inzwischen erfolgte Öffnung der österreichischen Volksmusikforschung für neue Entwicklungen und stellen verschiedene Themen in den größeren Rahmen von Ethnomusikologie, Volkskunde, Kultur- und Musiksoziologie. Die Anordnung in die genannten vier Blöcke verleiht dem Band große Kompaktheit, wobei der erst- und letztgereihte Beitrag einen Gesamtrahmen bilden, da sie in besonderer Weise auf den Jubilar bezogen sind: Gerlinde Haid charakterisiert – durch die vorangestellten fotografischen Momentaufnahmen trefflich illustriert – Walter Deutsch als akademischen Lehrer und Volksbildner und skizziert auf der Basis der von Walter Deutsch betreuten Diplomarbeiten den Beitrag des Volksmusikinstituts zur wissenschaftlichen Schiene der Musikhochschule. Gertraud Pressler und Mitautoren nehmen das als Geburtstagsgeschenk für Walter Deutsch eigens produzierte Salon-Ariston zum Anlaß, kurz die Geschichte der Drehinstrumente mit durchschlagenden Zungen zu beleuchten. Dieses Salon-Ariston erklingt zusammen mit dem auf dem mitgelieferten Lochkarton codierten Lied vom Himmelloch, das Walter Deutsch bei verschiedenen Gelegenheiten gerne als Kontrafaktur verwendet hat.

Von den verbleibenden 37 Beiträgen nehmen die Studien der dritten Sektion den breitesten Raum ein. Das Themenspektrum reicht von mittelalterlichen Maultrommelfunden in Nordtirol (H. Herrmann-Schneider) über die Geschichte von Tänzen in Ungarn (Ländler und Galopp – L. Tari; Verbunkos-Melodien – B. Sárosi), Kärnten (Mazurka – K. Fillafer) und im Gasteinertal (Hiatatanz – H. Rathner) sowie die Würdigung des Gailtaler Bauernmusikers Wilhelm Viertler (1855–1933) durch G. Antesberger, ferner der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart durchgehend nachgewiesenen Innviertler Musikantenfamilie Geisberger durch A. Blöchl, des burgenländischen Liedersammlers Stephan Wolckerstorffer (1776–1831) durch S. Gmasz, der Volkskundliches enthaltenen Erinnerungs-Blätter des zum Freundeskreis von Franz Schubert zählenden Anton v. Spaun (1790–1849) durch W. Litschauer, des schweizerischen Dichter-Pfarrers Albert Bitzius, alias Jeremias Gotthelf (1797–1854), durch B. Bachmann-Geiser, von aus der Volksmusik schöpfenden Komponisten – Johannes Brahms (1833–1897) durch G. Scholz, Anton v. Webern (1883–1945) durch E. M. Hois, Alois Pachernegg (1892–1964) durch W. Suppan – bis zur Geschichte des Vorarlberger Volksgesanges in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch A. Bösch-Niederer, der von einer Prager Sammlung ausgehenden vergleichenden Liedtext-Analyse zu „Drunten im Hulsteinerwald" durch O. Holzapfel, L. Petzolds Nachweis der Verwendung traditioneller Stilmittel in einer „Moritat" aus unserer Zeit und Ph. Bohlmans Untersuchung der Wechselwirkung von Traditionellem und Modernem in der „wiederbelebten

Relevanz" der Wallfahrt im ausgehenden 20. Jahrhundert. E. Ostleitner schließlich weist in einem kurzen musikhistorischen Exkurs auf die Bedeutung Europas für die Musik Venezuelas hin und schließt eine Skizze der dortigen drei Grundformen der música folklórica an.

Die Texte der von G. Haid eingeleiteten ersten Sektion des Buches behandeln wissenschafts- bzw. forschungsgeschichtliche Themen – Alpenländischer Volksmusikwettbewerb in Innsbruck (J. Sulz); Österreichisches Volksliedwerk (Th. Nußbaumer); Feldforschung in Südtirol (M. Walcher et al.) – sowie die in der Vergangenheit häufig diskutierten Fragen einer Gattungs-Typologie des Volksliedes (Th. Hochradner) und des Volksliedbegriffes (W. Keller). J. Strajnar sieht in der, mit der Muttersprache ein Einheitsband bildenden vokalen Volksmusik das charakteristischste musikalische Ausdrucksmittel einer Ethnie und belegt dies mit Beispielen aus Slowenien. M. P. Baumann setzt sich mit Definition und Gegenstand der ethnomusikologischen Feldforschung auseinander, unterscheidet in Anlehnung an die Methode der Ethnographie zwischen einer notativen (nach vorgebildeten Erkenntniskriterien) und intentionalen (entsprechend dem eigenen Begreifen und Denken der Fremdkultur) Betrachtungsebene und erläutert auf der Basis eigener Feldforschung (Bolivien) deren gegenseitiges Wechselspiel. A. Elscheková und O. Elschek fordern in ihrem Überblick über analytische Verfahren und Schichten in der Volksmusikforschung die Verbindung der Strukturanalyse mit hermeneutischen und semantischen Fragen auch in der Volksmusikforschung. I. Bontinck weist auf die Wichtigkeit soziographischer Studien als Orientierungshilfe für die Kulturpolitik im allgemeinen und die Musikerziehung im besonderen hin und führt insbesondere die soziographische Erhebung von Orten und in diesem Zusammenhang des Musikschulwesens als besonders wichtige Schwerpunkte an. J. Stagl befaßt sich in einem Postskript zu einer früheren Arbeit mit der Beziehung zwischen kulturellen Leistungen und Gesellschaft. Da erstere ihren eigenen Gesetzen gehorchen, bedarf es einer Vermittlung durch Angehörige beider Sphären, die er „Sympathisanten" nennt. K. Köstlin schließlich geht in seinem, auch literarisch überaus ansprechenden Beitrag von der These aus, daß Volksmusik „dadurch, wer wann und in welchem Interesse eine Musik als Volksmusik bezeichnet" ihre Bedeutung erhält und kommt zu dem Schluß, daß die Bedeutung von Volksmusik in der Moderne „von der Anmutung des Historischen, Eigenen, Unterscheidbaren" lebt.

Das Thema „Minderheiten" haben fünf Studien zum Gegenstand. Ausgehend vom häufigen Gottesbezug in den Gesängen der Lovara sucht U. Hemetek den Ausdruck der Frömmigkeit der Roma in deren Gesang und Instrumentalmusik, bringt Beispiele aus Österreich, Spanien, Frankreich und der Balkanhalbinsel (Marienverehrung, Wallfahrt, Verehrung des hl.

Georg) und stellt fest, daß „explizit religiöse Lieder kaum zu finden sind". H. Thiel bringt Beispiele aus dem Liedgut von Juden in Wien und geht der Herkunft dieser Gesänge (jiddische Operette, russischer Film) nach. R. Johler beschreibt in einer exzellenten Studie, wie in Vorarlberg Ende des 20. Jahrhunderts ehemalige (Spott-)Lieder über Trentiner Bau- und Fabriksarbeiter zum Identitätszeichen der inzwischen assimilierten und sich als erfolgreiche Vorarlberger etablierten Nachkommen der ursprünglichen Minderheit wurden. Die letzten beiden Studien dieser Sektion sind der slowenischen Minderheit in Kärnten gewidmet: H. Wulz korrigiert, zumindest für das Gailtal, den allgemein herrschenden Eindruck, daß es in Kärnten „das freie Singen fern der Bühne" nicht mehr gibt, wobei er seine Darstellung – wohl aus Platzmangel – „auf jene Liedträger" beschränkt, „die Volksliedgut in beiden Landessprachen pflegen." E. Logar gibt unter Einsatz computerunterstützter Analyseverfahren einen Überblick über einige „Elementarformen des 5/8-Taktes im Volkslied der Kärntner Slowenen" und illustriert diesen mit zahlreichen Beispielen.

In der letzten Abteilung des Buches berichtet die Tanzforscherin R. Witzmann von ihren Erfahrungen mit Animationen im Historischen Museum der Stadt Wien, in denen mit Kindern historische Gesellschaftstänze einstudiert wurden. Der Schwerpunkt Wien wäre selbstverständlich nicht vollständig, wenn das Wienerlied fehlte: In seinem Beitrag „Alte Tänze und neue Lieder" zeigt E. Weber kenntnisreich anhand von 23 Beispielen auf, wie „die Verarbeitung und Umwandlung traditioneller Motive und Melodiegestalten aus der Volksmusik als eine der wesentlichsten Komponenten des kreativen Gestaltungsprozesses zu verstehen ist, der einige der hervorragendsten Werke der Musikgattung Wienerlied hervorgebracht hat." Die Würdigung von Alexander Krakauer (1866–1894), einem der bedeutendsten Komponisten des Wienerliedes im 19. Jahrhundert, durch Th. Antonicek schließt thematisch an. Krakauer hat in seinem kurzen Leben, soweit bisher ermittelt, etwa 100 Werke geschaffen. In einer Analyse von insgesamt 61 Kompositionen sieht der Autor den dominierenden Charakter der Lieder von Krakauer „in der Zerstörung der Illusion" und in der pointierten Textgestaltung durch musikalische Mittel.

Es mag pedantisch erscheinen, in einem so umfangreichen, vom Verlag hervorragend ausgestatteten Band auf einige Punkte hinzuweisen, die der redaktionellen Durchsicht verborgen geblieben sind: Die wenigen, nicht sinnstörenden Druckfehler kann man tatsächlich vergessen – auf S. 63 muß es natürlich heißen „kHz" und nicht „MHz" –, ebenso einen falschen Seitenverweis (S. 467) und den Umstand, daß in der Literaturliste zweier Beiträge (S. 138 und 414 f.) im Kontrast zu den übrigen die Autorennamen klein geschrieben sind. Hingewiesen sei aber auf zwei, im Zuge der stichprobenarti-

gen Überprüfung festgestellte fehlende Literaturangaben: auf S. 501 fehlt der Beleg für Watson (1997) und auf S. 88 ist wohl gemeint: O. Elschek (Hg.), Methoden der Klassifikation von Volksweisen, Bratislava 1969, sowie D. Stockmann & J. Steszewski (Hg.), Analyse und Klassifikation von Volksmelodien, Kraków [1993]. Ferner ist in der letzten Zeile des Haupttextes der Seite 92 das Wort „autistischen" durch „autarken" zu ersetzen.

Tonbeispiele zu sieben Beiträgen auf der beiliegenden CD unterstützen wesentlich den Nachvollzug der betreffenden Studien, und die durchgehende Beigabe deutsch- und englischsprachiger Zusammenfassungen hilft, sich in dem interessanten und facettenreichen Buch zu orientieren. Walter Deutsch kann damit seine Freude haben.

Franz Födermayr

GRABOWSKI, Ralf: *„Zünftig, bunt und heiter". Beobachtungen über Fans des volkstümlichen Schlagers* Tübingen. Tübinger Vereinigung, 1999 (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 20), 170 Seiten.

Das Genre volkstümlicher Schlager ist medial so präsent wie keine andere Musikgattung. Eigentlich müßten sich die Untersuchungen darüber häufen, was aber nicht der Fall ist. Es ist nicht so, daß man zum Problemfeld nicht fündig würde, aber im Verhältnis zur alltäglichen Präsenz dieser Gattung, ist der wissenschaftliche Output eher gering. Bestimmte Gründe dafür kann man auch an dieser Publikation ablesen: Wenn Ralf Grabowski aus seinen Feldforschungsnotizen zitiert, in denen auch die jeweilige persönliche Befindlichkeit angesprochen wird, so wird deutlich, wie unwohl er sich in den Bierzelten, also an den Orten des Geschehens, gefühlt hat: „Um mich herum sehe ich lauter wackelnde Hinterteile. Die Menschen stehen auf den Bänken und jubeln, ich sitze. So viele unästhetische Menschen auf einem Haufen habe ich sonst selten erlebt. Ich zweifle an dem Sinn meiner Untersuchungen und ärgere mich über meine Themenwahl. Mißmutig sitze ich auf einer Bierbank und hätte größte Lust sofort aufzustehen und zu gehen." (S. 93) Diese Passage zeigt das Dilemma des Forschers, der sich mit einem Gegenstand beschäftigt, der ihm zunächst fremd ist, sowohl emotional als auch intellektuell, und der zwar beobachtet, aber nicht teilnimmt, sich zumindest gefühlsmäßig ausklinkt. Diese Distanz hat Vor- und Nachteile. Der kritische, distanzierte Blick fördert Fakten zutage, die ein emotional beteiligter Beobachter nicht registrieren würde. Andererseits fehlt jene emphatische Zugangsweise, die dazu angetan ist, uns in manchen Fällen Sternstunden der Volkskunde zu bescheren.

Es geht in dieser Studie um das Verhalten von Fans der volkstümlichen Musik und zwar der organisierten Fans, die eigene Clubs oder Vereine gegründet haben. Der Autor hat die Fanclubs von fünf Ensembles als Beispiele herausgegriffen: der „Steintaler mit Bettina", der „Föhrenberger Blasmusik", der „Geschwister Hofmann", der „Jungen Klostertaler" und der „Sonnbühler Spitzbuaba". Es werden nicht die Ensembles an sich beschrieben, bedauerlicherweise auch nicht, welche Gattung innerhalb des breiten Spektrums der volkstümlichen Musik sie vertreten, sondern die Verhaltensweisen der Fans, ihre Organisationsstruktur, ihr Hörverhalten, ihre Einstellung, ihr Engagement. Die Ergebnisse wurden aus teilnehmender Beobachtung sowie aus qualitativen Interviews mit grob strukturiertem Gesprächsleitfaden gewonnen. Sie werden anhand eines theoretischen Rahmenkonzepts interpretiert.

Es finden sich relativ viele Abschnitte, an denen Interviewpassagen wortwörtlich wiedergegeben werden. So aussagekräftig diese Vorgangsweise sein kann, so peinlich ist manchmal die absolut wortgetreue Wiedergabe, da die Interviewpartner selten in ganzen Sätzen sprechen, Gedankensprünge machen, Füllworte verwenden und manches nur andeuten. Authentizität in der Wiedergabe von Interviews kann meiner Meinung nach so nicht erreicht werden, diese ließe sich nur mittels Ton- oder Videoaufnahme erreichen. Es wäre weniger entlarvend (für die Interviewpartner) gewesen, die Interviews doch grammatikalisch verbessert wiederzugeben.

Das einleitende Kapitel allgemein über die Szene der volkstümlichen Musik ist aufschlußreich, was Gebrauch, mediale Verbreitung und Marktanteil der volkstümlichen Musik betrifft. Zur Terminologie, die ja gemeinhin äußerst uneinheitlich verwendet wird, stellt der Autor zumindest klar, was er unter „volkstümlichem Schlager", „volkstümlicher Musik", „Volksmusik" versteht. Von musikwissenschaftlicher Seite gesehen wäre die Darstellung unbefriedigend, weil es problematisch ist, ein musikalisches Phänomen unter Vernachlässigung der musikalischen Parameter zu beschreiben. Die Argumentation, daß es sich nicht um eine musikwissenschaftliche Arbeit handelt und die volkstümliche Musik vor allem auch ein soziologisches und gesellschaftspolitisches Phänomen darstellt, muß aber akzeptiert werden, weil es in der vorliegenden Publikation um die Fans und nicht um die Musiker geht.

Über das „fandom" gewinnt man bei der Lektüre ein ziemlich umfassendes Bild. Es werden das Clubleben, die Clubzeitschriften, die Einstellung, das persönliche Engagement beschrieben. Besonders interessant erscheint mir als Ergebnis, daß die Fans nicht eine manipulierbare, vom Star abhängige Masse sind, sondern daß sie sich selbstbewußt als Partner des jeweiligen Ensembles wahrnehmen. Der Nutzen, den ein Ensemble aus dem Fanclub

zieht, ist nämlich ziemlich groß und schlägt sich auch in barer Münze nieder. Der Fanclub leistet wesentliche Promotion für das Ensemble und zwar auf unentgeltlicher Basis. Oft, besonders von den Präsidenten der jeweiligen Clubs, wird die gesamte Freizeit dem Clubleben gewidmet und auch private Gelder werden investiert. Gleichsam Gegenleistung ist der enge Kontakt mit den Musikern, der soziales Prestige bringt, Integration in eine bestimmte Gruppe, immer neue Sozialkontakte und das Gefühl, bei Konzerten absolut im Mittelpunkt der „Action" zu sein. Bemerkenswert ist dabei, daß sich die Fans, was den Musikkonsum betrifft, keineswegs mit Haut und Haar der volkstümlichen Szene verschreiben. Eine gewisse Offenheit des Musikgeschmacks bleibt durchaus erhalten, insbesondere bei der jüngeren Generation.

Das Buch gibt zumindest eine Teilantwort auf die immer wieder gestellte Frage, was nun die große Popularität dieser musikalischen Gattung ausmacht. Es ist zum Teil der enge Kontakt der Akteure mit ihrem Publikum, vor allem mit den in Clubs organisierten Fans, der zunächst meist in engerem regionalem Raum stattfindet. Die Aktivitäten der Fans unterstützen die Musiker auf ihrem Weg zum Ruhm und zum großen Geld. Allerdings geschieht das, wie die vorliegende Untersuchung zeigt, nicht fremd-, sondern durchaus selbstbestimmt, im Sinne eines „aktiven Konsums".

Ursula Hemetek

DRASCEK, Daniel, Irene GÖTZ, Tomislav HELEBRANT, Christoph KÖCK, Burkhart LAUTERBACH (Hg.): *Erzählen über Orte und Zeiten: eine Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth.* Münster, New York, München, Berlin, Waxmann, 1999 (= Münchener Beiträge zur Volkskunde, Bd. 24), 368 Seiten.

Mit dem Sammelband ehren die derzeitigen und ehemaligen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Münchner Instituts für deutsche und vergleichende Volkskunde zwei Volkskundler, die das Profil von volkskundlicher Forschung und Lehre an der Maximilians-Universität nach wie vor bestimmen: Helge Gerndt und Klaus Roth. Da sie das gemeinsame Interesse am kulturellen Phänomen des Erzählens verbindet, widmeten ihnen Kollegen, Freunde und Schüler ein Buch, das die ganze Vielfalt an historischen und gegenwärtigen Formen der kommunikativen Alltagskultur offen legt. Wie von einer Festschrift zu erwarten, schlagen sich Fachverständnis und Forschungsansatz der Jubilare in den einzelnen Beiträgen nieder. Beide verfolgen ein erweitertes Konzept von „Erzählen", das die Grenzen der nach Gegenstän-

den und Methoden separierten Wissensbereiche wie Erzählforschung, Liedforschung, Interkulturelle Kommunikationswissenschaft, Visuelle Anthropologie etc. (vgl. Vorwort, S. 7) systematisch überschreitet.

Die Herausgeber Daniel Drascek, Irene Götz, Tomislav Helebrant, Christoph Köck und Burkhart Lauterbach hatten offenbar nicht die Absicht, ein speziell der Erzählforschung gewidmetes Buch herauszubringen, gleichwohl der Titel dies vermuten lässt. Jedoch weist nichts in dem kurzen Vorwort auf eine derartige Intention hin. Vielmehr ging es ihnen darum, das Erzählen als kulturelle Praxis in den Blickwinkel der volkskundlichen Forschung zu schieben und die ganze Breite der möglichen Forschungsansätze aufzuzeigen. Dennoch – und möglicherweise gerade deshalb – ist ihnen eine Publikation gelungen, die in der derzeitigen Diskussion der Erzählforscher um Perspektiven und Programmatik ihres Fachs Beachtung finden sollte. Die achtzehn im Band vereinten, vorwiegend gegenstandsbezogenen Texte stecken die mögliche Profilierung der Disziplin zu einer volkskundlich orientierten Kommunikationsforschung weiträumig ab. Schon die Gliederung der einzelnen Beiträge nach den von den Autoren gewählten verschiedenen Zugängen macht deutlich, dass es den Herausgebern nicht nur um die Würdigung zweier herausragender Volkskundler geht, sondern dass sie eine Aussage über die vielfältigen Kompetenzen der volkskundlichen Forschung treffen wollen.

Zusammengefasst im Kapitel „Gegenwartsorientierte Zugänge: Stereotypes im Erzählen" handeln die Aufsätze von Daniel Drascek über die stereotypisierten Bilder des Alters in der gegenwärtigen medial vermittelten Erzählkultur (S. 13–34), von Irene Götz über das Verhältnis von nationaler und regionaler Identifizierung in den Gesprächen mit Interviewpartnern (S. 35–57) und von Esther Gajek über Erinnerungserzählungen vom Stillen (S. 59–83). – Die auf der Auswertung dreier süddeutscher Tageszeitungen basierende Studie von Drascek enthüllt das Zerrbild, das die Medien über das Alter vermitteln. Plaudernde Berichte über körperlich und geistig vitale Greise erhärten die kulturell determinierte Vorstellung, Regelmaß, Arbeit, Optimismus und maßvoller Genuss würden jedem ein glückerfülltes Leben bis ins hohe Alter gewährleisten und täuschen über die tatsächlichen Probleme und die allgemeine Lage der älteren Bevölkerung hinweg. Und auch die gegenwärtige Erzählforschung hat dieses Bild bislang noch nicht zu entkräften versucht. Obgleich ihr alte Menschen immer wieder als Erzähler „dienen", hat sie es versäumt, an „der Lösung sozio-kultureller Fragen und Probleme der Altenforschung mitzuwirken" (S. 34). – Unter welchen Umständen bekennt man sich zu seiner nationalen Zugehörigkeit, wann beruft man sich auf seine regionale Identität? Das eigene Erleben als Reisende in Amerika, wo man sie in Ermangelung einer deutschen Flagge mit der

Bayernfahne begrüßt, und das Gefühl des peinlichen Berührtseins im Umgang mit dem nationalen Banner weckt das Interesse von Irene Götz an einem Projekt, das anhand qualitativer Interviews einen Vergleich zwischen nationaler und regionaler Identität anstellt. Sie sucht nach den Ursachen des eher als problematisch empfundenen Deutsch-Seins und stellt dem die emotionalen Intentionen des regionalen Bewusstseins gegenüber, wobei sich nationale und regionale Topoi als vom jeweiligen Kontext abhängig, veränderbar und auch austauschbar erweisen. Hervorhebenswert scheint mir ihr Bekenntnis, Volkskunde habe mit dem Blick „auf das Kollektive im (vermeintlich) Individuellen ein gewisses Gegengewicht zu den ‚aufklärerischen' Sozialwissenschaften" – die Anspielung gilt dem Verfechter der Individualisierungsthese Ulrich Beck – zu liefern (S. 55). – Unter dem Titel „Vom Mutterglück und Busenqualen" berichtet Esther Gajek und stellt damit eine spezifische weibliche Erzählkultur heraus. In kritischer Auseinandersetzung mit der Stillpropaganda und anhand der Resultate ihrer teilnehmenden Beobachtung bzw. ihrer eigenen Erfahrung als Stillende gelingt ihr ein differenziertes Bild über das Stillen als lernbares soziales Verhalten.

Das zweite Kapitel „Interkulturelle Zugänge: Geschichten vom Kulturkontakt" fasst Beiträge zusammen, die spezielle Anforderungen an die vergleichende Erzählforschung in der Periode der interkulturellen Globalisierung aufzeigen. Sichtbar wird dabei ein gewinnbringender Zusammenschluss der Erzählforschung mit der Interkulturellen Kommunikation, die an der Münchner Universität bekanntlich besondere Beachtung erfährt. So nützlich, wie sich die Ansätze der Interkulturellen Kommunikation für die volkskundliche Erzählforschung erweisen, so vorteilhaft können die Theorien und Methoden der Erzählforschung für die Interkulturelle Kommunikation umgesetzt werden. Dies belegen nicht zuletzt der Bericht von Gabriele Wolf über das von Helge Gerndt und Klaus Roth geleitete DFG-Projekt „Alltagskultur im sozialistischen Dorf" (S. 87–97), der Aufsatz von Askar Kartar über das „Erzählen am Arbeitsplatz" (S. 99–110), die vergleichende Studie von Alois Moosmüller über das Erzählen peinlicher Begebenheiten (S. 111–128) und der auf die interkulturelle Praxis ausgerichtete Beitrag von Susanne M. Zaninelli (S. 129–148). A. Kartar und A. Moosmüller ermitteln Funktionen, die das Erzählen in verschiedenen Kulturkreisen erfüllt. So trägt es beispielsweise in türkischen Arbeitskollektiven zur Gruppenbildung und Lösung arbeitsbezogener Probleme bei. Führungskräfte großer Industriebetriebe also sollten im Sinne eines guten Betriebsklimas das Erzählen fördern. A. Moosmüller zeigt am Beispiel deutscher Dienstreisender in Japan, dass „interkulturelle Kompetenz" geübt werden kann und dass das Erzählen dabei eine wichtige Strategie zur Bewältigung psychischer Probleme und der Anpassung an die Kultur der Gastgeber ist. Im Nachhinein werden die

durch Fremdheit bedingten Missverständnisse und Peinlichkeiten zu witzigen Episoden verarbeitet, wobei Japaner auf einen „Fauxpas" anders reagieren als Deutsche. Um sich selbständig auf Andersartigkeit einstellen zu können, hat S. M. Zaninelli ein Trainingsprogramm entwickelt, das für kulturelle Unterschiede nicht allein sensibilisiert, sondern darüber hinaus versucht, monokulturelle Verhaltensweisen zu erweitern.

Den dritten Themenkomplex „Beobachtende Zugänge: Analysen und Erinnerungen" leitet ein autobiographischer Beitrag Karl-Sigismund Kramers über seine Flucht von Bitterfeld nach München und den Arbeitsbeginn in den ersten Nachkriegsjahren ein (S. 151–176), der einerseits einen bemerkenswerten Einblick in die Fachgeschichte eröffnet, andererseits aber auch als Erinnerungserzählung eines Intellektuellen und somit als Text für die Erzählforschung interessant ist. Dem schließt sich mit der „Ethnographische[n] Skizze einer Erzählsituation auf Mallorca" des Romanisten und Märchenforschers Felix Karlinger (S. 177–180) ein kurzer Bericht an, der unter anderem zeigt, wie oft der Erfolg einer Feldforschung von zufälligen Begegnungen abhängt. – Die Grausamkeit unserer Märchen zählt zu den vieldiskutierten Themen. Walter Scherf („Wer sind die Menschenfresser unserer Märchen"; S. 181–200) untersucht mit Hilfe strukturanalytischer Beschreibungen die Funktion des Grauens und der Abwehr des Bösen in acht Erzähltypen, um nachzuvollziehen, was Zuhörer bzw. Leser erleben, erleiden und verarbeiten müssen. „Jede bestandene Auseinandersetzung, auch die fiktive, bedeutet einen Zuwachs an Selbstvertrauen." (S. 200) Der Kampf mit den Dämonen verhilft demnach zur Selbstfindung. – Rainer Wehses Aufsätze begeistern immer wieder durch die pralle Fülle seiner Sammlung: Im Laufe von vierzig Jahren, besonders aber in den letzten zwanzig, hat er ca. tausend Spiele von Erwachsenen und Jugendlichen zusammengetragen und präsentiert hier nun „Formen und Funktionen von ‚Kneipenspielen'" (S. 201–216). Wehse gelingt es, anhand vieler überschaubar geordneter Beispiele aufzuzeigen, wieviel Witz und Verstand, Wissen und Kreativität, Ausdauer und Rücksichtnahme diese eigentlich profane Freizeitgestaltung erfordert bzw. fördert.

Das vierte Kapitel „Historische Zugänge: Geschichten von Geschichte" vereint Arbeiten von Sabine Wienker-Piepho, Nina Gockerell, Ingolf Bauer und Christoph Köck. Erstere beschäftigt sich mit „Missverständnisse[n] als deduktives und produktives Element in der Liedüberlieferung" (S. 219–239). Obgleich das Missverständnis im allgemeinen negativ bewertet wird, verdanken wir ihm in der mündlichen Überlieferung die Bildung von Varianten, die die Volksliedforschung wie auch die Erzähl- und Sprichwortforschung immer als einen besonderen Reichtum betrachtet haben. Wienker-Piepho plädiert mit Blick auf die Interkulturelle Kommunikation dafür, im

Falschverstehen und Adaptieren auch einen Ausdruck von Schöpfertum zu sehen. – Der Anhänger der josephinischen Reformpolitik, Jesuit und Kirchenrechtsgelehrte an der Wiener Universität Joseph Valentin Eybel (1741–1805) legte zwei wächsernen Opferfiguren ein Gespräch in den Mund, das 1782 als Broschüre unters Volk gebracht wurde. Nina Gockerell lässt „Herr und Frau von Wachs" anhand einiger „Lebensgeschichten" von ihrem Leiden erzählen, das der barocke Kirchenkult und Mirakelglaube prägt („Herr und Frau von Wachs, oder ein lustiges Gespräch zwischen zwey wächsernen Opfermännln'. Gedanken zu einer erzählenden Broschüre aus dem josephinischen Wien"; S. 241–265). – Ingolf Bauer schildert den Wandel der Produktionsbedingungen des Bauern in einem zeitlichen Bogen von zweihundert Jahren („Von Beruf Bauer – einst und jetzt"; S. 267–286). Der Beitrag ist eine nachvollziehbar entwickelte und daher vehement vertretene Fürsprache für den Erhalt des Bauerntums im Dorf als Beruf, der die vom Menschen geschaffene Kulturlandschaft erhält. – Christoph Köck setzt sich in seinem theoretischen Artikel mit der Volkskunde und ihrer Perspektive auf die Geschichte auseinander („Historische Perspektiven erzählen. Oder: über den Schnee von gestern und das Milchbehälterexperiment"; S. 287–301). Volkskundler „bündeln die erzählten Lebensausschnitte der Menschen zu erzählter Geschichte. Die Ordnungsmuster der Volkskundler sind Erzählmuster" (S. 300).

Schließlich zeigt das letzte Kapitel die „Visuelle[n] Zugänge: Bilder vom Alltagsleben". Burkhart Lauterbach bringt die volkskundliche Forschung in die Nähe der Visuellen Anthropologie („Expressive Bilder: Die photographischen Erzählungen von Robert Doisneau [1912–1994] über Paris und seine Banlieue"; S. 305–323). Ihm geht es um die Auseinandersetzung mit der sozialdokumentarischen Photographie, mit der photographischen Darstellung von Alltagskultur. Doisneau erzählt Geschichten über das Menschsein, über menschliche Handlungen und Gewohnheiten, über Kommunikation. Lauterbach erkennt in den Bildern das Private als einen Erzählstrang, bislang wurde dies nur für Lebensgeschichten herausgearbeitet. – Mit dem Hufeisen als Glücksbringer und seiner „richtigen" Handhabung beschäftigt sich Thomas Raff („Damit das Glück nicht herausfällt – oder: Wie herum hängt man ein Hufeisen auf?"; S. 325–344). Signifikanterweise beginnt die Diskussion und Deutung, ob es mit der Öffnung nach oben oder nach unten weisen soll, erst seitdem die Wissenschaft darüber reflektiert. – Zu guter Letzt illustriert Leopold Kretzenbacher die Bedeutung von erzählenden Bildern im Leben der Menschen („Volkskundliche Feldforschung nach dem ‚erzählenden Bilde'"; S. 344–362). Als Ausgangspunkt wählt er Beispiele aus der eigenen Lebensgeschichte, die seinen Beitrag sehr persönlich wirken lassen.

Die Tatsache, dass „Erzählen" zum Hauptthema eines Sammelbandes in einer volkskundlichen Reihe gemacht und in den Kontext der kulturwissenschaftlichen Kommunikationsforschung gestellt wurde, ist ermutigend. Sie stellt nicht nur das Interesse an Zusammenarbeit der in sich selbst stark differenzierten Fächer unter Beweis, sondern zeigt auch der Erzählforschung, dass ihr Streben bei weitem nicht vergessen ist. Die Disziplinen grenzen sich weniger durch ihre Gegenstände und Methoden als durch ihre spezifische Fragestellung voneinander ab, was sich jedoch für die Bearbeitung eines so komplexen Themas wie „Erzählen" als äußerst aufschlussreich erweist.

Susanne Hose

HALWACHS, Dieter W., Emmerich GÄRTNER-HORVATH, Michael WOGG (Hg.): *Der Rom und der Teufel – O Rom taj o beng. Märchen, Erzählungen und Lieder der Roma aus dem Burgenland.* Klagenfurt, Drava Verlag, 2000, 256 Seiten.

„Seit jeher haben die Roma im Burgenland ihre gesamte Kultur mündlich überliefert: In Märchen, Erzählungen und Lieder gefasst, werden Erfahrungen der Alten an die Jungen weitergegeben." (S.9). Mit diesen Worten beginnt das Vorwort des vorliegenden Buches, und eines der wesentlichsten Merkmale der Romakultur, nämlich die ausschließlich mündliche Tradierung, wird damit angesprochen. Weiter erfährt der Leser, in welchem Kontext diese Publikation steht und welche Intentionen sie verfolgt: Es geht vor allem um die Erhaltung der Sprache, des Roman. Roman ist eine Variante des weltweit von den Roma gesprochenen Romanes, einer Sprache, die ihre Wurzeln im Sanskrit hat und in vielen verschiedenen Varianten existiert. Roman ist die Sprach-Variante der burgenländischen Roma. Diese Roma-Gruppe ist aus verschiedenen Gebieten Ungarns und Sloweniens in das heutige Siedlungsgebiet (damals Westungarn, seit 1921 Burgenland) zugewandert. Die ersten Erwähnungen ihrer Anwesenheit reichen auf das 14. Jahrhundert zurück. Ihre Geschichte ist geprägt von Vertreibung, Verfolgung oder Zwangsassimilierung. In der NS-Zeit wurden fast alle der 7000 bis 8000 burgenländischen Roma in den KZs der Nazis ermordet. Es überlebten nur einige hundert, die nach dem Krieg vor dem Nichts standen: „Die Siedlungen sind dem Erdboden gleichgemacht, das wenige Eigentum verschwunden. Viel problematischer als dieser materielle Verlust ist jedoch die fehlende, da durch den Genozid zerstörte, Soziostruktur, aber auch der Umstand, daß Stigmatisierung und Diskriminierung mit dem Kriegsende keineswegs aufhören." (S. 225) Diese Situation hat bewirkt, daß viele Roma

versuchten, in die Anonymität zu flüchten und ihre Identität als Roma abzulegen: Sprachverweigerung, Namensänderungen, die Tendenz zu Mischehen und die Abwanderung in ostösterreichische Städte waren die Folge. Als 1989 der erste Romaverein Österreichs in Oberwart gegründet wurde, war dies demzufolge ein ganz außergewöhnlicher politischer Akt, der eine Emanzipationsbewegung der Roma in Österreich einleitete. 1993 konnte die Anerkennung als 6. Österreichische Volksgruppe erreicht werden. Dies bedeutete auch das Recht auf Unterricht in der eigenen Muttersprache. Es existierten allerdings keine Unterrichtsmaterialien in Romanes, denn Romanes ist keine verschriftete Sprache. Zur Lösung dieses Problems wurde mithilfe der Sprachwissenschaft ein gangbarer Weg gefunden, das „Roman-Projekt" wurde ins Leben gerufen: Unter Mitwirkung des Instituts für Sprachwissenschaft der Universität Graz wurde begonnen, die Sprache aufzuzeichnen. Auf Grundlage dieser Aufzeichnungen wurden Unterrichtsmaterialien erstellt. Derzeit liegen bereits mehrere Broschüren vor (Amen Roman Pisinas für die Vorschule und Amen Roman Siklojas für die Volksschule, siehe Halwachs et al. 1996 und Glaeser et al. 1998). Die Oberwarter Roma waren von Anfang an in diese Arbeit aktiv eingebunden, was die Akzeptanz dieses Projektes wesentlich erhöht hat.

Das hier vorliegende Buch ist auch in diesem Zusammenhang zu sehen. Es beinhaltet eine kurze, jedoch sehr aufschlußreiche Darstellung zur Geschichte, Situation und Sprache der Roma im Burgenland sowie 31 Märchen und Erzählungen in Romanes und Deutsch. Die Primärquellen sind Tonbandaufnahmen, die transkribiert und übersetzt wurden. Die ältesten Aufnahmen stammen aus dem Jahr 1969 und wurden von Mozes Heinschink erstellt. Die Neuesten datieren aus dem Jahr 1999 und entstanden im Rahmen des Roman-Projektes.

Die Texte sind in Märchen und Erzählungen untergliedert, diese Unterscheidung ist insofern wichtig, als mit Märchen jene Texte bezeichnet sind, die in Roman „paramisi" genannt und welche nicht als „wahr" erzählt werden. Die Erzählungen hingegen, nämlich „Mulo"-Geschichten (die von der Wiederkehr der Toten handeln), Hexengeschichten und Anekdoten, werden mit dem Anspruch erzählt, wahre Begebenheiten zu beschreiben.

Die Erzählkultur dürfte bei den Burgenlandroma eine lange Tradition haben und wurde vor allem im häuslichen Rahmen gepflegt. Tatsächlich zurückverfolgen kann man aber die hier aufgezeichneten Erzählungen und Märchen nur etwa siebzig Jahre. Es finden sich zu den Märchen Entsprechungen in ganz Europa, allerdings sind nur wenige nach dem Typenindex von Aarne/Thompson (1961) zu klassifizieren. Meist stimmen nur die Motive überein, wie zum Beispiel im Märchen von der goldenen Schlange (Nr. 16), in „Der Rom und Teufel" (Nr. 5) oder in „Der verwunschene

König" (Nr. 6). Einige Parallelen weisen deutlich nach Ungarn, wie z.B. „Der Bäcker und sein Pate, der Teufel" (Nr. 10).

Eine besondere Gruppe bei den Erzählungen bilden die „Mulo"-Geschichten. Daß sich die wiederkehrenden Toten auch in den Erzählungen anderer Völker finden, ist bekannt. Erstaunlich an der Roma-Tradition jedoch ist, daß diese Geschichten bis heute als wahr erzählt werden. Es entstehen nach wie vor Geschichten aus realen Begebenheiten, und ich konnte selbst mehrfach Zeugin solcher Erzählungen werden.

Die zusätzlichen sieben Lieder, die mit Melodien und Texten dokumentiert sind, sind wohl nach dem heutigen Forschungsstand die einzigen, die aus der älteren Vokaltradition der Burgenlandroma noch zu finden waren. Umso wichtiger ist ihre Aufzeichnung. Zum Teil weisen sie in ihrer Melodik ungarische Einflüsse auf, zum Teil handelt es sich um Kontrafakturen auf populäre Schlager.

Ob es möglich sein wird, mit dieser und anderen Publikationen (siehe auch Cech et al. und Ambrosch et al. 2000) zu erreichen, daß wieder mehr Romanes gesprochen wird, hängt vor allem davon ab, inwieweit diese Bücher in Romakreisen rezipiert werden. Das wird die Zukunft zeigen. Für die Romaforschung jedoch, insbesondere in Österreich, ist dieses Buch ein äußerst wertvoller Beitrag. Abgesehen davon ist die Lektüre ein Vergnügen.

Ursula Hemetek

Literatur

Aarne, Antti, Stith Thompson: The Types of Folktale. Helsinki 1961.

Ambrosch, Gerd, Emmerich Gärtner-Horvath, Dieter W. Halwachs, Michael Wogg (Hg.): Kaj pe sina, kaj pe nana. Klagenfurt 2000.

Cech, Petra, Christiane Fennesz-Juhasz, Dieter W. Halwachs, Mozes F. Heinschink (Hg.): Tusa ande akhoren khelos ... Lovarenge paramiči. Klagenfurt 2000.

Glaeser, Ursula, Dieter W. Halwachs, Katharina Deman: Amen Roman Siklojas. Graz/Oberwart: Romani-Projekt/Verein Roma, 1998.

Halwachs, Dieter W., Erika Horvath, Gerd Ambrosch, René Sarközi: Amen Roman Pisinas. Klagenfurt 1996.

BELAJ, Vitomír: *Die Kunde vom kroatischen Volk. Eine Kulturgeschichte der kroatischen Volkskunde*. St. Augustin, Gradez Verlag, 1998, 304 Seiten.

Professor Vitomír Belaj zählt zu den bedeutenden kroatischen Wissenschaftlern des Instituts für Ethnologie und Folkloristik in Zagreb (Agram). Sympathisch ist, dass er im Vorwort zu seinem Buch einräumt, dass es sich nicht nur um eine rein wissenschaftliche Arbeit handelt, weil sie auch unter dem

Einfluss seiner starken Emotionen geprägt wurde, die er während der letzten dramatischen Kämpfe in Kroatien mit seinem Volk durchlebt hat. Er erläutert ferner, dass es ihm vor allem um die Klärung des Begriffs „kroatische Ethnographie" geht. Er weist darauf hin, dass den deutschen Begriffen Volkskunde und Völkerkunde in der kroatischen Sprache die älteren Termini: „narodoslovje" und „narodoznanstvo" (ähnlich in Tschechien und in der Slowakei „národopis" und in Polen „ludoznawstwo") entsprechen, die in sich die Erforschung jedes (nicht nur des eigenen) Volkes beinhalteten. In der Gegenwart werden sie jedoch meist durch den Terminus „Ethnologie" ersetzt.

Im ersten Teil mit dem bezeichnenden Titel: „Ein kleines Volk mit großen Problemen" konzentriert sich der Autor auf all jene wesentlichen Fakten, die mit der Ethnogenese des kroatischen Volkes zusammenhängen. Er verweist darauf, dass schon die Erklärung des Ethnonyms der Kroaten nicht einfach ist. Der Autor bietet zwei eigene Hypothesen an und präsentiert auch die Überlegungen des österreichischen Historikers W. Pohl. Sehr eingehend widmet er sich der Problematik der Entwicklung der kroatischen Sprache, deren Wurzeln er in alten iranischen Sprachen vermutet.

Belaj betont, dass die Ansiedlung der Altkroaten in den ehemaligen römischen Provinzen Noricum und Illyricum keinen linearen Verlauf hatte, wobei er als wichtigstes Moment dieser Etappe der Ethnogenese der Kroaten deren Ansiedlung am Adriatischen Meer ansieht, wo diese die Möglichkeit hatten, an die poströmische Kultur anzuschließen. In der frühmittelalterlichen Kultur Kroatiens kristallisierten sich drei Zonen heraus: die pannonische mit einer hochentwickelten Landwirtschaft, die dinarische mit der Tradition der nomadischen Tierhaltung und die adriatische mit dem Anbau subtropischer Pflanzen auf Terrassenfeldern, wobei deren Grundmerkmale bis ins 20. Jahrhundert in der Volkskultur Bestand hatten. Diese kulturellen Prozesse bedingten einerseits die Kultur der Volksschichten und andererseits die Kultur der Städte und des Patriziats. In Dalmatien waren es Städte mit mediterranem Charakter, in Pannonien wiederum typisch mittelalterliche, polyethnische Städte.

Die Christianisierung der Kroaten begann im 7. Jahrhundert, wobei die kroatische Souveränität bereits 879 durch Papst Johannes VIII. bestätigt worden war. Es ist bemerkenswert, dass die Kroaten das erste slawische Volk waren, das christianisiert wurde. Nach Kroatien kamen christliche Missionen aus Westeuropa und Byzanz (ähnlich auch in die Slowakei), was die Teilung in westliche Südslawen, die den römisch-katholischen Glauben und in östliche Südslawen, die den griechisch-orthodoxen Glauben annahmen, zur Folge hatte. Der Autor akzentuiert dieses Faktum als einen historischen Markstein für die Entstehung der scharfen Grenze zwischen den katholi-

schen Kroaten und den orthodoxen Serben, die bis heute besteht. Er erwähnt auch den Protestantismus, der jedoch in Kroatien nur am Rande eine Rolle gespielt hat.

Nach diesem kulturhistorischen Exkurs geht der Autor an die Auswertung einer Vielzahl von Quellen, die zur Interpretation dessen dienen können, was wir den „Nationalgeist" der Kroaten nennen könnten, wobei er nach historischen Perioden vorgeht. In seiner Argumentation bedient er sich eines multidisziplinären Ansatzes, und der Leser hat die Möglichkeit, sich mit Archäologie, Geschichte, Archivwesen, Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Ethnographie u.a. Kroatiens vertraut zu machen. So kann es nicht Ziel dieses Berichts sein, einen erschöpfenden Überblick über alle Themen dieses Buches zu geben. Wir wollen nur auf die Themenkreise hinweisen, die aus ethnologischer Sicht besonders interessant sind.

Einen Teil des Buches widmet der Autor der südslawischen Mythologie und ihrem breiteren, europäischen Kontext, wobei er darauf hinweist, dass eine solidere Erforschung des altslawischen Religionssystems erst sehr spät begann, nämlich in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Belaj geht davon aus, dass die Südslawen die westslawische Mythologie und Götterwelt übernommen haben.

Bei der Bewertung der Schriftdenkmäler hebt der Autor insbesondere die Tatsache hervor, dass die liturgischen Schriftstücke in der „Glagoliza" geschrieben sind, die von den Kroaten seit dem 9. Jahrhundert ein Jahrtausend lang als festliche Nationalsprache verwendet wurde. Dies ist insofern von besonderer Bedeutung, da die Kroaten römische Katholiken waren, die ja bekanntlich in anderen Ländern Latein in der Liturgie verwendeten.

Der Leser erfährt auch etwas über die Migrationsbewegungen der Kroaten, wobei die letzte massive Migration 1991 im Zusammenhang mit dem ethnischen Konflikt auf dem Balkan stattfand. Zudem enthält das Buch relativ aktuelle demographische Angaben über die kroatische Volksgruppe und die in Kroatien lebenden ethnischen Minderheiten. Interessant sind auch die Angaben zu Ethnizität und Glaubensbekenntnis der historischen Gruppen der Wlachen (Walachen), Morlaken (Maurwlachen) und Uskoken und die Ausführungen über deren Einfluss auf die Lebensart in Dalmatien.

Wichtige Kapitel handeln von der Expansion des Türkischen Reiches in den kontinentalen Teil Kroatiens und dem davon ausgehenden Eingriff in die bodenständige Kultur. Der Autor unterstreicht, dass sich die kroatische Bevölkerung trotz der starken Islamisierung und Orientalisierung ihren ursprünglichen katholischen Glauben und die Kultur bewahrt hat. Die meisten Türkismen kann man in dem Teil der Lexik identifizieren, der mit der Organisation der Dörfer, Höfe und Häuser und mit dem Bereich des Essens zusammenhängt. Das Buch erläutert auch viele Bezeichnungen, z.B. „ban",

„Slavónia", „slovenski jezik", „bosniak", „šator" usw., die sich gerade zur Zeit des türkischen Einflusses in Kroatien und andernorts in Europa einbürgerten.

In einem gesonderten Teil des Buches beschreibt der Autor die Zeit der nationalen Wiedergeburt, als in Kroatien ähnlich wie bei den anderen slawischen Völkern die Idee des slawistischen Studiums – als Grundvoraussetzung für die Suche nach der Identität des Volkes – in den Vordergrund rückte und als die ersten Institutionen entstanden: „Matica Ilirska" etwa und ihre Zeitschrift „Kolo". In dem anschließenden Textteil beleuchtet der Autor Prozesse, die in Kroatien zur modernen wissenschaftlichen Forschung geführt haben, wobei er die große Bedeutung der Entstehung und Existenz der ersten Akademie – „Jugoslovenska akadamija znanosti i umjetnosti" (1836–1867) – hervorhebt: Mit dem frühen Zeitpunkt der Gründung ist das hohe kulturelle Niveau der Kroaten belegt.

Ein weiterer Teil des Buches ist der Formierung der Ethnologie als eigener Wissensdisziplin, ist deren Theorien, bedeutenden Repräsentanten und Institutionen in Kroatien gewidmet, die zur Konstituierung des Faches im Rahmen der Humanwissenschaften im Jahr 1930 geführt haben.

Der letzte Teil des Buches informiert die Leser über die wissenschaftlichen Akzente und Ergebnisse der Arbeit der kroatischen Ethnologen im 20. Jahrhundert, die, ähnlich wie die geschichtliche Entwicklung des Landes, viele Peripetien durchlaufen haben: über die Durchsetzung der Idee des „juhuslovanstva", über den faschistisch ausgerichteten kroatischen Nationalismus während des Zweiten Weltkrieges, bis hin zur heutigen Suche nach der Identität des neuen Staatsgebildes, das nach dem ethnischen Konflikt auf dem Balkan und nach dem Zerfall Jugoslawiens am 18.5. 1991 entstanden ist.

Gabriela Kilianova

FERNÁNDEZ MONTES, Matilde (Koord.): *Etnología de las Comunidades Autónomas (Ethnologie der autonomen Provinzen).* Madrid, Ediciones Doce Calles, 1996 (= Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Instituto de Filología. Departamento de Antropología de España y America), 639 Seiten, s/w- und Farbabb.

Der Band, welcher unter Beteiligung von siebzehn Autoren zustande kam, ist aufgrund der hier enthaltenen ethnologischen Studien über Spanien als Grundlagentext einzuordnen. Seit der Verabschiedung der spanischen Konstitution im Jahre 1978 ist der spanische Staat in siebzehn autonome Provin-

zen aufgeteilt. M. Fernández Montes spricht das zentrale Problem, das der Abgrenzung an: Was ist eine autonome Provinz? „Einige sind Bürgen für lange Zeiträume der politischen Unabhängigkeit, mit Prozessen der Selbstdefinition, welche sich in Form eigener Sprache und Kultur erkennnen läßt, wie dies zum Beispiel in Katalonien oder Galicien der Fall ist. In anderen Fällen gibt es klare Zusammenhänge, wie etwa zwischen dem Baskenland und Navarra, wo es absurd wäre, abzustreiten, daß ein Siebtel von Navarra als absolut baskisch einzuordnen ist [...] Andere lassen eine Grenzziehung auf der meridionalen Ebene zu oder lassen sich von antiken Königstümern ableiten; bei wieder anderen, wie etwa Asturien und Murcia, bewährt sich die klassische Berg-Tal-Trennlinie, ..." (S. 11). Damit dürfte deutlich geworden sein, daß die einzelnen autonomen Provinzen nicht mit einfachen Kriterienkatalogen voneinander abzugrenzen sind; Abgrenzungen und Definitionen gehen immer auch auf die traditionelle Kultur, auf ethnische, linguistische und historische Faktoren als den Grundpfeilern der regionalen Charakter- und Wissensbildung zurück.

Bis zum Erscheinen des vorliegenden Bandes war Los Pueblos de España von Julio Caro Baroja aus dem Jahre 1946 das einzige Basiswerk; bezüglich der regionalen und ethnischen Verhältnisse auf der spanischen Halbinsel gab es keine weitere umfassende Publikation. Das vorliegende Buch ist in enger Verbindung mit einer zweiten, im Jahre 1995 erschienenen Publikation, Diccionario Histórico de la Antropología Española, zu sehen, das ebenfalls ein Ergebnis dieses Projektes und in diesem Zusammenhang als komplementär zu betrachten ist.

Initiiert wurde das ambitionierte Projekt von jener Wissenschaftlergruppe, welche sich ab den 70er Jahren in Madrid um Julio Caro Baroja formierte und welche es sich zum Ziel setzte, diese Leerstelle in anthropologischer Perspektive zu untersuchen. Die vorliegende Publikation ist Ergebnis aufwendiger Forschungen, die im Jahr 1985 unter der Leitung von Caro Baroja am Instituto de Filología des Consejo Superior de Investigaciones Científicas mit den „Fuentes de la etnografía Española" (Quellen der spanischen Ethnographie) ihren Anfang nahmen. Als Inspirationsquelle galt auch das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" (Berlin 1927–1987). Die Durchführung und Koordination gestaltete sich aufgrund der großen Anzahl von Forschern, die mit der Darstellung der einzelnen Provinzen betraut waren, jedoch nicht dem Institut angehörten, langwierig und schwierig.

Im folgenden möchte ich kurz auf die Struktur des Werkes sowie auf das fachspezifische Umfeld, in welchem es zustande kam, und weniger auf die einzelnen Beiträge selbst eingehen. Jede Provinz wurde von einem Fachkollegen, einem Spezialisten der jeweiligen Region bearbeitet. Die thematischen Bereiche zu den einzelnen Provinzen folgen einer Gliederung im

klassischen Sinne, welche den wichtigsten traditionellen Kulturaspekten Rechnung trägt. Dabei erwies sich das wenig homogene Spektrum der beteiligten Forscher und Ansätze als äußerst heikel für die Erarbeitung einer Ethnologie der autonomen Provinzen. Ein grundlegendes Problem für den Verlauf des Projektes stellte das divergierende Wissenschaftsverständnis zweier Forschergenerationen dar. „Eine Gruppe von etablierten Forschern, aufgrund von Alter und Status ‚Eingeweihte der Materie' stand einer jungen Generation, welche zwar noch in der Ära Francos ihre Ausbildung absolviert hatte, sich selbst aber als wissenschaftliche Vertretung eines demokratischen und autonomen Spaniens verstand, gegenüber. Die Angleichung der einzelnen Beiträge an den konzeptuellen Rahmen der Untersuchung, welcher auf den ideologischen Vorstellungen der jungen Generation beruhen, gestaltete sich aus diesem Grunde als äußert schwierig." (S. 13) Das Projekt förderte unter anderem unterschiedliche Akzentuierungen der ethnologischen Ausbildung in Spanien zu Tage, aus der Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Schule ergaben sich Konsequenzen in Bezug auf den methodischen Ansatz. Schwerpunktsetzungen etwa auf eine vor allem historische Perspektive, auf materielle Kultur, auf mündliche Traditionen komplizierten die Erarbeitung komparativer Einheiten und blieben meiner Meinung nach auch beim Studium einzelner Beiträge spürbar.

Waltraud Müllauer-Seichter

ORTÍZ GARCÍA, Carmen, Luis Àngel SÁNCHEZ GÓMEZ (Ed.): *Diccionario Histórico del la Antropología Española.* Madrid 1995 (= Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Instituto de Filología. Departamento de Antropología de España y America. Biblioteca de Dialectologia y Tradiciones Populares, 26. Bd.), 760 Seiten.

Dieses Handbuch ist, wie schon zuvor erwähnt, ein weiteres Ergebnis des von Julio Caro Baroja im Jahre 1985 initiierten Projektes. Das *Diccionario Histórico del la Antropología Española* beinhaltet Aufsätze vor allem zu drei großangelegten Themenbereichen: zu Autoren, zu Institutionen und zu periodischen Publikationen; des weiteren wurden die wichtigsten Ansätze bezüglich der lokalen anthropologischen Entwicklung einbezogen, wie etwa Paradigmen, intellektuelle Bewegungen und grundlegende Forschungslinien. Chronologisch umfaßt der Band den zeitlichen Rahmen vom 16. bis ins 20. Jahrhundert, wobei zu erwähnen ist, daß der größte Anteil der Stichwörter sich auf den Zeitraum ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahr 1970 bezieht. Letzteres Datum hängt damit zusammen, daß in den 70er Jahren die Ausbil-

dungssituation in der Disziplin mit der Institutionalisierung der Sozial- und Kulturanthropologie an den Universitäten von Barcelona und Madrid eine Wende erfuhr. Dieser Prozeß und in diesem Zusammenhang die Herausbildung eines klaren Berufsbildes gehörten zu den wesentlichen, ungelösten Problemen während des Entstehungszeitraumes der beiden hier besprochenen Publikationen: „Während Vorgeschichte und physische Anthropologie auf die ständige Zunahme neuer Untersuchungen verweisen konnten, verzögerte sich in Ethnologie und Folklore die Aufnahme in den universitären Betrieb, was auch gleichzeitig mit einem Bedeutungsverlust in den einschlägigen wissenschaftlichen Gesellschaften Hand in Hand ging. [...] die Tendenz zu folkloristischen Studien blieb in der Franco-Epoche erhalten, allerdings mit der Konnotation einer eindeutigen politischen Linie [...]; vor diesem Hintergrund kann tatsächlich erst ab den 70er Jahren von einem Prozeß der professionellen Institutionalisierung innerhalb von Sozial- und Kulturanthropologie gesprochen werden, welchem ein Konzept zugrunde lag, das von den zuvor üblichen Forschungslinien und Paradigmen notwendigerweise abweichen mußte." (Vorwort, S. 10)

Aus den obengenannten Gründen kann dieser Zeitpunkt als Ausgangspunkt herangezogen werden, um die gegenwärtige Forschungssituation innerhalb der Anthropologie zu definieren. Was die im Nachschlagewerk zitierten Autoren betrifft, wurden jene Vertreter der „jungen Generation" einbezogen, die in den 70er Jahren bereits relevante Positionen im universitären Bereich bekleideten; sei es an den beiden Lehrstühlen für Sozial- und Kulturanthropologie oder an den neu gegründeten Instituten.

Alle Inhalte des Werkes orientieren sich am Kriterium der Forschungssituation im Bereich Spanien; es werden hierbei sowohl Studien ausländischer wie autochthoner Forscher einbezogen. Auch wurden Untersuchungen über andere Kulturen spanischer und nichtspanischer Autoren berücksichtigt. Diese Auswahl wird von den Herausgebern dadurch gerechtfertigt, daß die Anzahl der Studien spanischer Ethnographen und Ethnologen als verschwindend gering zu betrachten ist und daß, historisch gesehen, die Anthropologie in Spanien ihr Hauptaugenmerk traditionellerweise fast ausnahmslos auf die eigene Kultur konzentrierte. Im Zusammenhang mit der Auswahl der Inhalte ist allerdings die Frage zu stellen, wie es denn mit der Einbeziehung der großen Menge an Material von Nicht-Akademikern – Verwaltern, Missionaren, Reisenden – zu den sogenannten „Überseeprovinzen" aussieht. Von den Verantwortlichen des Wörterbuches wird diese Art der Quellen als nicht mehr in den eigenen Fachbereich gehörig betrachtet, „sondern in jenen der historiographischen Forschung eingeordnet – welche, mit Ausnahme der cronistas de Indias, in Spanien eine geringe Ausprägung erreicht hat" (S. 8). Die Einbeziehung dieses Materials hätte notwendigerweise zur Reflexion

über die in Frage stehenden sozialen, politischen und wissenschaftlichen Kontexte, welche die Sichtweise und Interpretation vom „Anderen" in Bezug auf die eigene Kultur erfordern, führen müssen. Eine solche Aufgabe wäre weit über den gesteckten Rahmen hinausgegangen und hätte ihn gesprengt. Allerdings wird die Beziehung zum lateinamerikanischen Raum bei jenen spanischen Autoren sichtbar, welche – viele bereits in jungen Jahren – das Land aus politischen Gründen verlassen mußten, ihre Ausbildung im amerikanischen Exil absolvierten und in der Folge im Studium anderer Kulturen ihren Forschungsmittelpunkt fanden. Ein weiterer Anküpfungspunkt ist, wie schon erwähnt, in der Berücksichtigung jener ausländischer Autoren zu sehen, welche ihre Untersuchungen in Spanien durchführten.

Ich persönlich meine, daß diese beiden Publikationen als Basiswerke für jene anzusehen sind, die zum Thema „spanischer Raum" innerhalb der Disziplin arbeiten. Dies war auch der ausschlaggebende Grund für die Besprechung „zweier nicht unbedingt jüngst erschienener Bücher" – wie eine der Autoren, Carmen Ortíz García noch vor kurzem anmerkte. Beide Werke stehen deshalb auch nicht für den Status quo dieser Tage, sondern für einen wichtigen historischen Moment innerhalb der Entwicklung der spanischen Anthropologie: jenem der Neuordnung und, in Konsequenz daraus, der Abkehr von nicht mehr adäquaten Konzepten, die mit einer konkreten politischen Ideologie in Verbindung gebracht werden müssen.

Waltraud Müllauer-Seichter

SERGIS, Manolis G.: Εφημερίδες και Λαογραφία. Η ταυτότητα μιας Ναξιακής εφημερίδας. Διαθλάσεις της Ιστορίας και της Ελληνικής κοινωνίας του 19ου αιώνα και των αρχών του 20ού *[Zeitungen und Volkskunde. Die Identität einer Zeitung der Insel Naxos. Reflexe der griechischen Geschichte und Gesellschaft im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts]*. Selbstverlag, Athen, 2000, 559 Seiten, mehrere Abb. auf Taf., Tabellen.

Der Verfasser der Monographie stammt aus der Schule der soziologischen Volkskunde von G. M. Meraklis. Die Auswertung von Provinzzeitungen zur Dokumentation des Entstehens und der Kultivierung regionaler Identität und Ideologie, Geschichtsverarbeitung, Erfassung und (Ver-)Wertung der Volkskultur usw. gehört zur Zeit zu den beliebten Forschungsthemen der griechischen Volkskunde (vgl. die Monographie von M. Kliafa über das thessalische Trikala, angezeigt in ÖZV LI/100, 1997, S. 419 f., die Monographie von M. Kitromilidu über die Zeitung „Paphos" auf Zypern, angezeigt in

Südost-Forschungen 55, 1996, S. 546–548, die Monographie über epirotische Zeitungen von E. Avdikos, angezeigt in der Zeitschrift für Volkskunde 1995, S. 299 f. usw.) und bietet ein schier unübersehbares Forschungsfeld mit vielversprechenden Ergebnissen. Dabei sind Regionalismus und Nationalismus parallele Tendenzen, die sich überschneiden, einander entgegenstehen, aufeinander zuarbeiten, in interessante Konflikte geraten oder in einem gestuften Schichtensystem entschärft werden. Regional- und Lokalgeschichte hat in Griechenland seit dem 19. Jahrhundert große Tradition und eine Erneuerung der Gattung unter gewandelten ideologischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten kann in den systematischen Analysen der Lokalblätter einen Quellenbereich gewinnen, der für die Dokumentation von Regionalbewußtsein von hoher Validität ist.

Dieselben Zielsetzungen hat auch die vorliegende Monographie, die die Zeitung „To Aigaion", die G. I. Vyrinis von 1901 bis 1911 auf der Insel Naxos herausbrachte, systematisch nach allen nur möglichen Aspekten hin untersucht. Die Güte der Arbeit besteht vor allem in der unbestechlichen Systematik und Gründlichkeit der Auswertung, sowie der bibliographischen Genauigkeit und dem Bestreben der Einordnung in größere Zusammenhänge. Die Einleitung (S. 13 ff.) verweist zu Recht auf den Boom der Wiederabdrucke älterer Kultur- und Literaturzeitschriften, die systematische bibliographische Erfassung von Zeitschriften und Zeitungen generell und den Provinzzeitungen im besonderen. Im übrigen bietet die Einleitung, was man von ihr als solcher erwartet: Erklärung der Zielsetzung und Methoden, Forschungslage, Quellensituation, Geschichte und Probleme der Erforschung, Erläuterung des Inhalts nach Kapiteln. Die Systematik der Darstellung ist logisch und konzis: im ersten Kapitel werden die Herausgeber der Zeitung vorgestellt (S. 21 ff.): Ioannis Vyrinis und seine Mitarbeiter (Biographien, Berufe usw.); im zweiten die Zeitung selbst (S. 55 ff.): Titel, Titelseite, Umfang, Seitenzahl, Format, Ästhetik, Erscheinungszeitraum (382 Blätter in zehn Jahren); das dritte Kapitel geht auf Strukturierung und Themenkategorien ein (S. 59 ff.): Leitartikel, übrige Spalten, Chronik, die Spalte „Gesellschaftliches" (Besuche von Persönlichkeiten, Geburten und Sterbefälle, Gratulationen, Danksagungen usw.), die Spalte „Markt" mit Statistiken, Preisen und Immobilien, die Spalte „Philologisches", Nachrichten von den übrigen Kykladeninseln, Nachrichten aus Athen, Volks-„Philosophie" (Aphorismen, Sprichwortartiges), Bibliographisches (Neuausgaben, Neuerscheinungen, Periodika), „Wissenschaftliches", Nachrichten von Gerichtsprozessen, die satirische Spalte (Schwänke, Anekdoten). Das vierte Kapitel (S. 133 ff.) geht detailliert auf die Mitarbeiter der Zeitung ein: federführende Redakteure, Mitarbeiter der sozusagen zweiten Garnitur, freie Mitarbeiter, Frauenbeteiligung, Honorar, Außenstellen, Pseudonyme (mit

vier Tabellen). Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit den Auflagenzahlen (S. 163 ff.): Abonnements, Vertrieb; das sechste mit der Finanzierung des Blattes (S. 169 ff.): Einkünfte, Schwierigkeiten mit der Eintreibung der Abonnementszahlungen, Reklame und Anzeigen, die finanziellen Schwierigkeiten, die letztlich zur Einstellung des Blattes führen. Das nächste (siebente) Kapitel analysiert das Leserpublikum (S. 181 ff.): geographische Streuung, soziale Schichtung („Familienblatt"), Korrespondenz mit den Lesern. Ein eigenes Kapitel ist dem Leitartikel gewidmet (S. 197 ff.), der die Ideologie und „Politik" des Blattes definiert (politische Unabhängigkeit, familienfreundlich, gesellschaftskritisch). Das neunte Kapitel geht auf die Positionierung im Parteiensystem ein (S. 203 ff.) – königsfreundlich, nach der Revolution von Gudi 1909 auch pro-bürgerlich – und auf das Verhalten bei den Parlamentswahlen. Das zehnte Kapitel setzt sich mit den Konflikten mit der übrigen kykladischen Presse auseinander (S. 247 ff.), das elfte mit dem Geschichtsverständnis (S. 259 ff.): Kontinuitätstheorem, Alte Herrlichkeit – elende Gegenwart, die Rolle von Byzanz, die Revolution von 1821, der „unglückliche" Krieg von 1897, Hoffnung auf „Renaissance", Neuorientierung an der Volkskultur, die Makedonische Frage, das Problem der Befreiung Kretas. Das nächste Kapitel analysiert die thematischen Achsen: Nationalismus, „Naxiotismus" und Insel-Bewußtsein (S. 275 ff.): die Große Idee (Wiedereinnahme Konstantinopels), Eigen- und Fremdbilder, Demotizismus, Irredentismus, Verhältnis zu den Rumänen und Panslawismus, die Neuorganisierung des Königreichs, Interpretation gegenwärtiger Zustände als „Strafe Gottes"; besonders interessant die Ausführungen zum „Naxiotismus" – die regionalen Gegensätze bestehen danach vor allem gegen die Peloponnes, aus der die meisten Regierungspolitiker stammen, sowie zum „Kykladismus" (dem Insel-Bewußtsein der Kykladen), die die geographische Isolation (Unterbrechung der Verkehrsverbindungen für einen längeren Zeitraum) mit sich bringt.

Das dreizehnte Kapitel beschäftigt sich mit den Reflexen auf Institutionen, Ideologien, Mentalitäten und Haltungen der griechischen Gesellschaft in der Zeitung (S. 289 ff.): die Berichterstattung aus dem Parlament, Berichte über Parteienschacher und Schiebereien, über die Situation in der Armee, an der Universität, in Klerus und Kirche, bei den Gerichten; der Allgemeinzustand der Gesellschaft wird in düsteren Farben gezeichnet (Dekadenz, moralische Paralyse, Irreligiosität); in der Frauenfrage sind nach Maßgabe der damaligen feministischen Bewegung durchwegs fortschrittliche Töne zu hören; besondere Bedeutung mißt die Zeitung der Pflege der Dichtung bei: wiederholt werden Gedichte abgedruckt, aber auch Prosaerzählungen; über Archäologie und Volkskunde wird berichtet, der Volksbegriff ist romantisch und nostalgisch getönt, „Europa" (der Westen) wird ambivalent gesehen,

gleichermaßen als Feind und als Vorbild. Besondere Bedeutung wird dem Provinztheater und seinen Vorstellungen beigemessen: vor allem die Französisch-Schulen (ehemaligen Jesuiten-Schulen) haben ein reiches Repertoire an Laienvorstellungen. In Bezug auf ökonomische und soziale Theorie bleibt die Hervorhebung der Eigeninitiative zu erwähnen, die ambivalente Haltung zum Fortschritt und zum Handel (Protektionismus oder Freiheit), die Ablehnung von Sozialismus und Anarchismus. Den Band beschließt ein Epilog (S. 509 ff.), eine reichhaltige Bibliographie (S. 515 ff.) sowie ein Begriffs- und Sachverzeichnis (S. 547 ff.).

Die Lektüre des Buches ist lehrreich; die Darstellung ist nicht nur höchst differenziert, sie entzieht sich jeglicher schematischer Begriffsbildung und vorschneller ideologischer Einordnung; die Ergebnisse sind wie der Verfasser in einem Motto betont, in einem gewissen Sinne auch zukunftweisend: Der Nachweis von Regionalismus auch in schwierigen Zeiten, geprägt von Irredentismus und überschwenglichem Nationalismus, zentralistischer Verwaltung und ideologischer Vereinheitlichung ist ein bemerkenswertes Faktum, das auch in den Zeiten der besseren Verkehrsverbindungen, der Massenmedien, Emigrationen und Touristenströme, der Europäischen Vereinigung und den vielfältigen „Globalisierungen" in allen Bereichen seine Bedeutung nicht verliert, eher im Gegenteil. Warum, braucht an dieser Stelle wohl kaum näher ausgeführt zu werden.

Walter Puchner

MATEJOVSKI, Dirk (Hg.): *Neue, schöne Welt? Lebensformen der Informationsgesellschaft*. Frankfurt am Main/New York, 2000, 214 Seiten, mit Illustrationen von Pellegrino Ritter.

Um gleich eines vorweg zu nehmen: Die Frage nach der neuen, schönen Welt, wie sie der Titel des Sammelbandes stellt, die bleibt. Die Antwort muss sich jede und jeder selbst suchen, allerdings macht die Auseinandersetzung mit den insgesamt dreizehn Artikeln eines deutlich: Wir haben uns der Informationsgesellschaft – in die wir längst eingetreten sind – zu stellen, wer versucht, sich ihr zu entziehen, hat in einer flexiblen Gesellschaft, die Abschied genommen hat von Linearitäten, wenig Chancen zu überleben. Dies mag die Grundaussage des Bandes sein, die sich logischerweise ergeben *muss*, gerade wenn man die Namen der Autoren (übrigens alle männlich) und deren berufliches Umfeld beachtet. Florian Rötzer und Peter Glaser, die derzeit wohl bekanntesten „Gesichter" unter den Befürwortern der Informationsgesellschaft, durften augenscheinlich in einem Sammelband, der laut

den Herausgebern, „seriöse Prognosen erstellen", „sachhaltige Beschreibung liefern" und „Spekulationen zum Thema erörtern" (Matejovski, S. 10) soll, nicht fehlen.

Nach einer kurzen Einleitung des Herausgebers wird der Band mit einem Artikel des 1991 verstorbenen Kommunikationstheoretikers Vilém Flusser zum Thema „Die Informationsgesellschaft: Phantom oder Realität" eröffnet. Dass es sich hierbei um eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff handelt, die die Realität der mittlerweile weltweit vernetzten Informationsgesellschaft nicht miteinschließt, ist aufgrund der Tatsache, dass selbst weitblickende Menschen wie Flusser in den 80er Jahren – also Jahre vor der Verbreitung des World Wide Web – noch nicht wissen konnten, wie sehr Lebenswelten zu Beginn des dritten Jahrtausends von den sogenannten neuen Medien durchsetzt sein werden, erklär- und somit entschuldbar. Seine These, dass Informatiker – und hierzu zählt Flusser beispielsweise Wissenschaftler, Techniker, Designer und Künstler – immer schon jene Leute gewesen sind, die die Werte erzeugen, nach denen sich die Gesellschaft richtet und dass gerade heute nicht materieller, sondern immaterieller Besitz, also Informationen bzw. der Zugang zu denselben, Macht bedeutet (eine Annahme, die im Zusammenhang mit den Neuen Medien immer wieder Erwähnung findet), bereitet den Boden für alle nachfolgenden Autoren.

In „Kommunikation und Kultur" gibt Klaus Boeckmann, Professor für Mediendidaktik an der Universität Klagenfurt, eine knappe, aber gute Einführung zu dem elementaren Zusammenhang zwischen Kommunikation und Kultur. Neue Kommunikationsmedien (z.B. Schrift, Radio, TV) ermöglichten stets eine Erweiterung des vorhandenen Zeichensystems und waren wesentlich beteiligt an der Gesamtentwicklung einer Gesellschaft. Die vorläufig letzte Entwicklung – das Global Village – brauchte zur Durchsetzung und Akzeptanz weit weniger lange als die Kommunikationsmedien zuvor und ließ ein Lebensgefühl entstehen, das grenzenlos, also weltweit ist. Dem neuen Lebensgefühl der Informationsgesellschaft widmet sich auch der Beitrag von Johannes Goebel: Seine – in einer positiven, wenn nicht sogar werbenden Haltung verfaßte – Beschreibung von einer neuen flexiblen und innovativen Lebensweise, die „Abschied nimmt von der Zukunft" (Goebel, S. 48) und die geprägt ist von Mc Jobs, Mehrgleisigkeit (also nicht Entweder-Oder, sondern Und), einer „neuen Bescheidenheit" zugunsten identitätsstiftender Arbeit, entspricht dem Bild der „Neuen Selbständigen", deren Zahl in unserer westlichen Welt ständig zunimmt. Dieses „Sich-Durchwursteln", im Englischen als „muddling through" bezeichnet, kennzeichnet das „Ende der Normalbiographie" (Sennett, S. 161) und steht für einen Lebenslauf voller Brüche. Dass dieses diffuse Berufsbild auch Auswirkungen haben *muss* auf unsere Art zu lernen, dies macht Franz-Theo Gottwald in seinem

Artikel „Lernen in der Wissensgesellschaft", den man wohl zu den bedeutenderen des Sammelbandes zählen darf, deutlich. In den vom Club of Rome skizzierten neuen Lernarten, dem antizipierenden (vorausschauenden) und dem partizipatorischen Lernen, also dem „gestaltenden Miteinander in ganzheitlichen Lernprozessen" (Gottwald, S. 55), sieht der Autor die Chance für ein zukünftiges innovatives „Lernprogramm", das den zusehends an Bedeutung gewinnenden Prinzipien der Selbstbestimmung bei gleichzeitiger Fähigkeit zur Kooperation entspricht. Seine Forderungen nach einer Zusammenarbeit zwischen „education" und „entertainment", über welche (Software-)Entertainer zu den Bildungsmanagern der Zukunft aufsteigen sollen, sind ein massiver Angriff auf unser bestehendes Bildungssystem, werden aber anhand seiner Ausführungen nachvollziehbar. Gegen Beiträge wie diese erscheinen jene von Florian Rötzer oder auch Peter Glaser wenig gewinnbringend, zumal gerade ersterer mit dem Titel „Alltag im Cyberspace" wenig Neues erzählt, er sich der Bilder und Metaphern für Erscheinungen des Cyberspace bedient, wie sie schon vor etlichen Jahren gebräuchlich waren und es ihm trotz ausführlicher Beispiele nicht gelingt, eine griffige Momentaufnahme – denn mehr ist im Cyberspace auf Grund rapider Veränderungen kaum möglich – zu liefern.

Der Autor mit den vielleicht deutlichsten Vorbehalten gegenüber „der schönen neuen Welt" ist der Erziehungswissenschaftler und Freizeitforscher Horst W. Opaschowski. Je mehr uns das Internet umgibt, so ist Opaschowski überzeugt, desto stärker wird unser Wunsch nach real-life-Kommunikation, nach „Sehen-und-Gesehen-Werden" (Opaschowski, S. 92), die Lust am E-commerce und Multimedia wird keine echte Konkurrenz sein zum außerhäuslichen Shopping, zu Kinos oder anderen Erlebniswelten. Allerdings spricht der Autor der durch das Internet möglich gewordenen Interaktivität eine Dialogqualität zu, die neu und konkurrenzlos ist und die sich vor allem die Politik zu nutze machen sollte. Das Für und Wider Opaschowskis entspricht der von ihm gleich zu Beginn geforderten Entzauberung des Computerzeitalters, denn Computer und Multimedia gestalten unser Leben zwar angenehm, werden unserer Lebenslust und unserem Erlebnishunger nach ‚wirklichem' jedoch niemals den Rang ablaufen. Die landläufige Annahme, dass das Internet eine verhältnismäßig hohe Anzahl von Menschen dazu bewegen wird, sich an politischen Prozessen zu beteiligen, ist Kritikpunkt der beiden Autoren Patrick Donges und Otfried Jarren. Nach einer gelungenen Einführung zum Thema „Macht der Medien" (auch im Internet gibt es erste Konzentrationstendenzen) versuchen Donges und Jarren darzulegen, aus welchen Gründen das Internet für die politische Öffentlichkeit weniger bedeutungsvoll sein wird als von vielen Optimisten angenommen. Ihr Beitrag stellt wichtige Fragen und gibt – wo es möglich ist – klare

Antworten. Über manche wäre allerdings in einer weiterführenden Diskussion zu verhandeln. Im anschließenden Beitrag von Georg Franck geht es um den Wertewandel, den unsere Gesellschaft notwendigerweise vollziehen muss, sollen neuartige Lebensentwürfe (vgl. Goebel) und weniger hedonistische Zielvorstellungen Fuß fassen. Ein Wertewandel ist laut Franck, übrigens Professor für EDV-gestützte Methoden in Architektur und Raumplanung an der TU Wien, nur durch eine Abkehr vom „materiellen Kapitalismus", also von der Fixierung auf ökonomische Werte, und einer Orientierung hin zum „mentalen Kapitalismus" möglich. Francks Ausführungen zu Empfindung und Gefühl, zur Selbstaufmerksamkeit und Selbstachtung, kurz zur Herausbildung einer „moralischen Eleganz" (Franck, S. 137), sind nicht moralisierende, sondern äußerst lesbare Gedanken, die zudem in ihrer herausragenden Art (Francks Beitrag ist der einzige Artikel, der sich intensiver mit ethischen Fragen befaßt) auffallen. Wie das Leben im Informationszeitalter in anderen Kulturkreisen aussehen kann, erfahren wir bei Volker Grassmuck in seiner Beschreibung über die Otaku. Die Otaku sind Eigenbrötler, die beinahe krankhaft einem bestimmten Interessensgebiet nachgehen und sich vom Rest der Welt völlig isolieren. Das Wort beschreibt mittlerweile ein Phänomen für eine Lebenshaltung, das – ausgehend von der japanischen Populärkultur – beginnt, sich rund um den Globus auszubreiten. Der Autor gibt dabei einen faszinierenden Einblick in die Welt einer asiatischen Lebensform, die er mit westlichen Modellen zu vergleichen versucht, ohne dabei Stereotypen zu produzieren.

Das Ende des Buches ist für den Herausgeber und noch einmal für Vilém Flusser reserviert: Matejovski beschreibt die Rolle des Mediums Fernsehen im Zeitalter der allzuleicht manipulierbaren Bilder, liefert nebenbei eine nicht unpraktische Einführung zur Entwicklung des Fernsehens vom einstmals gemeinschaftsstiftenden Medium hin zum Massenmedium, das auf Grund der Privatisierung mit starker Zuschauerfragmentierung zu kämpfen hat und zukünftig mit der digitalen Revolution konkurrieren wird müssen. In dem vom Herausgeber ausgewählten Artikel greift Vilém Flusser hingegen den Begriff der Informationsgesellschaft auf und definiert ihn als eine Daseinsform, in welcher das Hauptinteresse der Individuen im Austausch von Informationen untereinander besteht und in der die Telematik jenes Werkzeug ist, das wesentlich zur Realisierung dieser Daseinsform beiträgt.

Die positive Einstellung zur Informationsgesellschaft, die sich wie ein roter Faden durch alle Beiträge zieht, die Prognose, dass wir immer öfter an mehreren Orten gleichzeitig werden sein müssen, daß wir uns vermehrt auf Projektarbeit, ständig neue Kooperationspartner und schnelle Beziehungen einzustellen haben, kennzeichnet diesen Sammelband. Dass der Herausgeber von seiner Möglichkeit, einem Thema eine bestimmte Richtung zu

geben, Gebrauch gemacht hat, mag Skeptikern der Informationsgesellschaft ein Dorn im Auge sein. Bestätigung finden hier hingegen all jene, die dem neuen Bild des „muddling through" entsprechen bzw. die wissen, dass wir uns dem Informationszeitalter zu stellen *haben*. Ein hilfreiches und informatives Buch ist es für alle.

Birgit Johler

KÖNIG, Wolfgang: *Bahnen und Berge. Verkehrstechnik, Tourismus und Naturschutz in den Schweizer Alpen 1870–1939*. Frankfurt am Main und New York, Campus Verlag, 2000 (= Deutsches Museum. Beiträge zur historischen Verkehrsforschung, Bd. 2), 242 Seiten, Abb.

Das Buch befaßt sich mit der Vorgeschichte des Massentourismus in den Schweizer Bergen und zwar unter zwei Gesichtspunkten: dem Zusammenhang zwischen Verkehrstechnik und Tourismus sowie der Gratwanderung zwischen Naturerschließung und -bewahrung; wofür Bergbahnen ein besonders markantes Beispiel sind, da mit ihnen bis dahin weitgehend unberührte Gebiete erschlossen werden. Der Autor zielt mit seinen Aussagen zwar auf die gesamte Schweiz, hat aber drei unterschiedliche Regionen ausgewählt, mit denen er sich ausführlich befaßt: Davos in Graubünden, die Jungfrau-Region im Berner Oberland zwischen Zweilütschinen, Lauterbrunnen und Grindelwald sowie Zermatt in den Walliser Alpen.

Im ersten Teil des Buches beschäftigt sich König, der Professor für Technikgeschichte an der Technischen Universität Berlin ist, mit dem Zeitraum zwischen 1870 und 1914, als die betreffenden Orte einen Bahnanschluß erhielten, wodurch ein nennenswerter Tourismus erst ermöglicht wurde und in der Folgezeit ständig zunahm. Im zweiten Teil geht es um die Zeit von 1914 bis 1939, welche wesentlich unsteter war: Während des Ersten Weltkrieges blieben die ausländischen Touristen aus, die bis dahin den größten Anteil der Reisenden ausgemacht hatten. Es folgte in den 20er Jahren eine allmähliche Aufwärtsentwicklung, wobei nun der Anteil der inländischen Gäste bei etwa 50 Prozent lag und eine soziale Ausweitung erfolgte, welche die gesamte Mittelschicht erfaßte. Wirtschaftskrise und Devisenbewirtschaftung führten zwar zu erneuten Einbrüchen, doch war die Saison nun nicht mehr – abgesehen von Davos (s.u.) – vorwiegend auf den Sommer beschränkt, sondern durch den sich etablierenden Schisport auf den Winter ausgeweitet.

Zu den Spezifika der drei untersuchten Regionen: Davos hatte bereits seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts einen Wintertourismus zu verzeichnen,

da es als heilklimatischer Kurort vielfach von Tuberkulose-Kranken aufgesucht wurde – erinnert sei an Thomas Manns „Zauberberg" –, die wegen der trockenen Luft vorzugsweise in der kalten Jahreszeit anreisten. Damit waren günstige Voraussetzungen auch für eine Winter*sport*saison gegeben, entsprechende Bahnbauten machten Davos zu einem alpinen Schizentrum. Während in der Jungfrau-Region der Wintertourismus ebenfalls durch die Bahn gefördert wurde, war er bis zu Beginn der 30er Jahre für Zermatt kaum von Bedeutung, weil die Brig-Visp-Zermatt-Bahn sich bis in jene Zeit weigerte, auf ihrer Strecke den Ganzjahresbetrieb einzuführen, da ein solcher mit aufwendigen Sicherungssystemen (Lawinenverbauung, Galerien) verbunden ist. – Gemeinsam war allen drei Zentren hingegen, daß sie um 1890 den Bahnanschluß erhielten, so daß sich die Fahrzeit spürbar verringerte, die Anreise bequemer wurde und die Fahrt preiswerter war als mit den alten Verkehrsmitteln. Ergänzt wurden diese *Tal*bahnen in der Folgezeit durch *Berg*bahnen, die entweder als Zahnrad- oder als Standseilbahn realisiert wurden.

Zunächst setzte die einheimische Bevölkerung den Tal- und Bergbahnen energischen Widerstand entgegen, weil sie um ihre Arbeitsplätze im traditionellen Transportgewerbe fürchtete und in den privaten Investoren auswärtige „Kapitalisten" und „Spekulanten" sah (S. 98), die die Täler ausbeuten wollten und obendrein veranlaßten, daß der eigene Grund und Boden, führte die Bahn darüber, zerschnitten und die betroffenen Flächen vielleicht sogar enteignet wurden. Nachdem jedoch die Bahnen gebaut waren und der zunehmende Tourismus den Menschen neue Verdienstmöglichkeiten erschlossen hatte, wurden aus den einstigen Gegnern vehemente Befürworter desselben, und sie unterstützten in weiterer Folge zusätzliche Bahnprojekte.

Widerstand formierte sich später hingegen von ganz anderer Seite, nämlich von der vorwiegend vom städtischen Bildungsbürgertum getragenen Heimatschutzbewegung, die im Prozeß fortschreitender Industrialisierung um kulturelle Identität und die Erhaltung der Naturlandschaft kämpfte. Sie bezog auch Stellung gegen einige Bahnprojekte, insbesondere gegen die von extremem Fortschrittsdenken geprägten Pläne, die Gipfel berühmter Viertausender zu erschließen. Obwohl die Bahnen im oberen Abschnitt unter Tage verlaufen sollten und von optischer Beeinträchtigung des Landschaftsbildes daher keine Rede sein konnte – realisiert wurde nur die Jungfraubahn, die allerdings aus Kostengründen nie den Gipfel erreicht hat, sondern in der Station Jungfraujoch (dem höchstgelegenen Bahnhof Europas auf 3500 Meter Seehöhe) endet –, löste insbesondere das Projekt der Matterhornbahn einen Sturm der Entrüstung aus. Der Heimatschutz deutete nämlich die Berge als nationales Symbol und forderte „ein Eigenrecht der Natur". Schutz der Natur um ihrer selbst willen bedurfte aber einer Deklaration durch die

Menschen und einer metaphysischen Begründung. Letzten Endes beriefen sich die Heimatschützer dabei auf religiöse Vorstellungen von den Bergen als einer besonders – im wahrsten Sinn des Wortes – „herausgehobenen Schöpfung Gottes". Zudem stellten die Heimatschützer die Berge und insbesondere das Matterhorn als nationale Symbole in einen Zusammenhang mit den Gründungsmythen der Eidgenossenschaft, mit dem Rütli-Schwur und mit den Schlachten gegen die Habsburger. Die Berge hätten „die Schweizer und ihren Freiheitswillen mit geformt und dazu beigetragen, die Freiheit der Eidgenossenschaft zu bewahren" (S. 115).

Der Schweizerische Alpenclub (SAC), so König, lehnte zwar auch die Viertausender-Projekte ab, war aber ansonsten in seiner Haltung gegenüber Bergbahnen uneins. Neben den Puristen, die die Gipfel allein für die Bergsteiger reservieren wollten, gab es jene, welche durch Bahnen die Bergwelt einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen – sozusagen demokratisieren – wollten, um auch Nicht-Trainierten, Familien mit kleinen Kindern oder gebrechlichen Personen ein Gipfelerlebnis zu ermöglichen, aber auch, um die Bahnen als Aufstiegshilfe für Bergtouren nutzen zu können.

Weitere Kapitel befassen sich mit dem Bau der Bergbahnen im politischen System der Schweiz – insbesondere der zumeist wohlwollenden Einstellung des Verkehrsministeriums gegenüber den eingereichten Projekten – und mit den Luftseilbahnen, die bis 1945 kaum eine Rolle gespielt haben und wie die Schweiz, die ansonsten bei spurgebundenen Bergbahnen eine weltweite Spitzenrolle einnahm, diesbezüglich ins Hintertreffen geriet. Darüber hinaus wird von Schlittenseilbahnen sowie Schiliften berichtet und vom aufkommenden Autotourismus. Auch fehlt es nicht an (knappen) Hinweisen, die auf die Entwicklung nach 1945 Bezug nehmen.

Soweit in groben Zügen der Inhalt des Buches. Empfehlenswert ist das Buch einerseits für Eisenbahnfreunde, die sich etwas genauer über die Vorgeschichte und die Auseinandersetzungen um die schweizerischen Gebirgsbahnen im allgemeinen und der Rhätischen Bahn in Graubünden, der Berner-Oberland-Bahnen mit Jungfraubahn sowie der Brig-Visp-Zermatt-Bahn im besonderen informieren wollen. Andererseits ist es für Volkskundler interessant, weil man etwas über typische Einstellungen bzw. Einstellungsänderungen gegenüber technischen Innovationen erfährt, welche entscheidend dazu beigetragen haben, traditionelle in moderne Kulturen zu verwandeln. Das gilt für die zunächst ablehnende Haltung der einheimischen bäuerlichen Bevölkerung gegenüber dem Bahnbau, die sich in Zustimmung verwandelte, nachdem Verkehrsmittel und materieller Fortschritt und dadurch ermöglichter größerer Wohlstand Einzug in die Gebirgstäler gehalten haben. Das gilt aber auch für die Heimatschutzbewegung, die sich bezeichnenderweise nicht in den „bedrohten" Gebieten entwickelte, sondern im

städtischen Intellektuellenmilieu. Dieses vertrat ideologische Positionen bzw. gewisse Ideale, gerade weil es Distanz zum Geschehen suchte: Es verfolgte die Entwicklung mit kritischen Augen, war aber andererseits nicht unmittelbar betroffen von der – wiederum von Städtern gegenüber der ländlichen Bevölkerung gestellten Forderung, mehr den traditionellen als den modernen Lebensmodellen zu folgen und damit im alltäglichen Dasein auf mannigfache Erleichterungen zu verzichten. Als Städter erlebtem sie die Entfremdung von der Natur und wollten zumindest als Touristen „intakte" Natur und jene Menschen aufsuchen, die mit ihr noch im Einklang zu leben schienen. – Interessant ist auch die Haltung des Alpenclubs: Neben den Puristen, die ein Exklusivrecht für sich reklamierten, gab es Pragmatiker, die die Vorteile der neuen Technik für breite Bevölkerungsschichten erkannten und auch im Hinblick auf eigene Interessen Vorteile, nämlich ihre Wanderziele leichter erreichen zu können, sahen.

Man sieht: Die Probleme und Positionen, um die es in dem Buch am Beispiel des Eisenbahnbaues in den Schweizer Alpen geht, spielen auch heute immer wieder bei der Frage nach technischen Innovationen und ihren Folgelasten bzw. bei dem Problem, Bedürfnisse von Touristen oder Einheimischen mit dem Schutz der Natur in Einklang zu bringen, eine Rolle – sei es nun bei den anfänglichen Skeptikern, die den Wohlstand nach einiger Zeit zu schätzen lernen, oder sei es bei den Intellektuellen, welche sich kultur- und gesellschaftskritische Positionen zu Eigen machen.

Ich halte das Buch für interessant und lesenswert; das einzige, was mir jedoch zu wenig berücksichtigt erscheint, ist, auch wenn es an einer Stelle im Buch knappe Erwähnung findet (S. 175), der Hinweis auf die besondere und einmalige Rolle, welche die Eisenbahn seit jeher in der Schweiz spielt. Trotz oder eher wegen des außerordentlich hohen Lebensstandards war und ist die Schweiz das Eisenbahnland schlechthin in Europa. Nirgendwo sonst ist das Liniennetz so eng geknüpft, nirgendwo sonst fahren so häufig Züge, nirgendwo anders ist das komplette Schienennetz (bis auf eine einzige Zahnradbahn, die zur Zeit der Elektrifizierungswelle vorübergehend stillgelegt war) elektrifiziert, in keinem anderen Land sind selbst Schmalspurbahnen schnelle und bequeme Transportmittel, die zum Teil sogar Speisewagen mitführen, und nirgendwo sonst besitzt ein Viertel der Bevölkerung trotz hohen Motorisierungsgrades einen Halbpreispaß für Eisenbahntickets. Entsprechendes gilt für die Bergbahnen: Während in Deutschland und in Österreich nur jeweils zwei Zahnradbahnen existieren, die auf Hochgebirgsgipfel führen (Zugspitzbahn und Wendelsteinbahn bzw. Schneebergbahn und Schafbergbahn), sind in der Schweiz an die zwanzig vorhanden und darüber hinaus Dutzende Standseilbahnen. Deswegen wäre es interessant gewesen zu fragen, ob die Schweizer hinsichtlich der Umweltaspekte zu nachlässig

waren, wenn sie auf fast jeden Aussichtsberg Zahnrad- oder Standseilbahnen gebaut haben, ob sie besonders eisenbahn- und technikfreundlich waren oder ob Bahnen bereits damals – so wie heute mehrheitlich – als ein Verkehrsmittel betrachtet wurden, das sich relativ problemlos in die Naturlandschaft einfügt oder unter Umständen sogar als Bereicherung derselben empfunden wird, wie es in Österreich etwa bei der Semmeringbahn der Fall ist, die heute zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört.

Sollte das Buch eine zweite Auflage erleben, wäre es sinnvoll, genauere Kartenausschnitte als die vorhandenen aus den drei näher behandelten Regionen beizufügen, in denen dann auch die Bahnlinien (!) eingezeichnet sind. Gleichzeitig könnten einige Mißstände im Layout beseitigt werden, etwa die Ersetzung des Trennstriches (-) durch den Gedankenstrich (–) bei Einschüben und ähnlichem; die Vergrößerung der Seitenzahl (10er Schrift) auf Schriftgröße (12er Schrift); die Ersetzung der völlig unüblichen amerikanischen Zollzeichen ("...") durch die französische An- und Abführung (»...«) oder zumindest durch Gänsefüßchen („..."); teilweise findet sogar eine Vermischung von Zollzeichen und Gänsefüßchen statt (S. 175–190). Außerdem könnte der Abstand zwischen Text und Fußnotentext vereinheitlicht und darauf geachtet werden, daß auf gegenüberliegenden Seiten dieselbe Anzahl an Zeilen gewahrt wird (S. 192 f.). Das ist keine Kleinlichkeitskrämerei, sondern gehört zu den Standardanforderungen an das Layout in professionellen Publikationen.

Bernd Rieken

ALCANTUD, José A. González u. Carmelo Lisón TOLOSANA (Hg.): *El Aire. Mitos, ritos y realidades*. Granada, Anthropos Editorial, 1999, 422 Seiten, s/w-Abb.

Der hier besprochene Band ist Ergebnis eines internationalen Kolloquiums, das zum obengenannten Thema im Jahre 1997 in Granada veranstaltet wurde. Es bildete den Abschluss eines Zyklus, der – veranstaltet vom *Centro de Investigación Etnológicas „Ángel Ganivet"* – jeweils einer der vier Naturgewalten gewidmet war. Dabei näherte man sich dem Thema Luft in diversen Facetten, hier in fünf thematischen Schwerpunkten. Die Beiträge behandelten die Bereiche „Mythische Ströme", „Fliegen", „Der Hauch der modernen Identitäten", „Anthropologische Lüfte" und „Meteorologien". Wie auch schon bei den drei vorangegangenen Kolloquien lag bei der Auswahl der Referenten das Augenmerk auf Interdisziplinarität, eine Strategie, die sich, wie schon zuvor vor allem im Band „Erde. Mythen, Riten und Realitäten", als sehr fruchtbar erwies.

Luft, so der Konsens der Herausgeber, „ist unter den Elementen als privilegiertes Transportmittel für kulturelle Metaphern anzusehen. Diesbezüglich genügt es zu erinnern, daß es das einzige Element ist, welches in der Antike eine Zweiteilung erfuhr: Weltäther und Luft. Das idiosynkratische Merkmal, nicht greifbar zu sein – im Gegensatz zu Erde, Feuer und Wasser – verleiht diesem Element konzeptionell seinen mehrdeutigen Charakter" (S. 7).

Die Faszination jenes Ungreifbaren wird meiner Meinung nach besonders gut im Beitrag „Pneuma" von Líson Tolosana, Altmeister und Mitbegründer der spanischen Sozialanthropologie deutlich, der sich dem Thema aus unterschiedlichen Gesichtspunkten und in Gedankensplittern nähert. Dem holistischen Ansatz verschrieben, streift er auf der Suche nach einer umfassenden Beschreibung die Felder der Physiologie und Philosophie, um sich vor diesem Hintergrund auf ein, von ihm über Jahrzehnte bearbeitetes Feld, auf das der Hexerei in Galicien, zu konzentrieren[1]. Er spricht von einer negativen Konnotation, die das Konzept aire in dieser Provinz und im Zusammenhang mit der Hexerei aufweist und das sich ab etwa 1608 in Texten der nordspanischen Region nachweisen läßt. Im konkreten Falle wird hier unter aire eine Kinderkrankheit verstanden, die bei den Kleinen aufgrund von diversen physiognomischen Abweichungen diagnostiziert und in die Kategorie „Krankheiten der Seele"[2] eingeordnet wird. „... das emische Konzept von aire beinhaltet Vorgänge, Personen, Emotionen, Motive, Intentionen, Kausalitäten und negativen Einflüssen. Damit soll gesagt werden, daß es sich beim Konzept aire um einen synoptischen Modus handelt, welcher Erfahrung, Rhetorik, Grammatik und Logik der Kultur umfaßt, und aus reziproken Aneinanderfügungen und Übersetzungen von segmentierten und parziellen Argumenten resultiert." (S. 32)

Ich möchte die Aufmerksamkeit insbesondere auf die Kapitel eins und vier des Bandes lenken[3], in welchen die anthropologischen Beiträge zusammengefaßt sind. Insgesamt handelt es sich dabei um acht Vorträge, wovon zwei das Thema anhand empirischer Untersuchungen aus dem südamerikanischen Raum behandeln. Darin werden einerseits der Stellenwert von Luft, Wind und Geistervorstellungen in der Weltanschauung der Nahua (Mexico), andererseits Reflexionen über anthropomorphe Gestaltgebung kosmologischer Fluide in Mesoamerica untersucht. Ein Beitrag aus dem nordamerikanischen Raum stammt von der Ethnologin Miram Lee Koprow. Sie greift die Thematik aus dem Blickwinkel verbrauchter Luft, Rauch und Gas auf. Ihre Studie über Männer der New Yorker Feuerwehr und das Element Luft basiert auf lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen.

Äußerst interessant erscheint mir der Beitrag einer spanischen Kollegin, Maria Buxó i Rey, die sich auf jenen sozialen Aspekt bezieht, mit dem das

Element in der katalanischen Bevölkerung in Verbindung gebracht wird. Ihr Thema ist der „Hauch von Freiheit" (aire libre). Sie stellt die Frage: Welche Rolle spielt dieser „Hauch" innerhalb der Kategorien und Konzepte des Wohlbefindens, der Gesundheit, der Identität in der mediterranen Tradition und noch konkreter: in der katalanischen Kultur? Wie Buxó i Rey in ihrer Studie über Gärten in Katalonien nachweist, sind diese Grünzonen – im speziellen spricht sie von Vorgärten, eixidas – auch als „Kulturräume" zu verstehen, die über die Konstruktion historischer und politischer Repräsentationen ebenso wie der ethnischen, sozialen und geschlechtsspezifischen Identität Auskunft geben können: „... zuletzt gilt es, in Bezug auf Garten, Vorgarten oder Innenhof auf die ihnen zugrunde liegende Bedeutungsebene als Privatsphäre aufmerksam zu machen, in der eines der wichtigsten konstitutionellen Elemente der ethnischen Identität, die katalanische Sprache, dominiert. Dies erscheint besonders in jenen historischen Momenten von besonderer Wichtigkeit, in denen eine Unterdrückung des Katalan erfolgte." (S. 304) In der eixida wird eine ganz spezielle Form der Beziehung zwischen Natur und Kultur sichtbar: jene zwischen Abstammung und Klassenidentität. Die eixida könnte in diesem Zusammenhang als Ausdruck der dörflichen Familientradition gesehen werden, einer Tradition, die allerdings durch die urbane Diffusion bereits mit neuem Gedankengut angereichert ist. Buxó meint an dieser Stelle: „Es ist interessant, daß im Arbeiterumfeld die freie Luft der eixida als Methaper für anarchistisches Gedankengut steht." (S. 304)

Wie eingangs erwähnt, basiert der vorliegende Band auf der Idee eines interdisziplinären Ansatzes, vertreten von Sozial- und Geisteswissenschaftlern. Dieses Experiment, sich in methodischer Vielfalt einem thematischen Schwerpunkt zu nähern, scheint mir in jeder Hinsicht gelungen.

Waltraud Müllauer-Seichter

Anmerkungen

1 1976: Expresiones actuales de la cultura del pueblo; 1979: Brujería, estructura social y simbolismo en Galicia; 1990: Demonios y exorcismos en los Siglos de Oro; 1990: Endemoniados en Galicia hoy: la Espana mental II.
2 Wie etwa auch Verwünschungen, der böse Blick, Eifersucht, Hexerei etc.
3 Kap. I: Aires Míticos; Kap. IV: Antropologías del Aire.

TAVENRATH, Simone: *So wundervoll sonnengebräunt. Kleine Kulturgeschichte des Sonnenbadens*. Marburg, Jonas Verlag, 2000, 128 Seiten, s/w-Abb.

Als „Kleine Kulturgeschichte des Sonnenbadens" präsentiert Simone Tavenrath Ergebnisse ihrer Diplomarbeit. Um den wissenschaftlichen Apparat erleichtert und stellenweise gekürzt hat die Absolventin der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft (Marburg) Geschichten rund um das Verhältnis von Menschen zur Sonne für ein breiteres Publikum aufbereitet. Der schmale Band ist aufwendig gestaltet – dauerhaft gebunden, der grafisch klar und übersichtlich gehaltene Text zwischen farbenprächtigen, kartonierten Buchdeckeln, auf schwerem Papier gedruckt und mit vielen sorgfältig reproduzierten (schwarz-weißen) Abbildungen versehen. Tavenraths Recherche beginnt im 19. Jahrhundert, einige Phänomene verfolgt sie ein weiteres Jahrhundert zurück; nach und nach führen die Erkundungen bis in unsere – durch Ozonloch und Klimaverschiebungen sensibilisierte – Gegenwart. Die Kulturwissenschaftlerin konstatiert hohes Körperbewußtsein in unserer Gesellschaft und – infolgedessen? – auch einen Boom des Themas in der geisteswissenschaftlichen Forschung. Trotz dieses großen Interesses, so bemerkt sie, sei die Oberfläche des Körpers bislang vernachlässigt worden. Die Autorin versucht aufzuholen: anhand der Kategorien Schönheit, Gesundheit und – für die jüngste Zeit – Ökologie geht sie dem Umgang mit der Haut und den verschiedenen, sich wandelnden Bedeutungen und Bedeutungsebenen dieses Organs nach. In mehreren Kapiteln erzählt sie dazu die Geschichte des Sonnenbadens – unter jeweils veränderten Perspektiven und jeweils klar strukturiert von der Vergangenheit ausgehend zu Gegenwärtigem führend. In diesen Geschichten wird eine grundlegende Pendelbewegung der allgemeinen Einstellung zur Sonne auf der Haut deutlich: das erst medizinisch geprägte Verhältnis entwickelt sich zu einem von ästhetischen Kategorien bestimmten, das sich am Ende des 20. Jahrhunderts wiederum in Richtung medizinischer Maßgaben verändert.

Im 19. Jahrhundert galt Sonnenbaden als Therapie für nervöse Kulturmenschen; dieser medizinisch motivierte Trend mündete in Reformbewegungen des 20. Jahrhunderts, wie die der Freikörperkultur. In den 1930er und 40er Jahren völkisch-national und politisch aufgeladen, gab es demgegenüber in den 1960er und 70er Jahren große Bemühungen, das hüllenlose Sonnenanbeten als Privatsache von ideologischen Überfrachtungen zu befreien. Medizinische und gesundheitliche Aspekte gerieten dabei in den Hintergrund – zunehmend ging es allein um die nahtlose Bräune, ‚Ästhetik' wurde die bestimmende Kategorie. An Entwicklungslinien wie diesen, quellenreich dargestellt anhand von Werbematerial, Ratgeberliteratur, einer brei-

ten Palette von Produkten und Diskursen medizinisch-lebensreformerischer Provenienz, macht die Autorin die Verschiebung der Bedeutungen gebräunter Haut nachvollziehbar: weg vom rein Medizinischen (der dunkle Teint als Nachweis des Heilerfolgs), hin zum Schönheitsideal. Gegenströmungen, soziale Unterschiede und das Nebeneinander unterschiedlicher Ausprägungen bleiben nicht unerwähnt.

Tavenrath geht nicht darauf ein, in welchen räumlichen Bezügen sie sich mit ihrer Argumentation bewegt; dies stört ebenso wie die manchmal ziemlich ungenauen Begrifflichkeiten. Die historischen Beispiele kommen jedenfalls überwiegend aus dem deutschsprachigen Raum, für die letzte Dekade wird Australien in Materialsammlung und Analyse einbezogen. Die hier zu beobachtende „kulturelle Stimmung gegenüber dem Sonnenbaden" (89) dient dem Vergleich mit Europa (gemeint ist vor allem Deutschland). Auf Basis der heutigen Situation in Australien und vorangegangener Entwicklungen dort prognostiziert Tavenrath einen künftigen Wandel in der Einstellung gegenüber und des Umgangs mit der Sonne in der nördlichen Hemisphäre.

Am Beispiel des Phänomens künstliche Bräune – produziert mittels Heimsonne, chemischer Selbstbräuner oder in Sonnenstudios – macht die Autorin darauf aufmerksam, daß der Prozeß des Braunwerdens eine wichtige Rolle spielt, daß der Kontext, die Entstehungssituation der Hauttönung, berücksichtigt werden muß, sollen kulturelle und soziale Bedeutungen der Sonnenbräune analysiert werden. Volkskundlich besonders interessant ist unter anderem der Echtheitsdiskurs in diesem Zusammenhang. „Unechte Bräune" als solche zu entlarven gilt als peinlich – wobei es, wie Tavenrath interpretiert, nicht allein um ästhetische Kriterien geht, sondern um den spezifischen Entstehungskontext der Bräune: das Sonnenstudio als heimlicher Ort ...

In der letzten Phase der Entwicklungsgeschichte der Beziehung der Menschen zur Sonne gewinnen „alte" Elemente wieder an Bedeutung – medizinische Aspekte werden angesichts Ozonloch, aggressiver UV-Strahlung, Hautkrebsrisiko usw. erneut wichtig. Die Rede von der Schönheit tiefgebräunter Haut wird zunehmend durch Diskussionen um Gesundheit und Schutz ersetzt. Wohl ergingen schon in den 1950er Jahren Warnungen vor Schnellröstmethoden und ihren Folgen – aber hier ging es um Schönheit, ungleichmäßig braune Haut oder Sonnenbrand waren demnach kosmetische Fehler. Aktuell gerät Sonnenbaden zur komplexen kulturellen Praxis, die es zu beherrschen gilt, es ist kaum mehr ohne weiteres zu genießen oder auch nur zu bewerkstelligen angesichts der Menge kursierenden Wissens und der Vielzahl der Expertenmeinungen. Noch, so beschreibt Simone Tavenrath, ist in unseren Breiten der Umgang mit der Sonne ambivalent – gefährlich und

gesund scheinen ihre Strahlen. Unmittelbar nebeneinander sind UV-durchlässige Bademode und Schutzkleidung auf dem Markt. Noch wären verschiedene Strategien des Umgangs mit dem Sonnenbad beobachtbar. Auffallend sei die weit verbreitete Dissonanz zwischen dem Wissen um die Risiken und dem Wunsch nach gebräunter Haut, die nach wie vor als attraktiv gilt. Auf den Zwiespalt reagiere man mit der Anwendung von UV-Meßgeräten, teuren Sonnencremes und anderen Produkten sowie dem Einhalten von strengen Regeln, schließlich bliebe da noch die künstliche Sonne – von Menschen gemacht und kontrollierbar.

Als Kulturwissenschaftlerin beschäftigt sich Tavenrath mit der Haut als Kommunikationsmittel, als Imageträgerin; die dazugehörende Diskursgeschichte verfolgt sie auf mehreren Ebenen und rollt dabei immer wieder die Entwicklung von der Medizin über die Schönheit zurück zur Medizin auf. Dies führt zu einigen Wiederholungen, ermöglicht andererseits, daß grundlegende Thesen der Arbeit auch klar werden, wenn man nur ausgewählte Kapitel (zwischendurch am Strand) liest. Im Zuge der Lektüre, so der Eindruck, gewinnt man einen sehr weitreichenden Überblick. Selbst beim Betrachten der Bilder und Lesen der Bildunterschriften gelingt es, so denke ich, das Wesentliche der Geschichte des Sonnenbadens zu erfassen. Die Autorin hat für das Buch auf bibliographische Nachweise verzichtet und kommt mit 30 Anmerkungen aus, eine Auswahlbibliographie sowie das Abbildungsverzeichnis bieten neugierig Gewordenen aber weiterführende Hinweise.

Nikola Langreiter

NIOLA, Marino: *Totem und Ragù. Neapolitanische Spaziergänge.* Deutsch von Anton Holzer und Benedikt Sauer. München, Luchterhand Literatur Verlag, 2000, 168 Seiten, s/w-Abb.

Zwei recht unterschiedliche Genres scheinen in diesem Buch zu verschmelzen: das historische „Städtelob" und eine „Antropologia vicino a casa", wie man die Ethnologie vor der Haustüre in Italien heißt. Marino Niola, geboren und aufgewachsen in Neapel, ist Ethnologe und lehrt das Fach mit Schwerpunkt „culture mediterranee" an verschiedenen italienischen Hochschulen, zuletzt am „Istituto Universitario Orientale" in seiner Heimatstadt. Er hat sich zunächst mit klassischen anthropologischen Themen (e.g. Big Man) an ebensolchen Orten (Melanesien) beschäftigt, bevor er die ethnologische Brisanz der eigenen Kultur entdeckt hat: um Körper und Blut, Brauch und Wunder kreisen seine jüngeren Publikationen, und sie beziehen ihr Material allesamt aus dem italienischen Süden.

„Totem und Ragù" versammelt dreißig knappe, doch dichte Essays – um nicht zu sagen: Capriccios – zu neapolitanischen Themen: sie vereinen als „Spaziergänge" die Blickweisen des Benjaminschen Flaneurs mit dem minutiösen Gedächtnis des in seine Stadt verliebten Stadthistoriographen und bedienen sich ebenso sehr Lévi-Strauss'scher Terminologie, wie sie zu eigenwilliger Metaphorik neigen. In summa ergibt das die Ethnographie einer Stadt, in der, wie gerne gesagt wird, das Volk mehr Volk sei als in jeder anderen. Die Dominanz solcher Bilder – Fremdbilder, die zu Selbstbildern wurden – mag nicht eben die beste Voraussetzung luzider Stadtanthropologie sein, aber Niola versteht es, sie dem Verstehen dienstbar zu machen. Er beklagt, daß „die Abweichungen, die immer ausgeprägter hervortretenden Unterschiede häufig nur als Kuriositäten, als reine Folklore wahrgenommen [werden]" (S. 53). Statt solcher geht es ihm um „große anthropologische und kulturelle Konflikte, die sowohl Ursache wie auch Folge von ökonomischen und sozialen Gegensätzen sind [...]" (S. 52). Als Stadtanthropologe bemüht er sich also um die Erklärung sozialer Fremdheiten, und er macht diese fest an Orten, an Kulturpraxen und an Ritualen.

So veranschaulicht Niola etwa in einem Text über das Stadtviertel „Spaccanapoli" („spaltet Neapel") die Ortsbezogenheit städtischer Erinnerung als materielle und symbolische Konkretisierung der „sozialen, historischen und zeitlichen Brüche" (S. 27). Das der Stadt nachgesagte Chaos – gewöhnlich als Unübersichtlichkeit wahrgenommen und als Unregierbarkeit zum Stigma geworden – erweist sich dabei als Prinzip, nach dem Ordnungen auf vielerlei kulturellen Ebenen andauernd neu verhandelt werden: Zeit- und Raumordnungen („Metropole der Erinnerung") ebenso wie das Verhältnis der Klassen („Arme Reiche") und der Geschlechter („Die neapolitanische Mutter"). Niolas Kulturbegriff hilft dabei, das Prozesshafte der städtischen Strukturen als das eigentliche Konstituierende der urbanen Kultur Neapels herauszuarbeiten. Ihre diskursive Herstellung („Der barocke Janus"; „Die Ordnung des Chaos") ist verantwortlich für das Schillernde städtischer Ratio.

Das sind gute Prämissen für eine Annäherung an die Riten und Mythen, für die Neapel in der Welt Berühmtheit erlangt hat. Das Wunder der vermeintlichen Verflüssigung des Blutes von San Gennaro, das jedes Jahr tausende Neapolitaner im Staunen vereint, veranlasst Niola daher zu einer grundsätzlichen Bemerkung: „Als Anthropologe findet man in einer derartigen Anhäufung von Glaubensvorstellungen und Ritualen zahlreiche Anregungen. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man sich von allen Fragen nach der Wahrheit des Wunders fernhält" (S. 127). Dementsprechend hebt Niola besonders das Zeichenhafte der Verbundenheit der Stadtbevölkerung hervor und interpretiert das Blutwunder als einen jährlich wiederkehrenden

Akt der Reinigung, in dem sich Gemeinschaft neu imaginieren läßt. Ähnlich begegnet er den quasireligiösen Funktionen, die dem Fußball in dieser Stadt zukommen. In einem Essay über Diego Maradona („San Gennarmando – Vom Mythos eines Fußballheiligen") analysiert er die säkularen Kulte um „'o pallone" als Prozesse der Identitätsbildung und als sozialen Kitt innerhalb der von Ungleichzeitigkeiten bestimmten Lebenswelten – Synkretismen wiederum, in denen sich „das Tausch- und Austauschverhältnis zwischen traditionellen und zeitgenössischen Mythologien, zwischen der Volkskultur mit ihren Heiligen und der Massenkultur mit ihren Stars [offenbart]" (S. 144).

Allenthalben ist diesem Büchlein das kreative Vergnügen anzumerken, mit dem der Autor Korrespondenzen aufzuzeigen weiß und die Wirkung der Transformatoren zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren in Bilder fasst. Es hat mehr theoretisches Fundament, als man zunächst vermuten möchte und es beweist viel Mut bei der Auslotung der Spielräume von Wahrnehmung und Interpretation – einer neapolitanischen Tugend, wenn man Niolas Schilderungen folgt. Wer schließlich das im letzten Abschnitt wiedergegebene Rezept für ein kräftiges Ragù an den Anfang der Lektüre stellt, kann sich die vier bis fünf Stunden, die man das Ganze vor sich hin köcheln lassen soll, mit Aussicht auf eine passende Belohnung in die Kultur dieser Stadt vertiefen – die Niola im übrigen, etwa wenn er hier von einer totemistischen Speise par excellence spricht, deren Zubereitung ein rituelles Opfer darstelle, da und dort vielleicht unnötig geheimnisvoll macht. Und so weckt die Lektüre durchaus Appetit auf prüfenden Nachvollzug. Daß das Buch, an eine alte Bestimmung ethnographischer Literatur anknüpfend, darüber hinaus einen guten Reisebegleiter abgibt, sei dazu gesagt.

Bernhard Tschofen

Buchanzeigen

MIEDER, Wolfgang: *„In Lingua Veritas". Sprichwörtliche Rhetorik in Victor Klemperers Tagebüchern 1933–1945*. Wien, Edition Praesens, 2000, 162 Seiten, Bibliographie.

Was passiert, wenn ein auf das Sprichwort spezialisierter Sprachwissenschaftler sich mit dem zweibändigen Tagebuch eines sprachwissenschaftlich begabten Zeitzeugen befasst? Aus einem geplanten Aufsatz erwächst eine schöne Monographie: so geschehen in Wolfgang Mieders Auseinandersetzung mit Victor Klemperers *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten* (Berlin 1995). Bereits der Titel dieses Tagebuchs ist, wie Mieder darstellt, eine Anspielung an das alttestamentarische und sprichwörtlich gewordene achte Gebot. Mieder fand nicht weniger als 951 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in Klemperers Kriegstagebuch, das die Welt des Dritten Reichs aus der Sicht eines in ständiger Bedrängnis und Gefahr lebenden Juden mit nichtjüdischer Frau schildert. Mieder flicht seine parämiologischen Funde in zwölf kurze Kapitel in welchen er Klemperers eigenes Interesse an der nationalsozialistischen Sprachmanipulation aufzeigt, und gleichzeitig auch die Sprache von Klemperers Zeitzeugentum in ihrer Vielschichtigkeit würdigt. Durch die Linse des Sprichwörtlichen verdichtet sich hier der Blick in Klemperers Erfahrungswelt, nicht zuletzt weil die hier miteinander indirekt in gedrucktem Dialog stehenden Forscher gleichermassen die Macht des Wortes verstehen wollen. (RB)

PAUL-HORN, Ina (Hg.): *Entgrenzung und Beschleunigung. Widersprüche und Fragen im Prozeß der Modernisierung*. Wien, Turia + Kant, 2000, 185 Seiten.

Mit diesem Band ist eine gleichnamige Ringvorlesung dokumentiert, konzipiert und veranstaltet vom Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Innsbruck, Klagenfurt, Wien und Graz. Philosophen und Soziologen, Historiker und Wirtschaftswissenschaftler beschäftigen sich hier mit der „Logik der kapitalistischen Konkurrenzökonomie" (Horn, S. 10), wie sie in der räumlichen Dimension – bezeichnet mit dem Begriff der Entgrenzung – und in der zeitlichen Dimension – beschrieben mit der Kategorie der Beschleunigung – unsere Alltage beeinflusst, ja beherrscht. Der Horizont des großen Teils der hier versammelten Ansätze und Aspekte ist die „alternative Modellbildung in der Ökonomie", die

grundsätzlich Entgrenzung und Beschleunigung als historische und gesellschaftliche Konstruktionen versteht.

So stellt Gerhard Strohmeier die Frage nach den Grenzen neu und begibt sich damit bewusst in Gegensatz zur gängigen Rhetorik von der zunehmenden Überwindung der Grenzen: Er verweist auf den Stellenwert von Grenzen für individuelle Wahrnehmung ebenso wie für kollektive Erfahrung. Wilhelm Berger verhandelt über politisches Handeln zu Zeiten, da der Druck zur schnellen Entscheidung zunimmt. Ina Paul-Horn widmet sich der Metapher „Meer", deren Bedeutung für Vorstellungen und Bilder von Entgrenzung. Michael Mitterauer beschreibt die Stabilität, die die Sozialform Familie durch unterschiedlichste Geschichtsverläufe hindurch, auch in der Dynamik von Entgrenzung und Beschleunigung bewiesen hat – nicht ohne auf mögliche Grenzen dieser Anpassungsfähigkeit aufmerksam zu machen. Peter Fleissner beschäftigt sich mit jenem Medium, das heute zentral für Entgrenzung und Beschleunigung steht, mit dem Computer und mit dem spezifischen Genre der Computerspiele. Caroline Gerschlager diskutiert die Thesen J. P. Schumpeters zu den Möglichkeiten und Grenzen des Neuen in der Ökonomie. Ada Pellert bilanziert dreißig Jahre Diskussion und Modellbildung alternativer Ökonomien und deren Chancen in den Systemen traditioneller Ökonomien. Luise Gubitzer versteht ihren Beitrag als Ermunterung, Paradies jenseits von den, in einer langen Geschichte eingeübten Kategorien der Reichtums- und Vermögensökonomien zu denken. Erich Kitzmüller schließlich diskutiert den Zusammenhang von Verschuldung und Verlässlichkeit für das menschliche Zusammenleben. (KL)

OTTOMEYER, Hans, Sven LÜKEN, Micha RÖHRIG u.a. (Hg.): *Geburt der Zeit. Eine Geschichte der Bilder und Begriffe. Katalog zur Ausstellung Staatliche Museen Kassel 1999.* Wolfratshausen, Edition Minerva, 1999, 581 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen.

Der Band, in dem Aufsätze und Texte von 90 Autorinnen und Autoren aus Rußland, Frankreich, Schweiz und Deutschland zusammengeholt sind, ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Nachschlagewerk; er dokumentiert sowohl die gleichnamige Ausstellung, die aus der Zusammenarbeit der Staatlichen Museen Kassel mit der Staatlichen Tretjakow-Galerie Moskau hervorgegangen ist, wie auch den Forschungsstand zum Thema Zeit aus kulturhistorischer Perspektive. Dementsprechend teilt sich der Band in Aufsätze und – in direkter Zuordnung – in Katalogbeiträge mit ausführli-

chen Erläuterungen zu den Exponaten aus den Bereichen Kunst, Wissenschaft und Alltag.

Klaus Ottomeyer formuliert im Vorwort die Zielsetzung des Unternehmens: „eine umfassende Kulturgeschichte der Vorstellungen, Begriffe und Bilder von Zeit" (S. 9) sollte entwickelt werden, beginnend in der Ur- und Frühgeschichte, über Antike, Mittelalter und frühe Neuzeit hineinreichend bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts. Er betont, daß es den Autorinnen und Autoren dabei weniger um einen subjektiven Zeitbegriff, also um das persönliche Erleben von Zeit zu tun sei, für sie stehe vielmehr ein objektiver Begriff von Zeit im Vordergrund, wie er in Dingen, in Dingen der Kunst wie auch des alltäglichen Gebrauchs, manifest geworden ist.

Der Aufbau des Bandes folgt zwei grundsätzlichen Linien. Zum einen werden Jahrhunderte als Kulturepochen mit bestimmbaren, regelmäßigen Abläufen untersucht: Gezeigt werden soll, wie sich Neuanfänge entwickeln, wie sich ein (Denk-)Stil im Laufe eines Jahrhunderts konsolidiert und wie es schließlich in der zweiten Jahrhunderthälfte zu einem Werte- und Stilpluralismus kommt. Zum anderen wird das Bild von Zeit entlang der christlichen Traditionen, insbesondere des christlichen Jahres in Rußland zum Thema gemacht. Drei Einflußbereiche sind es nach Ottomeyer, welche sich hier ergänzen und überlagern: derjenige der antiken Welt mit demjenigen des nordeuropäischen, traditionellen Brauchtums und der christlichen Kulturvorstellungen.

Das Spektrum der, vor allem von Kunsthistorikern und Volkskundlern bearbeiteten Themen reicht von allgemeinen Überblicksdarstellungen, wie etwa diejenige von Lutz Mackensen zu „Zeitmessung und Zeitvorstellung in der Geschichte" über Aufsätze zu Jahreslauf und Volksbräuchen (etwa von Wolfgang Seidenspinner) bis hin zu Abhandlungen über die Bedeutung der Jahres- und Tageszeiten als Sujet der bildenden Kunst, aber auch über die Spezifik der Jahrhundertwende um 1900. Ein großer Teil von Aufsätzen ist den Zeitbildern und -vorstellungen in den christlichen Religionen, in Katholizismus und Protestantismus, im Judentum ebenso wie in der russisch-orthodoxen Kirche, gewidmet. Zum Schluß fehlt auch nicht der – man ist fast versucht zu sagen – obligatorische ‚zeitkritische' Essay: wie wir im 19. und 20. Jahrhundert zu Sklaven der Zeit wurden (von Michael Röhring). (KL)

PETSCHAR, Hans (Hg.): *Alpha & Omega. Geschichten vom Ende und Anfang der Welt. Katalog zur Ausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek im Jahr 2000.* Wien, New York, Springer Verlag, 2000, 349 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen.

Das Jahr 2000 verpflichtete: Kaum eine staatliche Institution des Archivierens und Sammelns kulturellen Erbes konnte sich dem Thema Zeit entziehen. In der Österreichischen Nationalbibliothek war es die Gleichzeitigkeit von Apokalyptischem und Utopischem, die man zum Thema machte – eine Gleichzeitigkeit, die sich wiederum in den Diskussionen und Diskursen des Jahres 2000 spiegelte. Die Ausstellung behandelte die „Vorstellungen des Menschen von der Erschaffung und dem Ende der Welt und deren Verbesserung im Diesseits" (so das Vorwort).

Dem Katalogteil des vorliegenden Bandes sind sieben grundlegende Beiträge vorangestellt, die Utopien und Apokalypsen in verschiedenen Medien und unterschiedlichen Ausgestaltungen beschreiben. Jan Mokre etwa stellt bessere Welten vor, wie man sie in der frühen Kartographie phantasierte. Andreas Brandtner widmet sich der Utopie in der Literatur der Frühen Neuzeit. Thomas Leibnitz geht der Apokalypse in der musikalischen Erzählung nach. Im eigentlichen Katalog zur Ausstellung sind Darstellungen zum Thema und Erläuterungen zur Ausstellung eng aufeinander bezogen. Sechs Themenbereiche mit jeweils mehreren Aufsätzen werden hier präsentiert: Schrift und Gedächtnis (etwa zur Idee der Universalbibliothek), Offenbarungen (zum Beispiel Ingrid Goritschnig zu Lavaters Apokalypse), Paradies (Herbert Mayer zu Plansprachen und Sprachutopien), Zeitliche Befragungen (Veronika Pirker-Aurenhammer zu Los- und Stundenbüchern), Göttliche Erschaffungen in der Gegenüberstellung mit menschlichen Erfindungen (Elisabeth Zeilinger zu Kosmographien), Sinngebungen und Zerlegungen (Christian Maryska zum Happyend im Spielfilm der 20er und 30er Jahre). (KL)

nichts tun.
vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen
Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung
Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. – 116 Seiten,
87 Farbabbildungen, Format 13,0 x 23,0, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 75)
ISBN 3-900359-89-X

Das Schwierigste, was man sich als Zeitgenosse vornehmen kann, ist das Nichtstun. Es ist keineswegs einfach, sich von der Moral der Arbeitsalltage frei zu machen. Das kleine Format, die eher unspektakulären kleinen Freuden sind es da vor allem, die man sich gönnt. Dazu bedienen wir uns spezifischer Dinge und Orte. Daß und wie Dinge und Orte unser Nichtstun ‚kultivieren', davon handelt diese Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung vom 8. Juni bis 5. November 2000 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Vom Spazieren, Promenieren und Flanieren ist hier die Rede, vom Herumfahren, vom „Drahn" und Warten, vom Blaumachen, Pausieren, Entspannen und vom Genießen, Ruhen, und Sinnieren. Der Kosmos dreht sich um die kleinen Freuden, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten und in den Stadt- und Gefühlslandschaften Wiens (aber nicht nur dort) beobachten lassen.

Gertraud Liesenfeld, Klara Löffler (Hg.)
hundertvierundzwanzig kleine freuden des alltags.
Wien, Löcker, 2000. – 160 Seiten, 15 Abbildungen,
Format 13,0 x 23,0, brosch.
ISBN 3-85409-326-8

Außergewöhnlich und selbstverständlich, beliebig und liebgewonnen – widersprüchlich, das sind die kleinen Freuden, wie wir sie in unseren Alltagen suchen und finden. Ein Kompendium von Auftakten, Interventionen, Fundstücken und Gedankenstrichen, das Gleichzeitigkeiten, und Mehrdeutigkeiten im Blick hat und zuläßt, das ist dieses Buch. Eingeladen, ihre Ideen und Bilder von freien Zeiten und Räumen – jenseits standardisierter Freizeiten – zu entwickeln, haben hier Autoren und Autorinnen, Künstler und Wissenschaftler ganz unterschiedliche Antworten gefunden. Die Beliebigkeit (nehmen wir den Begriff ruhig einmal beim Wort) ist das Merkmal der kleinen Freuden. Eine kleine Freude, dies kann der Wunsch sein oder auch die Wunscherfüllung, dies kann das Wählenkönnen sein, im Gegensatz zum Entscheidenmüssen. Die Beliebigkeit und das Wählenkönnen sind auch das (Lust-)Prinzip dieses Lesebuches.

Ausstellungskatalog und Anthologie können gemeinsam erworben werden zum Sonderpreis von
ATS 348,—/DM 49,46/EURO 25,29 (exkl. Versand)
ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Katalog:
ATS 198,—/DM 28,12/EURO 14,38 (exkl. Versand)
ATS 132,—/DM 18,75/EURO 9,59 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Anthologie:
ATS 198,—/DM 28,12/EURO 14,38 (exkl. Versand)

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 99–119*

Eingelangte Literatur: Winter 2000/2001

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Abegg Margaret, Apropos Patterns. For Embroidery Lace and Woven Textiles. 2nd unchanged edition. (= Schriften der Abegg-Stiftung, 4). Riggisberg, Abegg-Stiftung, 1998, 210 Seiten, Abb. ISBN 3-905014-13-0.

Abel Susanne (Hg.), Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum. Tagungsbeiträge der Arbeitsgruppe „Kulturhistorische Museen" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Hildesheim, 2.–5. Oktober 1990. (= Mitteilungen aus dem Roemer-Museum Hildesheim, Abhandlungen, NF 3). Hildesheim, Georg Olms Verlag, 1992, 103 Seiten, Abb. ISBN 3-487-09532-7. (Inhalt: **Helga Stein**, Geschichte des Knochenhauer-Amtshauses am großen Markt zu Hildesheim. 3–14; **Dietrich Klose**, Zur Problematik stadthistorischer Rekonstruktionen am Beispiel von Hildesheim. 15–45; **Silke Götsch**, Universität und Museum – mögliche Begegnungen? 46–52; **Martin Scharfe**, Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970–1990. 53–65; **Heinrich Mehl**, Museum für Volkskultur in Schleswig-Holstein. Theorie und Praxis eines Landesprojekts. 66–84; **Kilian Kreilinger**, Wirklichkeit im Freilichtmuseum. 85–90; **Arnold Lühning**, 20 Jahre Arbeitsgruppe „Kulturgeschichtliche Museen". 91–97; **Gitta Böth**, Arbeitsgruppe „Kulturhistorische Museen". Konzeptionelle Überlegungen und Perspektiven. 98–103).

Bader Peter, Anarchistenblut. (= Neue Texte. Die literarische Reihe des Franz-Michael-Felder-Vereins). Hard, Hecht-Verlag, 2000, 158 Seiten. ISBN 3-85298-069-X.

Bätzing Werner, Die Alpen im Spannungsfeld der europäischen Raumordnungspolitik. Anmerkungen zum EUREK-Entwurf auf dem Hintergrund des aktuellen Strukturwandels im Alpenraum. Sonderdruck aus: Raumforschung und Raumordnung. 57 Jg., Heft 1, 1999. 3–13, Tab., Karten, engl. abstract.

Bauer Ingolf (Hg.), Das Bayerische Nationalmuseum. Der Neubau an der Prinzregentenstraße 1892–1900. München, Hirmer, 2000, 298 Seiten, Abb., Abb. a. 37 Tafeln. ISBN 3-7774-8740-6.

Beitl Klaus, Reinhard Johler (Hg.), Bulgarisch-österreichisches Kolloquium Europäische Ethnologie an der Wende: Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen. Referate der 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12. Oktober 1999 anläßlich der Jahresausstellung „Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren – Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien" vom 20. Juni bis 1. November 1999 im Schloß Kittsee. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, 12). Kittsee, Ethnographisches Museum, 2000, 136 Seiten. ISBN 3-900359-90-3. (Inhalt: **Klaus Beitl**, Ethnographie ohne Grenzen – ein Wissenschafts- und Museumsprojekt. Zur Eröffnung des Kolloquiums. 7–14; **Christo Choliolčev**, Das Bulgarische Forschungsinstitut in Österreich und seine Aktivitäten. 15–16; **Račko Popov**, Über die versäumten und künftigen Möglichkeiten der bulgarischen Ethnologie. 17–22; **Konrad Köstlin**, Aus dem ethnographischen Musterkoffer. Volkskunde und Volkskultur in der Mediengesellschaft. 23–35; **Radost Ivanova**, Die bulgarische Ethnologie und die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. 37–46; **Reinhard Johler**, Die „kleinen Ethnologien" und das „neue Europa" – oder: Perspektiven eines bulgarisch-österreichischen Wissenschaftskontaktes. 47–64; **Milena Benovska-Sabkova**, Die Ethnologie – ein Abbild der Welt. 65–75; **Gert Dressel**, Fettnäpfe und andere Fallen: Der noch weite Weg zu einem gleichberechtigten europäischen Dialog in den anthropologischen Wissenschaften – ein Erfahrungsbericht. 77–91; **Anelia Kassabova-Dinčeva**, „Kultur- und Wissenschaftsschocks" – Zu den kleinen und großen Unterschieden. 93–108; **Ulf Brunnbauer**, Nach der Wende und an der Grenze. Neuorientierungen in der bulgarischen Geschichtswissenschaft nach 1989. 109–133).

Benker Gertrud, Alte Bestecke. Ein Beitrag zur Geschichte der Tischkultur. München, Callwey, 1978, 184 Seiten, Abb. ISBN 3-7667-0426-5.

Bergbauheilige. Gotische Skulpturen aus dem Alpenraum. Katalog zur Sonderausstellung 2000. Leogang, Bergbaumuseum Leogang, 2000, 191 Seiten, Abb.

Beythien A., Ernst Dreßler (Hg.), Merck's Warenlexikon für Handel, Industrie und Gewerbe. Siebente, völlig neu bearbeitete Auflage. Leipzig, G. A. Gloeckner, Verlag für Handelswissenschaft, 1920, 555 Seiten. [Nachdruck. Recklinghausen, Manuscriptum Verlagsbuchhandel, 1996].

Bilderbunter Alltag – 200 Jahre Lithographie. Sonderausstellung vom 19. Februar bis 30. Mai 1999, Museum der Arbeit. Hamburg, Christians, 1999, 114 Seiten, Abb. ISBN 3-7672-1325-7.

Biškupić-Bašić, Iris, Licitarska umijeća. Medičarstvo i svjećarstvo – obrt višestoljetne tradicije = Gingerbread skills. Gingerbread and candlemaking – crafts of the age-old traditions. Zagreb, Etnografski muzej, 2000, 123 Seiten, Abb. ISBN 953-6273-17-9.

Blick über Grenzen. Kultur- und Kunstdenkmale entlang der Grenze von Niederösterreich, Slowakei und Tschechien. (= Denkmalpflege in Niederösterreich, 24; Mitteilungen aus Niederösterreich, 5/00). St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung für Kultur und Wissenschaft, 2000, 55 Seiten, Abb., Karten, 1 Faltkarte.

Böning Jutta, Das Artländer Trachtenfest. Zur Trachtenbegeisterung auf dem Land vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 99). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 1999, 471 Seiten, Abb. ISBN 3-89325-770-5.

Brodhaecker Michael, Menschen zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Der Alltag jüdischer Mitmenschen in Rheinhessen, Mainz und Worms während des „Dritten Reiches". (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 26). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1999, 426 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-926052-25-2.

Bruyn Gerd de, Zeitgenössische Architektur in Deutschland 1970–1995. 50 Bauwerke. Mit einem Vorwort von Wilfried Wang und einem Essay von Gerd Zimmermann. Bonn, Inter Nationes, 1996, 136 Seiten, Abb.

Bukowskiej-Floreńskiej Ireny (Red.), Religijność ludowa na pograniczach kulturowych i etnicznych. (= Studia Etnologiczne i Antropologiczne, 3). Katowice, Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, 1999, 324 Seiten, Abb. a. Tafeln, Tab., Karten.

Burian, Gabriele, Marialuise Koch, Maria Walcher (Red.), Mit allen Sinnen. Ein Schulprojekt stellt sich vor. Für alle Schulen. Wien, ÖVLW, 2000, 15 Seiten, Ill.

Carlen Luis, Orte, Gegenstände, Symbole kirchlichen Rechtslebens. Eine Einführung in die kirchliche Rechtsarchäologie. Freiburg/Schweiz, Universitäts-Verlag, 1999, XV, 196 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-7278-1234-6.

Centlivres Pierre, **Daniel Fabre** et **Françoise Zonabend (Hg.)**, La Fabrique des Héros. Textes réunis par Claudie Voisenat et Eva Julien. (= Mission du Patrimoine ethnologique, Collection Ethnologie de la France, Cahier 12). Paris, Éditions de la Maison des sciences de l'homme, 1998, XI, 318 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 2-7351-0819-8. (Inhalt: **Claudie Voisenat**, Avant-propos. IX–XI; **Pierre Centlivres**, **Daniel Fabre**, **Françoise Zonabend**, Introduction. 1–8; **Jean-Pierre Albert**, Du martyr à la star. Les métamorphoses des héros nationaux. 11–32; **Dominic Bryan**, En souvenir de Guillaume. Les parades en Irlande du Nord. 33–47; **Marie Danielle**

Demélas-Bohy, L'héroïsation d'une seule Espagne. Les Héros du franquisme (1936–1975). 49–63; **Élise Marienstras**, L'ennemi vaincu. Figure du héros national américain. 65–77; **Anne Muxel**, Les héros des jeunes Français. Vers un humanisme politique réconciliateur. 79–100; **Pertti J. Anttonen**, Le meurtre de l'évêque Henry ou la fabrication d'une mythologie nationale en Finlande. 103–113; **Ivan Čolović**, La capitaine Dragan. Nouveau héros guerrier serbe. 115–124; **Anna Imelde Galletti**, Cola di Rienzo die Rome ou du voyage des héros. 125–136; **Moisés Martins, Luis Cunha**, Salazar et Fatima. Entre politique et Religion. 137–147; **Anne Eriksen**, Être ou agir ou le dilemme de l'héroïne. 149–164; **Yael Zerubavel**, Le héros national. Un monument collectif. Tradition et politiques de commémoration. 167–179; **Gjergj Misha**, L'Albanais George Castrioti Skanderbeg. Héros mythique ou civil? 181–188; **Berthold Unfried**, Montée et déclin des héros. 189–202; **Magdalena Zowczak**, Un héros de l'ombre. Le père Jerzy Popieluszko. 203–210; **Reinhard Johler**, Malheur au peuple qui a besoin de héros ou pourquoi les Autrichiens n'ont-ils pas besoin de héros nationaux? 211–230; **Daniel Fabre**, L'atelier des héros. 233–318).

Čolović Ivan, When I say Newspaper/Kad kažem novine. (= Samisdat Free B92). Beograd, K.V.S., 1999, 47, 44 Seiten. Text in serb. u. engl. Sprache.

Croy Oliver, Oliver Elser, Sondermodelle – Die 387 Häuser des Peter Fritz, Versicherungsbeamter aus Wien = Special Models – The 387 Houses of Peter Fritz, Insurance Clerk from Vienna. (= Katalog des Österreichischen Museums für Volkskunde, 77). Ostfildern-Ruit, Hatje Cantz Verlag, 2001, 477 Seiten, Abb. Texte in dt. u. engl. Sprache. ISBN 3-7757-1031-0. (Aus dem Inhalt: **Burkhard Spinnen**, Vorsicht an der Bahnsteigkante! 9–14; **Franz Grieshofer**, Modelle im Museum. 15–22; **Ingeborg Flagge**, Der Alltag und das Museum. 23-28; **Alexander Markschies**, Die Welt im Kleinen. 29–36; **Oliver Croy, Oliver Elser**, Fritz-Forschung. Bauherrensuche. 38–43; **Franz Grieshofer**, Bauernhöfe. 156).

Danilov Andrej V., Iwan Lopuchin. Erneuerer der russischen Freimaurerei. Seine Lehre von der Inneren Kirche als eigenständiger Beitrag zum Lehrgebäude der freimaurerischen Mystik. (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, 23). Dettelbach, Verlag J. H. Röll, 2000, 299 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-89754-152-1.

Das Foto- und Bildarchiv der Arbeiter-Zeitung. (= Dokumentation 3&4/99). Wien, Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, 2000, 55 Seiten, Abb.

Das Schweizerische Puppentheater. Le théâtre de marionnettes en Suisse. Il teatro die pupi in Svizzera. Puppet theatre in Switzerland. Winterthur, Gewerbemuseum Winterthur, 1986, 190 Seiten, Abb.

Delfs Jürgen, Heidewirtschaft. Plaggenhieb und Streunutzung in der Lüneburger Heide. 1. Auflage. (= Materialien zum Museumsbesuch, 33). Uelzen, Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, 2000, 12 Seiten, Abb. ISBN 3-934057-08-X.

Demel Walter, Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts. Ständische Gesellschaft und europäisches Mächtesystem im beschleunigten Wandel (1689/1700–1789/1800). Stuttgart/Berlin/Köln, Kohlhammer, 2000, 300 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 3-17-014518-5.

Dengg Harald, Christa Lukatsch (Zsgest.), Hin über d'Alm, her über d'Schneid. (= Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg, 43). Salzburg, Salzburger Volksliedwerk im Referat Salzburger Volkskultur/Landesregierung, 2000, 68 Seiten, Noten.

Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). Band 12/1: Ortsregister A–M. Herausgegeben von Walther Killy † und Rudolf Vierhaus. München, K. G. Saur, 2000, VIII, 763 Seiten. ISBN 3-598-23172-5.

Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). Band 12/2: Ortsregister N–Z/Berufsregister. Herausgegeben von Walther Killy † und Rudolf Vierhaus. München, K. G. Saur, 2000, Seiten 767–1473. ISBN 3-598-23172-5.

Die Erfindung des Ruhrgebiets. Arbeit und Alltag um 1900. Katalog zur sozialhistorischen Dauerausstellung des Ruhrlandmuseums Essen. Essen, Pomp, 2000, 323 Seiten, Abb. ISBN 3-89355-211-1.

Diekmann Anke, Rüdiger Erbe (Hg.), Ein Fotograf in Franken. Adam Menth 1899–1981. (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, 31). Bad Windsheim, Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2000, 216 Seiten, Abb. ISBN 3-926834-44-7.

Dimt Gunter, „Egger obs Moos". Ein Beispiel interdisziplinärer Bauforschung. (= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, 10). Linz, Land Oberösterreich/OÖ. Landesmuseum, 2000, 180 Seiten, Abb., Planskizzen. ISBN 3-85474-047-6.

Dressler Heinrich, Lebenselexier Wasser. Die Wasserwirtschaft in Lilienfeld. Allgemeine Darstellung der Entwicklung der Wasserwirtschaft am Beispiel der in den Voralpen gelegenen Stadt Lilienfeld in Niederösterreich. 1. Auflage. Wien, Österreichische Vereinigung für das Gas- und Wasserfach, ÖVGW, 2000, 32 Seiten, Abb., Karte, 105 Abb. a. Tafeln.

Eckstein Günter, Empfehlungen für Baudokumentationen. Bauaufnahme – Bauuntersuchung. Mit Beiträgen von Michael Goer, Johannes Gromer, Ulrike Henes-Klaiber und Hartmut Schäfer. (= Arbeitsheft/Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, 7). Stuttgart, Theiss, 1999, 79 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-8062-1475-1.

Eichhoff Jürgen, Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 4. Band. Bern/München, K. G. Saur Verlag, 2000, 41, 12 Seiten, 79 Karten, 1 Faltblatt. ISBN 3-907820-55-X.

Eikelmann Renate (Hg.), Meisterwerke Bayerns von 900–1900. Kostbarkeiten aus internationalen Sammlungen zu Gast im Bayerischen Nationalmuseum. München, Bayerisches Nationalmuseum, 2000, 127 Seiten, Abb. ISBN 3-925058-43-5.

„Ein Kind geborn zu Bethlehem ...“. Beispiele der Krippenkunst nach 1945 in Oberösterreich. (= Kataloge des OÖ. Landesmuseums, NF 152). Linz, Land Oberösterreich, OÖ. Landesmuseum, 2000, 36 Seiten, Abb. ISBN 3-85474-053-0.

Ekarv Margareta, Cultural adventures. SAMP – ten years of Swedish-African museum exchanges. Une aventure culturelle. SAMP – dix ans de rencontres des musées africains et suédois. Stockholm, SAMP, 2000, 178 Seiten, Abb. ISBN 91-630-9810-5.

Elschek Oskár, Die Musikforschung der Gegenwart. Ihre Systematik, Theorie und Entwicklung. Band 1. (= Acta Ethnologica et Linguistica, 64; Series Musicologica, 4). Wien–Föhrenau, Elisabeth Stiglmayr, 1992, 490 Seiten, Tab.

Elschek Oskár, Die Musikforschung der Gegenwart. Ihre Systematik, Theorie und Entwicklung. Band 2. (= Acta Ethnologica et Linguistica, 64; Series Musicologica, 4). Wien–Föhrenau, Elisabeth Stiglmayr, 1992, 269 Seiten, Abb. a. Tafeln.

Emmendörfer-Brößler Claudia, Feste der Völker. Ein multikulturelles Lesebuch. 70 Feste aus vielen Ländern und Religionen, spannend beschrieben. Mit einer Einleitung von Eva Demski. Herausgegeben vom Amt für multikulturelle Angelegenheiten. Frankfurt a. Main, VAS, 1999, 269 Seiten, Abb. ISBN 3-88864-284-1.

Engelhauch & Sternenglanz. Advent- und Weihnachtskalendarium aus Wien. 266. Sonderausstellung, Historisches Museum der Stadt Wien am Karlsplatz. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 2000, 152 Seiten, Abb.

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 9, Lieferung 3. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1999, Spalte 961–1440.

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 10, Lieferung 1. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2000, 480 Spalten. ISBN 3-11-016838-3.

„Es grünt so grün um Mauerbach“. Die Pflanzenwelt in unserem Gemeindegebiet. Fachliche Koordination: Lothar Mandl. Mit Beiträgen von Peter Fritz, Heinz E. Hengel, Lothar Mandl, Alfred Pitterle, Fritz Reimoser.

(= Mauerbacher Beiträge, 9). Mauerbach, Im Selbstverlag der Marktgemeinde Mauerbach, 1999, 64 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Esser Sonja M., Das Kreuz – ein Symbol kultureller Identität? Der Diskurs über das „Kruzifix-Urteil" (1995) aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. (= Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur, 5). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2000, 100 Seiten, Tab. ISBN 3-89325-812-4.

Farkas Reinhard, Künstlerische und kulturelle Akzente der österreichischen Heimatschutzbewegung (1900–1938). Diskurse, Strukturen, Projekte. Sonderdruck aus: 100 Jahre Kluft. Über das Verhältnis von Volk und Avantgarde. (= Das andere Heimatmuseum, 3). St. Marein/Neumarkt, BauStelle Schloß Lind, 1999, 61–81, Abb.

Farr James R., Artisans in Europe 1300–1914. (= New Approaches to European History, 19). Cambridge, University Press, 2000, 306 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 0-521-42934-X.

Fejér Gábor, László Roboz, Székképek. (= Catalogi Musei Ethnographiae A Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai, 3). Budapest, Néprajzi Múzeum, 1999, 91 Seiten, Abb., Graph., Abb. a. Tafeln. ISBN 963-7106-62-6.

Fejős Zoltán, Judit Àrva, János Gyarmati, Alexandra Szűcs (Hg.), A Néprajzi Múzeum Gyűjteményei. Budapest, Néprajzi Múzeum, 2000, 1058 Seiten, Graph., Tab., Abb. a. Tafeln. ISBN 963-7106-72-3.

Finkenstaedt Helene, Thomas Finkenstaedt, Neuer Wieskatalog. Devotionalkopien des Wiesheilands und verwandter Andachtsbilder des Christus an der Geißelsäule. (= Wildsteiger OHO Schriften, Bd. 5). Wildsteig, Selbstverlag, 1999, 380 Seiten. (Bezugsadresse: D-82409 Wildsteig; DM 35,– + Porto).

Fischer Gerhard (Hg.), Denn die Gestalt dieser Welt vergeht. Geschichte der Kirchen, Häuser, Gassen und Plätze der Stadt Wien, aufgezeichnet von dem Altertumsfreunde Aloys Bergenstamm (1754–1821). Wien, Daedalus, 1996, 428 Seiten, Abb. ISBN 3-900911-07-X.

Flemmich Erika, Unser Vater war a Hausherr und a Seidenfabrikant. Arbeit, Alltag und Aufstieg der Seidenweberfamilie Flemmich. Ein Beitrag zur Handwerks- und Industriegeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert. Wien, 1987, 255 Blätter, Abb. Univ. Wien, Diplomarbeit.

Fogleman Aaron Spencer, Hopeful Journeys. German Immigration, Settlement, and Political Culture in Colonial America, 1717–1775. (= Early American Studies). Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1996, 257 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 0-8122-1548-6.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 3, Lieferung 4: berst – betefart. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2001, Spalte 1537–2048. ISBN 3-11-015610-5.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 4, Lieferung 3: brechen – pythagorisch. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2001, Spalte 1025–1520. ISBN 3-11-016380-2.

Fuhrmeister Christian, Findlinge als Denkmäler. Zur politischen Bedeutung erratischer Steine. 1. Auflage. (= Materialien zum Museumsbesuch, 32). Uelzen, Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, 2000, 16 Seiten, Abb. ISBN 3-934057-03-9.

Gamwell Lynn (Hg.), Träume 1900–2000. Kunst, Wissenschaft und das Unbewußte. Mit Beiträgen von Lynn Gamwell, Ernest Hartmann und Donald Kuspit. 257. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 23. März bis 11. Juni 2000. München/London/New York, Prestel, 2000, 302 Seiten, Abb.

Giambattista Basile, Das Märchen der Märchen. Das Pentamerone. Nach dem neapolitanischen Text von 1634/36 vollständig und neu übersetzt und erläutert von Hanno Helbling, Alfred Messerli, Johann Pögl, Dieter Richter, Luisa Rubini, Rudolf Schenda und Doris Senn. Herausgegeben von Rudolf Schenda. München, Beck, 2000, 639 Seiten. ISBN 3-406-46764-4.

Gonseth Marc-Olivier, Jacques Hainard, Roland Kaehr (Hg.), La grande illusion. Neuchâtel, Musée d'ethnographie, 2000, 181 Seiten. ISBN 2-88078-026-8.

González-Hontoria Guadalupe, Las Artesanìas de España. 1.: Zona septentrional. Prologo de Antonio Bonet Correa. Primera edición. Barcelona, Ediciones del Serbal, 1998, 267 Seiten, Abb. ISBN 84-7628-218-4.

Greif Wolfgang (Hg.), Volkskultur im Wiener Vormärz. Das andere Wien zur Biedermeierzeit. (= Historisch-anthropologische Studien, Bd. 6). Frankfurt a. Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Lang, 1998, 150 Seiten.

Gruß vom Krampus. Die Krampuskartenkollektion Ernst Brodträger. Mit Beiträgen von Gerhard Fischer und Kathrin Pallestrang. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 76). Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000, 48 Seiten, Abb. ISBN 3-900359-91-1.

Gustafsson Gabriella, Evocation Deorum. Historical and Mythical Interpretations of Ritualised Conquests in Expansion of Ancient Rome. (= Acta Universitatis Upsaliensis, Historia Religionum, 16). Uppsala, 2000, 167 Seiten. ISBN 91-554-47651.

Haid Gerlinde (Hg.), Kärnten und seine Nachbarn. Brauchlied. (= Schriften zur Volksmusik, 18). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 263 Seiten, Abb., Graph., Karten, Noten, 1 CD. Engl. Zusammenfassungen. ISBN 3-205-99156-7. (Inhalt: **Walter Deutsch**, Kärnten und seine Nachbarn. Eine Erinnerung. 11–21; **Günther Antesberger**, Historische Dokumente zu Volksmusik und Volkslied in Kärnten. 23–34; **Wolfgang Suppan**, Historische Nachrichten zu Lied und Musik im Brauchtum der Steiermark

mit allgemeinen Bemerkungen zur Frage des Gebrauchswertes von Musik im Brauchtum. 35–54; **Oskar Moser**, Brauchmäßige Grundlagen des Singens in Kärnten. 55–62; **Helmut Wulz**, Neue Forschungen zu Kärntner Singbräuchen. 63–81; **Engelbert Logar**, Brauchlieder der Kärntner Slowenen. 82–117; **Zmaga Kumer**, Ansingelieder der Slowenen. 118–129; **Renato Morelli**, Ansingelieder zu Weihnachten und Dreikönig aus den deutschen Sprachinseln im Trentino zwischen mündlicher Überlieferung und schriftlichen Quellen. 130–155; **Klaus Fillafer**, Gstanzlsingen bei Hochzeiten im Lavanttal. 156–187; **Roberto Starec**, Hochzeitsbräuche und -lieder in Karnien. 188–199; **Hans Pleschberger**, Totenwache und Wachlied im Katschtal. 200–241).

Hale Amy, Philip Payton (Ed.), New Directions in Celtic Studies. Exeter, University of Exeter Press, 2000, X, 235 Seiten. ISBN 0-85989-587-4.

Hans Makart. Malerfürst (1840–1884). Historisches Museum der Stadt Wien, 263. Sonderausstellung, 14. Oktober 2000–4. März 2001. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 2000, 337 Seiten, Abb.

Harmenig Dieter, Andrea Rudolph (Hg.), Hexenverfolgung in Mecklenburg. Regionale und überregionale Aspekte. (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, 21). Dettelbach, Verlag J. H. Röll, 1997, 352 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-927522-94-5. (Inhalt: **Irmtraud Rösler**, „Ich soll als eine Zauberinne vorbrandt werden ...". Zur Widerspiegelung populären Zauberwissens in mecklenburgischen Hexenprozeßprotokollen und zur Sprachform der Verhörsprotokolle. 13–30; **Gerda Riedl**, „In Puncto Suspecti Veneficii". Der Fall Benigna Schultzen. Inquisitions- und Revisionsverfahren einer Penzliner Bürgerin 1699–1711. 31–55; **Andrea Rudolph**, Elisabeth v. Maltzahns Roman „Ilsabe" (1897). Die Hexenkeller der Alten Burg Penzlin im Horizont von Kulturkampf und Reichskrise. 57–77; **Thomas Rudert**, Die Geschichte der Maria Otto aus Groß Dalwitz. Zu den Implikationen des Hexereivorwurfs in einem Mordprozeß des 17. Jahrhunderts in Mecklenburg. 79–117; **Axel Lubinski**, Hexenverfolgung im Klützer Winkel – Magie, dörfliche Konflikte und Gutsherrschaft im nordwestlichen Mecklenburg (Amt Grevesmühlen) gegen Ende des 17. Jahrhunderts. 119–158; **Hartmut Schmied**, Versuch der Darstellung eines anschaulichen Systems magischer Zusammenhänge für Mecklenburg – mit Bildbeispielen für die Arbeit im Museum. 159 -165; **Peter Sprengel**, Zwischen Inquisitions-Kritik und erotischer Verzauberung: Gerhart Hauptmann und das Hexenwesen. 167–184; **Volker Probst**, Die Darstellung von Hexen im Werk Ernst Barlachs. Ein wesentlicher ikonographischer Aspekt seines Werkes. 185–201; **Marion Marquardt**, Zu einigen Aspekten der Hexenverfolgung in Frankreich am Beispiel von Jean Bodins „La démonomanie des sorciers". 203–220; **Otto Zwettler**, Hexenverfolgungen in Nordmähren und Schlesi-

en. Der Fall Groß Ullersdorf. 221–227; **Walery Michailowitsch Mokienko, Ute Scholz**, Die russische Hexe (ihre ikonographische Erscheinung, magische Handlungen, Lebensraum und Funktion). 229–246; **Christa Habiger-Tuczay**, Die Darstellung des populären Zauberwissens in mittelalterlichen literarischen Texten und Gebrauchstexten am Beispiel des Wachspuppenzaubers bzw. Bildzaubers und der Dämonenbeschwörung. 247–268; **Hildegard Gerlach**, Hexenforschung als Frauenforschung. Anmerkungen zu einer Kultur- und Sozialgeschichte der zauberkundigen Frau. 269–290; **Dieter Harmening**, Integration, Ausgrenzung, Denunziation. 291–295; **Hans Sebald**, Hexenkinder. Der Mythos der kindlichen Wahrhaftigkeit. 297–311; **Alexander Dannenberg**, Hexenverfolgung und Mentalitätsgeschichte. Ein Plädoyer für Interdisziplinarität. 313–345).

Harms Wolfgang, Michael Schilling (Hg.), Das illustrierte Flugblatt in der Kultur der Frühen Neuzeit. Wolfenbütteler Arbeitsgespräch 1997. (= Mikrokosmos, 50). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Lang, 1998, 290 Seiten, Abb. ISBN 3-631-33720-5.

Hauer Norbert, A Mensch mecht i sein. Musik und Poesie in österreichischen Justizanstalten. Herausgegeben vom Steirischen Volksliedwerk. (= Sätze und Gegensätze, Beiträge zur Volkskultur, 9) Gnas, Weishaupt-Verlag, 2000, 112 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-7059-0077-3.

Heidrich Hermann (Hg.), Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim. (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, 32). Bad Windsheim, Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2000, 221 Seiten, Abb. ISBN 3-926834-45-5. (Inhalt: **Hermann Heidrich**, Facetten zu einer Theorie der Dinge. 8–18; **Andrea Hauser**, Geschichte der Erfindungen. Johann Beckmanns (1739–1811) Bedeutung für eine kontextuelle Sachkulturforschung. 19–33; **Jan Carstensen**, Chaos und Ordnung. Sammeln als Grundlage für die Erforschung von Sachkultur. 34–48; **Gabriele Mentges**, Pazaureks Sammlung der „Geschmacksverirrungen". Versuch einer volkskundlichen Restudy. 49–71; **Gudrun M. König**, Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur. 72–85; **Bernd Oeljeschläger**, Dingbiographie in Lieblingsgegenständen. Ein Versuch zur Benennung von Dingbedeutungen. 86–94; **Frank Lang**, Das Unsichtbare und das Offensichtliche. Zur Bedeutung von Sachen für ihre ehemaligen Nutzer, das Sammelinteresse des Museums und die Deutung durch das Ausstellen. 95–106; **Elisabeth Fendl**, Erinnerungen auf dem Beipackzettel. Zum Wert der Dinge aus ihrer Geschichte. 107–116; **Karl S. Kramer**, „Dinge und Namen". Probleme der Sachforschung mit historischen Wort- und Bildquellen. 117–129; **Andrea Heinzeller**, „Streit" im

Museum. Verhörsprotokolle und ihre museale Präsentation mit historischen Sachzeugnissen. 130–139; **Rainer Alsheimer**, Webseite, Game, MUD. Auf dem Weg zu virtuellen Museen in Computernetzen? 140–151; **Bernward Deneke**, Wirtschaft und Produktgestaltung. Bestimmungsfaktoren zum Geschmackswandel in der Sachkultur des 19. Jahrhunderts. 152–168; **Bärbel Kleindorfer-Marx**, Möbelentwürfe um die Jahrhundertwende. 169–177; **Helmut Ottenjann**, Sachforschung im grenzüberschreitenden und fächerübergreifenden Vergleich. Regional handeln – global denken. 178–194; **Christoph Köck**, Gegenstände ziehen sich an. Über Dingpopulationen in komplementären Umwelten. 195–210; **Ariane Weidlich**, Kontrast als Programm. Zwei Präsentationsmodelle im Freilichtmuseum Glentleiten. 211–221).

Hemetek Ursula, Sofija Bajrektarević, Bosnische Musik in Österreich – Klänge einer bedrohten Harmonie. (= klanglese, 1). Wien, Institut für Volksmusikforschung, 2000, 159 Seiten, Abb., Graph., Karten, Noten. ISBN 3-902153-00-8.

Herbst Hubert, Heustadel im Lande Salzburg. Befundaufnahme 1995–1998 in Salzburg Innergebirg. (= Veröffentlichung des Salzburger Freilichtmuseums, 5). Großgmain, Salzburger Freilichtmuseum, 2000, 336 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-85372-001-3.

Herold Paul A., Die Herren von Seefeld-Feldsberg. Geschichte eines (nieder-) österreichischen Adelsgeschlechtes im Mittelalter. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, Band 27; zugleich: NÖ Schriften 119, Wissenschaft). St. Pölten, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 2000, 306 Seiten, Abb., Graph.

Heuer Ute, Giebelzierden. Pferdeköpfe, Giebelpfähle und Wetterfahnen am Beispiel der Lüneburger Heide. 1. Auflage. (= Materialien zum Museumsbesuch, 31). Uelzen, Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, 1999, 16 Seiten, Abb. ISBN 3-934057-02-0.

Hietsch Otto, From „anbandeln" to „Zwetschkenknödel". An Austrian Lexical and Cultural Guide. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 2000, 263 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2351-7.

Hofer Anton, Zum Singverhalten der Zehn- bis Vierzehnjährigen. Eine empirische Untersuchung zum Einfluß der Musikhauptschulen in Niederösterreich auf Singmotivation und Singart. Herausgegeben vom Pädagogischen Institut des Bundes für Niederösterreich. (= Informationen, Schriftenreihe Nr. 30). Baden, 1986, 116 Blätter, Graph., Tab.

Honko Lauri (Ed.), Thick Corpus, Organic Variation and Textuality in Oral Tradition. (= Studia Fennica Folkloristica, 7). Helsinki, Finnish Literature Society, 2000, XII, 675 Seiten, Tab. ISBN 951-746-196-8. (Inhalt: **Lauri Honko**, Thick Corpus and Organic Variation: an Introduction. 3–28;

John Miles Foley, Individual Poet and Epic Tradition: Homer as Legendary Singer. 29–56; **Lauri Harvilahti**, Variation and Memory. 57–75; **Dell Hymes**, Variation and Narrative Competence. 77–92; **Annikki Kaivola-Bregenhøj**, Varying Folklore. 93–130; **Seppo Knuuttila**, How to Seize Mentalities. 131–157; **Ríonach uí Ógáin**, Some Comments on Context, Text and Subtext in Irish Folklore. 159–179; **Ilkka Pyysiäinen**, Variation from a Cognitive Perspective. 181–195; **Anders Salomonsson**, Documentation and Research. 197–213; **Anna-Leena Siikala**, Variation and Genre as Practice: Strategies for Reproducing Oral History in the Southern Cook Islands. 215–242; **Maria Vasenkari, Armi Pekkala**, Dialogic Methodology. 243–254; **Ulrika Wolf-Knuts**, On the History of Comparison in Folklore Studies. 255–283; **Carola Ekrem**, Variation and Continuity in Children's Counting-out Rhymes. 287–298; **John Miles Foley**, Story-Pattern as *Sêma*: The *Odyssey* as a Return Song. 299–349; **Lauri Honko, Anneli Honko**, Variation and Textuality in Oral Epics: a South Indian Case. 351–372; **Tuija Hovi**, Textualising Religious Experience. 373–400; **Barbro Klein**, The Miracle in Södertälje, Sweden: Mass Media, Interethnic Politics, and a Profusion of Text and Images. 401–416; **Lena Marander-Eklund**, Variation in Repeated Interviews: Stories of Childbirth. 417–434; **Ulrich Marzolph**, Variation, Stability and the Constitution of Meaning in the Narratives of an Persian Storyteller. 435–452; **Margaret A. Mills**, Women's Tricks: Subordination and Subversion in Afghan Folktales. 453–487; **Patricia Nyberg, Marjut Huuskonen, Pasi Enges**, Observations on Interview in a Depth Study on Saami Folklore. 489–536; **Ríonach uí Ógáin**, Aspects of Change in the Irish – Language Singing Tradition. 537–555; **Armi Pekkala, Maria Vasenkari**, Producing Thick Data: an Ingrian Finnish Case. 557–576; **Jyrki Pöysä**, Variation in Archived Anecdotes. 577–593; **Ann Helene Bolstad Skjelbred**, Possibilities and Limitations: A Critical Look at a Norwegian Tradition Archive. 595–611; **Päivikki Suojanen**, The Encounter of Rural and Urban Traditions in Nairobi Slums. 613–626; **Senni Timonen**, Thick Corpus and a Singer's Poetics. 627–659; **Dell Hymes**, Afterword. 661–668).

Hummer Hermann F. (Bearb.), Österreichische Volkskundliche Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1997 bis 1998 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren. (= Folge 33–34). Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2000, 255 Seiten, 2627 Eintragungen, Autorenregister, Ortsregister, Personen- und Sachregister. ISBN 3-900358-16-8.

Jarchow Margarete (Bearb.), Fayencen des 18. Jahrhunderts aus Schleswig-Holstein. (= Bilderhefte des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg, 16). Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, 1985, 147 Seiten, Abb., Tab.

Jaritz Gerhard (Hg.), Kontraste im Alltag des Mittelalters. Internationaler Kongress Krems an der Donau, 29. September bis 2. Oktober 1998. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil. hist. Kl.; Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Diskussionen und Materialien, 5). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000, 245 Seiten, Abb., Graph. ISBN 3-7001-2963-7.

Jason Heda, Motif, Type and Genre. A Manual for Compilation of Indices & A Bibliography of Indices and Indexing. (= FF Communications, 273). Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 2000, 279 Seiten. ISBN 951-41-0879-5.

Kaindl Heimo, Alois Ruhri (Hg.), Weltuntergänge. Ängste und Hoffnungen an einer Jahrtausendwende. Graz, Diözesanmuseum Graz, 2000, 224 Seiten, Abb. ISBN 3-901810-04-8.

Kammel Frank Matthias, Carola Bettina Gries (Hg.), Begegnungen mit alten Meistern. Altdeutsche Tafelmalerei auf dem Prüfstand. (= Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 17). Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 2000, 288 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-67-5.

Karlinger Felix, Ethnographische Skizze einer Erzählsituation auf Mallorca. Sonderdruck aus: D. Drascek u.a. (Hg.), Erzählen über Orte und Zeiten. Eine Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, Band 24). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 1999, S. 177–180.

Karlinger Felix, Vorgetragen – Nachgelesen. Ausgewählte Beiträge zur romanischen Literatur und Europäischen Ethnologie. Wien, Edition Praesens, 2000, 156 Seiten. ISBN 3-7069-0051-3.

Kneifel Herbert, Rund um die Weihnachtskrippe. Ausstellung, 20. Dezember 2000 bis 6. Jänner 2001. (= Katalog, 32). Enns, Museum Lauriacum, 2000, 25 Blätter, Abb.

Kohl Gerald, Die Anfänge der modernen Gerichtsorganisation in Niederösterreich. Verlauf und Bedeutung der Organisierungsarbeiten 1849–1854. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, Band 33; Zugleich: NÖ Schriften 123, Wissenschaft). St. Pölten, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 2000, 351 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 3-85006-122-1.

Krieg oder Frieden – Vom Kult der Gewalt zur Kultur des Friedens. 8. Mai bis 5. November 2000. Burg Schlaining, Stadtschlaining/Burgenland. Katalog der Burgenländischen Landesausstellung 2000. (= Burgenländische Forschungen, Sonderband. XXIII). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7/Kultur, Wissenschaft und Archiv, 2000, 255 Seiten, Abb. ISBN 3-901517-20-0.

Kutil Karl, Muttergottesberg-Grulich (Ostböhmen). Die Kreuzweg-Figuren-Gruppen in den Kapellen der Pilger-Allee. Ein authentisch-retrospektiver Vergleichs-Bericht über deren Zustand in der Vergangenheit und Gegenwart. Wien, 2000, unterschiedliche Zählungen, Abb., spiralisiert.

Lang Raimund, Gottfried Stangler (Schriftl.), Spurensuche – Czernowitz und die Bukowina einst und jetzt. Ausstellung Schallaburg, 3. Juni bis 29. Oktober 2000. 1. Auflage. (= Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, NF 431). St.Pölten, Amt der NÖ Landesregierung – Abteilung Kultur und Wissenschaft, 2000, 168 Seiten, Abb. ISBN 3-85460-198-0. (Aus dem Inhalt: **Franz Grieshofer**, Die Volkskunde in der Bukowina. 76–80).

Lechner Gregor M., Michael Grünwald, Stift Göttweig. Anno Salutis 2000. Heilende Kraft des Christentums. Ausstellung der Kunstsammlungen des Stiftes Göttweig/Niederösterreich. 8. April bis 15. November 2000. Göttweig, 2000, 248 Seiten, Abb.

Leopold Kretzenbacher – Vergleichende Volkskunde Europas. Gesamtbibliographie mit Register 1936–1999. In Fortführung der Zusammenarbeit mit Elfriede Grabner, Gerda Möhler, Georg R. Schroubek und Hans Schuhladen zusammengestellt von Helge Gerndt. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 25). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2000, 107 Seiten, 1 Abb. ISBN 3-89325-840-X.

Liesenfeld Gertraud, Klara Löffler (Hg.), Hundertvierundzwanzig kleine Freuden des Alltags. Wien, Löcker Verlag, 2000, 158 Seiten, Abb. ISBN 3-85409-326-8. (Inhalt: **Gertraud Liesenfeld, Klara Löffler**, Vorwort. 5–7; **Daniel Spoerri**, Antwort: Hundert kleine Freuden des Alltags. 8–9; **Rolf Schwendter**, Betrifft: Beitrag zum Projekt „Über die Müßiggängerei". 10–17; **Jürg Jegge**, Draußen hinter der Tür. 18–22; **Heidi Pataki**, Federball. 23-24; **Margret Kreidl**, Drei Frauen, Freuden. 25–26; **Gerhard Jaschke**, Mein Gag-Guss, ein unfruchtpar Acker? 27–33; **Lucas Cejpek**, Harem. Mein Album. 34–41; **Elisabeth Reichart**, Himmlischer Alltag. 42–48; **Friederike Mayröcker**, Die Hochzeit der Hüte. 49–53; **Claudia Erdheim**, Im Crocodile anzurufen hat gar keinen Sinn. 54–61; **Liesl Ujvary**, Kontrollierte Spiele. 62–69; **Karl Riha**, Krixi-Kraxi. Übers Kritzeln. 70–79; **Peter Rosei**, Die Landpartie. 80–87; **Elfriede Gerstl**, vom luxus der keinen preis hat. 88–89; **Andrea Hurton**, Miss-Management. 90–95; **Andreas Okopenko**, Morgen eines dienstfreien Tages. 96–98; **Helmut Eisendle**, Der oblomow'sche Traum oder das Recht auf Faulheit. 99–106, **Julian Schutting**, Poetische Augenblicke. 107–116; **Barbara Sichtermann**, Reise ins Ich. 117–123; **Ilma Rakusa**, Ruhige Ränder. 124–127; **Konrad Paul Liessmann**, Sonntags nie. Kleines Plädoyer für Sonn- und Feiertage. 128–131; **Ilse Kilic, Fritz Withalm**, Der Müßiggang als Unwille und Verstellung. 132–139; **Michael Rutschky**, Zukunft der Freizeit. 140–144; **Burghart**

Schmidt, Zwischen Alltagsfreuden, Freizeitkultur, Langeweile und Mystik hin und her. 145–154).

Linhart Dagmar, Hausgeister in Franken. Zur Phänomenologie, Überlieferungsgeschichten und gelehrter Deutung bestimmter hilfreicher oder schädlicher Sagengestalten. (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, Band 17). Dettelbach, Röll, 1995, 587 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-927522-91-0.

Linzer Teppiche. Kostbares aus der Wollzeugfabrik. (= Kataloge des OÖ. Landesmuseums, NF 150). Linz, Land Oberösterreich/OÖ. Landesmuseum, [2000], 56 Seiten, Abb. ISBN 3-85474-050-6.

Lughofer Rudolf, Es war amal a Dudlsackpfeifer. Ausgewählte Lieder und Tänze aus Österreich, Bayern und dem England für Dudelsack (Bock). Mödling, NÖ Heimatpflege, 1997, 106 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-901820-00-0.

Mader Bernd E., Naturheiler, Zahnreißer und Viehdoktoren. Bäuerliche Heiltraditionen. Graz/Wien/Köln, Verl. Styria, 1999, 198 Seiten, Abb. ISBN 3-222-12732-8.

Mayer Sebastian, Schäfer und Schafhaltung in Schwaben. Entwicklung, Bedeutung und Verbreitung seit 1800. (= Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 22). Oberschönenfeld, Museumsdirektion des Bezirks Schwaben, 1999, 107 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISSN 0935-4433.

Michels Gerlinde (Hg.), Rudolf Haybach. 1886–1983. Eine Schlüsselfigur in der österreichischen Kulturgeschichte. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 223 Seiten, Abb. ISBN 3-205-99195-8.

Milchram Gerhard, Heilige Gemeinde Neunkirchen. Eine jüdische Heimatgeschichte. (= Jüdische Gemeinden, Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, Bd. 2). Wien, Mandelbaum Verlag, 2000, 206 Seiten, Abb. ISBN 3-85476-031-0.

Mischì Giovanni, Wörterbuch Deutsch-Gadertalisch = Vocabolar Todësch-Ladin (Val Badia). Mit einem ladinischen Wörterverzeichnis/cun n indesc de parores ladines. 1. Auflage. San Martin de Tor, Istitut Ladin „Micurà de Rü", 2000, 926 Seiten. ISBN 88-8171-022-6.

Moldan Linde, Martin Fuchsberger, Die Lieder des historischen Halleiner Weihnachtsspiels. Unter Mitarbeit von Thomas Hochradner. Zum Gedenken an Martin Fuchsberger. (= Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg, 44). Salzburg, Salzburger Volksliedwerk im Landesverband Salzburger Volkskultur, 2000, 48 Seiten, Abb., Noten.

Moser Dietz-Rüdiger (Hg.), Glaube im Abseits. Beiträge zur Erforschung des Aberglaubens. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992, 496 Seiten. ISBN 3-534-07781-4.

Moser Dietz-Rüdiger (Hg.), Max und Moritz waren Bayern. Wilhelm Busch in seiner Münchener Zeit. München, 2000, 120 Seiten, Abb. ISBN 3-980-4213-9-2.

Müller-Kaspar Ulrike (Hg.), Handbuch des Aberglaubens. Band I–III. Unter Mitwirkung von Robert Kaspar, Ulrike Muss, Christine Wessely, Sabine Wimmer. Wien, Tosa Verlag, 1996, zus. 932 Seiten, Abb.

Museum von A bis Z. Das Dorfmuseum Mönchhof im Seewinkel. Volkskultur zum Anfassen. Katalog. Mönchhof, Verein Dorfmuseum Mönchhof, 2000, 147 Seiten, Abb.

Nenning, Günther, Schlafzimmerbilder. Hirschen röhren, Elfen tanzen und Jesus klopft an die Tür. 1. Auflage. Wien, Verlag Christian Brandstätter, 2000, 62 Seiten, Abb. ISBN 3-85498-067-1.

Nicht ganz koscher? Not quite kosher? Mit Beiträgen von Domagoj Akrap, Almut Jaschke, Christa Krajnc, Johannes Reiss. Eisenstadt, Österreichisches Jüdisches Museum, 2000, 144 Seiten, Abb. ISBN 3-900907-07-2.

Opll Ferdinand, Nachrichten aus dem mittelalterlichen Wien. Zeitgenossen berichten. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1995, 290 Seiten, Abb. ISBN 3-205-98372-6.

Ottenbacher Albert, Eugenie Goldstern. Eine Biographie. 1. Auflage. Wien, Mandelbaum Verlag, 1999, 139 Seiten, Abb. ISBN 3-85476-027-2.

Papír a Grafika v Muzeu = Papier und Graphik im Museum. 6. konference saských, bavorských a českých muzejních pracovníků, Drážd'any 17.–19. září 1997 = 6. Tagung sächsischer, bayerischer und tschechischer Museumsfachleute, Dresden, 17.–19. September 1997. (= Museum-Bulletin-Muzeum, Nr./č. 6). Chemnitz/Liberec/München, Asociace českých a moravskoslezských muzeí a galerií/Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, Landesstelle für Museumswesen in Sachsen, o.J., 127 Seiten, Abb. a. Tafeln. Texte in dt. u. tschechischer Sprache.

Peters Ursula, Moderne Zeiten. Die Sammlung zum 20. Jahrhundert. In Zusammenarbeit mit Andrea Legde. Beiträge von Yasmin Doosry und Eberhard Slenczka. (= Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum, 3). Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 2000, 296 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-61-6.

Pop Dumitru, Studii de istoria folcloristicii Romăneşti. Baia Mare, Editura Umbria, 1997, 327 Seiten. ISBN 973-96426-6-7.

Por el placer de los ojos. Marruecos, Alfarería y Tapices. Museu d'Etnologia de la Diputació de València, del 18 de Febrero al 25 de Abril de 1999. (= Catálogo Colección vore n° 8). Valencia, Museu d'Etnologia, 1999, 105 Seiten, Abb., Karten. ISBN 84-7795-187-X.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 6, Lieferung 5: Wahrsager – welschen. Neumünster, Wachholtz Verlag, 1999, Spalte 513–640, Abb., Karten. ISBN 3-52904611-6.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 6, Lieferung 7: wollüstig – zinkern. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2000, Spalte 769–896, Abb., Karten. ISBN 3-52904611-6.

Rachewiltz Siegfried de, Josef Prünster (Hg.), Dorf Tirol und seine Schützen. Eine Chronik mit Quellen zur Dorf- und Schützengeschichte. Herausgegeben im Auftrag der Schützenkompanie Dorf Tirol. (= Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg, NS 12). Dorf Tirol, 2000, 227 Seiten, Abb.

Rapport d'activité de la 3ème conférence générale = Proceedings of the 3rd general conference, 10–12/02/1999 (Namur, Belgique). Défis pour les Musées d'Ethnographie et de Société à l'aube du prochain millénaire = Challenges for Ethnographical and Social History Museums looking to the new millennium. Ljubljana, Slovene Ethnographic Museum, 2000, 391 Seiten, Abb. Texte franz. und engl. ISBN 961-90452-7-0.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 16. Band: Jadwingen – Kleindichtung. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2000, 634 Seiten, Abb., Abb. a. 34 Tafeln. ISBN 3-11-016782-4.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 17. Band: Kleinere Götter – Landschaftsarchäologie. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2001, 634 Seiten, Abb., Abb. a. 8 Tafeln. ISBN 3-11-016907-X.

Reiter Sonja, Krankenfürsorge im Mittelalter. Lehrerhandreichung Antoniter-Museum in Memmingen. (= Lehrerhandreichungen für die Bayerischen Museen, 7). München, Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und Museums-Pädagogisches Zentrum München, 1999, 32 Seiten, Abb.

Rogenhofer-Suitner Helga, Ignaz Vinzenz Zingerle, 1825–1892. Ein Lebensbild. Gedenkschrift zum 100. Todesjahr. Im Auftrag des Südtiroler Landesverbandes für Heimatpflege. (= Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg, NS 7). Meran, 1992, 72 Seiten, Abb.

Röhrich Lutz, Musikmythen. Sonderdruck aus: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Sachteil 6: Meis–Mus. 2. neubearb. Ausgabe. Kassel/Basel/London/New York/Prag, Bärenreiter und Stuttgart/Weimar, Metzler, [1996], Spalte 1422–1439, Abb. a. Tafeln.

Röhrich Lutz, Name des Unholds. Sonderdruck aus: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 9, Lieferung 3. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1999, Spalte 1164-1175.

Röhrich Lutz, Von der Mythologie zur kulturhistorischen Erzählforschung. (Am Beispiel der Zwergenmotivik). Sonderdruck aus: Die Brüder

Grimm und die Geisteswissenschaften heute. Ein wissenschaftliches Symposion in der Paulinerkirche zu Göttingen am 21. u. 22.11.1997. (= Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft, 30). Kassel, BGG, 1999, S. 15–42.

Rumpler Helmut, Peter Urbanitsch (Hg.), Verfassung und Parlamentarismus. 1. Teilband: Verfassungsrecht, Verfassungswirklichkeit, Zentrale Repräsentativkörperschaften. (= Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band VII). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000, XXXII, 1310 Seiten, Tab., Kartenblätter, Diagramme. ISBN 3-7001-2869-X.

Rumpler Helmut, Peter Urbanitsch (Hg.), Verfassung und Parlamentarismus. 2. Teilband: die regionalen Repräsentativkörperschaften. (= Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band VII). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000, XXIII, Seiten 1311–2695, Graph., Tab., Kartenblätter, Diagramme. ISBN 3-7001-2871-1.

Ruoff Arno, Eugen Gabriel, Die Mundarten des nördlichen Oberlands. Altach, Mäder, Koblach, Götzis, Klaus, Weiler, Fraxern. (= Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek, Band 3/3). Graz, Wolfgang Neugebauer Verlag, 2000, 123 Seiten, Abb., Karte, 1 Audio-CD. ISBN 3-85376-252-2.

Santangelo Antonio, Culture. Relationship with „Adaptivity". Milano, Editrice Sabaini, 2000, 66 Seiten.

Schank Gerd, Komische Käuze. Originale in der deutschen Provinz. Ein Beitrag zu einem volkstümlichen Typus. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX Volkskunde/Ethnologie, Abt. A Volkskunde, Bd. 47). Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. Main/New York/Wien, Peter Lang, 1999, 184 Seiten.

Schätze der Zeichenkunst. 100 Meisterwerke der Graphischen Sammlung des Nordico – Museums der Stadt Linz. Texte von Christine Ekelhart, Elisabeth Nowak-Thaller, Erwin Pokorny, Herfried Thaler, Heinz Widauer. Deutsch/englische Ausgabe. (= Katalog der Graphischen Sammlung des Nordico – Museum der Stadt Linz, 12). Linz, 2000, 280 Seiten, Abb. ISBN 3-85484-311-9.

Schnell René, Briefe aus Shanghai 1946–1952. Dokumente eines Kulturschocks. (= Das volkskundliche Taschenbuch, 23). Zürich, Limmat Verlag, 2000, 268 Seiten, Abb. ISBN 3-85791-310-X.

Schreiber Willy Hieronymus, Im Visier. Anatomie einer Flucht. Eine zeitgeschichtliche und autobiographische Dokumentation. Wien, Vindobona, Internationaler Literatur und Lyrik Verlag, 2000, 261 Seiten, Abb., Karten, Noten. ISBN 3-85040-016-6.

Schröder Till (Red.), i–d Die Wirklichkeit des Unerwarteten. Plakate Holger Matthies. Katalogbuch zur Sonderausstellung im Museum der Arbeit 16. Juni bis 3. September 2000. Hamburg/München, Döllinger und Galitz Verlag, 2000, 139 Seiten, Abb. ISBN 3-933374-74-X.

Schützenwesen in Scheibbs und Niederösterreich. Zusammengestellt von Franz G. Handl. Scheibbs, Schützengilde Scheibbs, [1999], 51 Seiten, Abb.

Schweighofer Annemarie, Axamer Dorfleut'. Geschlechter-Generationen-Schichten: eine regionale Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. (= Geschichte & Ökonomie, 8). Innsbruck/Wien, Studien Verlag, 1998, 229 Seiten, Abb. ISBN 3-7065-1203-3.

Sedler Irmgard (Bearb.), Auf Schritt und Tritt ... Schuhe. Begleitbuch zur Ausstellung. Kornwestheim, Stadt Kornwestheim, 1999, 131 Seiten, Abb.

Selmeczi Kovács Attila, Kézimalmok a Kárpát-Medencében. Eszköztörténeti monográfia. Budapest, 2000, 168 Seiten, Abb., Karten. ISBN 963-7106-70-7.

Slovenija na vojaškem zemljevidu 1763–1787, Karte. 6. Zvezek/Josephinische Landesaufnahme 1763–1787 für das Gebiet der Republik Slowenien, Karten, 6. Band. Ljubljana, Znanstvenoraziskovalni center Slovenske akademije znanosti in umetnosti/Arhiv Republike Slovenije, 2000, 24 Karten.

Slovenija na vojaškem zemljevidu 1763–1787, Opisi. 6. Zvezek/Josephinische Landesaufnahme 1763–1787 für das Gebiet der Republik Slowenien, Landesbeschreibung. 6. Band. Sekcije-Sektionen 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 196, 197, 198. Ljubljana, Znanstvenoraziskovalni center Slovenske akademije znanosti in umetnosti/Arhiv Republike Slovenije, 2000, XL, 385 Seiten, Karte.

Solms Wilhelm, Die Moral von Grimms Märchen. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, 249 Seiten.

Späth Markus, Zisterziensische Klausurarchitektur als Mittel institutioneller Differenzierung. Eine Fallstudie zum Problem der räumlichen Dualität von Konversen und Mönchen am Beispiel der hochmittelalterlichen Klöster in Yorkshire. (= Medium Aevum Quotidianum, Sbd. 8). Krems, Medium Aevum Quotidianum, 2000, 155 Seiten, Abb., Planskizzen. ISBN 3-901094-11-3.

SpielZeitGeist. Spiel und Spielzeug im Wandel. Herausgeber Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. München, New York, Prestel, 1994, 79 Seiten, Abb. ISBN 3-7913-1439-4.

Spohn Thomas (Hg.), Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Band 100). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2000, 547 Seiten, Abb., Planskizzen, Karten. ISBN 3-89325-717-9.

Spurný Tomáš, Nordböhmische Volkslieder aus der Sammlung von Adolf König. Notenaufzeichnungen und Dokumente eines Reichenberger Volksliedsammlers aus den Jahren 1904–1934. (= Passauer Studien zur Volkskunde, 18). Passau, Lehrstuhl für Volkskunde an der Universität Passau, 2000, 662 Seiten, Noten.

Stampfer Helmut (Hg.), Bauernhöfe in Südtirol. Bestandsaufnahmen 1940–1943. Band 3: Tschögglberg. Bozen, Athesia, 1999, 879 Seiten, Abb., Pläne, Karten.

Stekl Hannes (Hg.), Bürgerliche Familien. Lebenswege im 19. und 20. Jahrhundert. (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, VIII). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 298 Seiten, Abb.

Stieglitz Leo von, Zünfte in Württemberg. Regeln und Zeichen altwürttembergischer Zünfte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 7.5.2000–17.9.2000. (= Veröffentlichungen des Museums für Volkskultur in Württemberg, 6). Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum, 2000, 144 Seiten, Abb. ISBN 3-929055-51-1.

Stockey Friedrich, Spath – Grabscheit – Schore. Aus der Vergangenheit des Spatens. (= Schriftenreihe des Fördervereins zur Unterhaltung einer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte. Hunsrücker Blätter, Band 5 „Der Spaten"). Emmelshausen, Verein zur Förderung des Aufbaus und der Unterhaltung einer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte e.V., 1994, 248 Seiten, Abb., Tab., Register.

Svoboda Christa, „Haargenau". Schmuck und Bilder aus Haar aus der Sammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum. Katalog zur 193. Sonderausstellung. (= Schriftenreihe zu Kunstgewerbe und Volkskunde, 5). Salzburg, Salzburger Museum Carolino Augusteum, 1996, 60 Seiten, Abb. ISBN 3-911014-47-0.

Tostmann Gexi, Das Alpenländische Dirndl. Tradition und Mode. Unter Mitarbeit von Karin Hausherr und Bibi Mitterbauer. 2. Auflage. Wien/München, Brandstätter, 1998, 79 Seiten, Abb., Schnittbogen. ISBN 3-85447-781-3.

Truhen und Kästchen. Ausstellung 1981/82. Begleitpublikation des Museums für Völkerkunde und des Schweizerischen Museums für Volkskunde Basel. Basel, Schweizerisches Museum für Volkskunde, 1981, 76 Seiten, Abb., Beiheft.

Tüskés Gábor, Éva Knapp, Volksfrömmigkeit in Ungarn. Beiträge zur vergleichenden Literatur- und Kulturgeschichte. (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, XVIII). Dettelbach, J. H. Röll, 1996, 615 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 3-927522-92-9.

Über die Unfähigkeit zu schlafen = On Not Being Able to Sleep. (= Sigmund Freud-Museum, 2/2000). Wien, Sigmund Freud-Gesellschaft, 2000, 51 Seiten, Abb.

Urbanitsch Peter, Hannes Stekl (Hg.), Kleinstadtbürgertum in der Habsburgermonarchie 1862–1914. (= Bürgertum in der Habsburgermonar-

chie, 9). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 516 Seiten, Tab. ISBN 3-205-98939-2.

Vinzens Brigitte, Ausstellungsführer durch die Uhrensammlung Kellenberger Winterthur. Überarb. u. erw. Fassung des Schweizerischen Kunstführers zur Uhrensammlung Kellerberger Winterthur 1974 von Rolf Weiss. Winterthur, Gewerbemuseum Winterthur, [1999?], 60 Seiten, Abb. ISBN 3-9520940-1-3.

Virtanen Leea, Thomas DuBois, Finnish Folklore. (= Studia Fennica Folkloristica, 9). Helsinki, Finnish Literature Society, 2000, 297 Seiten, Abb., Noten. ISBN 951-717-938-3.

Weigl Andreas, Demographischer Wandel und Modernisierung in Wien. Herausgegeben vom Wiener Stadt- und Landesarchiv, Verein für Geschichte der Stadt Wien und Ludwig Boltzmann Institut für Stadtgeschichtsforschung. (= Kommentare zum Historischen Atlas von Wien, Band 1). Wien, Pichler Verlag, 2000, 428 Seiten, Tab. ISBN 3-85058-132-2.

Weinzierl Herbert Franz, Begleittext zu den Baualtersplänen Österreichischer Städte. Heft Nr. 6. Städtebeschreibungen zu den Teillieferungen 10 und 11 der Stadtpläne 1:2.000 Kärnten, Oberösterreich, Steiermark, Tirol, Vorarlberg mit den Städten Friesach, Grein, Bad Radkersburg, Fürstenfeld, Vils, Feldkirch. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für den Historischen Atlas Österreichs (Leitung: Peter Wiesinger). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000, 171 Seiten, Karten. ISBN 3-7001-2933-5.

Wendelberger Elfrune, Grüne Wildnis am großen Strom. Die Donauauen. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. St. Pölten/Wien, NP Buchverlag, 1998, 208 Seiten, Abb. ISBN 3-85326-088-8.

Wendler Ulf, Ländliche Gesellschaft zwischen Kirche und Staat. Das Kirchspiel Suderburg in der Lüneburger Heide 1600–1830. (= Veröffentlichungen des Landwirtschaftsmuseums Lüneburger Heide, 8). Suderburg Hösseringen, Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, 1999, 278 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-934057-06-3.

Zypern. Die Plünderung einer Kultur. Herausgegeben vom Komitee zum Schutz des zyprischen Kulturerbes. Athen, Itanos-Verlag, 1999, 237 Seiten, Abb. ISBN 960/560/021/8.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Dr. Franz Födermayr
Institut für Musikwissenschaft
Spitalgasse 2–4
A-1090 Wien

Dr. Ursula Hemetek
Institut für Volksmusikforschung
Universität für Musik und
darstellende Kunst
Anton-von-Webern-Platz 1
A-1030 Wien

Dr. Susanne Hose
Sorbisches Institut e.V.
Bahnhofstraße 6
D-02625 Bautzen

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Mag. Birgit Johler
Puchbaumgasse 53/21
A-1100 Wien

Dr. Gabriela Kiliánová
Národopisný ústav SAV
Klemensova ulica 19
SK-81364 Bratislava

Univ.-Prof. Dr. Volker Klotz
Rotebühlstraße 97
D-70178 Stuttgart

Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher
Stangersdorf 20
A-8403 Lebring

Mag. Nikola Langreiter
Große Sperlgasse 37a/21
A-1020 Wien

Univ.-Ass. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Dr. Waltraud Müllauer-Seichter
Cosejo Superior de Investigaciones
Científicas
Instituto de Lengua Española
Departamento de Antropología
Duque de Medinaceli, 6
E-28014 Madrid

Mag. Veronika Plöckinger
Ethnographisches Museum Schloss
Kittsee
A-2421 Kittsee

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Mag. Dr. Bernd Rieken
Webergasse 25/21
A-1200 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 121–135*

Heimat und Globalisierung*

Hermann Bausinger

Der Text folgt einem Vortrag, der bei einem der Erinnerung an Helmut Fielhauer gewidmeten Wiener Kolloquium gehalten wurde. Ausgehend von Fielhauers Skizzen zur Aufgabe der Heimatmuseen wird die Tragfähigkeit des Begriffs Heimat erörtert. Die lange gängige Vorstellung von Heimat als sentimental gefärbter folkloristischer Kulisse sollte durch ein nüchterneres und umfassenderes Heimatkonzept ersetzt werden, wie es in der existenziellen Äußerung des Heimwehs enthalten ist. Die Internationalisierung der Lebensverhältnisse hat nicht alle Heimatbezüge abgeschnitten und teilweise sogar zu einer Aufwertung des lokalen und regionalen Umfelds geführt.

Vor zwanzig Jahren veröffentlichte Helmut Fielhauer einen Aufsatz unter dem Titel: „Das Heimatmuseum anzünden?" Das war keine beschreibende Feststellung und kein Appell, sondern eine provokatorische Frage. Dass er diesen Titel wählte, war kühn und vielleicht auch unvorsichtig, denn damals gab es erhebliche Spannungen im Fach; und es gibt immer Leute, die auf Satzzeichen keine besondere Rücksicht nehmen. Ironisch könnte man sagen: Helmut Fielhauer hatte Glück, dass nicht in Kittsee, Mariazell oder sonst wo irgendein Heimatmuseum niederbrannte – er wäre bestimmt zumindest als geistiger Brandstifter attackiert worden.

Dabei bezog er sich mit seinem Titel auf einen Roman von Siegfried Lenz, in dem tatsächlich ein Heimatmuseum in Flammen aufgeht, angezündet vom Sammler, Verwalter und Kustos des Museums, der verhindern will, dass die aus ehemals deutschsprachigen osteuro-

* Am 5. und 6. Oktober 2000 fand in Wien ein Symposion statt, das der Erinnerung an Helmut Fielhauer und der Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten gewidmet war. Im Rahmen der Tagung wurde der folgende Vortrag gehalten; der Vortragsstil wurde beibehalten. Die Fielhauer-Zitate sind dem Sammelband „Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung" entnommen, in dem die wichtigsten kleineren Arbeiten Fielhauers nach seinem Tod zusammengefasst wurden.

päischen Gebieten stammenden Erinnerungsstücke für revisionistische Propaganda funktionalisiert werden. Und Fielhauer stellt in seinem Aufsatz ebenso kluge wie sachliche Überlegungen an über die Geschichte, die Probleme und die didaktischen Aufgaben der Heimatmuseen. Er bleibt, zögernd und vorsichtig, beim Namen *Heimat* – gewissermaßen als Anhänger von Karl Kraus, der einmal feststellte, es sei besser, mit alten Worten Neues, als mit neuen Altes zu sagen. Mich hat dies ermutigt, Heimat in mein Thema einzubinden.

Es handelt sich allerdings um einen heiklen Gegenstand. Eine Aufforderung an Schriftsteller, sich darüber zu äußern, quittierte Sibylle Knauss mit der Feststellung: „Heimat – für mich kein Thema", und sie begründete dies: „Die Rede von Heimat ist unrettbar epigonal". Es ist richtig; Heimat gehört zu den gängigen Requisiten von Dichtern, Wissenschaftlern, Politikern, Sonntagsrednern. Sibylle Knauss hat allerdings dann trotzdem ein Dutzend Seiten geschrieben; offenbar war noch nicht alles gesagt.

Dies widerlegt aber nicht unbedingt die Annahme, dass Heimat ein Auslaufmodell ist. Für Heimat sind in erster Linie alte Herrschaften zuständig; Heimat steht unter Senilitätsverdacht. Heimatorientierung wird manchmal als freundlichere Variante von Alzheimer angesehen – etwas für Menschen, denen die Gegenwart abhanden kommt und die ausweichen auf die Vergangenheit. Heimat: Man lässt sich fallen in die eigene Erinnerung und auf den sanften Teppich sentimentaler Gefühle, die den Alltag mit seinen Ecken und Kanten erträglicher machen. Heimat – das war einmal. Martin Walser schrieb, Heimat sei „der schönste Name für Zurückgebliebenheit". Das lässt sich auf dreifache Weise verstehen: Das, was von den unendlich vielen Eindrücken eines Lebens im Gedächtnis geblieben ist. Was überholt wurde durch den Gang der Entwicklung. Und Zurückgebliebenheit als defizitärer Zustand, als Nachhinken und als Unfähigkeit, das Tempo der Gegenwart mitzugehen.

Ein weiteres Problem bringt die gelegentliche Massierung von Heimat mit sich. In vielen deutschsprachigen Regionen gibt es Heimatwochen, Heimatfeste, Heimattage, bei denen Heimatvereine in Heimattrachten auftreten, Heimatkapellen, die Heimatmusik spielen, Heimatkünstler, die Heimatlieder singen, Heimatdichter, die Heimatpoesie in der Heimatsprache vortragen, Heimatredner, die in heimatlichem Hochgefühl ihre Heimatgedanken und Heimatempfindungen ablassen. So etwas erzeugt Allergien; und manchmal steht man vor der Heimat wie

vor dem Christbaum an Dreikönig: er nadelt und muß entsorgt werden.

Heimat macht also, alles in allem, keine allzu gute Figur; und wenn wir sie antreten lassen gegen *Globalisierung*, dann sieht dies aus wie ein Wettspiel zwischen FC Amstetten und Real Madrid, oder allgemeiner ausgedrückt: wie ein Tintenfaß neben einem modernen Rechner. Aber vielleicht sind dabei ja auch falsche Vorstellungen im Spiel – nach beiden Richtungen.

Im Zusammenhang mit den Raumproblemen der Museen (also der üblichen Enge) schreibt Fielhauer, wenn Heimat scheinbar auch nur ein kleiner Ausschnitt dieser Welt sei, so sei sie doch wieder eine ganze Welt und von der großen nicht zu trennen. Das weist in die richtige Spur. Ich verfolge sie mit Hilfe einer kleinen Anekdote: Als in Stuttgart nach dem Krieg die ersten Straßenbahnen wieder fuhren, saß eine ältere Frau einem Farbigen gegenüber. Es war ein amerikanischer Soldat in Zivil. Die Frau starrte ihn ununterbrochen an; schließlich, kurz vor dem Aussteigen fasste sie sich ein Herz und fragte: *Sie sind aber net von hier?* Der Amerikaner verstand und sagte lachend: *Nein.* Darauf die Frau: *Drum!*

Dies ist sicher eine Wanderanekdote; allerdings passt sie besser nach Stuttgart als nach Wien, weil hier schon immer viele Menschen lebten, die nicht *von hier* waren. Aber es gilt wohl generell, dass trotz allen Einflüssen von außen die Dörfer, kleinen Städte und Stadtviertel als weithin auf sich gestellte Einheiten erfahren wurden, als Einheiten mit einem relativ geschlossenen Horizont. Mit einer nur leichten Zuspitzung könnte man sagen: *Die Heimat war die Welt.*

Inzwischen sind die früher festen Horizonte durchbrochen; die Wege in die Welt sind vielfach zwingender und auch bequemer geworden, die Welt dringt über die Medien in jedes Wohnzimmer, und tausend Fäden verknüpfen jede Einzelexistenz mit internationalen Gegebenheiten. Die Globalisierung ist nicht nur ein Faktum, mit dem Wirtschaftsmanager und andere „global players" zu rechnen haben; es reicht in den individuellen Erfahrungsbereich aller hinein, spürbar zum Beispiel in jedem Supermarkt, wo ein Warenangebot aus allen Kontinenten präsentiert wird und wo Bananen und Orangen wegen der ökonomischen Disparitäten auf der Welt bekanntlich oft billiger sind als heimische Äpfel.

In einer Gesellschaft, in der Informationen und Impulse in Sekundenschnelle über den Globus jagen, in der Kommunikation über die

Grenzen hinweg nicht nur möglich, sondern auch geboten ist, in der schon die Deckung der Grundbedürfnisse vom weltweiten ökonomischen Zusammenspiel abhängt (unsere Landwirtschaft tanzt beispielsweise an den Fäden von Brüssel, und diese Fäden reichen zum Teil bis in ferne Erdteile) – in einer solchen Gesellschaft ist der Rückzug auf die enge Heimat problematisch. Und wie man in einer gewissen Reduktion feststellen konnte: *Die Heimat war die Welt*, wird jetzt manchmal verkündet: *Die Welt ist die Heimat* – mit anderen Worten: die Heimat, schon vorher von vielen aufs Altenteil verbannt, ist vollends zum Auslaufmodell geworden.

Heimat – nein danke! überschrieb Henryk Broder einen Essay, in dem er von der *Droge Heimat* sprach – Heimat also als bewusstseinstrübende, unangemessene Emotionen auslösende Substanz, welche die Menschen untüchtig macht für die Anforderungen der Zeit, die eben nicht heimatlich sind. *Wozu noch Heimat?* fragte auch der Kommunikationsphilosoph Villêm Flusser. Für ihn war Heimat nichts als die Mystifikation eines zufälligen Geburts- oder Aufenthaltsorts; die moderne Technik mache es möglich, dass man Freunde in allen Teilen der Welt habe, und da könne es nur schädlich sein, hier noch die Heimatbremse einzulegen.

Aber stimmt denn das? Die Rede von Globalisierung lässt leicht vergessen, dass die modernen Errungenschaften nur für einen Teil der Menschheit zugänglich sind und – was wichtiger ist – wohl auch nur für einen Teil zugänglich bleiben werden. Der amerikanische Philosoph Richard Rorty formulierte pessimistisch: „Die Mehrheit der im nächsten Jahrhundert Geborenen wird nie dahin gelangen, einen Computer zu benutzen, im Krankenhaus behandelt zu werden oder im Flugzeug zu reisen. Diese Menschen können von Glück reden, wenn sie mit Bleistift und Papier umzugehen lernen und von noch mehr Glück, wenn sie mit kostspieligeren Arzneien als Aspirin behandelt werden." Diese Feststellung, die mit vielen statistischen Befunden und gut begründeten Prognosen unterbaut werden könnte, legt es nahe, das Schlagwort *Globalisierung* in vielen Fällen durch den weniger pauschalen Begriff *Internationalisierung* zu ersetzen.

Und auch was unsere eigenen Erfahrungen – in einer Wohlstandszone der Welt – anlangt, wird der Globalisierungseffekt leicht überschätzt. Vieles spielt sich noch immer auf engem Raum ab. Auf vielen Gebieten ist die befürchtete Nivellierung nicht eingetreten. Produkte, die an den Mann oder an die Frau gebracht werden sollen, müssen

kulturspezifisch codiert und ausgerichtet werden. Kritisch-ironisch hat man von der *McDonaldisierung* der Welt gesprochen; mit diesem Begriff wird die amerikanische Prägung des Globalen dingfest gemacht. Aber selbst für McDonald-Lokale gilt, dass sie in Korea oder Johannesburg oder Hamburg anders aussehen als in New York. Und sogar Computer und Computerprogramme, scheinbar doch die globalsten Angebote, werden von den großen Firmen an den Bedarf einzelner Länder oder Weltregionen angepasst.

Vieles spielt sich nach wie vor unterhalb der Globalisierungsebene ab, auch dort, wo dies auf den ersten Blick nicht erkennbar ist. Von den europäischen Fernsehproduktionen verlassen mehr als vier Fünftel das Land ihrer Herstellung nicht. Erste empirische Analysen des Internetgebrauchs zeigen, dass der Verkehr über e-Mail zwar auch der blitzschnellen Verständigung zwischen weit entfernten Geschäftspartnern dient, dass aber der Großteil dieser Kommunikation für den privaten Briefverkehr auf relativ engem Raum reserviert bleibt. Die Steigerungsraten, die von der Konsumfront gemeldet werden, ergeben oft ein falsches Bild. In den letzten Jahren ist beispielsweise der Anteil grenzüberschreitender Telefonate in Deutschland auf das Fünffache angestiegen – zweifellos eine ganz beträchtliche Steigerung; aber insgesamt machen diese grenzüberschreitenden Ferngespräche immer noch unter zwei Prozent aller Telefonate aus.

Die meisten Menschen leben ja doch nicht in Jet-Set-Kontakten. Sie sind angewiesen auf eine funktionierende Nachbarschaft, auf ein gutes lokales Klima; sie haben, wenn es gut geht, einen Arbeits*platz*, und sie leben an einem Wohn*ort*. Die Menschen sind auf diese lokalen Bindungen um so mehr angewiesen und sind sich ihrer Notwendigkeit um so deutlicher bewusst, je stärker sie in überlokale und übernationale Zusammenhänge eingebunden sind. *More global* – das ist die Diagnose, die sich an wirtschaftlichen Tendenzen, an der Informationspolitik, an der Sprache, an Moden, an modischen Verhaltensweisen auch, nachweisen lässt. Aber der Ausbau *einer* Orientierungsrichtung bedeutet nicht, dass alle anderen abgebaut werden. Das Gegenteil ist der Fall: Die Globalisierung hat das Bewusstsein nationaler Zugehörigkeiten geschärft, aber auch das Bewusstsein regionaler und lokaler Identität. Man hat für diese Kombination das Kunstwort *glokal* vorgeschlagen; ich finde es etwas problematisch, nicht nur, weil es an das unselige Glykol erinnert, sondern auch, weil es die

durchaus vorhandenen Spannungen verschwinden lässt in einem schicken integrativen Kunstwort.

Aber es ist richtig, dass die Orientierung am engeren Umkreis durch die Globalisierung nicht unwichtiger geworden ist. Vielleicht könnte man sogar sagen: im Gegenteil. Orvar Löfgren, schwedischer Ethnologe, hat dies in der Kurzdiagnose zusammengefasst: *More global, more national* (ich möchte hinzufügen: more regional), *more local.* So formuliert, zumal auf englisch, klingt dies ganz einleuchtend. Aber ist es nicht problematisch, diese nüchterne Formulierung nun zu übersetzen in *Heimatbewusstsein* und *Heimatgefühl*? Ich habe eingangs jene Heimatlitanei heruntergebetet, wie sie uns ab und zu serviert wird und die gewiss nicht zur Konsolidierung des Heimatbegriffs beiträgt. Die Problematik liegt aber bei genauerem Zusehen nicht nur in der Massierung von Heimatvokabeln, sondern darin, dass hier Heimat zugeschnitten ist auf ein ganz enges Bedeutungsfeld. Um dies verständlich zu machen, ist ein knapper historischer Rückblick nötig – auch wenn dabei offene Türen eingerannt werden müssen.

Vor dem 19. Jahrhundert gab es über *Heimat* keinerlei Diskussionen; aber über das *Heimweh* wurden schon im 17. Jahrhundert gelehrte Abhandlungen veröffentlicht. Medizinische Abhandlungen, denn das Heimweh trat auf wie eine Krankheit: Menschen, die vom Land in die Städte kamen, verloren dort jegliche Orientierung, machten unsinnige, auch verbrecherische Dinge und hatten nur den einen Wunsch, zurückzukehren in ihre Heimat. Vor einigen Jahren wurde die Dissertation des Philosophen Karl Jaspers, der auch Psychiater war, neu aufgelegt; er schrieb darin über Heimwehkranke seiner Zeit, also zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ich will eine Krankengeschichte wiedergeben:

> Im Jahre 1906 schleicht das vierzehnjährige Dienstmädchen Apollonia S. kurz nach Anbruch des Tages in das Schlafzimmer ihrer Herrschaft, nimmt den Knaben, zu dessen Pflege sie eingestellt worden war, aus seinem Kinderwagen und läuft mit ihm zum Fluß. Von der Brücke aus wirft sie ihn ins Wasser. Ohne sich umzusehen, kehrt sie heim, entkleidet sich und legt sich wieder ins Bett. Erst die Klage des Vaters, sein Kind sei in der Nacht gestohlen worden, ruft sie wieder aus dem Bett.

Sie beteiligt sich an der Suche nach dem Kind, bricht aber zusammen, als die Eltern des Kindes verdächtigt und verhaftet werden; schließlich legt sie ein Geständnis ab. *Als Motiv für ihr Vergehen gibt sie an, sie habe um jeden Preis zurück nach Hause gewollt.*

Bei der folgenden Verhandlung zeichnen alle Zeugen *das Bild eines stillen, bescheidenen, artigen und fleißigen Mädchens*, bei dem sich erst nach Antritt der Stelle *Zeichen eines pathologischen Heimwehs* zeigten. Nachdem ihre Eltern die Heimkehr verweigerten, versuchte sie zuerst das Kind zu vergiften, *indem sie sich einredete, auf diese Weise überflüssig geworden, wieder nach Hause zurückkehren zu dürfen. Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen war, sie aber immer stärker unter verzweifeltem Heimweh litt, fasste sie innerhalb weniger Tage den Gedanken, das Kind zu ertränken, ein Entschluss, den sie in die Tat umsetzte.*

Im pathologischen Extrem kommt hier etwas zum Vorschein, was für die Geschichte von Heimat wichtig ist. Schon in den früheren Abhandlungen zum Heimweh – Jaspers nimmt darauf Bezug – ist angemerkt, dass Symptome krankhaft gesteigerten Heimwehs vor allem bei Menschen auftraten, die in relativer Isolierung aufgewachsen waren. Die meisten Fälle wurden aus entlegenen Tälern der Schweiz berichtet, wo man auch später noch parallele Beobachtungen anstellen konnte. So berichtet Jeremias Gotthelf von einem Bauern aus dem Emmental, der Mitte des 19. Jahrhunderts zum ersten Mal Haus und Hof und Dorf verließ, um zwei Tage an einem Sängerfest in Zürich teilzunehmen; unterwegs packte ihn das große Elend, er weinte jämmerlich und begehrte nur das eine, wieder heimzukommen.

Heimkommen – was bedeutete das? Die Sehnsucht galt ganz sicher nicht sentimentalen Heimatliedern und aufgeputzten Heimattrachten, sondern es war eine Sehnsucht nach dem elementaren heimatlichen Alltag. Ein Schweizer Arzt empfahl als Heilmittel heimatliche Milch; dies ist ein Hinweis darauf, dass es um Basiserfahrungen mit der Nahrung, mit Wohn- und Lebensformen ging. Heimat war offensichtlich kein Dekor, nichts Stilisiertes, kein Zusatz, sondern das Leben selbst in der unmittelbaren, engen Umgebung. Heimatlich waren die Normen des Alltags, Heimat war der eigene Besitz, aber auch das Haus, der Hof, in dem man lebte, waren Freunde und Nachbarn, war die gewohnte Arbeit und Kommunikation. Das verbriefte Heimatrecht, das den Anspruch auf die Gründung eines Gewerbes, auf Heirat und auf Versorgung im Invaliditätsfall sicherte, hatten in der Regel nur die Besitzenden. Die Heimatbindung aber ging über dieses Heimatrecht hinaus – Beweis dafür ist das Heimweh.

Erst vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten begann für den Begriff Heimat ein Schrumpfungsprozeß. Die dynamische Entfaltung der

Industrie, die ganze moderne Welt begann den Begriff Heimat zu überrollen. Heimat wurde zum Rückzugsort, zum Natur- und Kulturschutzgebiet. Vielfach wurde Heimat zurückgenommen auf einen Kulisseneffekt: Als Heimat galt das alte Fachwerkhaus, nicht aber die Mietskaserne am Stadtrand, und eigentlich auch nicht die Villa im Grünen. Heimat wurde zu einem Konstrukt des Vorindustriellen, präsentiert in (angeblich oder wirklich) alten Trachten und Bräuchen, ausgestellt im Museum und später vorgeführt in den Heimatsendungen von Funk und schließlich Fernsehen. Die Bürgergesellschaft interpretierte Heimat als die intakte (nicht unbedingt heile, aber ‚gesunde') ländliche Welt; Arbeiter kamen in der Heimat praktisch nicht vor, und soziale Spannungen wurden durch den Begriff weggezaubert.

Fairerweise sollte man anmerken, dass es nicht nur dieses Ausweichmanöver gab. Um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden verschiedene Vereinigungen, „Heimatbünde", deren Programme eine umfassendere Zielsetzung erkennen lassen. Die Statuten des *Schwäbischen Heimatbundes* sind in diesem Punkt durchaus repräsentativ. Es heißt darin:

> Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, dass die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, dass er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.

Bändigung des Kapitalismus – dies ist höchst respektabel formuliert, und es war gewiss nicht nur als vollmundige Phrase gedacht. Aber in der Praxis blieb eben doch von dieser umfassenden Zielsetzung nicht viel übrig. Die Stadt, zumindest die größere Stadt, kommt in den Bemühungen der Heimatbünde praktisch kaum vor – letztlich galt auch hier die Überzeugung, dass nur das Dorf (und hier vor allem das Bauerntum) Vitalität und Gesundheit verkörpert. In den alten Vereinszeitschriften kann man verfolgen, welche Unmengen von Artikeln sich mit den Auswüchsen dörflicher Reklame befassen, ehrenwert, aber auch kleinkariert, einer Kosmetik verpflichtet, die an der Substanz nichts ändern kann: Rettung vor der zerstörerischen Wucht industrieller Expansion durch holzgeschnitzte Esso-Schilder (die allen Ernstes immer wieder empfohlen werden).

Im Klartext bedeutet dies, dass auch die seriöse Heimatbewegung die Heimatvorstellung drastisch reduzierte. Es ging primär bloß noch um demonstrative Zeichen von Heimat, obwohl der Wunsch dahinter stand, etwas wie wirkliche Heimat zu erhalten und zu retten. Weil eine solche grundsätzliche Rettung von Heimat, von sozialer Verlässlichkeit und menschlichen Maßstäben nicht möglich war, wandte man sich leeren Symbolen der vergangenen oder vergehenden Welt zu: Es entstand eine Fassadenheimat. Und man hat den Eindruck, je mehr die wirkliche Heimat – verstanden als responsive Umwelt, als Basis der Übereinstimmung, des Dialogs von Mensch und Natur – der Zerstörung ausgesetzt war, um so besser funktionierte die Inszenierung mit Heimatkulissen.

Diese Inszenierung veränderte sich mit der Zeit. Solange Heimatbräuche am Ort gepflegt, Heimattrachten in der Heimat getragen, Heimatlieder im eigenen Dorf gesungen wurden, handelte es sich zwar nicht mehr um die volle Entsprechung zu jener umfassenderen Realität, die früher als Heimat bezeichnet wurde – aber es war doch noch ein sehr realer Bezug vorhanden. Inzwischen wurde Heimat durch die Medienagenturen standardisiert und entlokalisiert. Aus Heimatsymbolen und Heimatingredienzen wurde eine Art Heimatsirup kristallisiert, der entweder als Zusatz angeboten wird (und dann einigermaßen bekömmlich ist) oder in reiner Form (und dann ist er ziemlich unbekömmlich). Unter diesen Aspekten ist Heimat eine reichlich fragwürdige Angelegenheit geworden – eine Agentur, die freundliche Toupets bereitstellt für die Plätze und die Momente, die Kahlschläge am meisten fühlbar werden lassen – Heimat also als eine Art soziales Kriechgrün vor abweisenden Betonkästen.

Ist Heimat also ein Auslaufmodell? Vor zwei Jahren veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* eine Infratestuntersuchung, in der nach dem Gebrauch von Rechnern, nach dem Verhältnis zur Technik, nach Berufsorientierungen und vielem anderen gefragt wurde. Eine Frage lautete: „Fühlen Sie sich alles in allem wohl in der Gegend, in der Sie wohnen, oder würden Sie gerne wo anders wohnen?" Auf diese Frage antworteten 88% der Westdeutschen und 87% der Ostdeutschen, dass sie gerne dort leben, wo sie wohnen. Dieser Befund ist nicht ohne weiteres vergleichbar mit der Ermittlung eines großen Bevölkerungsanteils, der Bier für gesund, Götz George für aufregend oder Claudia Schiffer merkwürdigerweise für schön hält. *Ich lebe gerne, wo ich bin* ist schon eine gewichtige, von modischen Einflüs-

sen relativ unabhängige Aussage. In der Umfrage kam auch das Wort *Heimat* vor, und zwar in der offen formulierten Frage: *Wo ist Ihre Heimat?* Nur etwa die Hälfte nannte den Wohnort oder die Wohnregion. Andere operierten mit der politischen Zugehörigkeit oder verweigerten die Antwort. Stellt man die Prozentzahlen nebeneinander, so kann man zum Ergebnis kommen, dass etwa 40% zwar offensichtlich Heimat haben, sich nämlich alles in allem wohl fühlen in ihrer Gegend, die Charakterisierung Heimat aber nicht angemessen finden. Der Heimatbegriff führt offenbar in die falsche Richtung; er muß erst gedreht – man kann auch sagen: saniert oder instandbesetzt werden.

Heimat darf nicht reduziert werden auf bloße Heimatsignale. Heimat, richtig verstanden, hat zu tun mit Lebensqualität. Heimat ist ein Kürzel für Orientierungssicherheit, für konstante und verlässliche Beziehungen und Erfahrungen. In diesem Sinne, als Identitätsinstrument, ist Heimat ein wichtiger Gegenpol zu den diffusen globalen Tendenzen. Dabei ist es nicht nötig, Heimat quasi kartographisch festzulegen und einzugrenzen. Wo ist die Heimat? In der Wohnung – im Haus – der Straße – dem Viertel – der Stadt – der Umgebung – dem Kreis – im Bundesland – in der weiteren Gegend, die über die Grenze reicht – in der ganzen Republik? Antwort: überall ein bisschen und je nach Situation. Heimatbezüge und auch Heimatgefühle profitieren von der Vielfalt des Heimatlichen.

Heimat in diesem Sinne bietet nicht nur Pluspunkte in einem vagen Wellness-Programm, sondern ist auch eine wichtige Grundlage der Wirtschaft und damit der Existenz der hier lebenden Menschen. Ich betone das, weil – sofern Kulturelles überhaupt in ökonomische Überlegungen Eingang findet – das Verhältnis von Wirtschaft und Kultur, in Sonderheit aber von Globalisierung und Heimat oft als Kompensationsmodell gefasst wird: auf der einen Seite die Wirtschaft, rückstandslos und rücksichtslos den unerbittlichen Gesetzen des Markts ausgeliefert – auf der anderen Seite die heimatliche Kultur als gediegene Wärmflasche gegen die Kälte des Ökonomischen; auf der einen Seite die globale Orientierung des modernen Managements – auf der anderen Seite die Nestwärme des Heimatlichen, der gefühlvolle Ausgleich unvermeidlicher Versagungen. *Laptop und Lederhose* – so hat Roman Herzog das Zusammenspiel beider Seiten mit dem Blick auf die bayrische Mentalität charakterisiert. Der Slogan hat Schule gemacht; im Hessischen versuchte man es mit *Äppelwoi und Laptop;* für Baden-Württemberg schlug ein Fraktionsvorsitzender *Bollenhut*

und Biotechnik vor. Solche Zusammenstellungen sind nicht falsch, aber sie sind auch nicht ohne problematische Perspektiven.

Wo heimatliche Kultur und heimatliche Wirtschaft sich wirklich ergänzen, handelt es sich nicht um ein Kompensationsverhältnis, sondern um ein integratives Modell. Wenn von Heimat und heimatlicher Kultur die Rede ist, dann enthält diese ja bereits Elemente und Strukturen, die ohne den allgemeinen Trend zur Internationalisierung nicht denkbar wären. Das gilt nicht nur für die elitären Formen der Musik, des Theaters, der bildenden Kunst, wo der internationale Zuschnitt eh und je gegeben war; es gilt auch für viele Formen der Volkskultur (ein Schweizer Volkskundler sprach schon vor Jahrzehnten von *mundialer Folklore*, weil die nationale und regionale Spezifik immer häufiger zurücktritt), und es gilt vor allem für die unauffälligen Alltäglichkeiten der Kultur. Niemand wird bestreiten, dass beispielsweise Pizzerien zu den Orten gehören, die schon Kinder als vertrautheimatlich empfinden.

Wichtiger und wohl auch überraschender ist die andere Seite der Integration, die in den großen Wirtschaftsdebatten oft vergessen wird, die aber für die Besinnung und das Selbstverständnis auf der regionalen Ebene nicht ignoriert werden darf: Globale Orientierung, auch globale wirtschaftliche Orientierung setzt kulturelle Binnengliederung voraus.

Vor kurzem ging die folgende dpa-Meldung durch die Presse:

> Porsche-Chef Wendelin Wiedeking kritisiert das weltweite „Fusionsfieber" und die „reine Profitorientierung" vieler Konzerne. Untersuchungen hätten gezeigt, dass bislang etwa zwei Drittel aller Fusionen gescheitert sind, sagte der Vorstandsvorsitzende der Porsche AG dem „Spiegel". Zur Zeit würde nur der Nutzen der Fusionen betont, „aber man sollte sich mal die Kosten anschauen". Es werde vor allem unterschätzt, dass die Mitarbeiter durch Übernahmen oder Fusionen „plötzlich die Heimat verlieren". Unternehmen hätten auch eine soziale Verantwortung, betonte der Porsche-Chef.

Das Besondere dieser Meldung liegt darin, dass sie aus den Chefetagen eines Großbetriebs kam. Heimat hätte man allenfalls noch als KMU-Begriff (als für kleinere und mittlere Unternehmen maßgeblichen Begriff) erwartet, aber nicht im Statement eines global geprägten Wirtschaftsführers.

Heimat erscheint hier zu Recht als Moment des ökonomischen Kräftespiels. Wo Standortvorteile herausgestellt werden, ist dieser Aspekt ziemlich selbstverständlich. Standortvorteile sind – wenn

sich die Diskussion oder der Appell auf potenzielle Mitarbeiter bezieht – ja nicht primär die direkt produktionsrelevanten Vorzüge, sondern all das, was das Leben in einem Ort oder einer Region angenehm, man kann auch sagen: heimatlich macht. In der Tat müsste dieser Aspekt auch bei Struktur- und Ortsveränderungen ernster genommen werden.

Als vor einiger Zeit die Verlagerung der Audi-Produktion von Neckarsulm ins Fränkische drohte, gab ein großer Prozentsatz der Arbeiter zu erkennen, dass sie diese Verlagerung nicht mitmachen würden. Man registrierte das damals mit Überraschung und kritisierte es als mangelnde Flexibilität. Vielleicht ist das ja auch nicht falsch – aber eine sorgfältigere Analyse hätte der Frage nachgehen müssen, warum diese Verweigerungshaltung so verbreitet war, und sie hätte wohl nichts anderes entdeckt als Strukturen und Elemente, die in der Formel Heimat zusammengefasst sind: Haus und Garten, Nachbarschaft und Verein, Tradition und Kommunikation.

Der ökologisch-psychologisch orientierte Geograph Peter Weichhart befasste sich in einem Aufsatz mit den Voraussetzungen und Hintergründen menschlicher Verortung. Er geht aus von dem generellen menschlichen Bedürfnis nach Abbau psychischer Spannungszustände, und er zeigt, dass *raumbezogene Identität* einen wesentlichen Beitrag zur psychischen Sicherheit und zur Konstanz leistet. Dies ist die generalisierte psychische Funktion, die sich konkret in heimatlichen Bezügen, ganz konkret eben in jenen erwähnten Feldern wie Haus und Garten, Familie und Nachbarschaft, Verein und Arbeitszusammenhang äußert. Wichtig ist, dass Weichhart von Konstanz*erfahrungen*, also von aktuellen Befindlichkeiten ausgeht, nicht von irgendwelchen Kontinuitätskonstruktionen, wie man sie früher mit dem Begriff Heimat verband. Zu den Hypotheken des Begriffs Heimat gehört ja auch die Reinrassigkeitsvorstellung, die Heimat nur für Menschen mit dem richtigen Ahnenpass reserviert: Heimat als angestammter Besitz, den man sich nicht primär durch aktive Tätigkeit erwirbt, sondern durch den Stammbaum, durch die Immobilität der Vorfahren. Diese Vorstellung – sie entwickelte sich im 19. Jahrhundert und wurde im Dritten Reich zu grotesken Formen gesteigert – funktioniert schon für die Vergangenheit nur, wenn der massive Bevölkerungsaustausch in und nach Kriegen, die Zuwanderung von Künstlern und Handwerkern, der internationale Zuschnitt des Handels ausgeblendet werden. Und sie wird vollends den demographi-

schen Verschiebungen und Bedürfnissen unserer Zeit nicht gerecht. Heimat ist Allmende, Gemeinbesitz, und heimatliche Strukturen können nur entstehen, wenn nicht von vornherein Teile der in einem Ort Lebenden ausgegrenzt werden.

Damit ist auch schon gesagt, dass Heimat im Prinzip keine nationale Kategorie ist. Dies scheint auf den ersten Blick keine aufregende Feststellung, denn die Verbindung von Deutschtümelei und Heimattümelei spielt nur noch eine periphere Rolle. Aber die nationale Ausrichtung lebt in subtileren Formen fort – so zum Beispiel wenn verkündet wird, das deutsche Wort Heimat sei unübersetzbar. Dies ist eine Feststellung, auf die bisher noch jeder deutsche Bundespräsident und jeder Bundeskanzler in irgendeiner Festrede hereingefallen ist. Sie macht aus einem simplen (oder auch nicht so simplen) Übersetzungsproblem eine Wesensbeschreibung. Richtig ist, dass mit dem deutschen Wort Nuancen verbunden sind, die anderswo keine oder nur eine geringere Rolle spielen; in der jüngsten, detaillierten Bedeutungsanalyse, die wir dem deutsch-amerikanischen Germanisten Peter Blickle verdanken, wird zum Beispiel die weibliche, feminine Ausrichtung im Gebrauch des deutschen Wortes Heimat betont. Aber natürlich gibt es legitime Übersetzungen (wie *home*, *patrie*, u.ä.), und natürlich ist das Phänomen einer soziopsychischen Ortsbindung kein deutsches oder germanisches.

Es geht aber nicht nur um die Zurückweisung eines nationalen Sonderanspruchs, sondern um die Anerkennung der Heimatpluralität. Ulrich Beck – bekannt für seine Fähigkeit, einprägsame Begriffe zu bilden – spricht von *Ortspolygamie*. Diese Polygamie hat eine freundliche, gewissermaßen hedonistische Seite: Immer mehr Menschen leisten es sich, mehr als eine Heimat zu haben. Der Humorist Gerhard Polt stellte in diesem Sinn fest, der überzeugendste Ausdruck für das moderne Heimatgefühl sei ein Bausparvertrag für die Zweitwohnung im Tessin oder in der Toskana.

Die ironische Perspektive auf diese Entwicklung liegt nahe. Aber sie tritt zurück, wenn man bedenkt, dass der gleiche Vorgang sich auch in sehr viel bescheidenerer Form abspielt. Es gibt viele Leute, die Jahr für Jahr die gleiche kleine Ferienwohnung in den Alpen mieten oder die gar einen Campingplatz am Meer für ihre zweite und oft sogar ihre eigentliche Heimat halten und dort tatsächlich ein neues soziales Netz ausspannen. Die Wahl einer Zweitheimat (auf Zeit oder auf Dauer) muss also kein unverbindlicher Luxus sein.

Das gilt natürlich erst recht, wenn wir nicht von disponiblen Ortsveränderungen ausgehen, sondern von der Zwangsmobilität, der Notwendigkeit der Ortsveränderung aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen. Wenn vielfach ein Drittel oder gar die Hälfte der Bevölkerung eines Orts aus anderen, oft fernen Gegenden kommt, ist es ganz unsinnig, Heimat nach dem Geburtsschein rationieren zu wollen, und es ist auch kein Ausweg, die Menschen auf ihre Herkunft festzulegen und klare Verhältnisse mit puren Identitäten zu fordern. Die freundlich zugestandene „kulturelle Identität" von Zuwanderergruppen hat vielfach keine Basis mehr, sondern hängt in der Luft. Dies gilt für alle Migrantinnen und Migranten, vor allem aber für die Jüngeren, die sich in einer unaufhebbaren Zwischensituation befinden und die dennoch einen Anspruch auf Heimat haben.

Im Zusammenhang mit Heimat war früher viel von Verwurzelung die Rede; die Wurzeln sah man dabei so tief in die Vergangenheit versenkt, dass jüngere Pflanzen kaum eine Chance hatten. Aber Verwurzelung – oder besser: Einwurzelung ist ein aktiver Prozess. Die französische Jüdin Simone Weil widmete ihm gegen Ende des Zweiten Weltkriegs eine umfangreiche Studie „*L'Enracinement*". Sie erweist sich darin als Vertreterin eines Regionalismus, der nicht auf ethnische Eindeutigkeit zielt, sondern auf das Zusammenleben in einer Region.

Hier komme ich noch einmal auf Helmut Fielhauer zurück. Als Leitmotiv zieht sich durch seine Arbeiten die Dekonstruktion verschleierter Begriffe. Dazu zählt für ihn nicht nur *Volk*, sondern auch *Ethnos*, dessen Gebrauch oft ähnlich schwammig ist und mit dem sich das Fach, wenn es nicht höllisch aufpasst, gerade jetzt in neue Irrationalismen verwickeln kann. Im Blick auf sogenannte ‚ethnische' Minderheitenprobleme betont Fielhauer, es gehe immer „um die Erforschung der kulturellen Beziehungen zwischen konkreten Gesellschaftsformationen, die sich durch Merkmale von Sprache, Kultur und gesellschaftliche Stellung unter bestimmten Herrschaftsverhältnissen äußern".

Dies gilt auch, wenn der Gegenstand Heimat heißt. Heimat ist kein problemloser Harmonieraum, sondern ein soziales und kulturelles Spannungsfeld. Gerade daraus ergibt sich die Aufgabe der heimatlichen Kulturarbeit, die über die sogenannte *Heimatpflege* (zumal dann, wenn darunter fast ausschließlich die Konservierung von Relikten verstanden wird) weit hinaus geht. In den letzten Jahrzehnten hat sich – nicht überall, aber weitgehend – ein relativ nüchternes Bild

von Heimat durchgesetzt. Die auf dem Theater und im Kabarett nicht ganz seltene Auseinandersetzung mit bieder-sentimentalen und politisch funktionalisierten Heimatvorstellungen arbeitet diesem nüchternen Blick zu.

Es ist verständlich, dass die Ernüchterung manchmal den Begriff Heimat wegschwemmt, dass also nur noch von lokalen Bindungen und lokalen Zusammenhängen gesprochen wird. Aber dies ist eine Einengung, die der Vielfalt heimatlicher Bezüge nicht gerecht wird und die wohl auch den freundlichen Grundton des Begriffs Heimat verfehlt. Die pathetische Schwere hat sich von der Heimat abgelöst; Heimat ist gewissermaßen leichter geworden. Das schließt Ernst, Tiefe und Wärme nicht völlig aus, wohl aber falsches Pathos. Helmut Fielhauer hat Koordinaten bereitgestellt, in die Heimat und Arbeit an der Heimat sinnvoller Weise gerückt werden sollten – indem er nämlich, erstaunlich genug, im Jahr 1972 Karl Popper zitierte:

> Wie andere vor mir, so gelangte auch ich zu dem Resultat, dass die Idee einer utopischen sozialen Planung großen Stils ein Irrlicht ist, das uns in einen Sumpf lockt. Die Hybris, die uns versuchen lässt, das Himmelreich auf Erden zu verwirklichen, verführt uns dazu, unsere gute Erde in eine Hölle zu verwandeln – eine Hölle, wie sie nur Menschen für ihre Mitmenschen verwirklichen können. Wenn wir die Welt nicht wieder in Unglück stürzen wollen, müssen wir unsere Träume der Weltenbeglückung aufgeben. Dennoch können und sollen wir Weltverbesserer bleiben – aber bescheidene Weltverbesserer. Wir müssen uns mit der nie endenden Aufgabe begnügen, Leiden zu lindern, vermeidbare Übel zu bekämpfen, Missstände abzustellen; immer eingedenk der unvermeidbaren ungewollten Folgen unseres Eingreifens, die wir nie ganz voraussehen können und die nur allzu oft die Bilanz unserer Verbesserungen zu einer Passivbilanz machen.

Hermann Bausinger, "Heimat" and Globalization

This essay had its origins in a Viennese colloquium held in honour of the memory of Helmut Fielhauer, and begins with Fielhauer's ideas about which tasks a "Heimat", of homeland or native place, may no longer be defensible in its long-cherished sense of a sentimentally-coloured folkloristic backdrop to life. The notion should rather be replaced by a comprehensive and sober concept of home and place of the kind found in the existential expression of what "longing for home" means. After all, the internationalization of life circumstances has not meant a severing of all ties to "Heimat" but has instead, at least in part, led to a new emphasis on local and regional environments.

Neuerscheinung

Flüchtige Lust. Joseph Lanner 1801–1843

Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek und des Österreichischen Museums für Volkskunde
Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2001. – 256 Seiten, zahlr. Abb., Format 23 x 16, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 79)
ISBN 3-900359-94-6

Anlässlich des 200sten Geburtstages des Wiener Walzerkomponisten Joseph Lanner bemühen sich die Wiener Stadt- und Landesbibliothek und das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien um ein neues, revidiertes Lanner-Bild, das diesem bedeutenden Musiker jenseits von Legenden und Anekdoten gerecht zu werden vermag. In musikwissenschaftlichen und kulturhistorischen Beiträgen werden im Katalogbuch zur Ausstellung „Flüchtige Lust" die Person, das Werk und die Zeit des Joseph Lanner dargestellt und analysiert. Ein 36seitiger Farbbildteil und zahlreiche schwarzweiß-Abbildungen im über 300 Nummern umfassenden Katalogteil des Buches lassen die Zeit des Wiener Biedermeier nachempfinden. Eine Zeittafel und ein Register machen das Buch zum unentbehrlichen Nachschlagwerk für Wien-Freunde und Musik-Spezialisten.

Beiträge:
Otto BRUSATTI, Anmerkungen zu Wien (1815–1845) in der Lanner-Zeit 33–42; Reingard WITZMANN, Tanzlust und Ballkultur zur Zeit Lanners 43–52; Friedrich ANZENBERGER, Tanzmusiker rund um Lanner 53–66; Walter DEUTSCH, Michael Pamer und Joseph Lanner – eine „ländlerische" Studie 67–76; Norbert RUBEY, Mit Gott – für ein ganzes Orchester componirt von Joseph Lanner 77–84; Norbert LINKE, Lanners Werke ohne Opuszahl 85–106; Thomas AIGNER, Lanner und die Bühne 107–120; Isabella SOMMER, Joseph Lanner – „Ball bei Hof" 121–134; Margot SCHINDLER, Joseph Lanner: Zur Person 135–149; Helmut KRETSCHMER, Lanner-Stätten in Wien 150–160.

Bestellungen:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

ATS 350,–/DM 49,73/EURO 25,43 (exkl. Versand)
ATS 235,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)
ATS 500,– Katalogbuch + CD „Joseph Lanner – Werke in Originalbesetzung"

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 137–162*

@ftermining

Wirtschaftsanthropologische Überlegungen zu ökonomischen Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen[1]

Johannes Moser

Der Beitrag zeichnet die Veränderungen in einer Bergbaugemeinde in der Steiermark nach, die aufgrund von Deindustrialisierungsprozessen eingesetzt haben. Nach einem kurzen Überblick über die untersuchte Gemeinde widmet sich der Autor Fragen von Arbeit und Arbeitsgesellschaft in der Spätmoderne sowie der Dialektik von global und lokal. Den Hauptteil bildet jedoch die Auseinandersetzung mit den ökonomischen Veränderungen, die einerseits spezifische Diskurse hervorbringen. Andererseits entwickeln die Menschen auf der praktischen Ebene Strategien und Taktiken – wie der Autor mit Michel de Certeau argumentiert –, um die aufgetretenen Schwierigkeiten zu bewältigen. Vor allem jene kreativen Lösungen, die auf endogenes und traditionelles Wissen aufbauen, dies aber den Konditionen spätmoderner Ökonomie anpassen, erweisen sich als besonders erfolgreich.

Eine Bergbaugemeinde

Eisenerz[2], eine Gemeinde in der Obersteiermark, liegt inmitten eines Gebirgskessels und ist vor allem im Winter aufgrund von Lawinen-

1 Eine erste Version dieses Beitrages habe ich im Institutskolloquium des Frankfurter Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie zur Diskussion gestellt. Für Anregungen und Hinweise danke ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, insbesondere Ina-Maria Greverus, Sabine Hess, Regina Römhild, Kirsten Salein und Heinz Schilling. Besonderer Dank gilt Burgi Haas und Elisabeth Katschnig-Fasch, die den Beitrag kritisch kommentiert und damit zu seiner endgültigen Fassung beigetragen haben. Für die verbliebenen Mängel bin allerdings allein ich selbst verantwortlich.

2 Die in diesem Beitrag präsentierten Ergebnisse sind Teil eines Forschungsprojektes, in dessen Rahmen ich zwischen 1994 und 1999 mehrere Feldforschungen in Eisenerz absolviert und neben teilnehmender Beobachtung knapp 100 qualitative Interviews sowie Archivrecherchen durchgeführt habe.

gefahren oder -abgängen immer wieder von der Außenwelt abgeschnitten. Schon wegen seiner peripheren Lage hat nur der Zufall eines Erzvorkommens aus Eisenerz eine Industriegemeinde[3] gemacht, die auch die umliegende Region geprägt hat. Seit dem Mittelalter wurde in Eisenerz Erz abgebaut, mit Beginn der Neuzeit, vor allem aber während der industriellen Revolution wurde der Abbau professionalisiert. Ich will hier nicht alle Details der Konjunkturen wiedergeben, die dieser Bergbau durchlaufen hat, aber der Ort hat über Jahrhunderte vom Bergbau gelebt oder mit dem Bergbau gelitten. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es bis in die 1960er Jahre eine wahre Konjunktur, deren Auswirkungen auf die Beschäftigungslage aber nach und nach durch den technologischen Fortschritt und die damit verbundenen Rationalisierungsmaßnahmen abgeschwächt wurde. Bis zu Beginn der 1960er Jahre gab es einen Zuwachs auf ungefähr 4.000 Beschäftigte und seither einen stetigen Rückgang der Beschäftigtenzahl.

Seit Mitte der 1980er Jahre wurde Eisenerz und die gesamte obersteirische Industrieregion von einer Deindustrialisierungswelle erfaßt. Für Eisenerz war diese Entwicklung zunächst ökonomisch und sozial desaströs, weil die periphere Lage ökonomische Umstrukturierungsprozesse erschwerte. Für diese Bergbaugemeinde trifft zu, was Lloyd Rodwin im allgemeinen für niedergehende Regionen konstatiert hat: Die Entwicklung konnte von den Institutionen vor Ort nicht mehr bewältigt werden und die Migrationsrate explodierte.[4] Zählte Eisenerz im Jahr 1961 noch 12.435 Einwohner, sank diese Zahl im Jahr 2000 auf 6.690, wobei die Alterspyramide eine starke Überalterung ausweist. Bei der Erzberg GmbH – der Betreiberin des Bergbaus – sind heute noch etwa 200 Mitarbeiter beschäftigt, die aber längst nicht mehr nur im Bergbau tätig sind.

Über die Jahrhunderte hatte sich Eisenerz zu einer „klassischen" Bergbaugemeinde entwickelt, wie sie Martin Bulmer idealtypisch charakterisiert hatte. Sie ist physisch isoliert; der Bergbau dominiert

3 Auch wenn der Bergbau zum primären Sektor der Ökonomie gerechnet wird, geht man in der sozialwissenschaftlichen Literatur davon aus, daß der Bergbau eine industrielle Aktivität darstellt, weil er historisch gesehen eine der Triebfedern von Industrialisierungsprozessen war, wie er heute von Deindustrialisierungsprozessen betroffen ist.

4 Vgl. Rodwin, Lloyd: Deindustrialization and Regional Economic Transformation. In: Rodwin, Lloyd, Hidehiko Sazanami (eds.): Deindustrialization and Regional Economic Transformation. The Experience of the United States. Boston 1989, S. 3–25, hier S. 19.

die lokale Ökonomie; die Arbeit ist anstrengend und ungesund[5], gleichwohl führt sie zu einer besonderen Solidarität unter den Arbeitern[6]; sie ist Quelle des Stolzes und der Zufriedenheit[7]; und es bildet sich eine relativ homogene Soziallandschaft, in der auch Freizeitaktivitäten mit Arbeitskollegen ausgeübt werden[8]. In Eisenerz wurde traditionell die Sozialdemokratische Partei Österreichs (SPÖ) gewählt und praktisch alle Beschäftigten am Erzberg waren Mitglieder des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. Die örtlichen Vertreter der Gewerkschaft wiederum hatten, da es sich um einen staatlichen Betrieb handelte, wichtige Positionen innerhalb des Unternehmens und in der Gemeindepolitik inne. Sie entschieden über Aufstiegschancen und Wohnungsvergabe ebenso mit, wie sie bei Steuererklärungen und bei Familienproblemen halfen. Diese politischen Vertreter waren das Zentrum eines Kinship-ähnlichen Systems[9], innerhalb dessen sie für die Wahrung der Arbeitsplätze, gute Lohnabschlüsse, Wohnungsbeschaffung und Arbeitssicherheit zuständig waren, wofür sie von ihrer Klientel die Stimmen erwarteten.

Um den Jahreswechsel 1986/87 beschleunigt sich der schleichende Niedergang des Bergbaus. Der arbeitsintensive Untertagebau wird geschlossen und Hunderte von Beschäftigten werden entlassen oder in Frühpension geschickt[10]. Überhaupt steht der gesamte Erzabbau

5 George Orwell hat einmal auf die Schwierigkeit dieser Arbeit hingewiesen, als er schrieb: „Im Bedarfsfall könnte ich einen mäßigen Straßenkehrer abgeben oder einen zehntklassigen Bauernknecht. Aber auch mit aller vorstellbaren Anstrengung könnte ich niemals Bergmann werden; die Arbeit würde mich in ein paar Wochen umbringen." Orwell, George: Der Weg nach Wigan Pier. Zürich 1982, S. 33.

6 „As such, miners are a distinct and important group within the working class as a whole, characterised both by the extreme conditions under which they are required to labour and by the solidarity which they display towards employers and the outside world." Bulmer, Martin: Sociological Models of the Mining Community. In: Sociological Review 23/1975, S. 61–92, hier S. 64.

7 So schrieb unter anderem Tony Parker, es habe etwas Besonderes gehabt, behaupten zu können: „Ich bin ein Bergarbeiter." Parker, Tony: Red Hill. A Mining Community. London 1986, S. 194.

8 Vgl. Bulmer (wie Anm. 6), S. 85ff.

9 Es handelt sich um eine Pseudo-Kinship, wie sie von Julian Pitt-Rivers beschrieben wurde. Vgl. Pitt-Rivers, Julian: Pseudo-kinship. In: International Encyclopedia of the Social Sciences. Volume 8. New York–London 1968, S. 408–413.

10 Viele der Entlassenen „profitieren" von einem Sonderunterstützungsgesetz, welches ihnen ermöglicht, mit 51 Jahren für vier Jahre in Langzeitarbeitslosigkeit abzugehen, und mit 55 Jahren nach dem Nacht-, Schicht- und Schwerstarbeiter-

zur Disposition und die Betroffenen versuchen sowohl die Stillegung des Untertagebaus als auch des Betriebes insgesamt mit allen Mitteln zu verhindern. Die Lage ist zu dieser Zeit sehr gespannt und die Menschen sind verzweifelt.[11] Mit der Schließung des Untertagebaus und der drastischen Reduktion der Mitarbeiterzahl war schließlich nicht nur die ökonomische Basis der Menschen in Eisenerz gefährdet, sondern auch das Berufsbild des Bergmannes, das den Ort so lange geprägt hatte, ging verloren. Nur wer unter Tage arbeitete, galt als echter Bergmann, wer im Übertagebau gearbeitet hatte, wurde als Steinbrucharbeiter bezeichnet.[12]

Für meine Untersuchung könnte eine Aussage von Stanley Diamond zutreffen, der einmal geschrieben hat, die Anthropologie sei eine Wissenschaft zur „Erforschung der Menschen in Krisenperioden".[13] Allerdings setzen Krisen Energien und Potentiale frei, die weit über das „Erleiden" problematischer Konstellationen hinausweisen: „Immer wieder, das hat sich im Laufe der Geschichte nicht geändert, kommen Menschen zu der Überzeugung, daß in ihrem Leben etwas bedroht ist ... In diesem Moment werden Bedeutungen

gesetz in die Frühpension einzutreten. Der Bezug von Arbeitslosengeld ist für gewöhnlich auf sechs Monate beschränkt, danach erhalten Arbeitslose eine sogenannte Notstandshilfe, die niedriger ist und während deren Bezug Arbeitslose auch auf Jobs unter ihrer Qualifikation vermittelt werden können.

11 Es herrscht eine ähnliche Stimmung, wie sie June Nash in ihrer Arbeit über bolivianische Zinn-Minen beobachtet hat: „I observed a despair unlike anything I had ever before seen." Nash, June: We Eat the Mines and the Mines Eat Us. Dependency and Exploitation in Bolivian Tin Mines. New York 1993 ([1]1979), S. XXVI. Allerdings war die soziale Lage für die Betroffenen in Eisenerz aufgrund vielfältiger sozialer Abfederungsmaßnahmen existentiell sicherlich weniger bedrohlich als im Beispiel von Nash.

12 Vgl. Moser, Johannes, Michael Graf: Vom zentralen Faktor zur Marginalität? Bergmannsarbeit und Bergarbeiterleben in ihrer Bedeutung für Eisenerz. In: Moser, Johannes (Hg.): Eisenerz. Eine Bergbaugemeinde im Wandel (= Kulturanthropologie Notizen. Band 57). Frankfurt am Main 1997, S. 27–71, hier S. 43ff. Seit den 1960er Jahren fand allerdings eine Veränderung statt. Traten die Söhne bis dahin noch in die Fußstapfen des Vaters und arbeiteten im Bergbau, versuchten die Eltern aufgrund der ungewissen Aussichten und der Gefährlichkeit des Jobs seither, den Kindern durch eine bessere Ausbildung eine Aufstiegsmöglichkeit zu verschaffen. Ähnliches hatten schon Sennett und Cobb in ihrem „Klassiker" „The Hidden Injuries of Class" beschrieben. Sennett, Richard, Jonathan Cobb: The Hidden Injuries of Class. Cambridge etc. 1977 ([1]1972), S. 122f. und S. 166.

13 Diamond, Stanley: Anthropologie am Scheideweg. In: Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 3/1975, S. 213–234, hier S. 213.

wichtig und zur Grundlage von sozialen und kulturellen Bewegungen und Initiativen."[14] Genau dies geschieht auch in Eisenerz, wo die Erfahrung einer bedrohlichen Situation etwas in Gang setzt, was verschiedene Diskurse, Aushandlungen von Bedeutungen und spezifische Handlungsformen (kulturelle Praxen) hervorbringt.

Arbeit und Arbeitsgesellschaft im Wandel

Auf den ersten Blick könnte man mutmaßen, die Vorgänge in Eisenerz würden die Bedeutung von Arbeit und von der Arbeitsgesellschaft insgesamt in Frage stellen, nachdem eine so große Anzahl von Menschen freigesetzt und am Arbeitsmarkt nicht mehr benötigt wurde. Viele Arbeitslose in Eisenerz[15] bilden nicht einmal mehr jene Reserve, aus der sich die Wirtschaft irgendwann bedienen kann, sondern sie sind schlicht überflüssig, wie Birgit Mahnkopf in einem anderen Zusammenhang festgestellt hat.[16] Es ist vielleicht eines jener Beispiele, die Jeremy Rifkin vor Augen hat, wenn er argumentiert, die Ware Arbeitskraft[17] werde zunehmend überflüssig, weshalb der Mensch sein Verhältnis zur Gesellschaft neu definieren müsse.[18] Eine Lösung sieht er in der Schaffung eines dritten Sektors, der sich jenseits der formellen Ökonomie ausbildet.[19] In eine ähnliche Richtung gehen Ulrich Becks Vorschläge für eine Bürgerarbeit, die „ein Stück staatlich sanktionierter Ausstieg aus dem Markt" sein soll.[20] Gleich-

14 Hannerz, Ulf: Kultur in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie (= zeithorizonte, Band 1). Berlin 1995, S. 64–84, hier S. 70.

15 Namentlich jene Langzeitarbeitslosen, die vor dem Übergang in die Pension stehen und dabei mehrere Jahre in der Arbeitslosigkeit verbleiben.

16 Vgl. Mahnkopf, Birgit: Die Globalisierung der Ökonomie als soziale Pathologie. Über Probleme der politischen Regulierung von Arbeit in einer interdependenten Welt. In: Zilian, H. G., Jörg Flecker (Hg.): Pathologien und Paradoxien der Arbeitswelt. Wien 1997, S. 49–83, hier S. 56ff.

17 Daß ich Arbeit im Sinne von Karl Polanyi für eine fiktive Ware halte, habe ich an anderer Stelle bereits ausgeführt. Vgl. Moser, Johannes: „Jeder, der will, kann arbeiten." Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit. Wien–Zürich 1993, S. 44.

18 Vgl. Rifkin, Jeremy: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Frankfurt am Main–New York 1995, hier S. 13.

19 Vgl. Rifkin (wie Anm. 18), S. 183ff.

wohl scheint eine Verwirklichung dieser Vorschläge schwierig, gerade weil sie in den Zwängen der bestehenden Ordnung verhaftet und von ihr abhängig bleiben, gleichzeitig einen informellen und auch benachteiligten Sektor – großteils von sozialen und künstlerischen Betätigungen – schaffen. Radikaler gestalten sich die Vorschläge von André Gorz, der den Exodus aus der Arbeitsgesellschaft propagiert, weil einerseits die Arbeit massenweise abgeschafft werde, während sie gleichzeitig „weiterhin als Pflicht eines jeden, als verbindliche Norm und unersetzliche Grundlage unserer Rechte und unserer Würde postuliert" wird.[21] Kaum ein Arbeiter könne heute noch auf Produkte verweisen, die er geschaffen habe. Deswegen müßten sich die Menschen die Arbeit wieder aneignen und sie mit anderen Augen betrachten, und zwar als das, was sie tun, und nicht als das, was man hat oder nicht hat.[22] Den Ausweg aus der jetzigen Situation sieht er in einer Multiaktivitätsgesellschaft, in der ein garantiertes Grundeinkommen die Menschen von den Zwängen des Arbeitsmarktes befreie.[23]

Wie immer man zu diesen Ideen stehen mag, ihrer praktischen Verwirklichung stehen strukturelle und kulturelle Gründe im Wege. Zunächst einmal kann es aus ökonomie-theoretischer Perspektive kein Ende der Arbeitsgesellschaft geben, weil Arbeit als Quelle von Mehrwert ein Grundpfeiler des kapitalistischen Systems ist, der auch durch die virtuellen monetären Transaktionen der neuen Ökonomie nicht ausgehebelt wird. Wir können allerdings permanente Umwälzungen der Produktions- und Arbeitsbedingungen beobachten. „Arbeitsplatzunsicherheit und Arbeitslosigkeit sind grundlegende Strukturmerkmale dieses Systems", meint Joachim Hirsch.[24] Es kann kein

20 Beck, Ulrich: Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft. Frankfurt am Main–New York 1999, S. 128.

21 Gorz, André: Arbeit zwischen Misere und Utopie. Frankfurt am Main 2000, S. 9.

22 Vgl. Gorz (wie Anm. 21), S. 10.

23 Vgl. Gorz (wie Anm. 21), S. 102ff. und S. 113ff. Was Gorz hier propagiert, wird aus anderer Perspektive durchaus kritisch betrachtet: „Und ebenso wie die Arbeit zum letzten Refugium der Elite zu werden droht – die Herablassung, mit der der Patrizier einst auf die Arbeit blickte, hat sich in einen Lobpreis gewandelt –, ist es möglich, daß die Freizeit bald zum Fluch der Armen wird, zum Schicksal eines zu Brot und Spielen verdammten Plebs." Bruckner, Pascal: Ich leide, also bin ich. Die Krankheit der Moderne. Eine Streitschrift. Weinheim, Berlin 1996 ([1]1995), S. 63.

24 Hirsch, Joachim: Geht die Arbeit wirklich aus? Der Fordismus ist am Ende, die informelle Ökonomie kommt in die Metropolen. In: Jungle World 24/9.6.1999, S. 15–18, hier S. 15.

Zweifel darüber bestehen, daß es zu massiven Veränderungen in der Wirtschaft im allgemeinen und der Arbeitsverhältnisse im besonderen gekommen ist. Die spezifischen Bedingungen der Globalisierung der Weltwirtschaft führen zu einer Entwicklung, die nationale Handlungsspielräume einzuschränken scheint. „Dieser Effekt wird verschärft durch die Entkoppelung von Produktion und Beschäftigung einerseits, von monetären und realen Wirtschaftsprozessen andererseits."[25] Es entsteht eine symbolische Wirtschaftsstruktur, die einen gewichtigen Wandel in der Wirtschaftsstruktur der Industriegesellschaften signalisiert. Symbolische Waren wie „Statistiken, Daten, Modetrends, Programme, Informationen aller Art, technologische Entwicklungsmuster und ‚Wissen'" werden zunehmend wichtiger.[26] In den westlichen Industriegesellschaften – insbesondere in Europa – werden Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt, die sich in der Zeit einer sozialen Marktwirtschaft seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs etabliert haben. Flexibilität und Mobilität lauten die Schlagworte der „New Economy" oder des „flexiblen Kapitalismus", mit denen diese Entwicklung häufig etwas euphemistisch umschrieben wird. Tatsächlich aber, das zeigen viele neuere Studien[27], verheißen diese Vorgänge für den Bereich der Erwerbstätigkeit eine Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse (befristete Verträge und Teilzeitjobs, Scheinselbständigkeit, Lohndumping etc.) und damit nicht nur eine Fragmentierung des Arbeitsalltags, sondern auch der Arbeitsbiografie. Während eine kleine Gruppe von Hochqualifizierten von dieser Entwicklung profitieren kann, sieht sich das Gros der Erwerbstätigen diesen prekären Arbeitsbedingungen zunehmend ausgeliefert. In den westlichen Industrienationen wachsen der informelle Sektor und die Zahl der „working poor" – Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang von einer „Brasilianisierung des Westens"[28]. Auch dies ist aus historischer Perspektive nicht neu, wie Joachim Hirsch gezeigt hat, weil die

25 Zilian, H. G.: Einleitung: Pathologien, Paradoxien, Eulenspiegeleien – Arbeitswelt zwischen Knappheit und Ideologie. In: Zilian/Flecker (wie Anm. 16), S. 8–31, hier S. 11.

26 Stehr, Nico: Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften. Frankfurt am Main 1994, S. 340.

27 Vgl. etwa Altvater, Elmar et al.: Turbo-Kapitalismus. Gesellschaft am Übergang ins 21. Jahrhundert. Hamburg 1997; Beck (wie Anm. 20); Hirsch (wie Anm. 24); Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998; Zilian/Flecker (wie Anm. 16).

28 Beck (wie Anm. 20), S. 98.

„Ausbeutung anderer Arbeitsformen (z.B. Hausarbeit, agrarische Subsistenzproduktion)" schon in früheren Zeiten des Kapitalismus an der Tagesordnung war. „Die aktuelle Tendenz besteht in einer Wiederausweitung der Subsistenzproduktion, d.h. der Herstellung von infrastrukturellen, natürlichen und sozialen Produktionsvoraussetzungen einschließlich der Reproduktion der Arbeitskraft durch un- oder schlechtbezahlte Arbeit."[29] Diese Verschiebungen verstärken Ungleichheitsverhältnisse; Frauen sind besonders davon betroffen und bewegen sich in einer „triple shift" zwischen formeller, informeller und Familien- oder Subsistenzarbeit.[30]

Auf der kulturellen Ebene werden Bedeutungen brüchig, die die Menschen bisher mit Erwerbsarbeit verbunden haben – z.B. Dauer, Sicherheit, Routine, Erfahrung. Richard Sennett hat in seinem Buch „Der flexible Mensch" genau jene Aspekte in den Blick genommen und hinterfragt, was diese Umbrüche für das Menschsein bedeuten.[31] Dennoch stellen die konstatierten Veränderungen die grundsätzliche Relevanz der Arbeit für die Menschen nicht in Frage.[32] Auch in der von mir untersuchten Bergbaugemeinde bleibt Arbeit von zentraler Bedeutung, vermittelt sie doch Anerkennung und sozialen Status, selbst wenn sie gleichzeitig als Herrschafts- und Disziplinierungsmittel dient. All jene, die aufgrund des Niedergangs des Bergbaus in die Langzeitarbeitslosigkeit gelangen und von dort in die Frühpension abgehen, leiden unter dieser Situation[33] und empfinden ein Gefühl der Scham, weil sie die eigenen Ideale – im erwerbsfähigen Alter einer

29 Hirsch (wie Anm. 24), S. 16.

30 Vgl. Young, Brigitte: Globalisierung und Genderregime. In: Stötzel, Regina et al. (Hg.): Ungleichheit als Projekt. Globalisierung – Standort – Neoliberalismus. Marburg 1998, S. 77–88, hier S. 85.

31 Daher ist auch der englische Titel „The Corrosion of Character" viel treffender als der deutsche. Vgl. Sennett (wie Anm. 27).

32 Vgl. Moser, Johannes: The Cultural Meaning of Work in Postindustrial Societies. In: Ethnologia Europaea 28 (1998) 1, S. 55–66.

33 Dieser Zustand des Leidens konnte von einigen Wochen bis zu mehreren Jahren dauern. Die Frau eines ehemaligen Bergmannes erzählte mir, daß die Zeit der Langzeitarbeitslosigkeit ihres Mannes die schlimmste in ihrer Ehe gewesen sei. Sie hätte gar nicht gewußt, wie wichtig ihm die Arbeit gewesen sei und wie sehr er unter dem Status des Arbeitslosen gelitten habe. Als er schließlich offiziell in die Pension überging, habe er gemeint, jetzt könne er endlich wieder zum Arzt gehen, weil jetzt gehöre er nicht mehr zu den Sandlern – am Krankenschein wird nämlich vermerkt, ob jemand berufstätig, arbeitslos oder Polizist ist. Diesen Stigmata in unserem Alltag wird viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

bezahlten Arbeit nachzugehen – nicht erfüllen können.[34] Dementsprechend drehen sich alle Gespräche und Ideen im weitesten darum, wie man in Eisenerz Arbeitsplätze schaffen kann, damit nicht alle jungen Menschen den Ort verlassen müssen.

Globalisierung und lokale Gemeinde

Migration stellt ein Phänomen dar, welches „seit jeher" zu Eisenerz gehört: Die Menschen kamen, um auf dem Erzberg zu arbeiten, und die Menschen gingen, wenn es um den Abbau schlecht bestellt war. Seit den 1960er Jahren gibt es eine massive Arbeits- und Bildungsmigration, die Menschen von Eisenerz weg- und selten wieder zurückführte. Von den Kindern im Erwachsenenalter meiner Befragten sind 62% aus Eisenerz weggezogen, mehr als ein Drittel davon durchlief eine akademische Ausbildung, ein weiteres Drittel eine höhere Schulbildung. Zudem gibt es eine hohe Rate von über 21% Auspendlern, die außerhalb von Eisenerz ihrer Beschäftigung nachgehen.

Den Weggezogenen in Form einer „multi sited ethnography" oder in einer mobilen Feldforschung nachzugehen[35], wäre ein interessantes Forschungsgebiet, mich beschäftigten in Eisenerz jedoch nicht primär jene Menschen, die unter dem Druck der Ereignisse weggegangen sind, die sich also den Dynamiken einer Enträumlichung unterwerfen mußten[36], sondern jene, die in Eisenerz geblieben oder hierher zurückgekehrt sind. Für die Menschen in Eisenerz sind nämlich die Migranten das Opfer einer Entwicklung, in deren Folge sie ihren Ort verlassen müssen, der mit jenem im wissenschaftlichen Diskurs etwas aus der Mode geratenen Begriff „Heimat" umschrieben wird.

34 Vgl. in diesem Zusammenhang die ausgezeichnete Arbeit von Neckel, Sighard: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit (= Theorie und Gesellschaft. Band 21). Frankfurt am Main–New York 1991, S. 51.

35 Vgl. Marcus, George E.: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24/1995, S. 95–117. Welz, Gisela: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94/1998, S. 177–194.

36 Vgl. Appadurai, Arjun: Global Ethnoscapes. Notes and Queries for a Transnational Anthropology. In: Fox, Richard G. (ed.): Recapturing Anthropology. Working in Present. Santa Fe 1991, S. 191–210, hier S. 192.

Diese Opfer werden bedauert und viele Strategien zielen dementsprechend darauf, sich selbst oder den eigenen Kindern dieses Los zu ersparen.

Aber auch Eisenerz bewegt sich in jenem Spannungsfeld „global – lokal", das Thema vieler neuerer Arbeiten geworden ist.[37] Anthony Giddens hat darauf aufmerksam gemacht, daß „Ereignisse am einen Ort durch Vorgänge geprägt werden, die sich an einem viele Kilometer entfernten Ort abspielen".[38] Es ist ein Merkmal spätmoderner Gesellschaften geworden, daß unsere Lebensweise in globale Prozesse eingebettet ist, selbst wenn wir uns selbst nicht über unsere Ortsgrenzen hinaus bewegen. Lokalität, so argumentiert Appadurai, sei unter diesen Bedingungen eine fragile soziale Errungenschaft, die primär relational und kontextual ist und weniger räumlich.[39] Diese grundsätzlichen Feststellungen haben dazu geführt, die Konzepte von Lokalität und Gemeinde in Frage zu stellen, wie das vor allem von Martin Albrow propagiert wird.[40] Gemeinschaften seien nicht mehr an Lokalitäten gebunden und die Idee einer „lokalen Kultur" habe jene die Abgeschlossenheit einer Gemeinde transzendierenden Ideen wie z.B. Außenbeziehungen und Migration übersehen.[41] Ich denke, es handelt sich bei diesen Ausführungen um einen verkürzten Schluß, der aus anthropologischer Perspektive kritisch zu betrachten ist. Zunächst einmal geht Albrow von einem geschlossenen und statischen Kulturkonzept aus, wie es in der rezenten Forschung schon lange nicht mehr verwendet wird. Aber lokale Kultur kann auch anders verstanden werden, wenn wir einen konkreten Ort als eine Arena verstehen, wo sich die Bedeutungswelten verschiedener Menschen kreuzen und neue Bedeutungen ausgehandelt werden. Anders als bei Albrow, der diese Kreuzungen zwar wahrnimmt, ihnen aber

37 Ich kann an dieser Stelle nur auf einige Aspekte eingehen, die für diesen Beitrag von Relevanz sind. Eine umfassendere Auseinandersetzung mit der Thematik bereite ich im Augenblick für meine Habilitationsschrift vor.

38 Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main 1995, S. 85.

39 Vgl. Appadurai, Arjun: The Production of Locality. In: Fardon, Richard (ed.): Counterworks. Managing the Diversity of Knowledge. London 1995, S. 204–225, hier S. 204.

40 Vgl. Albrow, Martin: Auf dem Weg zu einer globalen Gesellschaft? In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main 1998, S. 411–434. Derselbe: Travelling Beyond Local Cultures. Socioscapes in a Global City. In: Eade, John (ed.): Living the Global City. Globalization as a Local Process. London–New York 1997, S. 37–55.

41 Albrow (wie Anm. 40), S. 40.

eine darüber hinausweisende Relevanz für die Konstituierung einer lokalen Kultur abspricht, muß also darauf geachtet werden, ob und wie solche Prozesse vor sich gehen. Wo diese Bedeutungswelten aufeinanderstoßen, schreibt Ulf Hannerz, hat auch das Globale, das anderswo lokal gewesen ist, eine Chance, heimisch zu werden. Auf dieser Kreuzung – oder an diesem spezifischen Ort – kommen die Dinge immer zum Vorschein, der Wandel dieses Jahres ist die Kontinuität des nächsten Jahres.[42] Dies ist die besondere Bedeutung lokaler Kultur – sie ist eigensinnig, aber nicht autonom. Sie ist zwar in gewissem Sinn an eine Lokalität geknüpft, aber sie reagiert auch im Lokalen auf überlokale Kontexte. Das Entscheidende jedoch ist, daß dies seine Auswirkungen im Lokalen hat, für Menschen, die an einem konkreten Ort leben und über ein kulturelles (auch lokales) Gedächtnis verfügen, auch wenn diese Menschen vielfältige Beziehungen haben, die über diesen Ort hinausweisen. Die ökonomischen Veränderungen in der von mir untersuchten Gemeinde sind durch globale Prozesse angestoßen worden, aber sie treffen in Eisenerz auf ein „lokales Wissen"[43], welches spezifische Umgangsformen in diesem Prozeß der Transformation generiert.[44]

Diskurse über die wirtschaftliche Situation in Eisenerz

Lloyd Rodwin hat für niedergehende Regionen zwei Optionen konstatiert: entweder bringt man die Jobs zu den Leuten oder die Leute zu den Jobs.[45] In Eisenerz ist beides – allerdings mit wechselhaftem Erfolg – geschehen. Auf der einen Seite nahm die hohe Migrationsrate einiges von dem Druck weg, der die Lage Mitte der 1980er Jahre ausgezeichnet hat. Auf der anderen Seite wurde versucht, neue Perspektiven für die verbleibende Bevölkerung zu eröffnen.

42 Hannerz, Ulf: Transnational Connections. Culture, People, Places. London–New York 1996, S. 28.

43 Dieses wiederum speist sich aus verschiedenen, auch externen Einflüssen.

44 Aufgrund seiner Bergbaugeschichte und seiner geographischen Lage haben viele Eisenerzer ein besonderes Zugehörigkeitsgefühl entwickelt, das als ein Kennzeichen von Gemeinden gilt. Diese Eigenart von kleineren soziokulturellen „Gebilden" in geeigneter Form zu repräsentieren, gehört nach meiner Meinung nicht zu den schlechtesten Traditionen anthropologischer Forschung.

45 Vgl. Rodwin (wie Anm. 4), S. 21.

Aus modernisierungstheoretischer Sicht werden in Krisenregionen die Entwicklungshindernisse häufig in traditionellen Wertorientierungen gesehen. Nicht anders geschah dies in Eisenerz, wie in verschiedenen Kontexten zum Ausdruck kommt. Ein Resultat der ökonomischen Krise in Eisenerz besteht darin, daß die lokalen Eliten immer mehr Definitionsmacht erhalten, sie sind jetzt als Experten gefragt und können die gültigen Bilder konstruieren. Diese Diskurse über die Zukunft der Stadt, über Ursachen und Möglichkeiten sind natürlich Ausdruck von Machtverhältnissen im Sinne von Michel Foucault, weil die Kontrolle über den Diskurs die Sicherung der Macht bedeutet, wie Foucault uns gelehrt hat.[46] Während in Eisenerz vor der Krise – gleich wie es Karl Rohe für das Ruhrgebiet beschreibt – die bildungsbürgerlichen Schichten als Träger und Verwalter einer spezifischen Regionalkultur ausfielen, die Soziokultur also wesentlich eine Kultur der kleinen Leute war,[47] übernehmen sie nun das Deutungsmandat. Auf der ökonomischen Ebene wird nun den Bergmännern bzw. ihrer Einstellung die Schuld dafür gegeben, daß sich der wirtschaftliche Wandel, der Umstieg auf andere Wirtschaftszweige, der so sehnlich erhoffte Aufschwung nicht im gewünschten Tempo vollziehen. Die Sicherheitsmentalität der Beschäftigten in einem Staatsbetrieb wird dafür verantwortlich gemacht, dies wurde in den Experteninterviews immer wieder deutlich gesagt. Ein Vizebürgermeister beklagt die Versorgungsmentalität und meint, er traue denjenigen, die das Sagen haben – damit meint er die Betriebsräte, die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr viel zu sagen hatten –, den geistigen Umschwung nicht zu.

Vor allem die Wirtschaftstreibenden können nun, anders als zu Zeiten, als sie von den vielen Beschäftigten im Bergbau profitierten und sich nicht stark in der Gemeindepolitik engagierten, ihre Vorstellungen nach außen tragen. Ein Geschäftsmann fordert ein großes Umdenken: Die Leute müßten jetzt mehr in Kauf nehmen, sie seien zu verwöhnt gewesen. Man habe sie vor der Haustüre abgeholt, an den Arbeitsplatz gebracht und dann wieder zurück. Ein anderer Gewerbetreibender beklagt ebenfalls die Mentalität der Eisenerzer: Der

46 Vgl. Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. München 1974, S. 7.

47 Vgl. Rohe, Karl: Regionalkultur, regionale Kultur und Regionalismus im Ruhrgebiet. Empirische Sachverhalte und theoretische Überlegungen. In: Lipp, Wolfgang (Hg.): Industriegesellschaft und Regionalkultur. Untersuchungen für Europa. Köln etc. 1984, S. 123–153, hier S. 137.

größte Teil von ihnen hätte in ihrem Leben nie Verantwortung für andere tragen müssen, deswegen fehle ihnen der Weitblick.

Diese Bilder werden auch in verschiedenen Studien transportiert, die hauptsächlich den Tourismus als eine Chance sehen, die Krise zu überwinden. Dem stehe jedoch die „Bergbaumentalität" im Wege, deretwegen man sich mit einer Dienerrolle, die mit dem Fremdenverkehr verbunden sei, nicht anfreunden könne.[48] Die Verantwortlichen in Eisenerz und jene, die gerne verantwortlich wären, haben diese und ähnliche Studien verinnerlicht, die Szenarien wurden mir von unterschiedlichen Personen immer wieder erzählt, meist ohne eine Angabe der Quelle, sondern so, als hätten die Leute all diese Überlegungen selbst entworfen.

Strategien und Taktiken

Nach Foucault kann die Bestimmung der Diskurse Machtverhältnisse etablieren oder stabilisieren. Ebenso hat er gezeigt, „daß es im Kern der Machtverhältnisse als deren ständige Existenzbedingung das Aufbegehren und die widerspenstigen Freiheiten gibt", es existiert „kein Machtverhältnis ohne Widerstand, ohne Ausweg oder Flucht, ohne eventuelle Umkehrung".[49] Aus meiner Perspektive sind die Strategien und Taktiken wichtig, wie auf der praktischen Ebene in Eisenerz mit der Krise umgegangen und damit implizit auf die herrschenden Diskurse reagiert wird. Dabei, soviel möchte ich vorausschicken, sind nicht bzw. nicht nur jene Aktivitäten erfolgreich, die in den hegemonialen Diskursen vorgegeben werden. Ich lehne mich im folgenden an Ausführungen von Michel de Certeau an, der die „Aktivitäten von Verbrauchern" präsentiert und die angebliche Passivität und Anpassung durch die Darlegung der listenreichen Handlungsweisen von Menschen widerlegt.[50]

48 Vgl. Knoth, Ernst, Georg Schadt: Was kommt nach dem Erzberg? Szenarien zur Ortsentwicklung von Eisenerz. Wien 1991, S. 71.

49 Foucault, Michel: Wie wird Macht ausgeübt? In: Foucault, Michel, Walter Seitter: Das Spektrum der Genealogie. Bodenheim o.J., S. 29–47, hier S. 45.

50 Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1988 ([1]1980). Diese Perspektive hat Tradition, wie die Diskussionen um den „Eigensinn" oder einige Studien der frühen Cultural Studies belegen. Vgl. u.a. Lüdtke, Alf: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Hamburg 1993.

Certeau unterscheidet zwischen Taktiken und Strategien. Als Strategie bezeichnet er eine Berechnung von Kräfteverhältnissen, die dann möglich wird, wenn „ein mit Macht und Willenskraft ausgestattetes Subjekt (ein Eigentümer, ein Unternehmen, eine Stadt, eine wissenschaftliche Institution) von einer ‚Umgebung' abgelöst werden kann". Eine Strategie braucht also einen „eigenen" Ort, der „als Basis für die Organisierung seiner Beziehungen zu einer bestimmten Außenwelt (Konkurrenten, Gegner etc.) dienen kann. Die politische, ökonomische oder wissenschaftliche Rationalität hat sich auf der Grundlage dieses strategischen Modells gebildet".[51]

Die Taktik bezeichnet Certeau als „ein Kalkül, das nicht mit etwas Eigenem rechnen kann und somit auch nicht mit einer Grenze, die das Andere als eine sichtbare Totalität abtrennt". Sie benötigt „den Ort des Anderen", weil sie selbst keine Basis hat, „wo sie ihre Gewinne kapitalisieren, ihre Expansionen vorbereiten und sich Unabhängigkeit gegenüber den Umständen bewahren kann". Deshalb ist die Taktik von der Zeit abhängig, sie muß „ihren Vorteil ‚im Fluge erfassen'" und „aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihr fremd sind".[52] In diesem Sinne sind die Taktiken von Certeau einer Ausrichtung der strategischen Praxis von Pierre Bourdieu ähnlich. Bourdieu – bei dem die sozialen Felder stets auch Kampffelder sind – sieht in den von ihm beschriebenen Feldern Kämpfe zwischen Herrschenden und Anwärtern auf die Herrschaft; als exemplarisch können sicherlich „die feinen Unterschiede" gelesen werden. Daher gibt es „Erhaltungsstrategien" und „Strategien der Häresie", die die etablierte Ordnung in Frage stellen.[53] Die Taktiken von Certeau können ebenfalls Strategien

51 Certeau (wie Anm. 50), S. 23. Obwohl ich meine Argumentation hier mit Foucaults Ausführungen zu Diskursen und Machtverhältnissen begonnen habe, verwende ich hier nicht seinen Strategiebegriff, dem er drei geläufige Bedeutungen zuschreibt: 1. „die aufgewandte Rationalität zur Erreichung des Ziels", 2. die Weise, „in der man versucht, *die anderen in den Griff zu bekommen*" und 3. alle „Mittel zur Erringung des *Siegs*". Foucault (wie Anm. 49), S. 44. Auch wenn in gewissem Sinne diese Punkte – vor allem der erste – auch für mein Beispiel zutreffen, scheint mir Certeaus Unterscheidung in Strategien und Taktiken für meinen Kontext angemessener.

52 Certeau (wie Anm. 50), S. 23.

53 Vgl. Bourdieu, Pierre: Soziologische Fragen. Frankfurt am Main 1993, S. 107ff. Die bedeutenden Unterschiede zwischen Bourdieus Strategiebegriff und jenem von Certeau sollen hier aber nicht verhehlt werden. Bourdieu wollte sich mit seinem Strategiebegriff, bei dem die strategische Praxis vom praktischen Sinn des Habitus generiert wird, der in den konkreten Handlungen über einen gewissen

der Häresie sein, zunächst einmal zielen sie aber schlicht auf die Selbstbehauptung des Individuums in einer fremdbestimmten Umwelt. In Eisenerz nun können Strategien und Taktiken seit dem Bewußtwerden der großen wirtschaftlichen Krise in verschiedensten Bereichen beobachtet werden.

Die Stadtgemeinde Eisenerz – respektive ihre gewählten politischen Vertreter – setzte zunächst auf zwei Strategien, die nur mäßig erfolgreich waren, weil dabei andere Mitspieler benötigt wurden, die teilweise abweichende Interessen verfolgten. Die Hauptinitiative lag in der Idee für das erwähnte touristische Großangebot in Form eines Winterschigebietes. Tourismus wird in vielen Krisenregionen dieser Welt als Hoffnungsschimmer gesehen, der wirtschaftlichen Probleme Herr zu werden. Ebenso erhoffte und erhofft man sich in Eisenerz vom Tourismus eine stattliche Anzahl von Arbeitsplätzen und eine Belebung des Ortes, denn eine Angstvorstellung, die ebenfalls aus einem der vielen Szenarien über Eisenerz stammt, ist jene einer ausgestorbenen Goldgräberstadt.

Für das besagte Großprojekt wurde ein auswärtiger Partner gesucht, weil in Eisenerz selbst niemand über das entsprechende Kapital verfügte, das für eine Verwirklichung notwendig ist, wobei sowohl von der Bundes- als auch von der Landesregierung großzügige Fördermittel zugesagt bzw. in Aussicht gestellt waren. Mit einem Bauunternehmer, der schon mehrere touristische Großprojekte in Österreich verwirklicht hat, konnte tatsächlich ein Kooperationspartner gewonnen werden. Die Vorbereitungen wurden mit großem Optimismus gestartet, aber nach und nach wurden die Klippen sichtbar, die kaum überwindbare Schwierigkeiten aufwarfen: Grund mußte entweder gepachtet oder erworben werden, und manche Besitzer witterten plötzlich ein gutes Geschäft, könnte doch der zur Zeit wegen der niedrigen Holzpreise wenig ertragreiche Wald zu lukrativen Bedingungen verkauft oder verpachtet werden. Andere wiederum hatten gar kein Interesse jenes Land zu verkaufen, das seit langer Zeit in Familienbesitz stand und eine gewisse Sicherheit verlieh. Dazu zählten mehrere Gewerbetreibende, die einer Waldgenossenschaft angehö-

Variationsspielraum verfügt, gegen die nach seiner Meinung deterministische Regelbefolgung des Strukturalismus einerseits und die subjektivistische, die Intentionen des erfolgsorientierten Subjekts in den Mittelpunkt stellenden Rational Choice-Theorien andererseits abgrenzen. Vgl. Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Frankfurt am Main 1992, S. 79ff.

ren. Letztere setzten auf die Umweltprüfungen, weil sie es sich nicht direkt mit den zahlreichen Befürwortern des Projektes – sie zählten sich ja selbst dazu, nur sollte es auf einem anderen Grundstück entstehen – verderben wollten. Auch die Umweltprüfungen waren kein leichtes Unterfangen, ging es doch darum, Wälder in Lawinenschutzzonen abzuholzen, was wiederum teure Schutzbauten erfordert hätte. Diese Kosten zu übernehmen, war niemand bereit. Während der langwierigen Verhandlungen sprang schließlich der Großinvestor ab und das Projekt entschlief, ohne gänzlich aufgegeben worden zu sein.

Parallel zum Schigebiet wurde ein Investor gesucht, der am sogenannten Leopoldsteiner See – einem Naherholungsgebiet mit einem See, dessen Wasser gleichermaßen kalt wie rein ist – ein Hotelprojekt verwirklichen sollte. Es gab bereits einen Architektenwettbewerb, bei dem ein Siegermodell gekürt wurde, nur fehlt nach wie vor das Kapital, um diesen Plan zu verwirklichen. Dabei sollte dieses Hotel das Leitprojekt[54] für einen Seminar- und Bildungstourismus werden, der in den letzten Jahren schon mit Sommeruniversitäten und Kulturprogrammen gestartet wurde. Damit bewegt man sich durchaus auf den Schienen spätmoderner Ökonomien, in denen Wissen „mehr und mehr die Rolle der klassischen Produktionsfaktoren" übernimmt.[55] Wissen ist im Vergleich zu anderen Gütern leicht transportierbar, eigentlich braucht es nur wenige Spezialisten, die darüber verfügen, und einige mehr, die davon profitieren wollen. Allerdings benötigt man auch für diese Transformation eine Infrastruktur, für deren Bereitstellung in Eisenerz das entsprechende Kapital fehlt, weshalb bisher nur kleinteilige Projekte in Angriff genommen wurden.

Eine andere Strategie der Stadtgemeinde – in Zusammenarbeit mit der früheren Voest-Alpine und jetzigen Erzberg GmbH – lag darin, Ersatzindustriebetriebe nach Eisenerz zu holen. Damit war man zunächst durchaus erfolgreich, wurde doch eine Kunststeinfabrik eingerichtet und die ehemalige Hauptwerkstatt von einem großen österreichischen Unternehmen übernommen, dessen Führungskräfte sich begeistert vom Knowhow der Mitarbeiter zeigten. Die Kunststeinfabrik, die erfolgversprechend begonnen hatte, ging aufgrund von Managementfehlern pleite, man hatte sich auf dem schwierigen Markt

54 Leitprojekt ist übrigens der Begriff, den ich bei meinen Forschungen in Eisenerz so oft gehört habe, wie mein ganzes Leben zuvor nicht.

55 Stehr (wie Anm. 26), S. 11f.

durch ungeschicktes Agieren gegenüber der Konkurrenz einen Imageschaden mit katastrophalen Folgen eingehandelt. Jene Firma, die die Hauptwerkstatt übernommen hatte, schien sich eher für die Förderungsgelder interessiert zu haben. Zumindest hielt sich ihre eigene Risikobereitschaft in Grenzen, denn mit dem Bau von Windkraftanlagen, einem Stahl- und Behälterbau und der Konstruktion von Formel-I-Motoren, für die es noch keine Abnehmer und keinen Kooperationspartner gab, hatte man zwar auf Risikobereiche gesetzt, aber, nachdem die Fördermittel aufgebraucht waren, sofort das Weite gesucht. Einzig die Flachglasfabrik, die unter dem Dach der Voest Alpine gegründet, dann aber an ein britisches Konsortium verkauft wurde, schaffte es, sich auf dem Markt zu behaupten. Das ging aber für die ehemalige Industriehochburg Eisenerz mit unüblich niedrigen Löhnen und Gehältern sowie einer sehr flexiblen Handhabung von Arbeitszeit- und Überstundenregelungen einher und führte zu heftigen Spannungen mit der Gewerkschaft. Letztendlich geriet die Strategie zum Erfolg, die materiellen Nachteile wurden durch den Vorteil dauerhafter Arbeit ausgeglichen. Mit ihrer Erfolgsgeschichte ist dieser Betrieb zugleich ein Beispiel für das Vorgehen der New Economy: In einer strukturschwachen Region wird mittels Fördermitteln ein Betrieb eingerichtet, der als Zulieferer für die Autoindustrie – hauptsächlich werden Windschutzscheiben hergestellt – dient. Die Abnehmerkonzerne drücken die Preise, was sich auf die Löhne und Arbeitsbedingungen auswirkt. Widerstand ist sinnlos, weil sonst eine Verlagerung der Produktionsstätte droht.[56]

Erfolgreicher als jene der Stadtgemeinde erwiesen sich die Strategien der Erzberg GmbH, die unter dem kürzlich in Ruhestand getretenen Bergdirektor eine starke Umstrukturierung durchmachte. Der Abbau von Erz stellt nur mehr eine Sparte des Unternehmens dar, daneben gibt es verschiedene Dienstleistungen im Bereich von Sprengungen, Tunnelbauten oder für andere Bergbaubetriebe sowie eine Reparaturwerkstatt. In diesen Bereichen konnten auch die relativ gute Entlohnung und die hohen sozialen Standards erhalten bleiben.

Die bislang genannten Strategien bewegen sich auf dem Feld industrieller Aktivitäten und in jenem Sektor, den ich weiter oben als

56 Auch wenn heute klar ist, daß viele Verlagerungsdrohungen nicht den realen Optionen vieler Firmen entsprechen, sehen sich vor allem die Zulieferer der Autoindustrie einem großen Druck ausgesetzt, weshalb Verlagerungen innerhalb Europas häufig vorkommen.

Erlebnis- und Tourismusbranche bezeichnet habe. Diese Strategien können von jenen Akteuren oder besser „Institutionen" angewandt werden, die im Sinne von Michel de Certeau über einen eigenen Ort bzw. eigene Möglichkeiten zur Verwirklichung ihrer Rationalität verfügen. Wie wir gesehen haben, garantiert dies aber noch keineswegs den Erfolg, denn mit Bourdieu gesprochen, sind in den verschiedenen Feldern noch weitere Akteure zugange, die um die ökonomische oder auch symbolische Vorherrschaft in einem Feld ringen. Neben diesen institutionellen Akteuren gibt es Initiatoren, deren Vorgehen auf den ersten Blick nicht unbedingt den Strategien oder Taktiken zuzuschlagen sind. Es sind „Taktiken von Praktikern", die von Institutionen aufgegriffen und zu Strategien modelliert werden.

Das eindrücklichste Beispiel dafür ist die Erlebnissparte der Erzberg GmbH. Diese hat am Erzberg ein Schaubergwerk eingerichtet, für das Teile des 1986 geschlossenen Untertagebaus museal aufbereitet wurden. Mit einem Schwerlastkraftwagen – einem riesigen Fahrzeug der Firma Haulpak –, dessen Ladefläche zu einer Personenbeförderungsmöglichkeit umgebaut wurde, können verschiedene Bereiche des Erzberges befahren werden, ehe man mit einer Eisenbahn in das Schaubergwerk einfährt und dieses unter Führung sachkundiger Personen besichtigt. Immerhin 100.000 Personen pro Jahr nutzen diese Möglichkeit und bescheren dem Betrieb einen schönen Gewinn, was für ein im weitesten Sinn museales Bildungsangebot eher selten ist. Dieses Projekt entsprang ursprünglich keiner Strategie des Betriebes, ganz im Gegenteil mußte die Führung der Erzberg GmbH von Mitarbeitern erst überzeugt werden, daß diese Idee erfolgversprechend sein könnte. Was zunächst mit dem Schaubergwerk begann, wurde zu einem breiteren Erlebnisangebot ausgebaut. Neben dem Schaubergwerk und der Befahrung des Erzberges mittels „Hauly" werden am Erzberg Open Air-Konzerte mit nationalen wie internationalen Stars der Musikbranche und Motorsportevents angeboten. Aber auch dieses erfolgreiche Modell unterliegt den Anforderungen spätmoderner Ökonomie. Da das Schaubergwerk mit seinen Erlebnisangeboten nur in den Monaten Mai bis Oktober geöffnet ist, werden die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die restliche Zeit des Jahres freigesetzt. Sie sind über Zeitverträge beschäftigt und unterliegen vielen Nachteilen prekärer Beschäftigungsverhältnisse. Dennoch sind vor allem die weiblichen Mitarbeiter nicht unbedingt unzufrieden, sind doch in Eisenerz die Stellen für Frauen rar gesät.

Zudem erachten es viele Frauen für vorteilhaft, in der restlichen Jahreszeit mehr Zeit für die Kinder oder andere Aktivitäten zu haben. Da in der Regel die Männer ebenfalls über ein Einkommen verfügen, gerät die Haushaltsökonomie nicht in Gefahr.

Ein anderes Beispiel, wie aus Taktiken Strategien werden, bieten die verschiedenen Schulen in Eisenerz – neben den Grundschulen (Volks- und Hauptschule sowie das berufsvorbereitende Polytechnikum) existieren noch ein Gymnasium, eine Handelsschule bzw. Handelsakademie sowie das Jugend- und Erwachsenenausbildungszentrum (JEB), welches aus der ehemaligen Lehrwerkstätte der Voest Alpine entstand. Diese Schulen kämpfen alle mit dem Problem, daß mit dem Rückgang der Bevölkerungszahl auch die Zahl der schulpflichtigen Kinder rückläufig ist. Aufgrund von Ideen, die aus der Lehrerschaft selbst geboren, von der Schulverwaltung aber bereitwillig aufgegriffen wurden, weil ein allgemeines Interesse bestand, möglichst alle Lehrer weiter zu beschäftigen und sich somit die Diskussion zu ersparen, wer seine Stelle aufgeben oder möglicherweise in eine weit entfernte Schule versetzt werden müsse, entwickelte sich eine ganze Palette von Schulversuchen und Ausbildungsschwerpunkten, die eine langfristige Absicherung sowohl der Schultypen als auch der beschäftigten Lehrer garantieren sollen. So wurde in Eisenerz ein nordisches Ausbildungszentrum gegründet, in dem junge Spitzensportler der Bereiche Skisprung, Langlauf und Nordische Kombination gefördert werden, gleichzeitig aber auch eine Schulausbildung oder eine Lehre absolvieren. Als Aufbaustufe dazu wird die Sporthauptschule betrieben, in der bereits die zehn- bis vierzehnjährigen Schüler auf diese Sportarten hintrainiert werden. In der Hauptschule gibt es zusätzlich noch den Schwerpunkt Volleyball, was ebenfalls mit den persönlichen Vorlieben eines „Praktikers" zusammenhängt. Damit aber nicht genug: Gymnasium und Handelsakademie kooperieren mit dem JEB, wodurch Schülerinnen und Schüler zusätzlich zur Matura und ihrer wirtschaftlichen Ausbildung ein Handwerk erlernen können. Das JEB dient zugleich als Umschulungsstätte für Erwerbslose, für die eine breite Palette an Kursen angeboten wird, die vom Bewerbungstraining über Computerkurse bis zur Ausbildung zur Fachkraft für CAD (Computer Aided Design) reichen. Diese Maßnahmen sichern den Schulen vor allem deshalb ihr Überleben, weil damit auch Schüler von außerhalb der Region angezogen werden. Vor allem die Sporthauptschule und das Nordi-

sche Ausbildungszentrum erhalten Zulauf aus ganz Österreich. So clever und erfolgreich diese zur Strategie mutierte Taktik auch ist, sie sicherte „nur" die Stellen jener Lehrer, die bereits ein garantiertes Anstellungsverhältnis hatten. Junge Lehrer haben davon weniger profitiert, wie das Beispiel von Gerlinde Gruber zeigt, die seit der Geburt ihrer Tochter vor einigen Jahren keine Stelle mehr erhielt und sich als alleinerziehende Mutter durchs Leben schlagen muß.

Im folgenden möchte ich zu jenen Initiativen übergehen, die als Taktiken verstanden werden können, auch wenn die Grenzen manchmal fließend sind. Wie schon bei der Idee des Seminarhotels und der Durchführung der Sommeruniversitäten angesprochen, setzen verschiedene Akteure in Eisenerz ihre Hoffnung auf den Bereich von Wissen und Wissensvermittlung, was im weitesten unter jene Rubrik fällt, deren Vertreter heute als Symbolanalytiker[57] oder Wissensarbeiter[58] bezeichnet werden. Im Amtshaus, dem ehemaligen Sitz der Verwaltung der Voest-Alpine, sind heute eine Reihe von Initiativen untergebracht, die in diese Richtung arbeiten. Der Verein Steirische Eisenstraße setzt – im Verbund mit anderen Gemeinden, die in früheren Zeiten vom Abbau und der Verarbeitung des Erzes profitiert haben – Aktivitäten im kulturellen und touristischen Bereich. Dabei spielt die Nutzung endogener (Human-)Ressourcen eine bedeutende Rolle, will man doch nicht Konzepte von außen der Region überstülpen, wie dies in einigen anderen Fällen geschehen ist, sondern die Menschen vor Ort in die Konzeption mit einbinden. Im gleichen Haus logiert das Projekt @fter-mining, das unter anderem von der Europäischen Union gefördert wird und unter Leitung einer jungen Akademikerin, die diese Idee gemeinsam mit anderen Leuten vor Ort geboren hat, Konzepte für eine Zukunft „nach dem Bergbau" entwirft und dabei mit anderen von Deindustrialisierung betroffenen Regionen in Schweden und Finnland kooperiert. Über die Möglichkeiten der Neuen Medien wurden auf internationaler Ebene gemeinsame Webpages erstellt, die die Regionen und ihr Entwicklungspotential präsentieren, auf lokaler Ebene wurden Weiterbildungskurse angeboten, Beschäftigungsprogramme ventiliert und versucht, einen Ausbildungsbetrieb im touristischen Bereich auf die Beine zu stellen.[59]

57 Vgl. Oberbeck, Herbert: Die Entwicklung der Arbeit in der Dienstleistungsgesellschaft. In: Altvater (wie Anm. 27), S. 133–154.

58 Vgl. Stehr (wie Anm. 26).

59 Dieses Projekt ist mittlerweile ausgelaufen, wie ich gehört habe.

Ebenfalls im Amtshaus residiert ein montanhistorisches geologisches Forschungsinstitut, dessen Gründung auf die Initiative eines sehr umtriebigen Diplomingenieurs zurückgeht, der sein persönliches Hobby – das Aufspüren ehemaliger Metallverarbeitungsstätten – so weit vorangetrieben hat, bis dieses Büro gegründet werden konnte, welches wiederum Arbeitsplätze schafft. All diesen Initiativen ist gemeinsam, daß sie trotz aller Bemühungen und ausgezeichneter Ideen auf Förderungsmittel der öffentlichen Hand oder der Europäischen Union angewiesen sind.

Eine andere Idee hat ein ehemaliger Bergmann verwirklicht, indem er auf dem Betriebsgelände am Erzberg eine Werkstätte eingerichtet hat, in der Laien sich im Schmiede- und Schlosserhandwerk versuchen können. Dieses Angebot gehört mittlerweile zum touristischen Repertoire für Eisenerz-Urlauber, bietet dem Arbeiter und seinen daran beteiligten Kollegen aber die Möglichkeit, ihrer Profession, die sie immer mit viel Freude ausgeübt haben[60], weiterhin nachzugehen.

Eine weitere Initiative wurde von einem befreundeten Paar gestartet. Marianne und Jürgen stammen aus Eisenerz, leben und arbeiten heute aber in Wien. Vor allem Marianne muß als treibende Kraft bei diesem Unternehmen gesehen werden. Nach ihrer Ausbildung zur Fremdenverkehrsfachfrau arbeitete sie in verschiedenen Hotels, ehe sie vor einigen Jahren zur rechten Hand und Teilhaberin des Eigentümers einer Hotelkette wurde, die Hotels in verschiedenen Ländern Mitteleuropas betreibt. Marianne – unter Beteiligung von Jürgen, der als Ingenieur in einem internationalen Elektronikunternehmen tätig ist – brachte ihren Chef vor einigen Jahren dazu, gemeinsam mit Jürgen und ihr in einen Kiosk beim Schaubergwerk in Eisenerz zu investieren. Dieser Kiosk befindet sich im Gebäude, das Ausgangspunkt der Führungen am Erzberg und ins Schaubergwerk ist, und wurde von der Erzberg GmbH gepachtet. Wurden zunächst hauptsächlich Souvenirs, Getränke und Snacks sowie Süßigkeiten verkauft, haben die Betreiber mittlerweile zu einem richtigen Speisebetrieb expandiert und kochen für ganze „Busladungen" von Touristen. Die Angelegenheit, die zunächst eigentlich als Form einer Liebhabe-

60 Diese Idee mit der Werkstatt hat dieser Bergmann erst Jahre nach unserem ersten Gespräch verwirklicht. Er gehörte zu jenen Leuten, die mit 51 Jahren in das Sonderunterstützungsgesetz geschickt wurden, und er erzählte mir damals, wie sehr er seine Arbeit geliebt habe und daß er sich jetzt fast ein bißchen nutzlos vorkomme, nachdem er nicht mehr arbeiten dürfe.

rei begonnen hat, als Resultat einer Art Reminiszenz an ihren Heimatort, wie es Marianne mir gegenüber vor einiger Zeit ausdrückte, wuchs sich zu einem veritablen Geschäft aus, das ordentlichen Gewinn abwirft.

So wie Marianne und Jürgen ein erfolgreiches Unternehmen in Eisenerz starteten, gibt es mittlerweile viele kleine Initiativen von Leuten, die Zimmer oder Ferienwohnungen vermieten und die Marktlücke ausfüllen, die das Fehlen eines größeren Beherbergungsbetriebes mit sich bringt. Aufgrund der ausgezeichneten Wander- und Langlaufmöglichkeiten sowie des sonstigen touristischen Angebotes, ist Eisenerz ein beliebtes Ziel von Besuchern, die einer Form des „sanften Tourismus" den Vorzug geben. Davon profitieren auch Christian und Josefine Berger. Christian Berger ist gelernter Schlosser und hat am Erzberg im KFZ-Reparaturbereich gearbeitet, ehe er von der Entlassungswelle Mitte der 1980er erfaßt wurde. Schon vor diesem Zeitpunkt hatte er gemeinsam mit seiner Frau, die lange Jahre für die Bäckerei ihres Vaters die Buchhaltung und den Schriftverkehr erledigt hatte, eine Schlosserei mit Schlüsseldienst eröffnet, um sich ein zweites Standbein aufzubauen. Seine Frau kam zudem auf die Idee mit einer Frühstückspension, die sie innerhalb kürzester Zeit verwirklichten und die mit großem Erfolg läuft. Frau Berger liefert ein Beispiel dafür, wie sich die in der Industriegesellschaft konsolidierten Genderregime – wenigstens zum Teil – auflösen. Zwar ist die Führung einer Fremdenpension ein „klassisches" Betätigungsfeld von Frauen in Tourismusregionen, während die Männer noch anderen Tätigkeiten nachgehen. Aber Frau Berger betreibt die Pension nicht als Zuerwerb, sondern als eigenständiges Unternehmen. Die Putztätigkeiten werden an Billiglohnkräfte auf Stundenbasis vergeben, und sie weiß auch darüber hinaus Prioritäten zu setzen. Die reproduktiven Tätigkeiten im Haushalt unterbleiben, wenn sie wichtigere Dinge zu erledigen hat. Sie habe es erst gar nicht „einreißen" lassen, daß ihr Mann sich ständig zum gedeckten Tisch setzen könne. Entweder koche er etwas oder man gehe eben eine Kleinigkeit essen.[61] Hier wird auf einer kleineren Ebene zweierlei aus der Diskussion um Genderregime deutlich: Qualifizierte Frauen – oder solche in entsprechenden Positionen – beschäftigen minderqualifizierte – oder auf Billiglohnjobs angewiesene – Frauen, um sich auf ihre Aufgaben konzen-

61 Was für urbane oder akademische Verhältnisse selbstverständlich erscheinen mag, ist es in vielen „ländlichen" oder „peripheren" Regionen keineswegs.

trieren zu können. Außerdem lassen sie sich, ohne daß Ungleichheitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern damit schon aufgelöst wären, nicht mehr so einfach an den „Herd" zurückdrängen.[62]

Ich habe bisher einige erfolgreiche Beispiele angeführt, wie in Eisenerz auf die schwierige ökonomische Situation reagiert wird. Ich will jedoch keineswegs verhehlen, daß nicht alle Aktivitäten so erfolgreich sind, und die Beispiele der arbeitslosen Lehrerin oder der in Teilzeit arbeitenden Beschäftigten im Schaubergwerk illustrieren dies. Eine weitere Kehrseite des erfolgreichen Modells verkörpert die alleinerziehende Mutter Michaela Murschetz, die nach dem frühen Tod ihres Vaters von der Schule abging und seither in prekären Arbeitsverhältnissen beschäftigt ist. Hätte sie nicht einen Hausmeisterposten, für den sie neben geringfügiger Bezahlung eine mietfreie Wohnung erhält, könnte sie sich nicht über die Runden bringen, weil sie nur stundenweise Putzaufträge – z.B. bei Frau Berger – erhält. An ihr wird auch ersichtlich, wie sich verschiedene Ausschlußfaktoren potenzieren können. Als alleinerziehende Mutter hat sie keinen Partner, der zum Familieneinkommen beiträgt; weil sie ihre Tochter versorgen mußte, konnte sie keinen Ganztagesjob annehmen; da sie über keine abgeschlossene Ausbildung verfügt, bleibt sie auch an ungelernten Tätigkeiten – im konkreten Fall an Putztätigkeiten – hängen, bei denen ein Aufstieg praktisch unmöglich ist. Als Folge dieser Faktoren fehlen ihr sowohl das Selbstvertrauen als auch das symbolische Kapital sozialer Netzwerke, welches sie für eine Verbesserung ihrer Situation benötigen würde. Jenseits ihrer persönlichen Bemühungen und Anstrengungen wirken also Mechanismen der Exklusion, denen sie wenig entgegenzusetzen hat. Die mißlungenen Versuche, sich zu etablieren, bleiben allerdings in der Regel im Verborgenen. Wer erzählt schon gerne die Geschichte eines Scheiterns; stattdessen werden neue Anläufe unternommen oder man „wurschtelt" sich durch und gibt sich zufrieden. Wenn es stimmt, was Arjun Appadurai beobachtet, daß nämlich die Phantasie und die Imagination wichtige Werkzeuge bei der Konstruktion unseres sozialen Lebens und unserer Identität geworden sind[63], dann kann es auch nicht verwundern, wenn dabei die weniger erfolgreichen Seiten unserer Biografie ausgeblendet bleiben.

62 Vgl. Young (wie Anm. 30), S. 84 und S. 87.
63 Vgl. Appadurai (wie Anm. 36), S. 198ff.

Schluß

Gemeinsam ist den zuvor angeführten Aktivitäten, daß sie meist nicht „von oben" gegründet wurden, sondern auf der Initiative von einzelnen Personen in Eisenerz beruhen, deren Engagement irgendwann auch öffentlich und durch diverse Institutionen gewürdigt wurde. Ganz im Sinne von Certeaus Ausführungen haben sich diese Praktiker andere Orte und Räume erobert, die Umstände genutzt und so neue Initiativen lanciert. Vielleicht weniger im Sinne von Certeau können aus diesen Taktiken Strategien entstehen, wenn sie von gewissen Institutionen entdeckt und beachtenswert gefunden werden. Dann erhalten die Taktiken einen Ort, werden Strategien entwickelt und Konzepte entworfen. Nichtsdestotrotz entstammen sie den kreativen Köpfen von Menschen in den Regionen, deren endogenes Entwicklungspotential häufig unterschätzt wird. So gesehen belegen meine Forschungen, was Georg Elwert für andere wirtschaftsanthropologische Forschungen konstatiert hat: Bremswirkungen des Traditionalismus können nur selten belegt werden. Die Forschungen „zeigen vielmehr endogene Dynamiken des Wandels und strategisches, optimierendes Verhalten weitaus mehr als schwerfälligen Traditionalismus".[64] Wesentlich ist zudem, daß die vorgestellten Initiativen an traditionelle Wissensbestände und Vorstellungen anknüpfen, die an die neuen Herausforderungen angepaßt werden.[65] Und dabei werden – auch wenn dies nicht in jedem Fall gelingt – Strukturen geschaffen, die auf längere Sicht tragfähig sind und prekäre und unsichere Situationen vermeiden helfen. Dies zeigen sowohl jene Aktivitäten, die an das kulturelle Erbe des Bergbaus anknüpfen – das Schaubergwerk, die Schmiedewerkstätte, der Verein Steirische Eisenstraße, das montanhistorische geologische Büro, das Projekt @fter-mining – als auch jene, die darüber hinausweisen – die Glasfabrik, Beherbergungsbetriebe und sonstige Unternehmen. Über den Erfolg vieler Projekte entscheiden die verschiedenen Kapitalsorten, über die die Menschen verfügen. Am wichtigsten scheint dabei nicht das

64 Elwert, Georg: Die Verflechtung von Produktionen. Nachgedanken zur Wirtschaftsanthropologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 26/1984, S. 379–402, hier S. 381.

65 Diese Wissensbestände haben in der Regel mit dem Bergbau zu tun, nützen entsprechende Erfahrungen und Routinen und bestätigen so Richard Sennetts Kritik an der neuen Ökonomie, der er vorwirft, diese Aspekte zu vernachlässigen.

ökonomische Kapital zu sein, sondern das symbolische Kapital von Netzwerken, das Türen öffnet, Zugang zu verschiedenen Förderungsmöglichkeiten und ganz allgemein Gehör für diverse Ideen verschafft. Dafür sind immer noch die alten politischen Kanäle von Gewerkschaft und Sozialdemokratischer Partei hilfreich, die in Eisenerz nach einem Zwischentief in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre fast wieder zur alten Stärke gefunden haben.

Bei meiner Darstellung ging es mir nicht um die Frage, wer die Gewinner oder Verlierer der beschriebenen Entwicklungen sind. Vielmehr strebe ich eine Perspektive an, die diese Einschätzung relativieren will. Jeremy Rifkin beispielsweise hat behauptet, die „Symbolanalytiker" und Wissensarbeiter, die über eine sehr gute Ausbildung verfügen, werden zu den Gewinnern der ökonomischen Entwicklung gehören.[66] In vielen Arbeiten zu den jüngsten ökonomischen Entwicklungen bedient man sich dieser Unterscheidung zwischen Gewinnern und Verlierern. Gewinner sind für gewöhnlich die mobilen transnationalen Akteure mit entsprechender Ausbildung, die ihr spezifisches Wissen über den ganzen Globus transportieren und gewinnbringend einsetzen können. Als Verlierer werden die seßhaften Akteure gesehen, die über eine geringere Ausbildung verfügen und weniger Mobilitätsbereitschaft an den Tag legen. Orvar Löfgren hat vor einigen Jahren in einer kritischen Auseinandersetzung mit postmodernen Diskursen über Identitäten und Territorialitäten die Frage aufgeworfen, welche Menschen mit den dabei verwendeten Metaphern eigentlich beschrieben würden und kam zu dem Schluß, es handle sich um Männer der Mittelklasse.[67] Wenn ich diese Gedanken mit Bourdieu weiterführe, so müssen wir Anthropologen uns der Gefahr bewußt sein, wie sehr unsere eigene Position in dieser Welt gewisse Einschätzungen nahelegt. Ich habe in Eisenerz – aber nicht nur dort – gelernt, daß es unterschiedliche Auffassungen über Gewinner und Verlierer geben kann. Die Menschen dort entwickeln Taktiken und Strategien, die die globalen, ökonomischen Entwicklungen reflektieren, damit aber gleichzeitig ihre Ortszugehörigkeit garantieren sollen. Mobilität erachten sie im Zusammenhang mit Bildung oder Urlaub durchaus als erstrebenswert, Flexibilität ist für sie in jenem Ausmaß bedeutsam,

66 Vgl. Rifkin (wie Anm. 18), S. 127ff.

67 Vgl. Löfgren. Orvar: Leben im Transit? Identitäten und Territorialitäten in historischer Perspektive. In: Historische Anthropologie 3 (1995) 3, S. 349–363, hier S. 352.

als es bei den eigenen Vorhaben unterstützend wirken kann. Allerdings sehen sie jene als Verlierer, die ihre Existenz über eine ständige Mobilität oder ein Nomadentum sichern müssen, die über keinen eigenen Ort der Zugehörigkeit – auch im räumlichen Sinn – verfügen. Diese Einstellungen stellen eine Reaktion auf globale ökonomische Veränderungen dar. Die Menschen in Eisenerz suchen an ihrem konkreten Ort und in ihrer spezifischen Situation nach kreativen Lösungen, die unter Rückgriff auf traditionelles Wissen den neuen Anforderungen spätmoderner und postindustrieller Gesellschaften gerecht werden.

Johannes Moser. Economic Transformation in an Alpine Mining Community: Reflections on Economic Anthropology

This contribution concerns itself with the changes that have come about in a Styrian mining community due to deindustrialization. The author, after a brief description of the community in question, considers issues of work and working societies in the late modern period as well as the global/local dialectic. The body of the paper, however, is focused on the responses to the economic changes themselves. On the one hand, such changes evoke specific discourses, while on the other hand, they lead to practical strategies and tactics – in de Certeau's sense – to master the problems that have arisen. Those creative solutions that have shown themselves to be particularly successful have combined native and traditional knowledge with adaptation to the conditions of the postmodern economy.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 163–182*

Mitteilungen

Der Muttertag als volkskundliches Forschungsfeld*

Franz Grieshofer

Die Volkskunde hat sich zum einen bereits früh, in der Folge jedoch kaum mit dem Muttertag als Brauch beschäftigt. Erst in jüngerer Zeit wird der Muttertag, nun in Anlehnung an sozialhistorische Arbeiten, wieder thematisiert.

Früh, weil bereits 1932, also etwa zehn Jahre nach der Einführung und Propagierung des Muttertages in Deutschland wurden im dritten Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV), der Österreich mit einschloß, unter Nummer 126 folgende Fragen gestellt:
a) Gibt es einen Muttertag und seit wann?
b) Wie wird der Muttertag begangen?
c) Ist der Muttertag in alle Kreise Ihres Ortes eingedrungen?
Die Kommissionsmitglieder des Atlasunternehmens waren sich aber der Ungewöhnlichkeit ihrer Fragen bewußt, denn sie fühlten sich bemüßigt, den Fragen nach dem Muttertag eine Erklärung anzufügen. Diese lautet:

> „Es wird vielleicht manchen Mitarbeiter befremden, daß wir unter unsere Fragen auch den Muttertag (...) aufgenommen haben, eine Veranstaltung, die in manchen Teilen Deutschlands noch ganz unbekannt ist, und die, wo sie sich auszubreiten beginnt, vielfach gerade von den Freunden der Volkskunde als etwas Fremdes und Künstliches abgelehnt wird. Gewiß wird mancher Geschäftsmann ein solches Fest, bei dem allerlei kleine Geschenke gekauft werden, mit Freuden begrüßen, und dafür werben. Aber wenn es sich dabei nur um Geschäft und Mache handelt, könnte sich der Gedanke doch nicht so schnell in weite Kreise auch der Landbevöl-

* Dieser Beitrag ist als Ergänzung zur Ausstellung „Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages", die vom 5. April bis 4. Juni 2001 im Österreichischen Museum für Volkskunde zu sehen war, gedacht. Zur Ausstellung erschien im Österreichischen Museum für Volkskunde auch ein Begleitbuch von Boesch, Alexander, Hartwig Knack: Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. Wien 2001. 260 S., 170 Abb. (Kataloge des Österr. Museums f. Volkskunde, Bd. 78).

kerung, besonders in Süddeutschland, Eingang verschafft haben. (...) Es gibt Feste aus antiker, germanischer und frühchristlicher Überlieferung. Warum sollte es dem sozialen Empfinden der Gegenwart verwehrt sein, Träger eines neuen Festgedankens zu werden? Nicht, ob manche Leute ihre geschäftlichen Interessen hineinmengen, bleibt entscheidend. Das geschieht ja auch zu Nikolaus, Weihnachten, Ostern und anderen Festen, bei denen es Geschenke zu kaufen gibt. Schicksal und Gestalt des Muttertages wird von denen bestimmt, die seinem Gedanken aus Liebe und Gemeinschaftsgeist einen tiefen menschlichen Sinn geben."[1]

Die Mitglieder der Atlasstelle in Berlin drücken damit aus, was damals allgemein empfunden wurde: der Muttertag hatte zwar noch nicht die Weihen eines traditionellen Brauches erlangt, er war jedoch drauf und dran eine Sitte zu werden.

Ein genereller Blick auf die Karten zeigt, daß der Muttertag im gesamten Reichsgebiet relativ gleichmäßig verbreitet war, daß es aber eine ebenso gleichmäßig über das Reich verbreitete Anzahl von Orten gab, in denen der Muttertag unbekannt war bzw. aus denen keine Antwort auf die Frage gegeben wurde.[2] In Österreich, das gegenüber Deutschland eine etwas geringere Belegortedichte aufweist, scheint hingegen der Muttertag allgemein bekannt gewesen zu sein, denn die Anzahl der Negativbelege ist relativ gering. Angaben, daß der Muttertag schon vor 1927 bekannt war, treten in Ostösterreich, besonders rund um Wien, häufiger auf als im Westen.

Für die Ethnographie bedeutet die Kartographie eine wichtige Methode der Kulturraumforschung. Sie versucht aus der Darstellung von Kulturprozessen Erkenntnisse über den Innovations- und Diffusionsverlauf von kulturellen Phänomenen zu gewinnen. Im Falle der ADV-Karten zum Muttertag ist ihr Aussagewert wegen der wenig differenzierten und wohl auch mißverständlichen Fragestellung allerdings nicht sehr hoch. Nachfolgende Bearbeitungen durch Helmuth Plath und Matthias Zender erbrachten jedoch genauere Ergebnisse.[3]

1 Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft: Stand der Arbeiten am Atlas der deutschen Volkskunde (= Mitteilungen der Volkskunde-Kommission, 3). Berlin, Januar 1932, S. 42.

2 Harmjanz, Heinrich, Erich Röhr (Hg.): Atlas der Deutschen Volkskunde. Leipzig 1937–1939, Bd. 1, Karten 33/34.

3 Plath, Helmut: Verbreitungsgesetze in Brauch- und Wortgeographie Niedersachsens und angrenzende Gebiete. In: Neues Archiv für Niedersachsen. Landeskunde/Statistik/Landesplanung, H. 15 (1950), S. 51–67; Zender, Matthias: Das Volksleben in den Rheinlanden seit 1815. In: Rheinische Geschichte in 3 Bänden, Bd. 3. Hg. v. Petri, Franz und Georg Droege. Düsseldorf 1979, S. 800–808.

Zuletzt hat sich Beate-Cornelia Matter kritisch mit dem Atlasmaterial aus Rheinland-Pfalz auseinander gesetzt.[4] Sie verweist auf die Diskrepanz zwischen veröffentlichter Meinung und dem tatsächlichen Vorkommen der Muttertagsfeier in einem Ort. Um den Prozeß der Übernahme des Festes genauer nachvollziehen zu können, setzt sie unter Heranziehung von Statistiken die Antworten in Relation zur Einwohnerzahl, zur Zahl der Haushalte, zum Altersaufbau, zur Konfessionsverteilung und zur Berufszugehörigkeit beziehungsweise zur Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe des jeweiligen Belegortes. Danach läßt sich generell feststellen, daß in Kleinstgemeinden (unter 500 Einwohner) der Anteil der Negativantworten überproportional hoch liegt, während in Gemeinden mit mehr als 500 Einwohnern die Akzeptanz für Muttertagsfeiern zunimmt. Als weiteres Fazit hält Beate-Cornelia Matter fest: „Die Neigung, den Muttertag als Familienfest zu begehen, wächst mit der Zahl der Einwohner, während Schulfeiern offenbar in den Kleinstgemeinden eine vergleichsweise große Rolle spielen."[5] In Orten mit hohem Anteil an landwirtschaftlicher Bevölkerung hatte sich die Notwendigkeit eines Muttertages zur Zeit der Befragung noch kaum durchgesetzt. Bezüglich der konfessionellen Zugehörigkeit und der Bereitschaft zu Muttertagsfeiern in Kirche bzw. Familie kommt Beate-Cornelia Matter dank ihrer Methode gegenüber Zender zu einem wesentlich differenzierteren Befund. Generell konstatiert sie, daß – im Gegensatz zu Österreich – in Rheinland-Pfalz evangelische Gemeinden den Bestrebungen zur Einführung eines Muttertages positiver gegenüber standen als katholische Gemeinden, die darin eine Konkurrenz zur Marienverehrung sahen.[6]

Unabhängig von den Muttertags-Karten im ADV versuchte der Germanist und Volkskundeprofessor in Freiburg i.Br. John Meier Ursprung und Einführungsverlauf des Muttertages zu verfolgen.[7] Dazu hatte er bei Kollegen eine Umfrage gestartet. Sein Informant aus Österreich war Arthur Haberlandt, der Direktor des Volkskundemuseums. Von ihm erfährt er, daß der Muttertag in Österreich durch die verstorbene Mutter des Altbundespräsidenten, Frau Marianne Hainisch, angeregt und durch die ihr nahestehenden Frauenorganisationen eifrig gefördert worden sei. Weiters weiß Haberlandt zu berichten, daß in den Schulen auf den Tag hingewiesen werde und

4 Matter, Beate-Cornelia: Der „Deutsche Muttertag". Versuch einer Auswertung des ADV-Materials. In: Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60. Geburtstag. Hg. v. Bringéus, Nils-Arvid u.a. Münster 1988, Bd. 1, S. 151–163.

5 Matter (wie Anm. 5), S. 158–159.

6 Matter (wie Anm. 5), S. 160–161.

7 Meier, John: Muttertag. In: Zeitschrift f. Volkskunde 46, 1936/37, S. 100–112.

die Kinder Anleitungen zum Basteln von Glückwunschbriefen erhielten. Vor allem aber werde den Müttern Blumen geschenkt. Der Brauch habe in Österreich mehr in den Städten und in den Kreisen der Intelligenz Wurzeln gefaßt als in der Landbevölkerung.[8]

Auch John Meier war klar, daß der Muttertag nicht dem Volk entstamme, sondern von außen in das Volk getragen worden sei. Ihn wunderte nur, auf welch starke Resonanz diese neue Sitte fiel. Das war auch der Grund, weshalb John Meier nach einem Funktionsäquivalent für den Muttertag suchte, denn es drängte sich ihm die Frage auf, „ob der Gedanke allein im Hirn der Anreger entstanden ist, oder ob sie diesen letzten Endes wieder einem volksmäßigen Brauch entnommen haben".[9]

Bekanntlich wurde John Meier in England fündig. Er sieht nämlich in dem seit dem 17. Jahrhundert nachgewiesenen Brauch des „Mothering Sunday" zu Lätare den Ursprung des Muttertagsfestes. Laut Meier sei dieser „Mothering Sunday" gegen Ende des 19. Jahrhunderts jedoch als „altmodisch und nicht mehr zeitgemäß empfunden" worden und daher zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch „wohlmeinende, volkserzieherisch eingestellte Persönlichkeiten, welche seine Idee erhalten wollten", zum modernen „Mothers Day" umgewandelt worden. Von England sei er in seiner neuen Form nach Amerika gelangt und von dort wieder zurück nach Europa, wo er sich nach dem Ersten Weltkrieg auszubreiten begann. Solche Rückwanderungen und damit verbundene Transformationen von Bräuchen sind, wie etwa das Beispiel des Santa Claus zeigt, nichts Außergewöhnliches.[10]

Im Falle des Muttertages ist, wie Eduard Strübin im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde" darlegen konnte, die Sachlage allerdings grundlegend anders.[11] Das Fest entstand nämlich genuin in Amerika und seine Idee begann sich rasch auch in Europa auszubreiten. Strübin übermittelt des weiteren den aktuellen Wissensstand über die globale Ausbreitung des Muttertages, wobei ihm Lily Weiser-Aalls Arbeit „Der Mutter- und Vatertag in Norwegen" wichtige Aufschlüsse liefert[12], um sich dann in den folgenden Abschnitten den Anfängen des Muttertages in der Schweiz und seiner damals gegenwärtigen Geltung zu widmen. Es ist interessant zu lesen, wie

8 Meier (wie Anm. 7), S. 110.

9 Meier (wie Anm. 7), S. 101.

10 Mezger, Werner: Sankt Nikolaus. Zwischen Kult und Klamauk. Zur Entstehung, Entwicklung und Veränderung der Brauchformen um einen populären Heiligen. Ostfildern 1993.

11 Strübin, Eduard: Muttertag in der Schweiz (= Schweizerisches Archiv f. Volkskunde 52). Basel 1956, S. 95–121.

12 Weiser-Aall, Lily: Der Mutter- und Vatertag in Norwegen (= Schweizerisches Archiv f. Volkskunde 52). Basel 1956, S. 203–213.

sich bereits seit 1914 zwei der evangelisch-reformierten Kirche zuzurechnende religiöse Gruppen, die Unions Chrétiennes de Jeunes Gens de la Suisse romande und die Heilsarmee, um die Einführung bemühen, daß der gesamtschweizerische Durchbruch jedoch erst erfolgte, als der Verband der Schweizer Floristen 1930 begann, den Festtag massiv zu propagieren. Ähnlich wie in Deutschland verbanden die Geschäftsleute ihre Interessen mit den idealistischen Bestrebungen einzelner. Trotz gegenteiliger Stimmen, die es auch in der Schweiz gab, „drang in den nächsten Jahren bei fortschreitender Propagierung der Muttertag in immer weitere Kreise und erlangte bald Volkstümlichkeit".[13]

Eduard Strübins abschließende „brauchbiologische und kulturgeschichtliche Bemerkungen" beinhalten grundsätzliche Überlegungen über das Wesen des Muttertagsfestes. Auch er stellt fest, daß bei vielen das Gefühl vorherrsche, der Muttertag entspräche keinem „echten" Brauch. „Aber gerade die ‚modernen', problematischen Züge müssen als Ausdruck der gegenwärtigen geistigen Lage ernst genommen werden." Während Meier für die rasche Popularität des Muttertages ein Funktionsäquivalent bei älteren (religiösen) Bräuchen sucht, sieht Strübin den Erfolg des Muttertages in seinem Gehalt. „Der Volksmensch hat seit je ein tiefes Bedürfnis nach Sentiment, in der Gegenwart mit ihrer betonten Sachlichkeit ganz besonders. Nicht zum wenigsten offenbaren sich diese Gefühlskräfte im Drange nach Verehrung. (...) Als nun dazu aufgerufen wurde, den Müttern besondere Ehre zu erweisen, rührte man an Urgefühle."[14] Diese Hinwendung zur „Frau und Mutter" findet im Ansteigen der Marienverehrung eine Entsprechung. Von ihr erhofft man Rettung und Zuflucht in einer kriegerischen Welt. Strübin spricht von einer quasi Neuentdeckung der weiblichen Natur.

Im Sinne der Innovationsforschung[15] läßt sich konstatieren, daß der Muttertag auf die Initiative einzelner Persönlichkeiten im Umkreis religiöser Gruppen zurückzuführen ist, daß dem ideellen Anspruch, einen Gedenktag zu Ehren der Mütter abzuhalten, jedoch erst durch die massiven Geschäftsinteressen durchschlagender Erfolg beschieden war. Die Diffusion erfolgt nämlich nicht durch private Kommunikation, sondern durch öffentliche Information, durch Propaganda in Massenmedien wie Zeitungen, durch Reklame und Radio. Die Idee eines Gedenktages für die Mutter erlangte auf diese Weise schlagartig allgemeine Akzeptanz.

13 Strübin (wie Anm. 11), S. 107.
14 Strübin (wie Anm. 11), S. 118ff.
15 Bringéus, Nils-Arvid: Das Studium von Innovationen. In: Zeitschrift f. Volkskunde 64, 1968, S. 161–185.

In seinem wichtigen Aufsatz „Brauch ohne Glaube" macht Leopold Schmidt das „schlechte Gewissen" als Motiv für die Abhaltung von Gedenktagen geltend.[16] Für die brauchmäßige Verankerung des Muttertages in der Gesellschaft reicht diese Erklärung freilich nicht aus.

Hiezu liefern die sozialhistorischen und politikwissenschaftlichen Arbeiten von Karin Hausen[17] und Irmgard Weyrather[18] wichtige Aufschlüsse. Erstere zeigt die Mechanismen auf, die zur Durchsetzung des Muttertages in Deutschland führten. Von der Analyse des Muttertags-Geschehens ausgehend, versucht Hausen den Muttertag in ideologische und sozialpolitische Zusammenhänge einzuordnen. Erst die so gewonnenen Erkenntnisse versetzen die beiden in die Lage, die Rolle des Muttertages zu interpretieren, indem sie die zum Kult hochstilisierte Verehrung der Mutter in Relation zu dem durch den Ersten Weltkrieg und die Nachkriegszeit ins Wanken geratenen „männlichen Prinzip" setzt.

Irmgard Weyrather beleuchtet den Muttertag während des Nationalsozialismus und seine Instrumentalisierung durch die NSDAP. Hier wird auf eindrucksvolle Weise gezeigt, wie sehr sich die Funktion eines Brauches durch politische und ideologische Interessen manipulieren läßt.

Unter ähnlichen Aspekten verfolgen zwei Diplomarbeiten den Muttertag über einen längeren Zeitraum. Katharina Schlimmgen[19] betrachtet den Muttertag vor dem Hintergrund der jeweils herrschenden Frauen- und Familienideologie über die Zeitspanne von 1920 bis 1984 und untergliedert diese in vier Abschnitte, in welchen jeweils „andere Identifikations- und Legitimationsmuster gelten, andere ökonomische und gesetzliche Voraussetzungen, andere gesellschaftliche Notwendigkeiten sowie andere ideologische Schwerpunkte vorherrschen und gegeben sind".

16 Schmidt, Leopold: Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen. In: Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten.Gebilde.Gebärden. Berlin 1966, S. 286–312, hier S. 294–295.

17 Hausen, Karin: Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultischer Verehrung. Der „Deutsche Muttertag" in der Weimarer Republik. In: Huck, Gerhard (Hg.): Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland. 2. Aufl. Wuppertal 1982, S. 249–280; Hausen, Karin: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923–1933. In: Medinck, Hans, David Sabean (Hg.): Emotionen und materielle Interessen. Göttingen 1984, S. 473–523.

18 Weyrather, Irmgard: Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die deutsche Mutter im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1993.

19 Schlimmgen, Katharina: Der Muttertag in Deutschland – Geschichte und ideologische Funktion eines Familienfestes. Diplomarbeit, Gelsenkirchen 1985.

„Unter Berücksichtigung von Frauenbild und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen" untersucht Beate Grein[20] den Muttertag im Spiegel ausgewählter steirischer Tageszeitungen. Auch sie betrachtet den Muttertag vor dem Hintergrund der jeweils vorherrschenden politischen, ökonomischen und ideologischen Verhältnisse, um darin das jeweilige Rollenbild der Mutter zu ergründen. Erst die Berücksichtigung gesellschaftspolitischer Faktoren vermag den jeweiligen Stellenwert aufzuzeigen, der dem Brauch im Verlauf der Zeit zukommt. Grein verweist auch auf Max Matter[21], der mit den Begriffen „Deutscher Muttertag – Tag der Deutschen Mutter – Muttertag" den Wandel des Muttertagsbrauches im Spannungsfeld von „Emotionalisierung und Entpolitisierung" beschreibt, in dem er die gesellschaftspolitischen Verhältnisse einerseits und die Propagierung und die Feier des Muttertages andererseits in Relation setzt. Oder wie es Beate Grein ausdrückt: „Was zuvor pathetische Überhöhung war, hat in den ausgehenden Jahrzehnten begonnen ‚menschlichere' Formen anzunehmen".[22]

Es gilt festzuhalten, daß sich der Sinngehalt und der Stellenwert des Muttertages im Laufe der Jahrzehnte gewandelt hat, daß der Muttertag aber nach wie vor einen Fixpunkt im bürgerlichen Kalender bildet. Seine Nichtbeachtung würde einer groben Mißachtung gleichkommen und von den Adressatinnen als Kränkung empfunden werden. Der Muttertag hat verpflichtenden Charakter, er entspricht gewissermaßen einem sozialen Gebot. Grundgelegt wird diese Verpflichtung durch die Norm innerhalb des jeweiligen, von der Sitte (Sittlichkeit) bestimmten Werte- und Normensystems.[23] Das Verhalten richtet sich nach dem Grad der von der Norm geforderten

20 Grein, Beate: Der Muttertag im Spiegel ausgewählter steirischer Tageszeitungen unter Berücksichtigung von Frauenbild und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Diplomarbeit, Graz 1993.

21 Matter, Max: Emotionalisierung durch Entpolitisierung. Deutscher Muttertag – Tag der Deutschen Mutter – Muttertag. Unveröffentlichtes Manuskript, o.J.

22 Grein (wie Anm. 20), S. 148.

23 Aus der umfangreichen Literatur zur Brauchforschung seien hier angeführt: Dünninger, Josef: Brauchtum. In: Stammler, Wolfgang (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriß. Bd. 3, 2. Aufl. Berlin 1967, S. 2571–2640; Brückner, Wolfgang: Art. Sitte und Brauch. In: Staatslexikon, Bd. 4. Freiburg–Basel–Wien 1988, S. 1179–1181; Scharfe, Martin (Hg.): Brauchforschung. Darmstadt 1991, besonders seine Einleitung S. 1–26; Bimmer, Andreas C.: Brauchforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1988, S. 311–328; Bringéus, Nils-Arvid: Der Mensch als Kulturwesen. Würzburg 1990, bes. die Abschnitte über Kulturelle Prozesse und Kulturelles Verhalten; Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen, Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München/Luzern 1985.

Verpflichtung, die vom Kannverhalten über das Sollverhalten bis zum Mußverhalten (Gesetz, Tabu) reicht. Ihren Ausdruck findet die Sitte (Norm) in konkreten Handlungsmustern, in Zeichen und Symbolen. Seinen rituellen Charakter erzielt der Muttertag aus einer Reihe zwingend vorgegebener Brauchelemente, die dem Ablauf ein unverwechselbares Gepräge verleihen. Sie bilden gewissermaßen die Konstanten des Brauches. Im Falle des Muttertages, an dem es gilt, seine Dankbarkeit und Ehrerbietung für die vielen Mühen im Jahr zu zeigen, setzt sich das Repertoire aus Schenken, Blumen, Frühstückstisch, Essen im Gasthaus, Ausflug, etc. zusammen. Je nach Einsatz und Abfolge dieser Elemente entwickeln sich familiäre Traditionen. In diesem Zusammenhang kann zu Recht von Ritual gesprochen werden. Riten sind „heilige" Symbolhandlungen, in denen Menschen etwas über sich selbst, über ihre Stellung zueinander sowie zum Weltganzen ausdrücken. Im Ritual werden die transzendenten Mächte beschworen, die Ahnen, das „Schicksal". Es ist interessant zu beobachten, wie sehr beim Muttertag von Anfang an diese starke Affinität zum Kult gegeben ist. Die Ehrung der Mutter wird zur Weihehandlung, zum „Gottesdienst", ihre Verehrung zum Mutterkult, ihre Stellung in der Familie und im Staat zur Heiligen und Heldin. Dazu gehört, daß die Anleitung zum Feiern in „10 Geboten" vermittelt wird.

Diesem veröffentlichten Bild einer rituellen Inszenierung des Muttertages steht jedoch der tatsächliche Ablauf in den Familien gegenüber. Dieser ist abhängig vom sozialen Milieu, von der Familiensituation, von der Einstellung zum Muttertagsfeiern. Neben der diachronen Betrachtungsweise geht es der Brauchforschung eben auch um eine synchrone Erfassung der Funktion einer Sitte im jeweils konkreten Fall. Denn es ist wichtig, das Denken und das Handeln der Menschen aus ihrem eigenen Weltbild heraus zu beurteilen.

Erinnerungen an Richard Beitl (1900–1982)

Herbert Schempf

1960 nahm Richard Beitl seine Vorlesungen an der jetzt Freien Universität Berlin wieder auf. Dort, allerdings in der alten; Unter den Linden gelegenen Kaiser Wilhelm-Universität, heute Humboldt Universität, hatte er sich 1933 auf Anraten von Arthur Hübner für das Fach Deutsche Volkskunde, das bis dahin in Berlin nicht vertreten war, mit einer Untersuchung über „Korndämonen und Kinderscheuche" habilitiert. 1921 war Richard Beitl zum Studium aus Vorarlberg nach Berlin gekommen und hatte, von wenigen Nachkriegsjahren abgesehen, der Stadt bis 1980 die Treue gehalten, ohne jedoch darüber seine Vorarlberger Heimat, wohin er für seine beiden letzten Lebensjahre wieder zurückkehrte, literarisch zu vergessen.

Aber es war nicht eigentlich er, den ich 1964 in der Dahlemer Aula aufsuchen wollte, nachdem ich das juristische Studium abgeschlossen und zur weiteren Ausbildung nach Berlin gekommen war. In Tübingen hatte ich die Bekanntschaft mit Eckehard Catholy (Jahrgang 1914) gemacht, der sich dort mit einer vielbeachteten Arbeit über das Fastnachtspiel des Spätmittelalters (Tübingen 1961)[1] habilitiert und daraufhin einen Ruf an die Freie Universität auf einen Lehrstuhl für Deutsche Philologie angenommen hatte. Da die juristische Weiterbildung mir genügend freie Zeit ließ, wollte ich versuchen, an einer seiner Lehrveranstaltungen teilzunehmen, womit er höchst einverstanden war und mich in sein Seminar über das Eisenacher Zehnjungfrauenspiel aufnahm. Ich versuchte deshalb am Schwarzen Brett das Vorlesungs- und Übungsangebot zu erkunden und stieß eigentlich mehr durch Zufall auf die Ankündigung von Richard Beitl, im Wintersemester 1964/65 eine Übung zum Thema „Rechtsüberlieferungen im Volk" abzuhalten. Das Thema erweckte mein Interesse, hatte ich doch in Tübingen bei Ferdinand Elsener und in München bei Friedrich Merzbacher Vorlesungen zur Deutschen Rechtsgeschichte besucht, die sich beide, wovon ich aber erst wesentlich später erfuhr, mit Fragen einer volkstümlichen Rechtskultur beschäftigt haben. Also begab ich mich in die Sprechstunde zu Richard

1 E. Catholy ist auch der Autor des zweibändigen Werkes „Das deutsche Lustspiel" (Stuttgart 1969 bzw. 1982), einer Monographie „Karl Philipp Moritz und die Ursprünge der deutschen Theaterleidenschaft" (Tübingen 1962), einer Gesamtdarstellung des deutschsprachigen Fastnachtspiels (Sammlung Metzler 56) sowie zahlreicher Aufsätze, darunter „Das Tiroler Fastnachtspiel und Nürnberg. Plagiat oder Neuschöpfung?" In: Tiroler Volksschauspiel. Bozen 1976, S. 60–73, worin er die Eigenständigkeit der Spiele des Sterzingers Vigil Raber nachweist.

Beitl, um nachzufragen, ob ich überhaupt willkommen wäre. Denn ich war ja nicht mehr Student und hatte deshalb in einer studentischen Lehrveranstaltung eigentlich nichts zu suchen. Aber zu meiner Überraschung war Richard Beitl äußerst angetan vom Interesse eines Juristen, der sich zu ihm verirrt hatte und zudem noch die ihm vertraute süddeutsche, wenn auch nicht alemannische Mundart sprach. Meine Teilnahme sei mehr als erwünscht, ließ er mich wissen, er habe es immer bedauert, daß bislang niemand von der Nachbarfakultät zu ihm in eine Lehrveranstaltung gekommen sei.

Die Großstadt Berlin war damals, so merkwürdig das klingt, der Volkskunde nicht günstig. Ob die Teilung der Stadt dazu geführt hat, vermag ich heute nicht zu beurteilen. Immerhin bot die westliche Hälfte immer noch genügend studentisches Potential. Die Insellage von Westberlin hatte zudem bewirkt, daß auch verstärkt Studenten aus den westdeutschen Bundesländern zum Studium in die geteilte Stadt kamen, die dazu mancherlei Anreiz schuf, von der Befreiung ihrer männlichen Bewohner vom Wehrdienst über Fahrtkostenzuschüsse seitens des Senats bis hin zu einer keine Sperrstunde kennenden Gaststättenkultur. Allerdings fehlte das märkische Hinterland als Anschauungsobjekt für die Volkskunde, das nur unter größten Schwierigkeiten von Westberlin aus betreten werden konnte. Richard Beitl hatte übrigens seine ersten Vorlesungen gerade über märkische Volkskunde[2] gehalten und ihr auch später manche Untersuchung gewidmet. Es blieb aber die Großstadt[3] mit ihren neuen Objektivationen, die der Volkskunde hätten neue Impulse vermitteln können. Aber noch hatte die Volkskunde nicht „Abschied vom Volksleben" genommen. Von ihrer bäuerlich-handwerkerlichen Umklammerung hat sie sich erst rund 10 Jahre später befreien können. Noch war die Zeit nicht reif für eine „Gegenwartsvolkskunde", wie sie Leopold Schmidt[4] als erster zu systematisieren versucht hat. Richard Beitl hatte indes schon in den 30er Jahren eine erste Darstellung einer Volkskunde der Gegenwart versucht, wozu er Mitteilungen und Fakten verwendete, die er aus der Beobachtung und Auswertung der Tageszeitungen gewonnen hatte, vor allem auch die Alltagssprache, die ihn bis zu seinen letzten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte[5].

2 Ein Vorlesungsmanuskript „Volkskunde der Mark Brandenburg" aus dem Wintersemester 1938/39 fand sich im Nachlaß und soll in das Archiv des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt Universität Berlin als Dotation übergeben werden. Freundliche Mitteilung von Dr. Klaus Beitl, Wien.

3 Lauterbach, Burkhart: Volkskunde der Großstadt. Münchener Anmerkungen zu einem durchgängigen Verweigerungsverhalten. In: Volkskultur als Programm. Updates zur Jahrtausendwende (Münster u.a. 1996), S. 95–113.

4 Schmidt, Leopold: Gegenwartsvolkskunde (= Sonderband 1 der Veröffentlichungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde). Wien 1976.

Die Freie Universität besaß keinen volkskundlichen Lehrstuhl. Richard Beitl hatte den Status einen Titularprofessors innerhalb der philosophischen Fakultät. Im Osten der Stadt war die Situation nicht viel anders. Die Einflußnahme der Partei hatte dazu geführt, daß sich begabte Wissenschaftler wie etwa Ingeborg Weber-Kellermann (1918–1993) in den Westen absetzten. Die Zurückgebliebenen suchten nach demokratischen Strömungen in Volkslied und Volksballade[6] oder wandten sich der reichen, aber politisch weniger ergiebigen materiellen Volkskultur zu. Lesenswert sind immer noch beispielsweise die Arbeiten von Reinhard Peesch, mit dem Richard Beitl seit seiner Zeit beim Atlas für deutsche Volkskunde befreundet war, etwa über das Holzgerät in seinen Urformen[7] oder die Fischerkommünen auf der Insel Rügen[8].

Außer der schon erwähnten Übung zu Rechtsüberlieferungen im Volk hat Richard Beitl den wenigen Studenten, die sich bei ihm einfanden, eine Reihe von Lehrveranstaltungen angeboten, die dem künftigen Volkskundler ein gutes Rüstzeug vermittelten, wie „Wesen, Wege und Ziele der deutschen Volkskunde", Übungen zur Europäischen Märchenforschung, zur Großstadtvolkskunde, „Volksbrauch der Lebensstufen", Deutsche Mythologie seit Jacob Grimm und ihre Nachwirkungen, Sprache und Gemeinschaft, Natur und Übernatur im deutschen Volksglauben sowie „Volkskundliche Kartographie", für die er als ehemaliger Mitarbeiter am Atlas der deutschen Volkskunde besonders kompetent war[9] und die er auch 1960 als Thema für einen Vortrag an der Philosophischen Fakultät der Freien Universität wählte, der er fortan angehörte. Schon die leider ungedruckte Habilitationsschrift von 1933 fußte weitgehend auf dem Material, welches er beim Atlasunternehmen vorfand und die er mit insgesamt 126 Kartenblättern ausstattete.

Bei der geringen Zahl der Studenten ließ sich der Unterricht, zumal in den Übungen, recht frei gestalten. Wir lasen zusammen vor allem die Klassiker zur rechtlichen Volkskunde von Grimm bis Künßberg, wobei jeder der Teilnehmer sich einen Text vornahm und zu interpretieren versuchte. Im Anschluß daran trug Richard Beitl seine Meinung dazu vor und vermittelte aus seinem reichen Wissen weiterführende Überlegungen und Anregungen.

5 Beitl, Richard: wenn sich's reimt. Ein Beitrag zur Berliner Volkskunde. In: Festschrift für Wilhelm Hansen. Münster 1978. S. 377ff.

6 Steinitz, Wolfgang: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten. Zwei Bände. Berlin 1954/1962. Neuauflage Berlin 1980.

7 Peesch, Reinhard: Holzgerät in seinen Urformen. Berlin 1966.

8 Ders.: Die Fischerkommünen auf der Insel Rügen und auf Hiddensee. Berlin 1961.

9 Beitl, Klaus (Hg.): Atlas der deutschen Volkskunde. Kleine Geschichten eines großen Forschungsunternehmens. Würzburg 1990.

Daß ich später dann verschiedentlich wieder mit der rechtlichen Volkskunde konfrontiert wurde, verdanke ich entscheidend den damals empfangenen Anregungen, die offenbar auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Als erste literarische Frucht haben sie sich dann in einem kleinen Artikel niedergeschlagen, den ich 1967 publizieren konnte[10].

Das Ende des Wintersemesters 1964/65 brachte auch meinen – vorläufigen – Abschied von Berlin, da ich zur Beendigung meiner Ausbildung nach Baden-Württemberg zurückkehren wollte. Persönlich bin ich dann Richard Beitl nur noch beim Volkskundekongreß 1965 in Marburg/Lahn und bei der Verleihung der Michael Haberlandt-Medaille des Vereins für Volkskunde im Sommer 1974 in Gobelsburg/NÖ. begegnet. Allerdings blieben wir fast bis zu seinem Tod am 29.03.1982 durch Briefe miteinander verbunden. So berichtete ich ihm, daß ich auf Empfehlung von Leopold Schmidt in das Mitarbeiterteam der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie eingetreten war, worauf er mir antwortete (Brief vom 27.12.1977):

> „Zu Ihrer Aufgabe als Mitarbeiter bei der großen volkskundlichen Bibliographie wünsche ich Ihnen Kraft und Ausdauer. Es ist wirklich eine Auszeichnung, wenn auch eine mit Dornen und Disteln umkränzte."

Gelegentlich konnte ich ihm auch meine ersten wissenschaftlichen Versuche schicken. Einen Sonderdruck der „Kleinen Fische", worin viel von Fisch – und anderen Maßen die Rede ist[11], die seitens des Schweizer Verlages aber im Druck als „Fischmasse" erschienen, gab er mir mit Rotstift korrigiert zurück, wobei alle nicht passenden ss in ß verbessert waren. Trotzdem

> „es ist mir jedesmal eine Freude, wenn Post von Ihnen kommt. ‚Stumme Post' kommt manchmal durch die ÖZV" (Brief vom 27.12.1977).

Und

> „Ihren Aufsatz in der ÖZV habe ich vergnügt gelesen. Soweit ist es also gekommen! Ein fleißiger Rechtshistoriker ‚aus dem Reich' forscht und findet im Ländle, der im Montafon geborene amtliche Volkskundler aber schweigt." (Brief vom 21.09.1976)

Angesprochen war mein Aufsatz über Vorarlberger Weistümer[12], wozu ich durch den von Karl Heinz Burmeister herausgegebenen ersten und bislang einzigen Band von Weistümern Vorarlberg betreffend angeregt wurde. Al-

10 Juristische Schulung 1967 (Heft 5), S. 200ff.

11 Kleine Fische. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Band 1. 1978, S. 63–80.

12 ÖZV 79 (1976), S. 100ff.

lerdings wies er mich darauf hin, daß die Vorarlberger Schreibweise Alp statt Alm nicht durchgängig eingehalten war. Aber die Korrektur geschah in aller Freundschaft. Denn gleichzeitig erhielt ich von ihm den gerade erschienenen Band „Vom Havelland zum Val Serchio" (Bregenz 1976), Erinnerungen an seine Militärzeit während des Zweiten Weltkrieges, dem zu Weihnachten 1976 ein Bändchen mit Gedichten folgte, die zwischen 1952 und 1954 in Schruns entstanden waren. „Garben und Kränze" lautet ihr Titel (Ried/Innkreis 1973).

Zum 80. Geburtstag wurde von Leopold Schmidt eine längst fällige Festschrift für Richard Beitl geplant. Klaus Beitl, der Sohn, mit dem ich seit unserer ersten Begegnung in Marburg 1965 in regem freundschaftlichen Kontakt stand, hatte mich gebeten, mich daran quasi als letzter Schüler Richard Beitls zu beteiligen. Ich hatte, bedingt durch andere berufliche Beanspruchungen, nur einen kleinen Beitrag über Aberseer Flurnamen verfasst, die ich ihm im Anschluß an seinen Kalenderbeitrag „Woher die Flurnamen kommen" im Taschenjahrbuch für den Vorarlberger Landwirt 25 (1967) widmen wollte. Dann hörte ich lange Zeit nichts mehr von dem Unternehmen. Offenbar hatten wirtschaftliche Umstände dazu geführt, daß das von Leopold Schmidt druckreif gemachte Buchmanuskript zunächst liegen bleiben mußte. Die insgesamt neun Beiträge von Kollegen wie Oskar Moser, Karl Haiding, Leopold Kretzenbacher, Karl Teply, Gerda Grober-Glück, Felix Karlinger, Leopold Schmidt und Leander Petzoldt konnten so erst nach dem Tode Richard Beitls in der Form eines erweiterten Heftes der ÖZV wenigstens als Gedenkschrift erscheinen[13].

Nichts ist so sehr vom Wandel der Zeit erfaßt wie das Werk eines Wissenschaftlers. Neue Erkenntnisse und Sichtweisen lassen sein Schaffen oft schnell veralten. 1974 konnte Richard Beitl zusammen mit seinem Sohn Klaus eine dritte Auflage des 1932 erstmals erschienenen Wörterbuchs der deutschen Volkskunde besorgen, die natürlich das Erscheinungsjahr der Erstauflage nicht verleugnen konnte, gleichwohl mit ihren Literaturangaben bis in die unmittelbare Gegenwart fortgeschrieben wurde und so, wie Leopold Schmidt bemerkte, eines der – damals wie heute – wenigen echten Hilfsmittel für das Fach ist. Seine Deutsche Volkskunde von 1933 (2. Auflage 1938) dürfte dagegen nicht mehr dem Stand der Forschung entsprechen, wogegen man den „Kinderbaum", Brauchtum und Glauben um Mutter und Kind aus dem Jahr 1942 immer wieder gern zur Hand nimmt. Und so sind es denn vor allem die beiden immer noch lesenswerten Romane und seine Gedichte, die zusammen mit seiner Sammlung Vorarlberger Sagen[14] die Erinnerung an Richard Beitl wach halten.

13 ÖZV 85 (1982), Heft 3.

Dieses poetisch-literarische Schaffen zeigt die andere Seite von Richard Beitl, die des Schriftstellers, der 1957 für sein dichterisches Werk mit dem renommierten Bodensee-Literaturpreis ausgezeichnet wurde. Die letzten Lebensjahre konnten ihm immerhin noch die Neuauflagen seiner Romane „Angelika" (Bregenz 1979) und „Johringla" (Bregenz 1982) bescheren, was er nicht ohne Stolz vermeldete. Beide Romane spielen in der ländlich-bäuerlichen Gesellschaft Vorarlbergs. Aber als Heimatschriftsteller sah er sich nicht. „In jeder echten Dichtung ist Heimat. Ins Firmenschild gehört sie nicht", schrieb er einmal.

Der 100. Geburtstag von Richard Beitl am 14.05.2000 ist Anlaß, seiner in Dankbarkeit zu gedenken.

14 Richard Beitl hat zwei Bände mit Sagen aus Vorarlberg herausgegeben. Einmal eine Neuausgabe der Sammlung von Vonbun, Franz Josef: Die Sagen Vorarlbergs mit Beiträgen aus Liechtenstein. Feldkirch 1950, Reprint Bregenz 1981; und: Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg. Feldkirch 1953, Reprint Bregenz 1982. Inzwischen ist ein weiterer Band Vorarlberg betreffend erschienen. Vogt, Werner: Sagen aus der Talschaft Bregenzerwald. Dornbirn 1992.

Mythos Stallbetn – volkskundlicher Antiquitätenfirlefanz? Eine erste Annäherung

Roland Halbritter



Natternwirbel, Knochen, Zähne, Hufnägel, Münzen und andere amulettwertige Gegenstände zum Schutz für das Vieh – sogenannte „Stallbetn", eine rosenkranzähnliche Ansammlung allerlei schutzverheißender Objekte, die man zusammen als Kompositamulett im Stall als Segen aufhängte, wurden auch als Wenderketten bezeichnet.[1] Ähnliche Aneinanderreihungen von Amuletten und anderen Abwehrmitteln finden sich bei den Fraisketten,[2] die man mit Amuletten und meist einem Breverl[3] versah, um sie vornehmlich

1 Vgl. hierzu Chmielewski-Hagius, Anita: Wenderkette. In: Söhnke, Lorenz (Hg.): Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten. Ausstellungskatalog des Badischen Landesmuseums. 2 Bde. Karlsruhe 1994. Bd. 1, S. 48–50, Kat.-Nrn. 77 u. 78. Wender sind gewerbetreibende Heilkundige, die neben Naturheilmitteln auch zauberisch-magische Artikel aller Art anboten und damit scheinbar manches Übel zum Guten wenden konnten. Ähnliches kann für andere Amulette wie Fraisketten oder Breverln vermutet werden, die von solchen Heilkundigen vertrieben wurden. Die Erscheinungsform von Stallbetn dürfte wohl hauptsächlich im Alpenraum verbreitet gewesen sein.

2 Zu Fraisketten vgl. Kriss-Rettenbeck, Lenz: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963, S. 48 und Kat.-Nr. 153; Hansmann, Liselotte, Lenz Kriss-Rettenbeck: Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte. München 1966, S. 226, Kat.-Nrn. 750–756; Svoboda, Christa, Ernestine Hutter: Die Krippensammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum und Abwehrzauber und Gottvertrauen – Kleinodien Salzburger Volksfrömmigkeit. Salzburg 1985, S. 241–247; Chmielewski-Hagius (wie Anm. 1), S. 50f. Nemec, Helmut: Zauberzeichen. Magie im volkstümlichen Bereich. Wien/München 1976, Kat.-Nrn. 40, 52, und 53 und passim. Vgl. auch: Buschinger, Alfred: Ein Rosenkranz aus Natternwirbeln. In: Salamandra 8 (1972), H. 3/4, S. 180–182. Er berichtet dort von einem Rosenkranz aus dem Vinschgau, wie sie wohl auch Kapuzinermönche in Schlanders zu fertigen pflegten.

3 Zur neuesten Forschung über Breverln siehe Halbritter, Roland: Südtiroler Breverln – Amulette zwischen Magie und Glaube? In: Der Schlern 72/1998, Heft 1, S. 39–64. Schwangeren beispielsweise mit Breverln zur glücklichen Geburt zu verhelfen, läßt sich bereits in einer Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisen, in der sog. Wolfsthurner HS. (Aufbewahrungsort Südtiroler Landesmuseum für Jagd und Fischerei Schloß Wolfsthurn in Mareit). Sie gibt auch etymologischen Aufschluß über den Gebrauch des Wortes „Breverl" für derlei Amulettpäckchen, wenn dort „... schreib diese wort auff ain priefel und heng ez dem menschen an den hals ..." oder „... so schreib daz gepet und iren namen an ain prieff und leg es auf den nabel ..." oder „... nem diese puchstaben an ain prieflein geschriben ..." zu lesen ist. Sie fand bereits mehrfach Eingang in das Handwörterbuch des Aberglaubens (HDA) und wurde 1891 kurz vorgestellt, um seitdem unverständlicherweise nicht wieder behandelt zu werden, obwohl sie höchst Interessantes zum spätmittelalterlichen Brauchtum und Aberglauben vermitteln kann. Vgl. hierzu auch Zingerle, Oswald v.: Segen und Heilmittel aus einer Wolfsthurner Handschrift des XV. Jahrhunderts. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin 1891, S. 172–177 u. 315–324.

den Kindern umzuhängen. Wie also einst umgehängte Fraisketten Kinder vor jeglichem Unheil schützen sollten, dienen Stallbetn dem Bauern als Bannmittel gegen Krankheiten und andere dem Vieh drohende Anfechtungen. Nicht auszuschließen ist auch die Umhängung dieser Stallbetn an das akut erkrankte Tier selbst. Ansonsten mögen sie wohl in einer Ecke des Stalles als prophylaktisches Schutzmittel aufgehängt gewesen sein. Jedem einzelnen Bestandteil des hier exemplarisch vorgestellten Stallbetns werden schutzverheißende Wirkung zugesprochen.

Als Aufhängung dient ein etwa 4,5 cm großer Eisenring, dessen Material man bereits schutzkräftige Eigenschaften zusprach.[4] An ihn sind drei doppelt verlaufende, pechgetränkte Hanfschnüre geknotet. Die mittlere mißt nur etwa 11cm – an ihr Ende ist ein großer Backenzahn angebunden, dazwischen sind drei rote Holzkugeln und ein Teil eines Natternwirbels jeweils durch Verknotungen voneinander getrennt, wie auch alle übrigen Teile durch Knoten unterteilt sind. Die beiden anderen Schnüre sind jeweils circa 50 cm lang, wurden am anderen Ende an einer dreifach durchbohrten Münze befestigt und besitzen ihrerseits 6 separat angehängte Schnüre. An der Münze – ein stark abgenutzter Kreuzer von 1790 – hängt eine weitere längere Schnur mit einem Kruzifix am Ende. Insgesamt befinden sich also folgende Objekte an dem Stallbetn: 18 schwarze, 14 rote und 3 kupferfarbene Holzperlen, 18 Knochenteile (1 ganzer Knochen, 6 Rohrstücke, 11 Endstücke der Gelenke, vermeintlich von Marder und Raubvogel stammend, evtl. auch schlichte Geflügelknochen), 8 Natternwirbel, 5 zu Spiralen gedrehte Eisendrähte, 4 Fruchtbecher von Eicheln (2 von ihnen sind mit einer wachsähnlichen Paste in Form einer stilisierten Eichel, eine indessen ist mit einer großen Holzkugel und eine mit Bocksbart gefüllt), 4 gebogene Eisennägel (Huf- und Sargnägel), 3 Münzen[5] (Kreuzer von 1790, 2-Gro-

4 Vgl. Olbrich, Karl: s.v. Eisen. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA) Bd. 2, 1929/30, Sp. 717–729. Vgl. auch zu Eisen in Ringform: Kriss-Rettenbeck, 1963 (wie Anm. 2), S. 107f. Marie Andree-Eysn berichtete ebenfalls von Amulettringen, die als Schutz gegen Krankheiten dienen und vor Gespenstern schützen sollten. In: Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910. (Neuauflage Hildesheim/New York 1978) S. 136. Die Eisenringe mögen aus Sargnägeln, die man von verwitterten Särgen hernehmen soll, geschmiedet sein oder aber von zufällig gefundenen Nägeln stammen, die dann zusätzlich mit magischen Zeichen versehen werden konnten. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Ammann, J. J.: Volkssegen aus dem Böhmerwald. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin 1891, S. 197–214. Dort wird von gefundenen Eisenringen gesprochen, die bei Tieren angewandt werden, die am sog. Boanwachs leiden, einem geschwulstigen Auswuchs an der Knochenmasse.

5 Durch die Tatsache, daß hier Münzen vereinigt sind, die mehr als hundert Jahre

schenstück von 1894, 1-Groschenstück von 1925 [? unleserlich]), 3 Tierzähne (vermutlich von Schwein und Rind stammend), 1 schwarzes Holzkreuz mit einer Gelbgußplastik eines Kruzifixus sowie der bereits erwähnte Eisenring. Andere Konglomerate ersetzen wohl in Ermangelung der Natternwirbel diese gerne auch durch Rehwirbel.

Besondere Wirkung schrieb man dem Eisen zu, zumal in einer formgebundenen Gestalt. Insgesamt befinden sich vier Eisennägel in gewundener Form an dem Stallbetn, von denen vermutlich einer als Sargnagel und drei als Hufnägel angesehen werden können. Auch sie waren in erster Linie als ein krankheitabwehrendes Mittel in Gebrauch, beziehungsweise sollten sie vor dem sog. Verschlagen des Viehs beim Schmied schützen.[6] Sargnägel galten als Abwehrzauber und als Schutzmittel gegen Krankheiten beim Vieh[7] und sollen auch bei der Herstellung von Amuletten verschmiedet worden sein. Ferner befinden sich fünf, spiralig gedrehte Eisendrähte – die Form rührt wohl von spiralförmig sich windenden Würmern her – als Einhängsel am Stallbetn, von denen man sich bei Wurmkrankheiten des Viehs Hilfe versprach.[8] Die eingesteckten Haare in einem Fruchtbecher der Eichel, vermutlich Haare von Gemse oder Steinbock, den „Bocksbart", darf man in Analogie als Fruchtbarkeitsamulett ansehen, damit auch das Vieh sich reichlich vermehre. Von Marderknochen, die bei ähnlichen, anderen Stallbetn bereits nachgewiesen wurden,[9] ist nur bekannt, daß man Fell und Pfoten gerne als Amulett sowohl Kindern als auch dem Vieh zum Schutze vor dem bösen Blick anhängte[10]. Ähnliches darf man sich dementsprechend auch von Knochen erwartet haben, da man in ihnen den Sitz der Kraft und der Seele vermutete.[11]

Die Natternwirbel, die häufig als Fraisketten aufgekettet, aber auch bei Stallbetn in Erscheinung treten, gelten allgemein als Apotropäum. Für deren Gewinnung weiß man von abenteuerlichen Fang- und Tötungsmethoden und nachfolgender Behandlung der toten Natter in einem Ameisenhaufen zu berichten, um das Fleisch von den Knochen zu lösen.[12] Ob wohl je ein

auseinander liegen, wird deutlich, daß der Stallbetn entweder im Laufe der Zeit ständigen Veränderungen unterzogen war oder, wahrscheinlicher, erst im 20. Jahrhundert seine Ausprägungen erfuhr. Klare Aussagen zur Authentizität dieses Kompositamulettes und seines Gebrauchszusammenhangs können bislang nicht zweifelsfrei belegt werden. Derzeit befindet sich diese Untersuchung in Arbeit.

6 Vgl. hierzu Nemec (wie Anm. 2), S. 126f.

7 Geiger, Paul: s.v. Sargnagel. In: HDA Bd. 7, Sp. 955–957, hier Sp. 956.

8 Nemec (wie Anm. 2), S. 126f.

9 Chmielewski-Hagius (wie Anm. 1).

10 Webinger, A.: s.v. Marder. In: HDA, Bd. 5, 1932/33, Sp. 1632–1634.

11 Bächtold-Stäubli, Hanns: s.v. Knochen. In: HDA, Bd. 5, 1932/33, Sp. 6–14.

Natternwirbel nach dem genau vorgeschriebenen Ritual gewonnen wurde, darf jedoch angezweifelt werden. Weitverbreitet war der Glaube, die Schlange würde die Milch der Kühe trinken und sie damit verderben. Im alpenländischen Volksglauben sah man in der Schlange schlechthin alles Böse, das man eben durch die Aufreihung ihrer „Gebeine" zu bannen suchte, in der Art »seht her was mit euch geschieht, wenn ihr euch nähert«. Kleine Klammer – in Patagonien werden noch heute erbeutete Füchse von den Gouchos an den Zaun als Mahnobjekte angehängt. Ähnliches versprach man sich wohl auch durch angenagelte Raubvögel, Fledermäuse oder Kröten an den Stalltüren.[13] Für das Etschland sind derartige Bräuche nachgewiesen.[14]

Die Verwendung von vier Fruchtbechern der Eichel, in denen unterschiedliche Materialien eingefügt wurden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit klären, legt aber die Vermutung nahe, daß man sich von ihnen – quasi als beständigeres Produkt der Eichenbäume – im Analogiedenken ähnliche magische Wirkung versprach, wie von den Eichen und vor allem von dem Eichenlaub selbst. Letzteres spielte sowohl bei der magischen, als auch bei

12 Andree-Eysn (wie Anm. 4), S. 141f.

13 Vgl. hierzu Luh, Peter: s.v. Fledermaus. In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte (RDK) Lieferung 104–105, 1995/96, Sp. 980–1043, hier Sp. 1016, 1028f. und 1042. Dort mit einer Radierung von Félix Bracquemond von 1865, die neben einer angenagelten Fledermaus auch eine Krähe und zwei Greifvögel an einem Holztor zeigt. Schon Plinius berichtete von der Fledermaus; so solle eine dreimal um das Haus getragene und über dem Eingang mit dem Kopf nach unten aufgehängte Fledermaus Böses bannen.

14 Vgl. hierzu: Zingerle, Ignaz V.: Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck 1871. Geier, S. 79: „Wenn man einen Geier geschossen hat, soll man ihn mit ausgespreizten Flügeln an die Stallthüre nageln oder an einer hohen Stange befestigen und diese in der Nähe des Stalles aufrichten (Etschland)"; Kröte, S. 94: „Kröten werden an die Stallthüre genagelt, damit das Vieh nicht vermeint werde (Burggrafenamt)". In diesem Zusammenhang sei auf eine, wenn auch umstrittene Veröffentlichung hingewiesen, die zumindest eine Fülle von Bildmaterial liefert: Fillipetti, Hervé/Trotereau, Janine: Symboles et pratiques rituelles dans la maison paysanne traditionelle. Paris 1978 (dt. Ausgabe 1992 unter dem Titel: Zauber, Riten und Symbole. Magisches Brauchtum im Volksglauben). An einem Stallsegen des Bayerischen Nationalmuseums hängt auch ein Teil eines Vogelflügels; andere zeigen Vogelkrallen oder Vogelkopffragmente. Mir liegt eine Photographie um 1910 vor, die zahlreiche angenagelte Raubvögel an einem Scheunentor zeigt. Konkret dürften in erster Linie Geier, Mäusebussarde und Eulen für diese Zwecke angenagelt worden sein. Vgl. hierzu auch: Gattiker, Ernst u. Luise: Die Vögel im Volksglauben. Eine volkskundliche Sammlung aus verschiedenen europäischen Ländern von der Antike bis heute. Wiesbaden 1989, S. 475. Nachgewiesen für den Kreis Moers am Niederrhein im beginnenden 20. Jahrhundert, aber auch für die Oberpfalz, wo ein solcher Brauch gegen Blitzeinschlag helfen sollte.

der antiseptischen (wegen der Gerbsäure) Anwendung im Stall eine große Rolle, etwa bei der Krankheitsbehandlung der Kühe.[15]

Die ehemals bunt gemischten Holzperlen (schwarz, rot und kupferfarben) darf man wohl als Apotropäum gegen Hexen ansehen, und so bot der Stallbetn wohl einst als blinkendes, farbenschillerndes (die kupferfarbenen Holzperlen waren einst sogar in Lüsterfarben) und formenreiches Sammelsurium einen höchst skurrilen Anblick. Ihm schenkten nicht nur die vermeintlichen Hexen ihr Augenmerk. Sie zogen früher und ziehen auch heute noch den Blick von manch einem auf sich, der den Stall betrat oder betritt.

So hätte man sich wohl von Seiten der Forschung noch vor einigen Jahren diesem Thema zugewandt. Heute bleibt es jedoch abzuwarten, ob der vermeintlich dargelegte Gebrauchszusammenhang und das äußere Erscheinungsbild jener Stallbetn einer historisch fundierten Untersuchung wirklich standhalten können, oder aber in den Bereich volkskundlicher Konstrukte eingereiht werden müssen. Bisherige Untersuchungen haben ergeben, daß die Objekte nicht so alt sind, wie sie uns möglicherweise erscheinen mögen, auch wenn altes Material hierfür Verwendung fand. Es tauchen Wallfahrtsmedaillen der 1960er Jahre auf, ein bewußt zerhämmertes 1-Pfennigstück von 1949, identische moderne rote Kordelstücke an 2 (!) unterschiedlichen Stallbetn im Angebot eines einzigen Händlers, offensichtlich vorgaukelnde, historische Säurepatina an Metallteilen, ohne indessen nachweisen zu können, daß dies spätere Einfügungen sind. Im Gegenteil deutet sogar vieles darauf hin, daß findige Antiquitätenhändler solche Stücke möglicherweise in Auftrag gegeben haben. Ich möchte mit diesem kurzen Beitrag deshalb Anreiz für eine wissenschaftliche Diskussion liefern. Wo gibt es evtl. weitere Objekte in Heimatmuseen und vor allem seit wann; oder hängen möglicherweise derlei skurrile Ausprägungen des Aberglaubens noch in den Ställen?

Zu viele Ungereimtheiten haben sich bei den bisherigen Untersuchungen ergeben, keine historische Quelle läßt sich bisher eruieren. So ist es beispielsweise verblüffend, daß kein einziges Objekt vor den 1960er Jahren

15 Vgl. hierzu Marzell, Georg: s.v. Eiche. In: HDA, Bd. II, 1929/30, Sp. 646–655, hier Sp. 650. Eichenblätter wurden dem Vieh zur Gesundung im Krankheitsfall gereicht, Eichenholz legte man beispielsweise in den Stall, um so vor Zauberei des Teufels gewappnet zu sein, aber auch Eichenzweige dienten als Hexenabwehrmittel. Abgesehen davon sind Eichen bereits in der Antike als heilige Bäume verehrt worden. Zeus weissagte beispielsweise in einer Eiche in Dodona, und selbst an vielen Wallfahrtsorten ist die Eiche als Bestandteil der Wallfahrtslegende nicht mehr wegzudenken. Eichenlaub ist häufig an mittelalterlichen Bauten in den Kapitellen zum Bestandteil der Bauplastik geworden – beispielsweise in Chartres oder in Naumburg. All diese wechselseitigen Beziehungen mögen der Eiche und ihrem schutzverheißenden Ruf Rechnung getragen haben.

nachweisbar ist. Auch Lenz Kriss-Rettenbeck sind derlei Dinge erst seit den späten 1960er Jahren das erste Mal untergekommen. Mögen gar seine Standardwerke erst den Anlaß dazu gegeben haben, solche Dinge zu kreieren? Überraschend ist, daß sich keines dieser Konglomerate in der so bedeutenden Sammlung Kriss befindet, ebensowenig in der nicht weniger umfangreichen Sammlung des Volkskundemuseums in Dietenheim in Südtirol oder in anderen vergleichbaren Museen. Woran liegt das wohl? Möglicherweise finden sich welche in kleineren Heimatmuseen, vornehmlich im niederösterreichischen Raum? Wer kann zur investigativen Volkskundeforschung beitragen? Ich stelle meine Exemplare gerne einer chemisch kriminologischen Untersuchung zur Verfügung, um dem Mythos „Stallbetn" auf die Schliche zu kommen. Ich hoffe, mit diesem kurzen Zwischenbericht nicht dazu beizutragen, daß nun Stallbetn in die Ställe gehängt werden, um einer Kontinuität vermeintlich althergebrachter Riten Vorschub zu leisten.

In der Folge möchte ich weitere Stallbetn mit ihrer jeweiligen Problematik vorstellen und dazu dann hoffentlich Meinungen und Äußerungen von Lesern und Wissenschaftlern zu diesem Thema. Vielleicht läßt sich auch Erhellendes zu den Herstellern dieser „Rosenkränze" selbst sagen, denn diese sollten sich nicht hinter ihrer Geschicklichkeit und Phantasie verstecken können. Derlei Gebilde sind jedenfalls Ausprägungen eines Zeitgeistes, dem man in der volkskundlichen Forschung Aufmerksamkeit schenken sollte.

Neuerscheinung

Istrien: Sichtweisen

Begleitbuch zur Jahresausstellung 2001 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee vom 27. Mai bis 14. Oktober 2001 und vom 27. Oktober 2001 bis 27. Jänner 2002 im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien

Wien/Kittsee 2001. – 87 Seiten, Abb., Format 14,8 x 20,8 cm, brosch. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Bd. 13).
ISBN 3-900359-93-8

Inhalt:

Franz GRIESHOFER, Vorwort 11–12; Veronika PLÖCKINGER, Sichtweise: Historischer Fremdenverkehr 13–24; Veronika PLÖCKINGER, Matthias BEITL, Sichtweise: Ethnographischer Blick I, 25–30; Elke-Nicole KAPPUS, Sichtweise: Ethnographischer Blick II 31–46; Lidija NIKOČEVI , Nevena ŠKRBI , Sichtweise: Österreich-Mythen in Istrien 47–54; Aldo SOSI , Sichtweise: Landvermessung 55–58; Denis VISINTIN, Sichtweise: Österreichische Landwirtschaftspolitik 59–62; Lidija NIKOČEVI , Sichtweise: Jugoslawische Ethnographie 63–68; Nevena ŠKRBI , Sichtweise: Istrien heute „von innen" 69–74; Loredana BOGLIUN-DEBELJUH, Sichtweise: Politik 75–80; Milan RAKOVAC, Sichtweise: Europa 81–84; Elke-Nicole KAPPUS, Zeittafel zur Geschichte Istriens 85–86.

Bestellungen:

Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
A-2421 Kittsee
Tel. +43/2143/2304, Fax +43/2143/2025
E-mail: office@schloss-kittsee.at

ATS 135,–/DM 19,19/EURO 9,82 (exkl. Versand)
ATS 90,–/DM 12,80/EURO 6,55 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 185–190*

Chronik der Volkskunde

Arbeitstagung „Born in Europe" im Museum Europäischer Kulturen in Berlin-Dahlem und im Heimatmuseum Berlin-Neukölln, 14. und 15. Dezember 2000

Die Tagung wurde durch Grußworte von Prof. Dr. Peter-Klaus Schuster, Generalsekretär der Staatlichen Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Dr.Hans-Martin Hinz, Staatssekretär der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Berlin, Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba, Direktor des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität und Prof. Dr. Konrad Vanja, Direktor des Museums Europäischer Kulturen – SMPK eröffnet.

Darauf stellten Udo Gößwald und Henrick Stahr vom Heimatmuseum Neukölln das Ausstellungskonzept der für 2003 in Berlin geplanten Großausstellung „Born in Europe" vor. Dem Anspruch des Projekts entspricht dessen Doppelcharakter, der zwei miteinander zu verschränkende Ausstellungsteile vorsieht: 1. Aspekte einer Geburtskultur in Europa und 2. Europäische Identitäten. Die freie Kuratorin Nicola Lepp versuchte in ihrer Darstellung die Entwicklung einer Gesamtstruktur zu skizzieren, die den beiden angesprochenen Themenkomplexen – Geburtskultur und Identität – übergeordnet ist. Sie schlug dafür die Metapher des Hauses vor, einerseits die Geburtshäuser von bekannten Persönlichkeiten, weiters die modernen Geburtshäuser als Orte für eine neue Form des natürlichen Gebärens und drittens das „Haus Europa" als Chiffre für eine gesamteuropäische Identität.

Anschließend stellten die Berichterstatterin und Dorothea Rüb das für Wien im Österreichischen Museum für Volkskunde 2002 geplante Ausstellungsprojekt „Neu geboren" vor. Es geht von einem zeitgenössischen Umgang mit dem Thema aus, der die historischen Dimensionen aber stets mitdenkt und einmal in mikroskopischen, dann wieder in makroskopischen Schnitten auch sichtbar werden läßt. Im Mittelpunkt steht zwar die kulturwissenschaftliche Betrachtung, aber die unterschiedlichen disziplinären Zugänge, der medizinische, der psychologische, der sozialanthropologische und besonders der künstlerische Blick werden in sublimer Weise mitlaufen.

Es werden Blicke hinaus und hinein sein („der Körper als Vitrine" im übertragenen Sinn), Blicke ins Scharfe und ins Unscharfe, aus der Perspektive des Kindes sowie der Erwachsenen. Das Sichtbare, das Objekt, das Bild, das Symbol wird die thematischen Inhalte transportieren, aber mit Hilfe der Inszenierung wird auch die emotionale Ebene des Themas unterstützt und das Unsichtbare, das Mysterium des neuen Lebens materialisiert und aktiviert.

Die gesellschaftlichen Umstände, die heute den Akt der Zeugung (auf natürlichem oder künstlichem Wege), die Zeit der Schwangerschaft, die Phase der Geburt, die ersten Tage, Wochen und Monate des Kindes und mit dem Kinde bestimmen, waren nie so facettenreich wie heute. Fast alles ist gegenwärtig schon möglich, im positiven, wie im negativen Sinne.

Das Spiel mit kulturellen Fragmenten ist heute offen wie nie zuvor, aber mit den Wahlmöglichkeiten steigen auch die Unsicherheiten, und die Konflikte zwischen Wissensformen treten deutlicher hervor. Die Kenntnis verschiedener kultureller Praktiken in unterschiedlichen Milieus steigert zwar den Wunsch, macht es aber nicht leichter, lebensweltliches Wissen in eigene ganzheitliche Erfahrungen umzusetzen.

Diese realen Fragen der gesellschaftlichen Bedingungen und des sie beeinflussenden sozialen, wirtschaftlichen und politischen Rahmens ist ein Strang der Wiener Ausstellungs-Regie. Wie erlebten und erleben Frauen das elementare Geschehen um Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt? Wie war und ist die Rolle der Väter? Welche Rollen gibt es sonst noch rundum? Wie steht es um die Haltung zu den Kindern?

In einem zweiten Strang geht es in diesem Projekt jedoch um eine andere zentrale Frage der Menschen, die sich durch Jahrhunderte bis in die Gegenwart verfolgen läßt: um den alchimistischen Traum des „Menschenmachens", um die Vision von künstlichem Leben, um die Reproduzierbarkeit des Menschlichen im Reagenzglas, um Schöpfungsmythen schlechthin, die sich von Adams Rippe bis zur Entschlüsselung der Gene als Bausteine des Lebens durchziehen. Da gehört der Wunsch nach genetisch designten Kindern genauso dazu wie im Cyberspace erzeugte virtuelle Körper.

Eine wichtige Aufgabe wird dabei künstlerischen Interventionen zukommen, die geeignet sind, sowohl historische Sichtweisen als auch gegenwärtige Zugänge interpretieren zu helfen. Die Malerei der Renaissance und des Barock, die Literatur der Romantik, Sciencefiction und Medienkunst werden hierzu befragt werden und in ausgewählten Beispielen in der Ausstellung modellhaften Einsatz finden.

Nach dieser Präsentation folgten zwei weitere Berichte: von einer Ausstellung („Van lust tot leven") im Museum Boerhaave in Leiden, Niederlande und dem Projekt „Born in Europe" im Wassermuseum Lissabon.

Am Nachmittag fanden drei Impulsreferate statt, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus zum Berliner „Born in Europe"-Projekt Stellung nahmen. Die Juristin Sybilla Flügge vertrat ihren Fachbereich Frauenrecht und Frauengesundheitsbewegung und somit einen stärker geschlechtsspezifischen Ansatz. Marita Metz-Becker berichtete aus den Erfahrungen mit einer Ausstellung zur Hebammenkunst im Museum für Kulturgeschichte in Marburg und plädierte unter anderem für eine Ausweitung des Konzepts um den Aspekt „Mutterschaft in Europa". Die Kunsthistorikerin Gisela Schirmer problematisierte den Versuch der künstlichen Konstruktion eines europäischen Identitätsbegriffs des Berliner Ausstellungskonzepts. Dieser Aspekt und die Frage, ob die Verbindung des Geburtsthemas mit jenem europäischer Identitäten überhaupt verknüpfbar und sinnvoll sei, kam während der gesamten Tagung immer wieder zur Sprache und wurde kontrovers diskutiert. Auch Jürgen Schlumbohm vom Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen äußerte sich vorsichtig über die Verbindung von Geburt und Identität. Er ortete mehr Widersprüche als Einheit im Prozeß der Medikalisierung der Geburtshilfe und ihrer Gegenbewegungen in Europa und in der europäischen Geburtskultur generell.

Den Studientag beschlossen Sitzungen in drei Arbeitsgruppen, deren Ergebnisse später im Plenum vorgetragen wurden. Verschiedene begriffliche Gegensatzpaare, die Diskussion um den Sinn und die Brauchbarkeit des Titels, das noch zu diffuse Konzept mit einem Anspruch auf Vollständigkeit, der nicht einzulösen sein wird, und wiederum der europäische Anspruch waren die zentralen Fragen der Beratungen.

Am nächsten Tag besichtigte man gemeinsam die gut gemachte inhaltsreiche Ausstellung „Der erste Schrei oder Wie man in Neukölln zur Welt kommt" und anschließend folgte eine ausführliche Schlußdiskussion in der nochmals nahezu alle Tagungsteilnehmer ihre Standpunkte präzisierten. Das Museum Europäischer Kulturen hat sich jedenfalls mit dem Anspruch, den die neue Bezeichnung der Institution vorgibt, eine hohe Latte gelegt. An diesem Anspruch wird jedoch die zukünftige Arbeit des Museums zu messen sein.

Margot Schindler

„Arbeitsmigration"

Volkskundliche Aspekte der Arbeitsmigration
im östlichen Mitteleuropa und in Südosteuropa
Tagung der Fachkommission für Volkskunde des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrats und des Etnologický ústav AV ČR in Brno/Brünn
am 20. und 21. Oktober 2000

Historische und aktuelle Fragestellungen im Zusammenhang mit dem Thema Arbeitsmigration standen auf dem Programm einer gemeinsamen Tagung der Fachkommission für Volkskunde des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrats und des Etnologický ústav AV ČR, des Ethnologischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, in Brno (Brünn), zu der sich deutsche, tschechische, slowakische und polnische Wissenschaftler trafen. In einleitenden Worten umrissen die Veranstaltungsleiter, Klaus Roth (München) und Jana Pospíšilová (Brno), die Komplexität des Begriffes „Arbeitsmigration", die im Seminarverlauf auch anhand der Vielfalt der Beiträge illustriert wurde.

Vier Vorträge widmeten sich einem klassischen volkskundlichen Forschungsgebiet der Arbeitsmigration, wandernden Handwerkern in der frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert. Márta Fata (Tübingen) stellte die Wanderschaft des 1835 in Fünfkirchen (Pécs) geborenen Joseph Angster vor, der nach einer Tischlerlehre während seiner 13 Jahre dauernden Wanderschaft zum Orgelbau fand und zu einem gefragten Orgelbauer im Ungarn des 19. Jahrhunderts wurde. Die Referentin setzte einen besonderen Akzent auf die Rolle der Gesellenvereine als Institution der Glaubensvertiefung und der (Weiter-)Bildung während der Wanderjahre.

Heinke Kalinke (Freiburg) befaßte sich mit der von 1803 bis 1816 dauernden Wanderzeit des protestantischen Webergesellen Benjamin Riedel aus dem großpolnischen Krotoschin (Krotoszin), dessen Bericht 1938 in gedruckter Form veröffentlicht wurde. Ihr Schwerpunkt lag dabei auf der interkulturellen Wahrnehmung der von Riedel besuchten Länder und Gegenden. Dieser empfand Sympathie für die polnische Freiheitsbewegung, schilderte eine katholische Prozession, die Lage der (ihm aus seiner Heimatstadt vertrauten) Juden und die Sitten und Bräuche unterschiedlicher im russischen Heer versammelter Nationalitäten. Insgesamt lassen sich seine Bewertungskriterien nach Stand, Nation und Religion unterscheiden.

Drei weibliche Wanderberufe aus Westböhmen waren das Thema des Vortrages von Elisabeth Fendl (Freiburg). Unter der Fragestellung des Kulturtransfers, des männlichen Blicks auf weibliche Arbeit und der Folklorisierung stellte sie die Klöppelmädchen, die Harfenistinnen und die Kö-

chinnen aus dem westböhmischen Egerland dar, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert weithin anzutreffen waren. Die Harfenistinnen stammten überwiegend aus dem erzgebirgischen Preßnitz (Přísečnice), wo sich von 3.000 Einwohnern ständig 1.400 auf Wanderschaft befanden. Die böhmischen Köchinnen tschechischer und deutschböhmischer Provenienz wurden im 19. Jahrhundert durch das Werk von Anna Rettigová zu einem stereotypen Topos in der Habsburger Monarchie, insbesondere in Wien.

Erstaunliches aus ihren Archivstudien wußte Zdenka Stoklásková (Brno) zu berichten. In ihrem Vortrag behandelte sie die rechtliche Situation der wandernden Handwerksgesellen in der österreichischen Reichshälfte im 19. Jahrhundert. In jener Zeit bürokratisierten sich die Verwaltungsvorschriften und insbesondere das Paßwesen zunehmend, dennoch blieben die Handwerksburschen gegenüber allen anderen Ständen eine „privilegierte Schicht". Während nämlich beispielsweise junge Adelige vom neoabsolutistischen Staat zurückgehalten wurden, der eine Kapitalflucht befürchtete, genossen die mittellosen Handwerksgesellen weitgehend Freizügigkeit.

Mit der Lebens- und Arbeitssituation tschechischer und polnischer Zwangsarbeiter in einer bayerischen Landgemeinde westlich von München 1939 bis 1945 befaßte sich Tobias Weger (München). Er stellte unterschiedliche Phasen im Verlauf des Zweiten Weltkriegs fest, aber auch unterschiedliche Behandlungsmuster je nach Art des Arbeitgebers. Während die ideologischen Vorgaben seitens des Regimes auf eine klare Segregation von ausländischen Arbeitskräften und einheimischer Bevölkerung abzielten, behandelten beispielsweise Bauern ihre Fremdarbeiter häufig nach dem Schema der traditionellen Gesindewirtschaft.

Jana Pospíšilová (Brno) ging der tschechischen Minderheit in Bosnien nach. Sie schilderte einleitend die Niederlassung tschechischer Staatsbediensteter und Neusiedler in Bosnien nach der österreichischen Annexion des Landes (1908) und berichtete anschließend von der heutigen Situation mit den Ergebnissen einer eigenen Feldforschung, die sie zu den Nachfahren der einstigen Migranten geführt hatte. Dort werden, insbesondere im Verbandswesen, bis heute Relikte tschechischer Kultur gepflegt. Traditionell bestünden dort gute Kontakte zur muslimischen wie zur christlichen Bevölkerung des Landes.

„Arbeitsmigration als Indikator soziokulturellen Wandels der Alltagskultur" – unter diesem Titel widmete sich Magdaléna Pariková (Bratislava) der Arbeitsmigration aus der westlichen Slowakei nach Wien und Niederösterreich in Geschichte und Gegenwart. Sie zeigte die Kontinuität dieses traditionellen Migrationsweges auf, der sogar die Zeit der vierzigjährigen Abschottung überlebt hätte, und befaßte sich mit dem Wandel der Alltagskultur nach der Remigration der Arbeitskräfte in die Slowakei.

Aus intensiver Feldforschungsarbeit schöpfte Piotr Świątkowski (Bad Schwalbach), der das Spannungsverhältnis zwischen Modernisierung und Persistenz bei informellen polnischen Arbeitskräften in Frankfurt am Main darstellte. Er berichtete von der parallelen Lebenswelt dieser Arbeiter in der Illegalität mit ihren Mechanismen der Arbeitsbeschaffung und -vermittlung, von der Angst vor dem Entdecktwerden, aber auch vor internen Machtstrukturen, und beschrieb zugleich den Wertewandel der überwiegend aus einem traditionell katholischen Umfeld stammenden Menschen im interkulturellen Kontakt mit ihrer deutschen Umwelt und der spezifischen Kultur ihrer Gruppe.

Hieran schloß sich das Referat von Mieczysław Trojan (Wrocław) an, der sich – ebenfalls auf der Grundlage empirischer Ergebnisse – mit interkulturellen Schwierigkeiten polnischer Landarbeiter in Schweden auseinandersetzte. Er sprach vom „herben Geschmack vom Norden", der zum Teil auf realen kulturellen Unterschieden und Erfahrungen basiere, zum Teil aber auch durch spezifische stereotype Vorstellungen gefördert werde.

Die Hoffnungen und die Realität jugendlicher Arbeitsmigrationen aus Ostmitteleuropa thematisierte Sabine Hess (Frankfurt am Main) am Beispiel slowakischer Au Pair-Mädchen in Deutschland. Vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Gefälles zwischen beiden Ländern fragte sie nach den Motivationen des mit einem Fragezeichen versehenen „Sprungbretts in den Westen", nach dem Grad der Erfüllung der Hoffnungen, nach besonderen Erfahrungen und nach dem Wandel nach der Rückkehr der Mädchen in die Slowakei.

Jana Nosková (Brno) referierte von einem kleinen Feldforschungsprojekt an der bayerisch-tschechischen Grenze. Durch eine regional begrenzte Arbeitsgenehmigung durch einige Landkreise in der Oberpfalz entstand nach 1990 ein neues Grenzgängertum von Arbeitskräften aus dem Bezirk Domažlice (Taus). Diese Menschen leben auf der tschechischen Seite, pendeln aber tagtäglich zur Arbeit nach Deutschland – mit den entsprechenden Implikationen auf beiden Seiten.

An der Frage eines Diskutanten, ob man in diesem konkreten Falle überhaupt von „Arbeitsmigration" sprechen könne, entzündete sich eine lebhafte Abschlußdiskussion, welche die grundsätzlichen definitorischen Schwierigkeiten in diesem Bereich verdeutlichte. Eine Einigkeit bei der Kriterienbildung konnte bei den Tagungsteilnehmern in Brünn noch nicht erreicht werden. Dieser Aspekt soll der zweiten Tagungshälfte, die im Herbst 2001 in München stattfinden wird, vorbehalten bleiben (Die Referate beider Tagungsteile werden in einem Band der Münchner Schriften zur Interkulturellen Kommunikation zusammengefaßt werden). Daß die Brünner Tagung dennoch in menschlich bester Atmosphäre verlief, ist vor allem der Organisation und der Gastfreundschaft von Jana Pospíšilová zu verdanken.

Tobias Weger

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 191–230*

Literatur der Volkskunde

TSCHOFEN, Bernhard: *Berg. Kultur. Moderne. Volkskundliches aus den Alpen.* Wien, Verlag Sonderzahl, 1999, 357 Seiten.

Bernhard Tschofens alpine Auseinandersetzung fand ihren schöpferischen Abschluß zu einer Zeit, in der der mediale Alpendiskurs eine bis dahin wahrscheinlich unbekannte Breite erfuhr – wenn auch vor einem tragischen Hintergrund (Galtür 1999). Weit über die österreichischen Grenzen hinweg fand die Berichterstattung Niederschlag im kollektiven Bewußtsein, sowohl von Alpinisten als auch Nicht-Alpinisten. Was u.a. im Quotenprogramm zurückblieb, sind die bereits zum Standard der Wetterfrösche gewordenen Lawinenmeldungen.

Die Alpen – ein Konstrukt, fragt der Autor und möchte zwischen „naturlieber Freizeitnutzung" der Alpen und dem Gebirge als Natur- und Lebensraum Korrespondenzen ermitteln, mit dem Ziel, auf das historisch gewachsene und heute keinesfalls geringere Deutungs- und Bedeutungspotential des „Alpinen" hinzuweisen. Dabei begibt er sich auf die Fährte wirtschaftlicher Interessen, alpiner Symbolik und deren Produkte, volkskundlicher Stellungnahmen sowie deren Wirkungskraft und stellt seinen Zugang gewissermaßen selbst zur Diskussion, indem er von „Erzählungen vom Historischen als Funktion und Konsequenz der Moderne" ausgeht.

Bernhard Tschofen rüstet sich – man könnte sagen, so wie es sich gehört – für seine Bergtour mit Erkundungen, holt Stichworte heran, um das Alpenbild der Gegenwart und dessen Funktionalität zu durchleuchten, wirft einen Blick auf die entsprechenden Requisiten, um schließlich auch als Konsequenz der Materialerhebung eine kleine „Metaheimatkunde", genauer, eine Erschließungsgeschichte der Bergwelt Vorarlbergs niederzuschreiben. Er kehrt wieder in das Montafon und da zum Gebirgszug der Silvretta zurück.

Schon zu Beginn des Buches führt eine skizzierte Entwicklungsgeschichte der hauptsächlich vom Bürgertum und in Folge von den durch dieses gegründeten Gebirgsvereinen getragenen Alpenerschließung in das Montafon. Dies geschieht in Begleitung des jungen englischen Bürgers und Erstbesteigers des Matterhorns, Whymper. Mit dem Hinweis auf familiäre Wurzeln wird die wirtschaftliche Situation eines Alpentales in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Verständnis der Dissonanz zwischen späteren Vorstellungen eines kleinbäuerlichen Alpendorfes und eben der notwendigerweise flexibel zu gestaltenden wirtschaftlichen Praxis beschrieben.

Wesentlich an der Erschließung der Vorarlberger Gipfel war Karl Blodig, in Wien geboren, in Graz aufgewachsen und – vorsätzlich – in Bregenz niedergelassen, beteiligt. In seiner hier kurz angerissenen Selbstvermarktung könnte er so manchem gegenwärtigen Zeitgenossen Vorbild gewesen sein. Blodig muß wohl ein früher Typus eines Leistungsersteigers mit Präsentationstalent gewesen sein.

Schließlich begibt sich Tschofen auf die Suche nach dem Edelweiß und läuft dabei nicht Gefahr abzustürzen, wenn er den Bedeutungswert der Alpenblumen findet und analysiert.

Ausgestattet mit Werkzeug und Wappen, Alpenstange, Eispickel und Steigeisen geht es nun um „Ausschnitte aus einer Symbolgeschichte der Dinge im Alpinismus". Druckklischees, Exlibriskunst und Abzeichen werden eingehend beschrieben sowie ihre grafische Gliederung interpretiert, schließlich wird in kurzen Exkursen die Genese der Hardware, also der wirklichen alpinen Werkzeuge, umrissen.

In einer daran aufgehängten Kritik am musealen Umgang mit präsentierten einschlägigen Objekten verweist Tschofen auf die oftmals vollzogene Trennung zwischen Dinglichem und Menschlichem und beklagt, daß damit die Möglichkeit, über die Dinge Auskunft über „Auffassung und Praxis der Bergsteigerei" bekommen zu können, verstellt sei.

Entsprechende Bekleidung gilt nach wie vor als Signum des echten Bergsteigers. Ein breites Quellenangebot zum Bekleidungsdiskurs in alpiner Ratgeberliteratur gibt Anlaß, mit Tracht, Loden und einfachen Gewandformen Assoziationen „alpinen Erlebens mit Formen und Materialien" nachzuspüren und dem nachzugehen, „welche Bilder authentischer Erfahrungen mit der Wahl der Kleidung zugleich suggeriert worden sind"; und damit soll auch gezeigt werden, daß Volkskultur, als Lebensstil verstanden, ein „Rüstzeug" des Alpinismus war.

Mit Alpenbahnen gelangt man ins Gebirge. Schon Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Rolle der Eisenbahn bei der Erschließung alpiner Bereiche gewürdigt, denn durch sie erfuhr der Alpinismus eine radikale Entwicklung. So auch wiederum in Vorarlberg, wo mit der Eröffnung der Vorarlberger Bahn, 1872, die Weichen für eine rasche Erschließung der Bergwelt gestellt waren. Auch die Bahn selbst wird zur Sehenswürdigkeit, die Reise ein Teil alpinen Erlebnisses. An dieser Stelle wird wieder auf die Tätigkeit alpiner Vereine verwiesen, die von Ambivalenz geprägt war, denn einerseits boten die neuen Anbindungen Grundlage für ein erweitertes publizierbares Tourenangebot, andererseits argumentierte man im Sinne einer „Bergsteigerhygiene" für eine langsame und mühevolle Annäherung an die Berge. Das galt vor allem für technische Steighilfen.

Seilbahnen haben nicht nur den größten Anteil an der touristischen Erschließung der Berge, sie ermöglichten sie vielmehr. Mit ihnen gelangen

Architektur und alpine Ästhetik in Höhenlagen, sie werden Teil des Landschaftsbildes und sie sind über einige Jahrzehnte hinweg Zeichen des Fortschritts im Gebirge. Nicht zuletzt reiht sich die Seilbahn in die Beispiele wesentlicher Elemente österreichischen Wiederaufbaus.

Oben angekommen, geht Tschofen in die Praxis über und sieht den Alpinismus als Bestandteil der schaulustigen Moderne. Ausschau halten, Ferne entdecken und mittels Panorama konservieren sowie in Besitz nehmen, das Vermessen der gerade erst bestiegenen Berge und schließlich die Darstellung der Landschaft in „Bergsteigermalerei" und Fotografie sind in der Folge beschrieben und klären den Umgang mit der alpinen Landschaft während ihrer Rekognoszierung zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Weiters werden alpine Exemplare heimatlicher Sehnsüchte präsentiert, wobei der Volkskunde die Erfassung der „Allianz von Unterhaltungskultur und ‚Heimatkunde'" zur Aufgabe gestellt wird.

Schließlich steigt der Autor wieder zu Tal – in das Montafon heutigen Datums, um dort zu sehen, wie der inhaltlich „ewig notleidende" Tourismus unter anderem das Reservoir alpiner Schmuggler-Folklore bemüht. An anderer Stelle findet sich in diesem Zusammenhang eine kritische Auseinandersetzung mit der Mythospflege eines Roland Girtler. Tschofen bietet weiters eine Reihe von Beispielen für die Suche eines Tales nach seiner Unverwechselbarkeit, um dabei an Alpengrenzen zu stoßen, wenn er feststellt, daß „fremde Nachbarschaft einer der Angelpunkte einer Montafoner Identität" ist. Entlang der Grenze ortet er eine „in Natur aufgehobene Volkskultur, gesteigert noch durch die Zuschreibung des Alpinen".

Tempowechsel und unterschiedliche Vertiefung innerhalb der einzelnen Textteile sind gewollt und lesbar, denn sie lassen Raum, sich sukzessive in die Bergwelt zu begeben und dabei dennoch den Weg nicht zu verlieren. Denn wenn es schließlich ans Bergsteigen geht, an Ausrüstung, Kleidung und Bereisung, rückt der Autor mit einer reichen Auswahl an Beispielen dem Topos des Alpinisten zu Leibe und verweist einmal mehr auf das reflexive Moment, das dem Alpinismus durch früh begonnene Chronik und Geschichtsschreibung eigen ist.

Matthias Beitl

STEINLECHNER, Siegfried: *Des Hofers neue Kleider. Über die staatstragende Funktion von Mythen.* Innsbruck–Wien–München, Studien-Verlag, 2000, 190 Seiten.

Im Lauf der Zeit erschien der auf dem Titelbild dieses Buches bis auf den Tirolerhut splitternackte Andreas Hofer in verschiedensten Kleidern – zu-

nächst im Gewand des Urtirolers; das war zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als es darum ging, einen deutschnationalen „Kulturkampf" zu führen (und die Kämpfe von 1809 ohne weiters zum Ausdruck eines Tiroler Patriotismus gegen alles Italienische gemünzt werden konnten). Kurz darauf, in den 1880er Jahren, präsentierte man ihn katholisch-kaisertreu bemäntelt als Nationalhelden, als Vorbild für bedingungslose Habsburgertreue. Später, mit Beginn des Ersten Weltkriegs, in militärischem Aufzug, kam sein Geist zur Stärkung des Wehrwillens zum Einsatz.

Am Beispiel des „Volkshelden" Andreas Hofer beschäftigt sich Siegfried Steinlechner mit der Funktion von historischen Mythen, zeigt deren Veränderbarkeit und Interpretationsspielräume sowie deren politische Bedeutung mitsamt ihren Grundlagen, Ursachen, Akteuren und Auswirkungen. Der Historiker konzentriert sich auf den Zeitraum nach 1945 bis zum Beginn der 1990er Jahre, bietet aber zudem einen Abriß zur Entwicklung des Mythos beginnend mit 1809. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Rezeptionsgeschichte in Nordtirol, immer wieder werden Bezüge zu Österreich, manchmal auch zu Italien hergestellt.

Für die junge Erste Republik wurde der Held der monarchistischen und habsburgischen Hüllen wieder entledigt; die Interpretationen bewegten sich abermals in deutschnationale Richtung. Was freilich nicht heißt, daß sein Mythos nicht auch im Abwehrkampf des Ständestaats gegen den Nationalsozialismus eine Rolle gespielt hätte. Nachdem schon 1921 mit der Figur Andreas Hofer für einen Anschluß an Deutschland geworben worden war, operierte man bei der Volksbefragung 1938 mit dem berühmten, wenngleich nicht belegten Hofer-Wort „Mander 's ischt Zeit" (S. 51). Im Nationalsozialismus wurden die diversen Gedenktage und -feiern fortgeführt; der Freiheitskämpfer hatte Hochkonjunktur, zahlreiche Monographien erschienen oder wurden wieder aufgelegt.

Eindrucksvoll legt Steinlechner dar, wie jedes der politischen Systeme den Hofer-Mythos für sich zu nutzen verstand. Einige Hauptstücke bleiben dabei durch die Zeiten stabil, das Heldentum etwa; andere sind äußerst flexibel – für welche Freiheit der Freiheitskämpfer sich engagiert hatte, ließ sich jeweils neu definieren: jene einer „deutschen Nation", jene der Katholiken oder des Landes Tirol, jene des „Einen Tirol". Der Mythos erweist sich als anpassungsfähig an Umstände und Erfordernisse des jeweiligen Zeitgeists: bestimmte Züge wurden mehr oder weniger stark akzentuiert, unterschiedlichste Verbindungen zwischen historischen und/oder politischen Ereignissen konstruiert.

Nach 1945 gehörte Andreas Hofer weiterhin zum Standardrepertoire. Das tradierte Bild, geläutert freilich von deutschnationalen Bezügen, war nun für Wiederaufbau und neuen Patriotismus nutzbar zu machen und damit

weiterhin tauglich zur Legitimation von Herrschaft und Staat, tauglich, um reale politische Interessen und Einflußnahmen zu kaschieren.

Ausführlich setzt Steinlechner die Rahmenbedingungen Tirols auseinander – die politischen, gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Zustände –, innerhalb derer die politischen Mythen gediehen. Als charakteristisch führt er die starke und lang andauernde Vorherrschaft der Tiroler Volkspartei, die wenig fortgeschrittene Säkularisierung und die ungenügende Trennung zwischen Politik und Religion sowie die Medienlandschaft mit der marktbeherrschenden konservativen Tiroler Tageszeitung an. Besonders wichtig und symbolträchtig war Andreas Hofer für die immer wieder aufflammende Südtirolfrage: Schließlich hatte der die Einheit Tirols bewahrende Hofer – nach der Sprengung dreier Denkmäler (1961 in Mantua und am Bergisel, 1979 in Meran) – quasi ein zweites Mal als Märtyrer den Tod gefunden.

Während Eduard Wallnöfer, Landeshauptmann von 1963–1987, noch sehr erfolgreich mit Erinnerungen an 1809 Politik betrieb, scheiterte der Wiener Baulöwe Richard Lugner, der versuchte, sich 1999 als Hofer-Nachfahre in Tirol stark zu machen – „für ein freies Land Tirol, für ein freies Österreich" (S. 48) – eher kläglich. Steinlechner datiert einen Bruch in der Rezeptionsgeschichte in die späten 1960er Jahre, hier setzt massiver Wandel, eigentlich die Demontage der Heldengestalt Andreas Hofer, ein. Von dieser Zeit an mehren sich ausgehend von Kunst und Medien kritische Stimmen. Besonders stark wurde die Kritik rund um die pompösen Gedenkfeierlichkeiten 1984; die Vorbereitungen für die 175-Jahr-Feier liefen übrigens parallel zu jenen für die Tiroler Landtagswahlen.

Hofer und die Freiheitskämpfe paßten zusehends nicht mehr in die soziale und politische Realität einer modernen, säkularisierten, globalisierten und pluralistischen Welt, folgert Steinlechner. In anderen Bereichen jedoch – der Autor bringt das Beispiel Tourismus – funktionieren die Klischees noch einwandfrei. Ein weiteres Exempel steht für den Historiker als Beweis für politische Linientreue: Im Zuge einer Werbekampagne 1997 plakatierte der ORF landesweit das Bildnis Andreas Hofers mit Transistorradio und dem Spruch „ORF Radio Tirol – gibt mir Berge" (S. 56). Dieses Werbesujet ließe sich wohl auch als Resultat eines spielerischen Umgangs mit dem Mythos, mit der symbolischen Figur interpretieren, als Ausdruck ironischer Distanz.

Aber in Qualifikationsarbeiten – hier eine Diplomarbeit – ist man nicht ironisch, sondern man hat die eigene Wissenschaftlichkeit zu belegen. In einem Vorwort unterstützt der Wiener Zeithistoriker Gerhard Jagschitz seinen Schüler dabei. Auch sonst merkt man dem Text den ursprünglichen Zweck an – etwa an der strikten Form von Aufbau und Gliederung. Reflexives wird unter Kapitel I erledigt, d.h. ganz knapp wird hier der persönliche Zugang zum Thema dargestellt; hier ordnet sich Steinlechner auch zu (den

HistorikerInnen) bzw. grenzt sich ab (von der Historiographie in Tirol). Darauf folgt ein theoretischer Block zu Mythos, Identität, Rezeptionsgeschichte und Gedenkfeiern – stellenweise wirken diese Abhandlungen zu wenig durchdacht, sie sind nicht immer ganz klar und durchgängig in ihrer Argumentation. Sie wären schlüssiger geworden, hätte der Autor die Begriffsklärungen konkreter mit dem Thema verbunden. Mehrfach deutet er „Problemchen" (S. 17) mit Archiven an, einige dieser Institutionen hatten es geradezu darauf angelegt, so scheint es, seine Forschungen zu behindern. Generell stellt Siegfried Steinlechner gerne klar, wer Freund und wer Feind ist (so wirft er den Innsbrucker ZeithistorikerInnen gewissermaßen vor, daß sie ihre Aufgaben nicht wahrnähmen und hat keine Scheu, anderen, einem prominenten Politikwissenschaftler z.B., Lob auszusprechen).

Darüber hinaus könnte man kritisieren, daß das Anbringen der Zitate am Ende des Bandes ziemlich leserInnenunfreundlich ist, noch dazu unterteilt in Belege zu den im Fließtext eingebauten Zitatstellen und jenen wörtlichen Zitaten, die sich im gesamten Text grafisch abgesetzt an den Seitenrändern finden. Letztere stehen da mitunter eher unvermittelt, der Sinn ihrer besonderen Hervorhebung ist mir nicht klar geworden. Das Lektorat hätte den Autor auf so manche Widersprüche und „Schlampereien" (Vater und Sohn Paul und Thomas Flora werden durcheinandergebracht) aufmerksam machen können, auch darauf, daß das vierseitige Kapitel zur Darstellung Hofers in Schulbüchern der 1980er und 90er Jahre nicht wirklich aussagekräftig ist.

Nachdem Steinlechner immer wieder die Rolle der HistorikerInnen bei der Perpetuierung traditioneller Identifikationsangebote anspricht und auf die Konjunktur der Themen (in Wissenschaft und Literatur) in Verbindung mit Jubiläen zu runden Jahrestagen aufmerksam macht, endet er mit der Frage, wie denn die Feierlichkeiten „200 Jahre Tiroler Freiheitskampf" stattfinden werden können, wie es dann um den Mythos Andreas Hofer bestellt sein werde – Spannung bis 2009.

Nikola Langreiter

BUBLITZ, Hannelore, Christine HANKE, Andrea SEIER: *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900.* Frankfurt am Main–New York, Campus Verlag, 2000, 324 Seiten u. 3 Seiten Dokumentenanhang.

Um 1900 wurde „Kultur" zum zentralen Leitmotiv verschiedenster wissenschaftlicher und politischer Debatten: „Überall Cultur und kein Ende", wie Robert von Nostitz-Rieneck in seiner 1888 erschienenen Abhandlung über

das Problem der Kultur feststellte. Die Aussagen über Kultur bewegten sich im Spannungsfeld zwischen Fortschrittseuphorie und düsteren Krisenbefunden. Unter dem Begriff der Kultur wurde das gesellschaftliche Zusammenleben unter den Bedingungen der Modernität thematisiert. Die verschiedensten mit der Industrialisierung und den damit einhergehenden gesellschaftspolitischen Umwälzungen entstandenen Probleme wurden zunehmend als „Culturfragen" diskutiert: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts läßt sich eine Verschiebung von einer sozialpolitisch orientierten Problematisierungsweise hin zu einer kulturellen und kulturkritischen erkennen. Kultur geriet zu einem fragmentierenden und differenzierenden ebenso aber auch zu einem regulativen und integrativen Prinzip von Gesellschaft.

Die Soziologin Hannelore Bublitz und die Filmwissenschaftlerinnen Christine Hanke und Andrea Seier legen mit ihrer Publikation *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht* eine ambitionierte diskursanalytische Untersuchung des Kulturbegriffs und seiner zahlreichen Bedeutungen in unterschiedlichsten gesellschaftlichen Feldern in den Jahrzehnten um 1900 vor. Der Fokus richtet sich dabei vor allem auf die zeitgenössische Verknüpfung der Kulturdebatten mit jenen über Geschlecht und Rasse, auf die Frage nach den Bedeutungen des individuellen und des gesellschaftlichen Körpers. Bezug nehmend auf Michel Foucault, der – gegen die Theorie der souveränen Macht – auf die Erscheinung eines neuen Machtmechanismus aufmerksam machte, der sich seit dem 17. und 18. Jahrhundert wesentlich auf die Körper und auf das, was sie tun, bezieht, interessieren sich die Autorinnen für jene Ökonomie der Macht, die den Zusammenhalt des sozialen Körpers gewährleistet und die auf besonderen Verfahren der Humanwissenschaften und auf dem Diskurs der Disziplinen über die Regeln der Produktion von Wahrheiten beruht. Sie rekonstruieren die Bedeutung des Körpers in heterogenen Diskursen, seine Vermessung und Kartographierung, seine konstitutive Rolle – als Geschlechts-, Rasse-, Kultur- und Gesellschaftskörper – für die soziale Ordnung. So verweist etwa das Phantasma der „Verweiblichung" der Kultur um 1900 nicht nur auf einen Paradigmenwechsel im Theoretisieren über die Geschlechterdifferenz, sondern es beschreibt auch die Genealogie einer Gesellschaft, die ihre Einheit über den Körper stiftet. Der Körper wird als „Material" von Kultur als „Natur" konstituiert und inszeniert, er wird zur Schreibfläche und zum Medium, das sich wiederum in die verschiedensten Diskurse einschreibt: „Auf diese Weise werden Diskurse über Kultur, Rasse und Geschlecht, Arbeit, Fortpflanzung und Vererbung in einem Macht-Wissens-Komplex von Körperkategorien durchkreuzt, die, in Mess- und Vergleichsverfahren umgesetzt, Felder des Wissens und Praktiken konstituieren, in denen das individuelle Subjekt und die Bevölkerung zu Gegenständen von Interventi-

onstechniken und -technologien werden" (S. 12). Das Geschlecht bildet dabei jenes Element, das vom Individuum zur Gesellschaft, von der Individualisierung zur Vermassung, vom individuellen Körper zum Bevölkerungskörper zirkuliert, das es gestattet, die Disziplinarordnung des Körpers und die biologische Vielfalt zu kontrollieren. Diese Aufwertung des Geschlechts als biologische Materialisierung des Sozialen im Körper und als soziale (Macht-)Ressource zeigt sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in zahlreichen gesellschaftlich relevanten Debatten in jenen über Gesundheit und Hygiene ebenso wie in jenen über die Verbesserung der Fortpflanzung, Vererbung und Nachkommenschaft, über Sexualität, Geschlecht und Geschlechterbeziehungen sowie über „Rasse" und „Kultur". Die „Anreizung" des Geschlechterwissens, die anatomische und psychische Bestimmung des Geschlechts, erscheinen aus dieser Perspektive als Effekte der Sorge um die Generativität des Lebens, die den Körper ins Zentrum der Gesellschaft stellt und zur Grundlage der Organisation der Arbeit, der Ökonomie, der ganzen Kultur macht. In der Zusammenführung heterogener Diskurse und ihrer Verkoppelung entsteht ein scheinbar homogener „Gesellschaftskörper". Dieser erweist sich jedoch als Konstrukt, das – durch heterogene Elemente hervorgebracht – in der Einheit eine imaginäre Gemeinschaft herstellt.

Ausgangsthese der Untersuchung ist die Annahme, daß der Geschlechterkonflikt das zentrale Paradigma der um 1900 umfassenden Rede von der „Kulturkrise" bildet. Erweitert wurde dies um die These, daß die Konstitution des Geschlechts und der Geschlechterdifferenz elementarer Bestandteil einer Bevölkerungs- und Geschlechterpolitik der Humanwissenschaften ist, welche Gesellschaft als kohärenten „Volks"- und „Gesellschaftskörper" hervorbringt. Die Autorinnen entwickeln in ihrer Untersuchung zwei zentrale Frage-Perspektiven. Zum einen geht es ihnen um die Frage der gesellschaftlichen Macht- und Wahrheitswirkungen der „Kulturkrisen"-Diskurse um 1900, zum anderen um die Entwicklung der Diskursanalyse im Anschluß an Michel Foucault. Letzteres schlägt sich in der Publikation in einem eigenen Kapitel von Christine Hanke und Andrea Seier zum diskursanalytischen Verfahren nieder, konkret abgehandelt und entwickelt am eigenen Forschungsgegenstand bzw. -interesse. Dieses Kapitel eignet sich auch unabhängig vom Thema der Untersuchung sehr gut als Einstieg in die methodischen Aspekte der Diskursanalyse. Ebenso kann das Kapitel über die diskursive Konstitution von „Kultur" um 1900, verfaßt von Andrea Seier, als Überblick über die zeitgenössischen Kulturdebatten und deren gesellschaftliche Bedeutungen empfohlen werden. Außerdem enthält das Buch noch drei weitere Kapitel, die sich mit Kultur und Geschlecht um 1900 (Hannelore Bublitz), mit der Konstitution von „Rasse" im physisch-anthropologischen Diskurs um 1900 (Christine Hanke) und mit dem Sozialdarwi-

nismus als Schnittstelle der Rationalisierung von Arbeit, Bevölkerungspolitik und Sexualität (Hannelore Bublitz) beschäftigen.

Die vorliegende Untersuchung verdeutlicht eines ganz klar: Die Zusammenführung verschiedener Diskursstränge macht zahlreiche Verbindungen und Überschneidungen gesellschaftlich zentraler Debatten der Zeit um 1900 sichtbar und eröffnet neue Perspektiven auf bislang meist getrennt voneinander wahrgenommene Felder. Die Komplexität der Untersuchungsgegenstände und die Vielfalt der Verbindungen, die dadurch zutage treten, kann neben der Klärung des Blicks jedoch durchaus auch Verwirrung stiften: Manchmal erschlägt einen der Eindruck, daß „irgendwie alles mit allem zusammenhängt". Die Textteile von Hannelore Bublitz sind teilweise ermüdend redundant und in einem sehr eingeschränkt anmutenden, auf wenige Begrifflichkeiten reduzierten diskursanalytischen Vokabular abgefaßt, wodurch die Geduld beim Lesen hie und da überstrapaziert wird, da der berühmte rote Faden immer wieder zu entwischen droht. Insgesamt handelt es sich jedoch um eine sehr anregende und in mehrfacher Hinsicht gewinnbringende Analyse zentraler gesellschaftlicher Diskursfelder um 1900, die das Verständnis für die zeitgenössischen Kulturdebatten ebenso voranzutreiben vermag wie jenes über das Geschlecht und den Körper in ihren zahlreichen Thematisierungen und Problematisierungen. Hervorzuheben ist auch die – in der praktischen Ausführung großteils gelungene – Intention, theoretisch-methodische Fragestellungen mit konkretem historischem Material zu verknüpfen und dabei beiden Ebenen gerecht zu werden.

Susanne Breuss

OPITZ, Claudia, Ulrike WECKEL, Elke KLEINAU (Hg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten.* Münster–New York–München–Berlin, Waxmann Verlag, 2000, 366 Seiten, einige SW-Abb.

Der vorliegende Sammelband ist aus mehreren an den Universitäten Hamburg und Basel durchgeführten Kolloquien zur Frauen- und Geschlechtergeschichte der Aufklärung hervorgegangen. Die Beiträge dokumentieren anhand von Fallstudien, daß die Geschlechterdebatte im 18. Jahrhundert erheblich vielstimmiger war, als dies von der Forschung bisher wahrgenommen wurde – die Frauen- und Geschlechterforschung neigte häufig dazu, vor allem die Kosten der Aufklärung für die Frauen ins Visier zu nehmen und die Fragestellungen auf eine starre Dichotomie von Gleichheit versus Differenz zuzuspitzen. Der Titel des Bandes nimmt drei Begriffe auf, die zu

den zentralen Schlagworten der Aufklärung zählten und die im aufklärerischen Denken über Frauen und Männer eine besondere Bedeutung und Dynamik entwickelten: Je nachdem, ob sie auf Frauen oder Männer angewandt bzw. von diesen reflektiert und diskutiert wurden, erhielten sie eine spezifische Einfärbung. Laut Herausgeberinnen spiegeln die in ihrem Namen geführten Debatten in vorzüglicher Weise die Vielfalt und Uneinheitlichkeit des aufklärerischen Diskurses im Hinblick auf die Geschlechterbeziehungen und eine gesellschaftliche (Neu-)Ordnung der Geschlechter. Ziel des Bandes ist es zu zeigen, wie Frauen auf unterschiedliche Codierungs- und Emanzipationsentwürfe der (überwiegend männlichen) Aufklärer reagiert haben, wie sie sie angeeignet, transformiert und „umgeschrieben" haben. Die insgesamt 16 Beiträge aus Sozial-, Kultur-, Literatur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte sowie Philosophie und Historischer Pädagogik sind in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil widmet sich den Themen Ehe und Mutterschaft, Körper und Sexualität und enthält Beiträge von Sylvia Schraut (Ehe- und Liebeskonzepte der katholischen Reichsritterschaft im 17. und 18. Jahrhundert), Maya Widmer (Die „Unschuld" im Geschlechterdiskurs der Aufklärung), Isabel V. Hull (Zum Verhältnis von bürgerlicher Gesellschaft und Staat in Feuerbachs Sexualstrafrechtsreform), Angelica Baum (Gefühl und Geschlecht in der Tugendlehre Shaftesburys), Claudia Opitz (Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung), Pia Schmid (Die Bestimmung zur Mutter in Almanachen für das weibliche Publikum um 1800), Chantal Müller (Krankheit und Gefährdung im *Journal* von Valérie Thurneysen-Faesch) und Susanne Asche (Tagträumende Phantasie und kalkulierender Eigennutz – die Genese einer Kaufmannsidentität). Der zweite Teil versammelt Beiträge zu den Themen Gleichheit und Differenz, Vernunft und (Frauen-)Bildung: Wolfram Malte Fues (Das Geschlecht der Vernunft), Birgit Christensen (Zum Verhältnis der Geschlechter bei Julien Offray de La Mettrie), Ulrike Weckel (Zur zeitgenössischen Rezeption der Streitschriften von Theodor Gottlieb von Hippel und Mary Wollstonecraft in Deutschland), Silke Lesemann (Zur Bildung und Sozialisation landadeliger Frauen im 18. Jahrhundert), Bärbel Cöppicus-Wex (Zur Disqualifizierung weiblicher Bildungsideale im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts am Beispiel zweier Ausgaben des *Nutzbaren, galanten und curiösen Frauenzimmer-Lexicons*), Beate Ceranski (Zur wissenschaftlichen Aktivität von Frauen in der Aufklärung), Elke Kleinau (Pädagoginnen der Aufklärung und ihre Bildungstheorien) und Gerlinde Volland (Die Gartengestalterin in Literatur und Realität des 18. Jahrhunderts).

Susanne Breuss

MENNINGHAUS, Winfried: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, 1999, 591 Seiten.

Der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus hat sich mit dieser umfangreichen Studie eines Themas angenommen, das von vielen zunächst einmal als von marginaler Bedeutung eingestuft werden mag. Bereits die ersten einleitenden Seiten des Buches belehren jedoch eines Besseren. Menninghaus geht dem Ekel als einer der heftigsten Affektionen des menschlichen Wahrnehmungssystems nach und beschreibt ihn als eine Chiffre der Bedrohung: „Im Ekel scheint nie weniger als alles auf dem Spiel zu stehen. Er ist ein Alarm- und Ausnahmezustand, eine akute Krise der Selbstbehauptung gegen eine unassimilierbare Andersheit, ein Krampf und Kampf, in dem es buchstäblich um Sein oder Nicht-Sein geht." (S. 7) Der verwesende Leichnam ist demnach das Ekelerregendste, und so ist nach Menninghaus jedes Nachdenken über den Ekel auch eines über den verwesenden Leichnam. Als elementares Muster des Ekels nennt Menninghaus die Erfahrung einer Nähe, die nicht gewollt wird: Eine sich aufdrängende Präsenz, eine riechende oder schmeckende Konsumtion wird spontan als Kontamination bewertet und mit Gewalt distanziert (z.B. durch Erbrechen als einer Form des Sich-aus-der-Nähe-Entfernens). Insofern kann die Theorie des Ekels als ein – allerdings nicht symmetrisches – Gegenstück zur Theorie der Liebe, des Begehrens oder des Appetits als Formen des Umgangs mit einer Nähe, die gewollt wird, bezeichnet werden. Die Abwehrhaltung des Ekels ist – mit Nietzsche – ein spontanes und besonders kräftiges Nein-Sagen, präziser: eine Unfähigkeit, *nicht* Nein zu sagen. Als eine solche quasi-automatische Form des Nein-Sagens ist der Ekel an der Grenze bewußter Handlungsmuster und unbewußter Handlungsantriebe angesiedelt und somit ein affektiver Operator elementarer zivilisatorischer Tabus und sozialer Fremd-eigen-Differenzen, und zugleich ein Medium für den Umgang mit starken libidinösen Antrieben.

Menninghaus legt mit diesem Buch die bisher umfassendste Studie zur Bedeutung und Funktion des Ekels in Philosophie, Ästhetik, Kunst, Literatur, Psychoanalyse, Zivilisationstheorie und Alltagskultur vor. Nicht zuletzt aufgrund der Quellenprobleme, die sich daraus ergeben würden, verfolgt er dabei nicht das Ziel, eine Geschichte des „wirklichen" Ekels (der weitgehend undokumentiert geblieben ist) zu schreiben, im Mittelpunkt seiner Ausführungen stehen vielmehr verschiedene theoretische Zugänge zum Ekel. Der zeitliche Rahmen der Untersuchung erstreckt sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart – es geht dem Autor um maßgebliche theoretische Beschreibungen oder Verwendungen des Ekels seit der spezifisch modernen Promotion von Geschmack in den Rang eines selbst-

gesetzlichen Urteilsorgans, um die Behandlung von Ekel als Korrelat und Gegenspieler einer spezifisch modernen ästhetischen Kultur. Der historische Ausgangspunkt der Studie markiert eine entscheidende Verschiebung in der Diskursivierung des Ekels, denn erst ab dieser Zeit gewinnt der in verschiedenen Texten dargestellte und reflektierte Ekel ein eigenes Leben: er wird zu einem Desiderat, das um seiner eigenen (anti-)ästhetischen und moralischen Qualitäten willen die Betrachtung lohnt. Erst seit dem 16. und 17. Jahrhundert setzen sich auch die Worte Ekel bzw. dégoût und disgust im allgemeinen Sprachgebrauch durch und finden erstmals im 18. Jahrhundert einen mehr als vereinzelten Eingang in theoretische Texte. Dabei verweist der französische Begriff auf einen wesentlichen Zusammenhang: Die diskursive Karriere von *dégoût* ist die weniger beachtete Kehrseite des seit dem späteren 17. Jahrhundert stürmisch vermehrten Interesses am *goût*, am ästhetischen und auch moralischen Geschmack. Die Herausbildung der Ästhetik als einer selbständigen Wissenschaft und der Kunst als eines „autonomen", auf sich selbst gestellten Systems bedeutete einen Bruch mit der Vorherrschaft aristokratischer Etikette und normativer Codierungen, eine Verbürgerlichung von Ästhetik und Kunst. Nach Kant ist der überaus heikle ästhetische Geschmack sogar das einzige Fundament des *sensus communis* und damit letztlich des informellen Zusammenhalts der Gesellschaft – einer Gesellschaft, die sich immer mehr aus sich selbst heraus tragen muß, statt nur einer hierarchisch vorgelagerten Macht zu gehorchen. Dieser Geschmack ist jedoch keineswegs egalitär, denn er setzt Bildung voraus und gerät somit zu einem neuen sozialen Differenzierungstyp. Er erlaubt – in einer Gesellschaft mit geschwächten Autoritäten und uneindeutigeren Hierarchien – eine unendlich verfeinerte Unterscheidungstätigkeit, die nicht nur zwischen dem „vulgären" Geschmack der unteren Schichten und dem „guten" Geschmack des Adels und des höheren Bürgertums zu differenzieren, sondern auch innerhalb der gebildeten Schichten feine und feinste Unterschiede auszumachen vermag. Geschmacksurteile machen in höchst flexibler Weise immer neue Markierungen von Akzeptabilitäts- und Gruppenzugehörigkeitsgrenzen möglich. Laut Menninghaus ist die Diskursivierung von Ekel nicht zuletzt die Kehrseite dieser enormen Vermehrung und dieses Bedeutungszuwachses von Geschmacksurteilen, und er sieht im Ekel daher ein distinktives menschliches Reaktionsmuster.

Menninghaus verfolgt mit seiner Arbeit vier Desiderate und Darstellungsziele. Erstens präsentiert er verschiedene theoretische Ansätze des Denkens über den Ekel, indem er ihn als kardinales Desiderat bedeutender Ästhetiker, Philosophen, Zivilisationstheoretiker und Psychoanalytiker (u.a. Herder, Kant, Nietzsche, Freud, Bataille, Sartre, Elias, Douglas, Kristeva) darstellt, die allesamt bisher nicht oder zumindest nicht systematisch als

Theoretiker/innen des Ekels gelesen wurden. Zweitens zeichnet er als durchgehende historische wie systematische Linie seiner Arbeit Stellung und Funktion des Ekels in Ästhetik und Kunstsystem seit deren „Autonomisierung" vor etwa 250 Jahren nach – die Grundlegung der modernen Ästhetik um die Mitte des 18. Jahrhunderts war ihre Grundlegung im Verbot des Ekelhaften, das Ästhetische ist das Feld jenes Gefallens, dessen schlechthin Anderes der Ekel ist. Drittens legt er einige – ursprünglich weit umfangreicher geplante – Kapitel zu einer Literaturgeschichte des Ekels bzw. einer (Gegen-)Geschichte der Literatur als einer Prozessierung des Ekelhaften vor, wobei er sich neben Baudelaire und Sartre vor allem mit Kafka beschäftigt, der im Rahmen der unübersehbar gewordenen Kafka-Forschung bisher offensichtlich noch nicht in dieser Perspektive betrachtet wurde, was nach der Lektüre von Menninghaus' Kafka-Kapitel einigermaßen verwundert. Viertens geht er der Frage nach, wieso das ausgehende 20. Jahrhundert sich selbst mit einer unverkennbaren Obsession auf das Feld des Ekelhaften hin auslegt, wie u.a. an der Verbreitung einschlägiger Diskurse in den Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaften ersichtlich ist. Schließlich präsentiert Menninghaus (einleitend noch in grob vereinfachter Form) ein Panorama der Diskursivierung des Ekels in den vergangenen drei Jahrhunderten: Das 18. Jahrhundert gibt dem Ekel weithin „recht", propagiert die Erziehung zum Ekel als Fortschritt der Menschheit und der Zivilisation und feiert die Etablierung des ekelfreien ästhetischen Körpers; das 19. und das frühe 20. Jahrhundert entdecken sowohl die Kosten dieser Erziehung als auch die (verbotenen) Reize des Ekelhaften; Ende des 20. Jahrhunderts wird die Erziehung zum Ekel selbst brüchig und gleichzeitig – als seien die (repressiven) Ekelschranken mächtiger denn je – das Terrain des Verworfenen geradezu zum programmatisch gelobten Land angestrengter Entekelung künstlerischer, politischer und akademischer Arbeit.

Die neun Kapitel des Buches beschäftigen sich mit folgenden Themen: (I.) Ekel-Tabu und Omnipräsenz des Ekels in der ästhetischen Theorie, (II.) Taediogene Zonen und ekelhafte Zeiten: die Konstruktion des idealschönen Körpers, (III.) „Starke Vitalempfindung" und Organon der Philosophie: das Urteil des Ekels bei Kant, (IV.) Poesie der Verwesung – „schöner Ekel" und die Pathologie des „Romantischen", (V.) Das „Nein" des Ekels und Nietzsches „Tragödie" der Erkenntnis, (VI.) Psychoanalyse des Stinkens: Libido, Ekel und Kulturentwicklung bei Freud, (VII.) Der Engel des Ekels – Kafkas Poetik des „unschuldigen" Genießens „schwefeliger" Lüste, (VIII.) Heiliger Ekel (Bataille) und die klebrige Marmelade der Existenz (Sartre) und (IX.) Abjekte Mutter (Kristeva), *Abject Art* und die Konvergenz von Ekel, Realem und Wahrheit. Das theoriegeleitete Interesse des Autors an seinem Forschungsgegenstand verhindert dabei, daß als Produkt seiner historischen

Spurensuche eine bloße Aneinanderreihung von „Fundstellen" entsteht, wie dies bei nicht wenigen Kulturgeschichten gerade von solch (scheinbar) „abgelegenen" oder nicht ganz „salonfähigen" Themen der Fall ist. Menninghaus versteht es, die gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung des Ekels herauszuarbeiten und in seiner historischen und theoretischen Dimension nachvollziehbar zu machen. Dabei ist seine Darstellung anschaulich und spannend zu lesen, ohne daß er in effekthascherischer Weise mit der „Gruseligkeit" seines Materials spekulieren würde. Egal, ob durch Geruch, Tastsinn, Auge oder Intellekt ausgelöst – der Ekel durchdringt den Körper, so weit als in ihm Leben ist, wie Kant in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* konstatierte, stets schlagen Ekelempfindungen auf das ganze System der Nerven durch. Menninghaus gelingt es einerseits, diese Dimensionen des Ekels plastisch vor Augen zu führen und andererseits das Reflexionsvermögen über solche elementaren und heftigen Empfindungen voranzutreiben und in größere historische und theoretische Zusammenhänge einzubinden.

Susanne Breuss

BLAIKIE, Andrew: *Ageing & Popular Culture (Alt werden und populäre Kultur)*. Cambridge University Press, Cambridge 2000, 247 Seiten, Abbildungen.

In einer Zeit, in der Jugend und Schönheit in der Gesellschaft teuere Valuten vorstellen, hat Andrew Blaikie ein Werk geschrieben, das die Ergebnisse der Forschung über Altern und Altsein in der sozialen und politischen Dimension vor allem in Großbritannien vorstellt. Es geht im Folgenden um eine der ersten Arbeiten, die das Entstehen der Stereotypen zu enthüllen versucht und die gleichzeitig zeigen möchte, wie sie heutzutage verschwinden. Blaikie bemüht sich um die „Dekonstruktion" der Stellung der ältesten Generationsschicht (als einer sozialen Gruppe, aber auch ihrer einzelnen Mitglieder), die sich entschieden hat, das eigene Leben selbst in die Hände zu nehmen. Er argumentiert, dass die Modernisierung, Marginalisierung und „Medikalisierung" eine starke Altersstratifikation der Gesellschaft unterstützt hat. Mit Entfaltung der Konsumkultur, samt der Erweiterung der Möglichkeiten für Personen im dritten Alter, wird diese Stratifikation heutzutage allmählich zerstört.

Blaikie geht nicht davon aus (S. 26) (und er konnte dies auch nicht), dass er zu einer monolithischen Theorie über Altwerden und Altsein gelangen wird. Der gemeinsame Nenner von einzelnen Kapiteln ist deshalb die Suche

nach der Antwort auf die Frage, ob eine „*grand theory*" (Preface X), eine große Schule und Theorie wirklich nötig ist.

Andrew Blaikie ist der Meinung, dass es auf Grund des Anspruches auf Objektivität nicht sehr oft passiert, dass sich Wissenschaftler mit einer Problematik befassen, mit der sie unmittelbare persönliche Erfahrung verknüpfen („*first hand personal experience*", Preface VII). Als solches Problem sieht er zum Beispiel auch Altsein, wobei man in der britischen Wissenschaft kaum über ein Ausweichen gegenüber der Thematik sprechen kann. Der Problematik von Altwerden und Altsein sind mehrere Werke gewidmet, wie zum Beispiel: M. Jefferys (ed.): *Growing Old in the Twentieth Century* (London 1989), P. Laslett: *A Fresh Map of Life: The Emergence of the Third Age* (London 1989), die Arbeit, aus der Blaikie oft zitiert, M. Young and T. Schuller: *Life after Work: The Arrival of the Ageless Society* (London 1991) und andere. In den britischen historischen, demographischen soziologischen und anthropologischen (im breitesten Sinn des Wortes) Wissenschaften entwickelten sich oft Menschen zu Experten für Altsein, denen das Studium erlaubt hat, sich mindestens teilweise zu distanzieren. So konnten sie ihre eigene Furcht vor Niedergang und Sterblichkeit mit Abstand ansehen (wie es zum Beispiel P. Laslett und M. Jefferys versucht haben). A. Blaikie spricht über sog. „*Gerontofobie*", die in Großbritannien in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre einen Boom des Interesses für die Thematik des Altwerdens verursacht hat, und die sich parallel zur Überalterung der Population entwickelt hat (Preface VIII). Andere Autoren (z.B. R. Means a R. Smith: *The Development of Welfare Services for Elderly People*, London 1985, S. 362–363) unterstreichen den Zynismus des blühenden Interesses fürs Altwerden. Sie verweisen darauf, dass sich in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts für das Studium des Altseins und Altwerdens fast niemand interessiert hat, dass es aber in den achtziger Jahren nur wenige „Karrieristen" gab, die dieses Thema nicht genutzt haben.

Andrew Blaikie hat eine Dozentenstelle am *Department of Sociology*, Universität Aberdeen. Er hat *Illegitimacy, Sex and Society* (1993) und eine große Anzahl weiterer Studien über Lebensstrategien, Familienformen und deren gesellschaftliche Perzeption in der Gegenwart geschrieben. Er gehört nicht zu der erwähnten Generation der Senioren. Ein Beweggrund zu diesem Buch war seine Überlegung, dass er lieber gar nicht weiter altern möchte, wenn dies eine große Veränderung und Beschränkung in seinem Leben bedeuten sollte. (Preface VIII). In der Einleitung beschreibt er die Entwicklung seines Interesses für die Problematik, eine Apologie eigentlich gegenüber möglichen Vorwürfen des Karrierismus.

Blaikie hat sich dem Studium der ledigen Mütter im Schottland des 19. Jahrhunderts gewidmet. Die sozialgeschichtliche Forschung über Alt-

werden und Altsein ergab sich für ihn mehr oder weniger zufällig ebenso wie seine Vorlesungen über Gerontologie, die er als Lehrer der postgradualen Ausbildung von Erwachsenen ausarbeitete. Er habe sich, so schreibt er, oft wie ein Scharlatan gefühlt, weil mehrere seiner Hörer älter als er waren und im Unterschied zu ihm schon praktische Erfahrungen in der Arbeit mit alten Leuten hatten. Der Autor hatte „*the luxury of creating a master's programme in Life Course Development*" (Preface IX–X).

Das erste Kapitel *(Introduction: foreign land*, Einleitung: Fremdes Land) versucht die Problematik des Altwerdens und Altseins, wie es von der Gerontologie und Soziologie erforscht wird, einer breiteren Schicht von Lesern näher zu bringen. Er spricht über zwei Ansätze, die sich gegenüberstehen: Sozialkonstruktionismus (eingeschlossen politische Ökonomie) und symbolischer Interaktionismus.

Das zweite Kapitel *The history of old age: popular attitudes and policy perceptions* bringt eine historische Analyse der Stellung der ältesten Generation in der Gesellschaft. Der Autor konzentriert sich vor allem auf die Periode nach 1850 (auf Grund der Quellenlage und Literatursituation), doch versucht er auch, den Einfluss zeitgenössischer Forschungen zur Konstruktion des Altseins zu erforschen. Er bezweifelt, dass es je eine „Goldene Ära des Alterns und Altseins" in der erweiterten Familie in vorindustrieller Zeit gab, nach der die moderne Periode (mit strenger gesellschaftlicher Ordnung nach Altersgruppen) folgte und man begann, alte Menschen als gesellschaftliche Last zu sehen.

Das dritte Kapitel *The transformation of retirement* versucht die Unterschiede zwischen der modernen Epoche (die mit strenger gesellschaftlicher Ordnung disponiert) und der Postmoderne (die mit der Fragmentation der Formen zusammenhängt) zu zeigen. Blaikie bietet einen Überblick zu Forschungen einiger Wissenschafter, die sich dem Studium der Rente gewidmet und Theorien über deren Einfluss auf alte Leute entwickelt haben *(The view of gerontology 1940–1970).*

Das vierte Kapitel *Altered images* ist den Einflüssen des Fernsehens und der Filmproduktion (vor allem aus der Hollywoodwerkstatt) auf die *Kultur des Konsums* (S. 23), die den Kult der ewigen Jugend durchzusetzen versucht, gewidmet. Blaikie befasst sich auch mit deren Bedeutung für alte Leute, das Kapitel handelt aber auch über die Wirkung der sich immer mehr vergrößernden Gruppe der alten Leute auf Prioritäten einer Gesellschaft, die vom Thema Jugend besessen ist.

Ein übergreifendes Thema in den folgenden drei Kapiteln ist das der photographischen Abbildung in ihren verschiedenen Facetten, die zu einem Bewusstwerden von Körper (ob des fremden oder des eigenen) und von Körperlichkeit führt, und auch mit der eigenen Identität und Vergangenheit (die oft durch eine rosa Brille betrachtet wird) verbunden ist.

Das fünfte Kapitel *Exploring visual memory* diskutiert methodologische Probleme zur Nutzung von Bildmaterial und speziell von Photographien aus Familienalben und Sammlungen als Forschungsquellen. Das sechste Kapitel *Pictures at an exhibition: representations of age and generation* führt die Themen des fünften Kapitels weiter, erforscht mehrere Aspekte des Alters und seiner Abbildung in Photoausstellungen und Sammlungen. Das siebte Kapitel *Beside the sea: collective visions, ageing, and heritage* bietet eine Fallstudie über das Küstenleben der Rentner in Südengland, über die Beziehung zwischen Altern, Küste und Photographien (oder weiteren materiellen und visuellen Residuen), in denen sich eine nostalgische Kollektivwahrnehmung der Vergangenheit spiegelt. Das achte Kapitel *Landscapes of later life* bringt einen Blick in die oft gespannten Beziehungen zwischen alterndem Individuum und Gesellschaft, dessen Lebenszyklus, sein alltägliches Leben und dessen Orientierung im späteren Leben.

Mit dem Titel der *Conclusion: the struggle of memory against forgetting* möchte Blaikie auf die Veränderungen der Wahrnehmung der ältesten Generation in der gegenwärtigen Gesellschaft aufmerksam machen. Der Lebenszyklus verändert sich von einer rein biologischen Entität zu einer flexiblen Entität, die mit individuellen Modellen des Suchens und Findens des Lebensweges zusammenhängt.

Für hochinteressant und sehr inspirativ halte ich die Teile der Kapitel 3 bis 8, in denen Andrew Blaikie die Ergebnisse konkreter Forschung vorstellt. Der Text wird durch Phantasien über Marsmenschen belebt, die anhand von Photographien von älteren amerikanischen Fitness-Begeisterten zu erforschen versuchen, wie das Altern auf der Erde wohl aussehen mag (S. 140). Blaikie skizziert auch, wie sich individuelle Geographie und Topographie im Verlauf des Alterungsprozesses verändert, wie die persönliche Topographie in der Skizze des Schlafzimmers und des Weges zur Toilette endet (S. 169). Am Schluss finden sich dann Passagen über die Zukunft der Menschheit nach der Erfindung der Wunderpille gegen Altern (S. 218).

Blaikie analysiert Zeitungen und Magazine (z.B. Artikel aus *Sunday Times*, S. 98 oder *World of Retirement – For People Who Enjoy Life)*, vor allem aber aus *Retirement Choice* bzw. seit den siebziger Jahren *Choice – Britain's Magazine for successful retirement*. Er arbeitet mit Werbung und Inseraten (speziell mit Angeboten verschiedener Begräbnisinstitute, S. 108); eine weitere Quelle sind die Darstellungen von alten Menschen in Kinofilmen, im Fernsehen in sit-coms und soap-operas (z.B. der Einfluss der amerikanischen TV-Serie *Golden Girls*, S. 97).

Der Autor erforscht die verschiedenen Kampagnen von Organisationen *(National Conference on Old Age Pensions a National Federation of Old Age Pensioners)*, die in der Zwischenkriegszeit für die Erhöhung der Alters-

rente in Großbritannien gekämpft hatten (S. 42–44), von Organisationen also, die sich mit der Situation der ältesten Generation befassen: *Association of Retired People, Alliance Against Ageism REACH (Retired Executives Action Clearing House)*. In diesem Teil haben vor allem die Bezeichnungen bestimmter Gruppen von alten Menschen in Großbritannien mein Interesse erregt, wie z.B.: „*woopies*" *(well-off older persons)* oder *glams (grey, leisure and moneyed)* wie auch die Analyse spezifisch britischer und amerikanischer Gestalten in Cartoons und Serien in Zeitungen, Magazinen und Fernsehen *(Grandma Giles' aus Sunday Express und Daily Express, Granpaw Broone, Victor Melgrew, Alf Garnet oder Archie Bunker)*.

Für am besten durchgearbeitet halte ich jene Kapitel des Buches, die die Darstellung der alten Leute und des Alterns auf Photos analysieren. Mit dem Studium dieser Problematik hat sich Andrew Blaikie in den neunziger Jahren besonders gründlich befasst (siehe die Hinweise im Literaturverzeichnis des Buches, S. 222). Ein wichtiges Kapitel ist der Photographie selbst gewidmet, deren Objektivität (S. 145) und deren Informationsgehalt: über Menschen, Gegenstände und Beziehungen (S. 112–114, S. 120), schließlich auch der Ethik einer, auf der Analyse von Photographien basierenden Forschung (S. 143).

Ergebnis der Analysen ist ein ambivalentes Bild der ältesten Generation. Auf der einen Seite führt Blaikie den Gedanken des „*uni-age Styles*" (S. 170) fort und spricht über „*positives Ageism*" (S. 209), das aber das Risiko eines Imperativs trage. Auf der anderen Seite steht die Schwierigkeit, daß die Gesellschaft Rentner nicht anders als bloß als Bürde empfindet, da sie die meiste Zeit nur mit „Nichtstun" und nicht mit der Vervollkommnung der Gesellschaft durch Arbeit verbringen. Blaikie fragt, wie die Stellung der in der näheren Zukunft größten gesellschaftlichen Gruppe aussehen wird, wenn den Rentnern in der heutigen europäischen Gesellschaft keine sinnvolle Rolle im Rahmen der Produktion, Reproduktion oder Wissensvermittlung zugestanden wird (S. 70). Hier widmet sich Blaikie auch den Unterschieden in der Wahrnehmung und in der Situation der ältesten Generation im Hinblick auf Geschlecht, Rasse, Ethnizität – und den Problemen entsprechender Forschungsansätze.

Das Werk ist für eine breitere Leserschicht gedacht; deshalb führt der Autor sehr breit ein: in die allgemeinen Probleme der Gesellschaftswissenschaften, in die Probleme bei der Forschung auf Makro- und Mikroebene, in die Thematik der Sozialisation des Individuums etc. Wenn das Buch aber einen teilweise populären Charakter haben sollte, ist es eher unpassend, die ersten Kapitel auf solche abstrakten Darstellungen zu beschränken. Zu Blaikies eigenen Überlegungen und Forschungen kommt der Leser teilweise erst im dritten Kapitel. Überhaupt ist es nicht einfach, sich zu orientieren, manchmal fehlt ein logischer Faden der Gedanken und Fakten.

Wenn man sich aber durch die ersten Kapitel durcharbeitet, wird man mit den schon erwähnten interessanten Texten und Themen belohnt. Aber auch in diesem Teil stößt man auf einige Mängel. So wird die These vom Alter als sozialer Konstruktion im Text ziemlich oft erwähnt; dies wirkt etwas störend, zumal der Gedanke zwar wichtig, doch nicht neu ist. Ähnlich verhält es sich mit Blaikies Überlegungen zum Problem der Alten als einer Gruppe, die nicht mehr in den Produktionsprozess der Gesellschaft integriert sind.

An mehreren Stellen (z.B. S. 59, 68, 71, 80 usw.) macht Blaikie auf die Notwendigkeit der Revision der Ansichten über das hohe Alter in der Gegenwart aufmerksam, wie aber die neue Art des Denkens aussehen soll, bleibt im folgenden Text irgendwie diffus. So ist es ziemlich anstrengend, sich auf eine der Hauptthesen des Werkes zu konzentrieren.

Gegen Ende des Bandes hat mich der Teil *Meanings of home and family* überrascht, in dem man neue Informationen und Gedanken über die Beziehung der alten Menschen zu ihren Wurzeln, zu Heim und Gegenständen, die es repräsentieren, findet und Überlegungen zum Umzug ins Altersheim. Es gibt kein Schlußkapitel, wie man es vielleicht erwartet – eine Zusammenfassung der Hauptgedanken, die durch einige Fakten unterstützt werden und die die Masse von Informationen verankern helfen würden; auch der Blick in die Zukunft ist erst auf den letzten Seiten (S. 208) unter dem Titel des Teiles *The end of old age?* Thema.

Eine letzte Anmerkung noch: Blaikie deutet im Vorwort an, dass er sich in seinem Buch vor allem auf Material aus China, USA und westeuropäischen Ländern stützt. Er sieht dessen begrenzte Reichweite und schlägt vor, in Zukunft die Forschung in anderen Ländern, auch Entwicklungsländern, voranzutreiben. Tatsächlich kann man in seinem Text viel über das Thema Alter in den USA und Großbritannien erfahren, aber über die Situation in anderen Ländern schreibt Blaikie vergleichsweise wenig. Eine Ausnahme bilden einige Beispiele aus Frankreich (z.B. Vergleich von Orten, wo sich Briten und Franzosen zur Ruhe setzen, S. 161), andere Länder sind vor allem durch Hinweise auf die Literatur im Anmerkungsapparat präsent.

Trotz einiger Schönheitsfehler erfüllt Andrew Blaikie den Anspruch, den er zu Beginn des Buches erhoben hat: Er stellt das Altern als ein vielfältiges Phänomen vor im Kontrast zu stereotypen Bildern von der ältesten Generation als homogener Gruppe. Gleichzeitig bietet er eine Menge an Einfällen und Überlegungen, die als ein Korrektiv zu gängigen Versuchen um eine alles erklärende Theorie gelten können.

L'uba Herzánová

KLOTZ, Volker: *Gegenstand als Gegenspieler. Widersacher auf der Bühne. Dinge, Briefe, aber auch Barbiere.* Wien, Sonderzahl Verlag, 2000, 281 Seiten.

Volker Klotz ist einer jener seltenen Literaturwissenschaftler, die nicht nur eine akademische Professur mit praktischer Theaterarbeit mühelos zu vereinigen verstehen, sondern denen auch die Lust am Fabulieren und Entdecken ebenso wichtig ist wie der Gegenstand, dem sie sich widmen. Auch in seinem neuen Buch liegt, wie schon der geradezu barocke Titel ankündigt, ebensoviel Poesie wie Programm.

Diesmal geht es Klotz um das Requisit, um Dinge, die mit den menschlichen Lebewesen das Geschehen auf der Theaterbühne bestreiten, die ebenso bedeutsam wie wirksam treffen, verfolgen, helfen, fallen und verloren gehen können. Und auch in diesem Buch verbindet er Deutungslust mit intimer Theaterkenntnis, legt den akademischen Diskursballast einmal beiseite, um sich unbekümmert auf die Quellen, auf Texte und Partituren einzulassen.

Das Buch besteht aus drei umfangreichen Essays, in denen Klotz jeweils grundsätzliche dramaturgische Kontexte erläutert, um dann fließend in Fallbeispiele überzugehen, an denen er Detailanalysen vornimmt und Sonderfälle erörtert.

Spätestens seit es die Guckkastenbühne gibt und man aus dem Dunkel in den beleuchteten Rahmen des Bühnenkastens schauen kann, fallen dem Publikum Gegenstände deutlich auf, die ins Geschehen eingreifen können. Daß sie auf der Bühne bedeutsamer werden können als in den anderen literarischen Formen, liegt, wie Klotz ausführt, am szenischen Antagonismus des Theaters, am Umstand, daß dort mindestens zwei Personen einander im Widerstreit liegen, von denen fallweise eine durch einen Gegenstand vertreten werden kann. Auch unscheinbare Objekte können sich da mit brisanter szenischer Energie aufladen. In den Tragödien ist es zumeist eine vergangene Handlung, die sich im Gegenstand eingelagert hat und ihre Sprengkraft entladen kann, so bald etwa das Objekt vom falschen Akteur zum falschen Augenblick in die Hand genommen wird. Die bekanntesten Fälle: Penthesileas Bogen, das Taschentuch der Desdemona, Woyzecks Messer, aber auch – in der Komödie – Blumentöpfe, Hutnadeln, Amulette, Uhren.

Vor allem Stücke aus der Mottenkiste der Theaterliteratur, über die sich wohl kaum noch eine Bühne wagen würde, lassen Dingmoden und die mit ihnen beabsichtigten dramaturgischen Kunstkniffe oft besonders drastisch erkennen. Da wäre etwa das Schauerdrama „Vierundzwanzigster Februar" des Dichters und Wanderpredigers Zacharias Werner. An jenem Tag, im

Abstand von jeweils einer Generation, wird eine Familie immer wieder aufs Neue heimgesucht, verlieren Vater und Sohn ihr Leben und auch die Sühneabsicht des heimgekehrten Enkels wird diesem noch zum Todesurteil. Das Werkzeug des grausam waltenden Schicksals ist ein Messer, das vergangene Untaten in sich birgt und nur darauf wartet, für künftige Untaten heruntergenommen zu werden. Es hängt während der ganzen Zeit an der Wand der armseligen Bude. „Schicksalsdramatisch ... erkennt man im Messer, in Sense, in Wanduhr und Sessel den vollzogenen oder versuchten Mordakt von ehemals. Die Tat hat sich inzwischen vom Täter gelöst. Nicht etwa, um den Täter zu erleichtern, sondern um ihn nur noch schwerer zu belasten. ... Verdinglicht im Ding, droht ihm die Tat beharrlich mit Wiederkehr und Wiederholung." (S. 34)

In einem zweiten Essay nimmt sich Klotz des Bühnenbriefs an, seiner Produktion, seinem Transport und seiner Lektüre. Mit Analysen, die stets die eigene Begeisterung am Gegenstand (im doppelten Sinn) durchschimmern lassen, kreist er die Wirkungsmechanismen dieses Schriftstücks ein und untersucht die verborgenen Eigenschaften, die seine szenische Energie ausmachen: „ein vielfältiges Spannungsmoment zwischen intim und publik, zwischen hier und dort, zwischen jetzt und dann, zwischen Äußern und Aufnehmen, zwischen Ding und Person, zwischen Wort und Tat." (S. 91) Der Brief als Zeitbombe, als tödliche Botschaft, die noch den Überbringer selbst hinrichten kann, als fatale Falle, als kompromittierendes Dokument, als unwiderrufliche Nachricht, die – einmal abgeschickt – auch einen Sinneswandel des Absenders nicht mehr berücksichtigt. Vor allem Friedrich Schiller schleuste in seinen frühen Stücken gerne Briefe als „trügerische Zeichen" (Oskar Seidlin) in den Handlungsverlauf ein. „Die leistungsstarke Intrige mit dem wichtigen Werkzeug Brief" (S. 118) war eine wesentliche Essenz seines Dramenkonzepts. In der Posse, in der dramatischen Satire und noch in der Salonkomödie machte diese Intrigentechnik Schule. Mitunter wurde diese jedoch so hemmungslos ausgebeutet, daß man sich über sie selbst schon lustig machen mußte – wie Klotz an Nestroys „Mädel aus der Vorstadt" deutlich macht. Der alle Widrigkeiten auflösende und erlösende Brief, nach dem der patscherte Bösewicht vergeblich gejagt, entlarvt mit jenem zugleich auch den dramaturgischen Kniff, den „Mechanismus brieflicher Bloßstellung" (S. 120).

Daß die Vertonung von Briefen und ihrer Herstellung im Musiktheater diesen noch eine zusätzliche Dimension verleihen würde, ist hingegen nicht ausgemacht. Im Gegenteil. Die musikalische Energie beim Briefeschreiben geht fast immer auf Kosten ihrer dramatischen Wirkung. „Entweder dramatische oder musikalische Energie. Beides auf einmal ist nicht zu haben." (S. 190)

Gerade im fokussierten Ausschnitt lassen sich – wie Klotz eindrucksvoll vorführt – dramaturgische Konzeptionen weit aufschlußreicher erkennen als in üblichen Darstellungen zur Dramaturgie. Tendenziell ist es die Komödie, die den Umgang mit der Sachkultur vielfältiger, nuancierter, pointierter widerspiegelt, vor allem seitdem im 19. Jahrhundert mit der allmächtigen Ware, dem vertrackten Ding, wie Marx sagt, ganze gesellschaftliche Identitäten und Produktionsweisen auf der Bühne einziehen. Da können winzige Unvollkommenheiten unvorhersehbare Folgen haben. Allerdings wird erst im Kino, das Klotz leider unerwähnt läßt, der moderne, industrielle Gegenstand als Gegenspieler seinen Durchbruch haben. Freilich haben auch die Dinge auf der Bühne eine Realgeschichte und können als dramaturgische Instrumente nur solange funktionieren, als ihnen eine sozial vereinbarte Bedeutung zukommt oder diese wenigstens imaginierbar ist. Manche ausstattungsreiche Komödie büßte da vieles von ihrem Witz ein, weil die Sachkultur, aus der sie bestritten wurde, ihren Verkehrswert verloren hat und gewissermaßen gegenstandslos geworden ist.

Ein bißchen vermißt man unter den Fallbeispielen jüngere Texte und Dingwelten, zeitgenössische Hilfsmittel der Interaktion wie etwa das Telefon, das Radio, den Schallplattenspieler, die ja durchaus auch neue Handlungen, Haltungen und Subtexte auf die Bühne gebracht haben. So bleiben die Gegenspieler im wesentlichen historisch: Waffen, Kostüme, Accessoires, Nippes, Briefe, Rasiermesser. Letzteres wird vor allem in der Hand des Barbiers, dem Klotz ein weiteres Kapitel widmet, zum hintersinnigen Machtmittel mit politischer Valenz. „Nicht nur daß, auch wie sich von oben herab der Subalterne über den Mächtigeren hermacht – mit fesselndem Kittel und Seifenschaum und scharfer Klinge – ruft Gelächter hervor. Heftig, nicht lässig, dürfen wir lachen über die zwiespältige Ikonographik dieses Bildes. Gesellschaftsgeschichtlich spricht daraus eine beunruhigende Labilität. Zeigt sich doch beides auf einmal, eins im andern: einerseits der durchaus übliche und erlaubte, ja erforderliche und geforderte Berufsakt; andererseits der ungebührliche und anmaßende körperliche Übergriff, der augenblicks umschlagen könnte in eine politische Exekution. Doch dazu kommt es nicht. So will es die zugleich beschwichtigende als auch beunruhigende Komik." (S. 197f.)

Publikum und Held im labilen Gleichgewicht zu halten, das gelingt der antiheroischen Figur des Barbiers, die allein auf der Bühne berechtigt ist, Mordwerkzeuge zur Körperpflege einzusetzen und vorführt, daß der Gegenstand an sich noch nichts mitteilt. Was zählt, das sind die komplizierten Vereinbarungen, die zwischen Publikum und Darstellern um das Ding ausgehandelt werden, um seinen Illusionismus, um die Konventionen seines Gebrauchs, um die Variationen des Mißbrauchs. Es sind letztlich semanti-

sche Operationen, die das Requisit auf der Bühne erst zum spannungsreichen Ding machen. Mit diesen hat sich Klotz, gewissermaßen als Zugabe, noch in drei kurzen Betrachtungen auseinandergesetzt, wo er das Verfahren umkehrt und von den gattungsspezifischen Eigenarten, von den epochegeschichtlichen Merkmalen auf das dramaturgische Detail zielt. Und auch hier bewährt sich, was Klotz im Nachwort als seine Methodik ausweist: die vernachlässigten Sachverhalte der Literatur in Augenschein zu nehmen, kanonisierte Blickwinkel zu ignorieren und vor allem sich überraschen zu lassen. „Es geht auch anders, doch so geht es auch", wird da François Villon zitiert. So, muß man nach der animierenden Lektüre dieses Buches sagen, geht es vor allem.

Christian Rapp

WEINZIERL, Rupert: *Fight the Power! Eine Geheimgeschichte der Popkultur & die Formierung neuer Substreams.* Wien, Passagen Verlag, 2000, 286 Seiten.

Die realpolitischen Veränderungen des vergangenen Jahres in Österreich haben ohne Zweifel auch einen gewissen Teil der nationalen (Jugend-)Szenen geprägt. Nach dem Amtsantritt der neuen Regierung im Februar 2000 fanden verschiedenste Arten des Engagements statt, je nachdem, was unter dem Begriff des „Politischen Handelns" verstanden wurde. Eine dieser Initiativen nennt sich „volkstanz.net", eine Plattform, die zu einem großen Teil von DJs getragen wird und mit dem Mittel der „Soundpolitisierung" ihre Anliegen artikulieren möchte. Rupert Weinzierl, selbst einer ihrer Aktivisten, portraitiert nun in seinem Buch diese Plattform und nimmt ihre Inhalte zum Ausgangspunkt für umfangreichere Überlegungen über das Verhältnis von Populärkultur zu Politik. Denn seiner These nach steht „volkstanz.net" als zeitgemäßer Ausdruck dissidenter Haltung in einer Reihe von „Allianzen zwischen Pop und (meist mikro-)politischen Widerstandsbewegungen", die es im Laufe der letzten vierzig Jahre Popgeschichte gegeben hat.

Im Hauptteil nimmt der Autor die Beschreibung dieser Geschichte auch selbst in Angriff. Dabei gerät er von Anfang an in ein Verwirrspiel der Begriffe, das er seiner eigenen Sorglosigkeit ihren Bedeutungen gegenüber und seinem außerordentlichen Selbstbewusstsein verdankt, mit dem er sowohl eine „historische Analyse", eine „Dissidenzgenealogie" als auch eine „moderne Heldensage" anstrebt. Auch hat er in der Einleitung noch einen breiten „Pop"-Begriff vor Augen, der Pop- und Dancefloormusik, Teile der

Modewelt, des Pop- und Lifestyle und der Film- und Fernsehkultur sowie Pop-Art und Pop-Literatur umfassen soll. Doch wird sehr bald deutlich, dass Pop nicht gleich Pop ist und der Begriff vom Autor gedanklich je nach Bedarfsfall eingeschränkt bzw. erweitert wird: Einmal als Träger einer „Schlüsselrolle für einen Großteil der Bevölkerung" mit „staatstragender Funktion", „Motor der Informations- und Symbolökonomie", „Vehikel der FPÖ" und „Instrument der Kontrollgesellschaft", dann wieder als „politisches Medium für neue linke Bewegungen", in dem er „emanzipatorisches Potential" mit Hilfe von „Soundpolitisierung" und „Cutting Edge-Ästhetik" erkennt. Es drängt sich der Verdacht auf, dass der derart unterschiedlich verwendete „Pop"-Begriff gedanklich immer in seine Massenkultur/Mainstream vs. Subkultur/Underground-Schranken verwiesen wird. – Selbst wenn Rupert Weinzierl inständig beteuert, dass es heute nur mehr einen „hybriden Mainstream" gibt und die qualitativen Zuordnungen wie Mainstream = affirmativ und Underground = dissident schon längst nicht mehr zutreffen. Denn schließlich bekennt der Autor ganz freimütig, er könne „die zunehmende Chancengleichheit der niedrigeren Bildungsschichten auch im Feld der Kultur und die Emanzipation der Massen in neuen Feldern nur begrüßen, auch wenn ich ästhetisch noch so viele Vorbehalte gegenüber dem Massengeschmack empfinden mag [...]". Insofern erinnert sein ästhetisches Empfinden bzw. seine Einlassungen dazu trotz betonter Anti-Adorno-Haltung nur allzu sehr an dessen Ressentiments der Massenkultur gegenüber (welche daher nichts zu tun hat mit jenem subkulturellem „guten" Pop, den Weinzierl den Großteil des Buches über meint). Und so verwundert es schließlich auch nicht, dass ausschließlich dem Autor in seiner „historischen Analyse" nicht entgeht, warum eine Band XY dissidenter sein soll als Sänger/in YZ und sich folglich die „Geheimgeschichte der Popkultur" mit seiner ganz persönlichen Popmusikbiographie deckt.

Klar wird dabei bis zuletzt nicht, mit welchem Anspruch Rupert Weinzierl auf diesen 124 Seiten „gutem Musikgeschmack" seine These von der „Dissidenzgenealogie" eigentlich stützen möchte (am Ende des Buches lassen sich „die 100 besten Pop-Alben" seiner Auswahl auch in aller Kürze nachlesen). Dass er von vornherein seine Fanperspektive betont und „keine hochmütige akademische Distanz zu den Subjekten der Untersuchung" an den Tag legen möchte, ist als Voraussetzung für eine wissenschaftliche Arbeit sehr begrüßenswert, aber noch lange kein methodisches Argument. Für einen Kritiker eines Musikjournals oder einer österreichischen Qualitätszeitung stellt es sicher ein Qualitätsmerkmal dar, einen fein ausdifferenzierten Geschmack sowie breites Fachwissen und eine scharfe Klinge zu besitzen. Es kann aber nicht Ziel einer „Genealogie" sein, die „historisierend" angelegt sein will, diese Kriterien zum wissenschaftlichen Maßstab zu erheben.

Als Rückendeckung zieht Weinzierl einen Vertreter der Cultural Studies heran, in deren Tradition er sich selbst arbeiten sieht. Nach Simon Frith sei es schließlich „das Wesen kultureller Praxis, Bewertungen vorzunehmen und Unterschiede festzustellen". Allerdings stellt sich die Frage, ob Frith damit wirklich gemeint haben kann, dass „übliche" kulturwissenschaftliche Methodik deshalb kein Thema mehr sei – ausgerechnet bei den Cultural Studies?! Bestehen doch deren Stärken (besonders in den Studien über Jugendsubkulturen der Nachkriegszeit) in der argumentativen Sorgfalt, mit der sie ethnographischen Blick und Theorie miteinander verbinden. Bei genauerem Hinsehen stellt sich jedoch heraus, dass Frith gerade im zitierten Text mehr Genauigkeit bei der Argumentation und mehr Reflexion des jeweiligen Horizonts, von dem aus Wissenschaftler/innen ihre eigenen Bewertungen durchführen, verlangt. Denn seiner Ansicht nach besteht nicht nur eine eingebürgerte Wertehierarchie zwischen Hoch- und Populärkultur, gegen die sich die Cultural Studies mit ihren Arbeiten wendet. Auch innerhalb der popkulturellen Praxis werden ständig Bewertungen getroffen. Wenn er nun die „Cultural Studies"-Theoretiker/innen dazu auffordert, in ihren Forschungen diese Bewertungen nicht unreflektiert zu übernehmen, kann das wohl nicht heißen, dass sie sie selbst durchführen sollen. Nichts anderes aber tut Rupert Weinzierl. Dagegen schlägt Simon Frith für die wissenschaftliche Praxis folgendes vor: „Wenn wir populärkulturelle Werturteile verstehen wollen, müssen wir uns mit den sozialen Kontexten auseinandersetzen, in denen sie gefällt werden, und müssen uns mit den sozialen Ursachen beschäftigen, die bestimmte Aspekte eines sounds [...] beim Publikum besser oder schlechter ankommen lassen."[1] Die vorliegende „moderne Heldensage" Rupert Weinzierls wäre daher bestimmt eine interessante Basis für eine kulturwissenschaftliche Studie über biographisches Erleben subkultureller Praxis in Österreich, speziell in den 80er Jahren. Einblick und Involviertheit des Autors in eine gewisse (Jugend-)Szene – auch heute noch – ist jedenfalls unbestritten.

Vor diesem Hintergrund lassen sich wohl auch seine „Grundzüge einer neuentwickelten (Post)Subkulturtheorie" lesen. Denn tatsächlich fällt es schwer, sich das Konzept von „neuartigen Substream-Netzwerken", die als „kurzfristige Interessen-Koalitionen" mit politischen Anliegen und geringer Gruppenidentifikation ihrer Aktivisten/innen skizziert werden, nicht nur als spezifische Beschreibung der Wiener „volkstanz.net"-Szene vorzustellen. Laut Weinzierl trifft diese Charakterisierung ebenso für Substreams in London, Berlin, Köln, Kalifornien und New York zu. Die These lässt sich auch leicht mit „bewährter" argumentativer Oberflächlichkeit „stützen" und führt im vorliegenden Fall zu einem 31seitigen Ideenskript, nicht aber zu einem zentnerschweren Meilenstein der Jugendforschung.

Im Grunde ist Rupert Weinzierl das ganze Buch über nur eine einzige These wirklich wichtig, die er wie folgt formuliert: „Das Problem affirmativer Haltungen liegt also in der politischen Blindheit [...] gegenüber der neoliberalen Hegemonie, an der Ausklammerung der Obszönität des Machtdispositivs" und deshalb müsse die „immer noch zu puritanisch agierende Linke [...] der Hedonisierung breiter Bevölkerungsschichten [...] Rechnung tragen". „volkstanz.net" habe das erkannt und trete mit „Partyaktivismus" und „Guerilla-Semiotik" den Kampf um die kulturelle Hegemonie gegen die neue Rechte an. Unter soviel Aktivismus hat leider Rupert Weinzierls methodische Herangehensweise, hat die Überprüfung seiner Thesen gelitten. Was die österreichischen (Jugend-)Szenen betrifft, die durch die politischen Veränderungen geprägt wurden, beinhaltet diese Arbeit aber zwei wertvolle Hinweise: „Wir können es uns nicht leisten, blind gegen eine solche Entwicklung zu sein [...]; und wir können es uns auch nicht leisten, uns durch sie blenden zu lassen [...]."[2]

Elisabeth Prinz

1 Frith, Simon: Das Gute, das Schlechte und das Mittelmäßige. Zur Verteidigung der Populärkultur gegen den Populismus. In: Bromley, R., U. Göttlich, C. Winter (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999, S. 191–214, hier: S. 198.

2 Clark, J., S. Hall, T. Jefferson, B. Roberts (Hg.): Subkulturen, Kulturen und Klasse. In: Jugendkultur als Widerstand. Frankfurt am Main 1979, S. 39–133, hier S. 40.

KLODNICKI, Zygmunt (Ed.): *Slask Schlesien Slezsko Przenikanie Kultur.* Muzeum narodowe we Wrocławiu, Wrocław 2000, 167 Seiten, Farb- und Schwarzweißbilder, Karten, geographisch-ethnisches Register, Res. in Engl.

Anlässlich des tausendjährigen Bestehens der Stadt Wrocław (dt. Breslau) wurde eine Ausstellung veranstaltet und eine repräsentative Publikation herausgegeben, die den Prozessen der Formung der Volkskultur auf dem Gebiet Schlesiens mit einem Akzent auf der Region Niederschlesien gewidmet ist. Diese Region mit Zentrum in Wrocław unterschied sich in einem wesentlichen Teil ihrer Kultur stets von den übrigen Gebieten Schlesiens (Oppeln, Oberschlesien und Teschen). Niederschlesien war eine typische multiethnische und multireligiöse Region, was vor allem auf historische Peripetien zurückzuführen ist. Dieses Gebiet gehörte seit dem 10. Jahrhundert nacheinander den polnischen Piasten, zum Königreich Böhmen, zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie, zum Preußischen Königreich, zum

Deutschen Reich und seit dem 2. Weltkrieg gehört es zu Polen. Selbst die präzisesten historischen Angaben können nicht die ganze Kompliziertheit der Kulturgeschichte Niederschlesiens und seine subregionalen Spezifika der Volkskultur erhellen. Diese Aufgabe übernahmen die Organisatoren der Ausstellung und die Autoren der Publikation.

Das erste Kapitel (Autorin H. Wesolowska) präsentiert eine ethnographische Charakteristik der Region und konstatiert, dass es in der traditionellen Volkskultur (hier beschriebene) innere genetische Prozesse, die mit der Region verbunden waren, sowie von außen eingedrungene Veränderungen, gab. Das stärkste Element der Volkskultur, an dem sich die regionalen Spezifika manifestierten, war die Architektur, für die mehrräumige Stockhäuser große landwirtschaftliche Anwesen typisch waren. Bemerkenswert für diese Region sind auch technische Bauten, vor allem Windmühlen. Von den sakralen Bauten sind die protestantischen Kirchen, die in der Bauweise der sog. preußischen Mauer errichtet wurden, interessant. Für die katholischen Dörfer sind wiederum Renaissance- und Barockkirchen, Kapellen, Statuen und Steinkreuze am Wegesrand charakteristisch. Die Autorin widmet sich auch Artefakten der Volkskultur, die sich vor allem durch museale Exponate belegen lassen.

Das zweite Kapitel (Autor Z. Klodnicki) versucht die geistige Dimension (Brauchtum, Rituale, volkstümliche Vorstellungen, Glaube, Kult, Dämonologie, Volksliteratur) der originalen niederschlesischen Kultur zu rekonstruieren. Der Autor stützt sich auf Karten und Kommentare aus dem Atlas der deutschen Volkskunde (ADV), die auf Umfragen, die 1930–1935 in die von Deutschen bewohnten Dörfer verschickt wurden, basieren.

Die Autorin des nächsten Kapitels (E. Berendt) „Volkskunst als Ausdruck der ethnischen Differenzierung der Region" erläutert, dass in der Volkskunst von Niederschlesien die Malerei, die Bildhauerei und die Grafik, die hier vor allem seit Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts „lebendig" waren, am weitesten entwickelt sind.

Im vierten Teil arbeitet der Autor (Z. Klodnicki) mit der ethnogeographischen Methode und vergleicht die Ergebnisse des Polski atlas etnograficzny und des Atlasses der deutschen Volkskunde, in denen jeweils etliche Karten zur Thematik der materiellen Kultur enthalten sind. Hier widmet er sich vor allem ausgewählten Problemen der Landwirtschaft, der Baukunst und des Transports. Der Autor präsentiert in dem Kapitel auch eine Karte, die die kulturelle Verknüpfung Niederschlesiens mit weiteren Gebieten Polens veranschaulicht.

Der tschechische Folklorist (M. Dohnal) bearbeitete für die Publikation die spezifischen, nationalen und sprachlichen Realien der Glatzer Tschechen, die durch deren geographische Isolation bedingt waren, und deren Effekt auch das reiche Schaffen der Volksprosa der hiesigen Einwohner war.

Der Autor stellt einzelne stoffliche Motive aus der sog. Böhmischen Ecke (Gebiet auf der polnischen Seite der tschechisch-polnischen Grenze) vor und vergleicht sie mit tschechischen Quellen.

Vor dem Hintergrund der historischen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und kulturellen Geschichte geht der deutsche Volkskundler (B. Schöne) der Frage nach, warum sich im nördlichen Gebiet Sachsens, im Ostteil der Oberlausitz, in der Stadt Görlitz (Zhorelec) und Umgebung die meisten Einwohner bis heute mehr als Schlesier denn als Sachsen fühlen. Der Autor qualifiziert dieses historische emotionale Gedächtnis der dortigen Einwohner als Bestandteil ihres Kulturerbes und als Spezifik des dortigen Landes.

Das letzte Kapitel (Autorin E. Berendt) „Die Nachkriegsform der niederschlesischen Volkstradition" erläutert die Konsequenzen der komplizierten Prozesse, die sich auf dem Gebiet Niederschlesiens nach dem Zweiten Weltkrieg vollzogen, als dieses Gebiet zu Polen kam und fast die gesamte ursprüngliche Bevölkerung wegzog oder nach Deutschland ausgesiedelt wurde. In das kriegszerstörte Gebiet kamen nach und nach Polen aus Gebieten, die nach dem 2. Weltkrieg an die Sowjetunion fielen. Niederschlesien nahm auch viele polnische Remigranten aus Rumänien, Jugoslawien, Frankreich und Belgien auf. Gewaltsam hierher umgesiedelt wurden die ethnischen Gruppen der *Lemki* und *Bojki*, zum Teil auch Einwohner ukrainischer Ethnizität aus dem Südosten Polens. Es kamen auch Griechen mit kommunistischer Vergangenheit hierher. Alle diese Menschen waren mit einer „fremden" Kultur konfrontiert und brachten die Symbole „ihrer" Kultur mit. Dieser multiethnische und multikulturelle „Schmelztiegel", die so heterogene Gesellschaft Niederschlesiens befand sich in einem ständigen Konflikt zwischen eigenen und fremden Lebenswerten und Kulturmustern. Sie musste viele kulturelle Dissonanzen zwischen den einzelnen Menschengruppen auflösen, die nicht nur in der Umgangssprache, sondern auch in den Formen der Wirtschaft, Verpflegung, Kleidung, in Ritualen und in der Folklore evident waren. Die schwierigen Prozesse der Adaption und Akkulturation der Nachkriegsbewohner Niederschlesiens sind bei weitem noch nicht abgeschlossen und bieten den polnischen Ethnologen interessante Möglichkeiten zu Forschungen auch in der Gegenwart.

Das Buch „Slask Schlesien Slezsko" wird mit seinem Inhalt dem Titel gerecht. Den Autoren ist es gelungen, die Region Niederschlesien aus verschiedenen Blickwinkeln darzustellen und so den Einfluss kulturhistorischen Wandels deutlich zu machen. Das Buch nimmt auch offen zu den sog. sensiblen Themen Stellung: wie die Germanisierung der slawischen Bevölkerung, die gewaltsame Aussiedlung und Umsiedlung verschiedener Ethnizitäten, die Nachkriegsdevastierung der requirierten Gebiete durch die „neuen Menschen". Sein Wert steigt auch durch den Umstand, dass Autoren

aller drei Nationen, auf deren Gebiet sich das historische Schlesien ausbreitete, daran beteiligt sind. Es ist ein gelungener Versuch einer überethnischen Betrachtung einer der wichtigen europäischen Kulturregionen und ein bedeutsamer Beitrag zur modernen europäischen Kulturregionalistik. Das Buch mit seinem Inhalt, seiner Botschaft und der schönen Gestaltung ist ein würdiger Beitrag zu den Feiern des ersten Jahrtausends der Stadt Wrocław und des zweiten Jahrtausends der christlichen Geschichte Europas.

Rastislava Stoličná

SCHMIED, Gerhard: *„Lieber Gott, gütigste Frau ..." Eine empirische Untersuchung von Fürbittbüchern.* Konstanz, Univ.-Verlag, 1998 (= Passagen & Transzendenzen 4), 137 Seiten.

Die vorliegende Untersuchung des Religionssoziologen Gerhard Schmied ist das Ergebnis einer Auswertung von insgesamt 4.664 Eintragungen aus sieben deutschen „Fürbittbüchern", die der Autor 1995/96 durchführte. Die Bücher liegen in unterschiedlichen lokalen Kontexten auf, die aus Gründen der Anonymität nicht spezifiziert werden, was im Hinblick auf vorliegende und zukünftige Vergleichsstudien sicher zu bedauern ist.

Den Autor fasziniert, *„daß hier interessantes, aussagekräftiges Material nicht erhoben werden mußte, sondern bereitlag. [...] Als Manko erwies sich allerdings, daß sich die erfaßten Gebete für eine Auswertung, die auf rigorose Eindeutigkeit setzt, nur als begrenzt geeignet erwiesen."* „Rigorose Eindeutigkeit" in der Textanalyse! Könnte es sein, daß es sich umgekehrt verhält und sich eher dieses Ansinnen als „begrenzt geeignet" erweist? (Umberto Eco läßt grüßen!)

Bereits in Inhaltsverzeichnis und Vorwort fällt auf, daß der Autor davon ausgeht, daß es sich bei den Eintragungen um „Gebete" handelt: *„Fürbittbücher liegen in zahlreichen Kirchen aus, und die Besucher der Gotteshäuser können ihre Gebete darin eintragen."* Kapitel 1 trägt die Überschrift: *„Das Beten in den Sozialwissenschaften"*, Kapitel 2: *„Dimensionen des Gebetes"*, darunter: *„Fürbittbücher als Sammlungen geschriebener Gebete"* usf. Wir erfahren durchaus interessante Aspekte zum Thema Gebet, zum rezenten Gebetsverhalten, über funktionale Unterschiede des mündlichen und schriftlichen Gebetes, über soziale Dimensionen des Betens, über vergleichbare Beispiele des Anliegenschreibens im Judentum, Shintoismus und Buddhismus. Was wir jedoch nicht erfahren, ist eine Begründung, mit der sämtliche, nicht als Gebet klassifizierbare Texte, von der Untersuchung ausgeschlossen werden. Selbst bei oberflächlichem Durchsehen und Blättern in sogenannten Fürbitt-, Anliegen-, Pilger- oder Gedenkbüchern muß

auffallen, daß sogar bei einem sehr weit gefaßten Gebetsbegriff hier zahlreiche Eintragungen vorzufinden sind, die der Kategorie „Gebet" nicht zuordenbar sind. Das ist auch dem Autor bewußt. Der methodische Kunstgriff, mit dem er dieses Problem löst, verdient zweifellos unsere Aufmerksamkeit. Zur Auswahl der Eintragungen: „*Folgende Arten von Texten werden im folgenden weitgehend vernachlässigt: 1. Unernste oder blasphemische Gebete,* (Was ist eigentlich gegen „fröhliche" Gebete einzuwenden?), *2. Texte, die nicht als Gebete bezeichnet werden können, 3. Nicht interpretierbare und 4. Fremdsprachige Eintragungen.*" Als methodische Richtlinie erweist sich somit: Was dem Forscher nicht „frommt", ist der Betrachtung nicht wert ... Insgesamt umfaßt der Anteil nicht untersuchungswürdiger Eintragungen 42,3%. Das ist nicht wenig! Zur Auswertung gelangen schließlich „*2674 Eintragungen, die als ernsthafte Gebete in deutscher Sprache identifiziert worden waren.*" Weshalb nicht-deutschsprachige Texte, selbst wenn sie dem oben beschriebenen Kriterien standhielten, durchfielen, bleibt im Dunkeln. Leider überschattet die offensichtliche „Programmiertheit des erkennenden Blickes" des Autors selbst die analytisch genauen und sensiblen Passagen seiner Untersuchung. Wie kann man eine Quellengruppe „empirisch" untersuchen und dabei gleichzeitig 42,3% der Daten ausblenden, weil sie nicht in ein Konzept von religiös geprägten Vorannahmen passen? Folglich erregt auch Walter Heims Hinweis auf mögliche „Vorläufer" von Fürbittbüchern, nämlich auf Graffiti an Kirchenwänden, den Unmut des Autors: „*Damit stünden die Fürbittbücher vor allem dann in einer sehr alten Tradition, wenn die folgende Prämisse von Heim zuträfe: ‚Derartige ‚Anliegenbücher' ... scheinen also angebracht worden zu sein, um die Flut der Zettel und Graffiti zu kanalisieren und Ordnung ins Heiligtum zu bringen.' Und wie zum Nachweis für diese These führt er an, daß sich nahe beim Fürbittbuch in der Wiener Nepomukkirche ein Anschlag fand, in dem ‚die Gläubigen' aufgefordert werden, ‚ihre Wünsche ins Buch, statt an die Wand zu schreiben'. Die Zusammenhänge, die Heim herausstellt, mögen in Einzelfällen durchaus bestehen. (...) Die von mir erfaßten Fürbittbücher sind in keinem Fall ausgelegt worden, um Wandkritzeleien zu verhindern.*" Der Hinweis auf zwei weitere, von Schmied als „Einzelfälle" eingestufte Beispiele derartig profanen Handelns sei gestattet: „Erhalte die Schönheit des Gotteshauses! Schreibe Deinen Namen und Deine Bitte nicht auf die Wände sondern in die Gedenkbücher!" mahnen die Hinweistafeln in der Basilika Mariazell. Auch Mariatrost bei Graz ist ein Beispiel dafür, daß Pilgerbücher nicht nur aus „frommen" Beweggründen eingeführt wurden. Aus der gegenwärtigen Praxis sind nicht zwingend die Umstände und Intentionen, die am Beginn eines kulturellen Phänomens liegen, zu erschließen. Volkskundliche Untersuchungen zum Thema belegen, daß sich

die tatsächliche Nutzung der Bücher jeweils sehr bald den konkreten Erfordernissen und Vorstellungen der BenützerInnen entsprechend verschob, unabhängig von der jeweiligen Intention der Pfarre und der Benennung, sei es nun als „Pilger-, Anliegen-, Fürbitt-, Gäste- oder Gedenkbuch". Der von Schmied untersuchte und favorisierte Typus des Fürbittbuches, das bewußt in den Gottesdienst integriert wird, verbreitet sich erst in der nachkonziliaren Zeit, initiiert von fortschrittlich eingestellten, dem Geist des II. Vatikanums verpflichteten Pfarrern. Ein wesentlicher Multiplikator in diesem Zusammenhang war Lothar Zenetti, der 1975 das „Gästebuch des lieben Gottes" veröffentlichte, in dem er die Erfahrungen, die er in seiner Gemeinde mit einem solchen Gästebuch gemacht hatte, festhielt.

Schmied unterstellt den BesucherInnen von Wallfahrtskirchen generell wohl auch ein wenig zu viel Frömmigkeit und es wundert daher nicht, daß seine diesbezügliche Schlußfolgerung zumindest in den untersuchten Beispielen steirischer Wallfahrtskirchen keine Bestätigung findet: „*Hier* [in der Wallfahrtskirche] *sind viel weniger Zufallsbesucher anzunehmen, die oft zu Religion oder Kirche in Distanz stehen, sondern im Gegenteil Menschen, die mit einer Wallfahrt oder dem Besuch der Wallfahrtskirche eine besonders intensive religiöse Erfahrung verbinden wollen.*" Weshalb gerade Wallfahrtskirchen, die neben ihren architektonischen Besonderheiten oft auch in ansprechender landschaftlicher Umgebung gelegen sind, für ZufallsbesucherInnen oder TouristInnen weniger attraktiv sein sollten als eine Pfarrkirche, erscheint wenig plausibel.

Auch in einem weiteren Fall befremdet der Ansatz des Verfassers: „*Um nicht den Eindruck einer mangelnden Pietät vor den Gebeten oder gar eines Lächerlichmachens aufkommen zu lassen, sind im folgenden alle Beispiele für Einträge von orthographischen und grammatikalischen Fehlern gereinigt.*" Der Autor meint, hier von Fehlern reinigen zu müssen – eine aufschlußreiche Wortwahl. Dieses Vorgehen zeugt eher von intellektueller Überheblichkeit als von achtsamer Besorgnis. Weder ist eine pietätvolle Haltung den Texten gegenüber notwendig noch liegt die Gefahr auf der Hand, daß sich LeserInnen über Grammatik- und Orthographiefehler der Schreibenden lustig machen. Man kann Anliegentexte ganz einfach ernst nehmen, so wie sie sind. Nicht zuletzt sind auch Sprache und Struktur von Quellentexten wesentliche Daten. Das Anliegenbuch „funktioniert" gerade deshalb, weil sich hier Menschen so äußern dürfen, wie sie es *können*, ohne durch Zurechtweisungen und Korrekturen eingeschüchtert zu werden; dadurch entsteht eine außerordentliche Ebene der Gleichberechtigung, die für viele, die ihre Anliegen in das Buch eintragen, im Alltag wohl nicht selbstverständlich sein wird. Das nachträgliche Korrigieren der Texte verletzt diesen Freiraum und diskriminiert die Schreibenden.

Zudem bleibt ungeklärt, vor dem Hintergrund welchen Kulturbegriffes der Autor Themen wie: „*Geburt eines Kindes, Absolvieren einer Prüfung, de[n] Verlauf einer medizinischen Operation oder einer entscheidenden medizinischen Untersuchung sowie die gesunde Heimkehr von einer Reise ... als menschliche Problemfelder weitgehend kultur- und zeitunabhängig*" wertet und sie eher der „*biologischen Sphäre*" zuordnet.

Sieht man davon ab, daß einem Blick, der in den Fürbittbüchern nur Gebete wahrnehmen mag, wesentliche und charakteristische Elemente des Anliegenschreibens, wie etwa das schlichte Bedürfnis, sich zu „verewigen", Kommentare, Kritik, scherzhafte Eintragungen, die Verwendung des Buches als Forum ritualisierter Selbstbekenntnisse, als öffentlich aufliegendes Tagebuch oder auch als Ersatz für fehlende Gesprächspartner, verloren gehen, so ist die quantitative und qualitative Analyse innerhalb des Gebetsspektrums durchaus gründlich und in sich schlüssig. Die „Gebete" werden ausgewertet hinsichtlich der Identität der Eintragenden, in bezug auf soziale Aspekte, auf das Verhältnis von freien und vorformulierten Gebeten, im Hinblick auf Adressaten, Bezugspersonen und -gruppen, Inhalte und Gebetsanliegen. Im abschließenden „Vergleich der Resultate" beeindruckt der Abschnitt: „Wie angehende Mediziner über Tote sprechen: 'Verabschiedung der Leichen' nach einem Anatomiekurs". Katholische und evangelische Seelsorger halten am Ende eines Anatomiekurses in der Kapelle einer Universitätsklinik einen Gottesdienst ab, in dem sich die Studierenden von den „Leichen" verabschieden können. Die auf Karten geschriebenen Fürbitten werden während des Gottesdienstes vorgetragen.

Abschließend folgert Schmied: „*daß unser Material nicht nur eine interessante Sammlung von Texten darstellt, sondern es dokumentiert viel Tragisches. Es ist nicht nur Ausdruck modernen Betens, sondern auch gegenwärtigen Leidens, das Menschen bis an ihre Grenzen fordert.*"

Insgesamt ist festzuhalten, daß es sich bei der vorliegenden Publikation um einen begrüßenswerten Versuch handelt, sich diesem vielschichtigen Thema auch im deutschsprachigen Raum von religionssoziologischer Seite her zu nähern. Es hätte der Veröffentlichung aber sicher gut getan, nicht über die nach Walter Heim (1961!) erschienenen volkskundlichen Publikationen zu diesem Thema hinwegzusehen. Vielleicht hätte die Sichtweise auf Fürbittbücher dann etwas an Offenheit und Weite gewonnen und sicher wäre auch deutlich geworden, daß eine zu stark an quantifizierenden Ansätzen orientierte Betrachtungsweise den Blick auf wesentliche Aspekte dieser Textgattung versperrt.

P.S.: Leider vergeblich gesucht: ein Literaturverzeichnis!

Gabriele Ponisch

TRÜBSWASSER, Walter: *Hiatabuam, riegelt's euch ... Der Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug*. Korneuburg, Ueberreuter Print, 1999, 175 Seiten.

Als beeidigte und bewaffnete Wachen lebten die Weinhüter von der Traubenreife bis zum Ende der Ernte im Weingarten und verteidigten diesen gegen Wild, Vögel und Traubendiebe. Ihre Entlohnung, Rechte und Pflichten wurden in den Hüterordnungen festgelegt. Erste Erwähnungen finden sich für Niederösterreich im Spätmittelalter. Bis ins 20. Jahrhundert waren sie fester Bestandteil des Weinbaus. Der Hütereinzug, die Erntedankfeier der Weinbauern, bildet den feierlichen Abschluss des Dienstverhältnisses. Zentrales Brauchelement ist die „Pritsche", eine glockenförmige Krone aus Laub, die von Pritschenträgern getragen wird.

Grundlage des 1999 erschienenen Buchs von Walter Trübswasser ist seine Diplomarbeit gleichen Themas am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Im Zentrum seiner Arbeit steht der Einzug der Weinhüter, ein Brauch, der sich im Gegensatz zu den meisten Winzerfesten im Umland Wiens im 20. Jahrhundert „ausgedehnter und weitreichender" (S. 9) entwickelt hat. Beginnend bei Erklärungen über die Weinhüter, ihre Aufgaben und Pflichten, stellt der Autor im Kapitel 3 Überlegungen an, wie der Viehpatron Leonhard zum Perchtoldsdorfer Weinheiligen wurde. Eine eigenwillig anmutende, heute ins Jahr 1422 zurückdatierte, aitiologische Erzählung berichtet von der Entstehung des Brauchs: Ein von Brauhausburschen oder Dieben fast erschlagener Hüter soll in jenem Haus, in welchem heute die Pritsche sowie die Standarten für den Einzug aufbewahrt werden, gesund gepflegt worden sein. Am Leonharditag konnte er erstmals wieder in die Kirche humpeln. Die vom Autor angestellten Verbindungen dieser, als Auferstehungsmythos gedeuteten Erzählung zu magisch-kultischen Handlungen, scheinen überaus gewagt, bilden nichtsdestoweniger einen interessanten Gedankengang. Ähnliches gilt für die Ausführungen über die Pritsche, die letztlich in einen Zusammenhang mit der Frau Percht gebracht wird.

Das vierte Kapitel widmet Walter Trübswasser der Beschreibung des Brauchablaufs. Neben der Darstellung der gegenwärtigen Erscheinungsform berücksichtigt er stets historische Komponenten und zeigt so die Entwicklung hin zur heutigen Ausprägung: Am Beginn steht das Baumstellen, ein aus einer mittelalterlichen Rechtsübung entstandenes Brauchelement. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ritualisiert, stellt es sich heute als wesentlicher Bestandteil der Vorbereitungen zum Hütereinzug dar. Untersuchungen über die Hüterhütten, das Hütervateramt sowie eine detaillierte Schilderung über weitere, zahlreiche Vorbereitungen, etwa der Herstellung eines Herzens aus Walnüssen und Holzspänen oder das Weinsammeln, führen zur Beschreibung des Festes, dem Einzug und dem Absingen der Gstanzeln. In

dieser Brauchbeschreibung stellt Trübswasser die vorzubereitenden Maßnahmen ebenso zentral dar, wie den eigentlichen Hütereinzug selbst: „Wie und wann diese Vorbereitung ritualisiert wurde, stand im eigentlichen Interesse der Betrachtung." (S. 157) Unter der Überschrift „Der Hütereinzug im Wandel der Zeit" befaßt sich der Autor mit Untersuchungen und Überlegungen über die Veränderungen im Brauch. Obwohl auch schon im Zuge des vorangegangenen Kapitels auf zahlreiche kulturhistorische Aspekte verwiesen wird, stellt dieser Teil die Geschichte des Hütereinzugs im 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt. Gestützt auf spärliche schriftliche Quellen und einige Fotografien werden Neuerungen und Einflüsse dokumentiert, die im Laufe des 20. Jahrhunderts den Brauch veränderten. Hier scheint die Zeit um 1970 von zentraler Bedeutung. Der Beruf des Hüters starb endgültig aus, innerhalb der Trägerschicht vollzog sich ein Generationswandel, der zu einem Innovationsschub führte. Die heute bekannte Erscheinungsform des Hütereinzugs formierte sich im wesentlichen in diesem Zeitraum. Dabei diente der Brauch auch als Werbeträger für das Produkt Wein und führte, wie Trübswasser nachvollziehbar ausführt, zu einem Wandel in der ökonomischen Struktur Perchtoldsdorfs, etwa durch die Etablierung eines Buschenschankwesens in der Gemeinde. Diese Funktionsverlagerung kommentiert der Autor durchaus ironisch: „Aus den Weinhütern, die für alle Weinbauern hüteten, wurden Weinhüter, die für alle feierten." (S. 122)

Das abschließende Kapitel unter dem Titel „Analysen" stellt zahlreiche essentielle kulturwissenschaftliche Fragen. Der Autor untersucht den Brauch als ein identitätsstiftendes Phänomen und berichtet vom Status der Brauchträger. Als ein zentrales Motiv wird der Faktor Macht geschildert. Trübswasser versteht Macht vor allem auch im Sinne der Kontrolle oder des Rügens. So übten die Weinhüter, früher ein Bindeglied zwischen Besitzenden und Armen, Macht aus. Dies mag möglicherweise zu der Heroisierung des Berufsstandes beigetragen haben.

Das letzte, sehr lesenswerte Unterkapitel mit dem Titel „Bodenhaftung und Beschleunigung" thematisiert den Brauch im Hinblick auf die gesellschaftliche Stellung der Bevölkerung und zeigt den Brauch als Teil eines übergeordneten Bezugssystems. Der Arbeitswandel im Weingarten seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts führte zu Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur und somit zu Neuerungen im Brauch. Diese Entwicklung bedingte letztlich auch die Herausbildung des Brauches als Initiationsritual: Während noch in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts Berufshüter gesetzten Alters den Hütereinzug trugen, sind es heute Jugendliche, die als Standartenträger ihren Eintritt ins Erwachsenenalter feiern (S. 152).

Walter Trübswasser stützt sich bei seinen Ausführungen auf die Informationen zahlreicher Gewährsleute. Die auf diesen Interviews basierende

Brauchbeschreibung bildet die Grundlage der Abhandlung. Gleichzeitig werden literarische Quellen berücksichtigt sowie fotografische Dokumente die in die Überlegungen und Argumentationen eingebaut sind. Überraschend geht der Autor dabei auch auf fruchtbarkeitskultische Deutungen ein. Auch wenn die Thesen eines solchen Ursprungs spekulativ bleiben müssen, setzt sie Trübswasser in Zusammenhang mit dem Funktionswandel des Brauches. Danach ist es der Tourist, der Fruchtbarkeit bringt, indem er zahlt (S. 128). So steht nicht nur der Brauch, wie der Verfasser schreibt, im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, die ganze Brauchmonografie scheint diese Interdependenz widerzuspiegeln.

Karl Christoph Berger

UTVARY, Inge: *Vom „Stoaklopfer" zum Bergarbeiter. Arbeits- und Lebenswelt der Veitscher Magnesit-Bergarbeiter.* Frankfurt am Main–Berlin–Wien, Peter Lang, 1999 (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse NF 2), 218 Seiten, 30 Abb.

Ein bekanntes montanistisch-geologisches Bonmot lautet: „Österreich ist reich an armen Lagerstätten". Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß es in unseren Alpen zwar fast die ganze Bandbreite begehrter industrie- und wirtschaftswichtiger Mineralien gibt, diese aber nicht in genügender Menge vorkommen, um heute in ökonomisch vertretbarer Weise abgebaut werden zu können. Gerade dieses Moment führte in den letzten fünfzig Jahren zur Einstellung der meisten Kohle- und Eisenerzbergbaue. Die noch verbliebenen wie der Steirische Erzberg sind auch bereits in absehbarer Zeit vom endgültigen Zusperren bedroht. Damit verliert das heimische Montanwesen nicht nur seine historisch oft sehr weit zurückzuverfolgenden Produktionsstätten. Es geht auch innerhalb von etwa drei Generationen der größte Teil des kulturellen Hintergrundes verloren, der eine berg- oder auch hüttenmännisch dominierte Region auszeichnete und für den man in der Volkskunde den Begriff der Montankultur geprägt hat.

Bekanntlich beschäftigt sich die Volkskunde noch nicht sehr lange mit dieser Sonderkultur. Volkskunde verstand sich in ihrer frühen wissenschaftlichen Phase nahezu ausschließlich als Wissenschaft von der bäuerlichen Welt und ihrer Kultur. Selbst in Victor von Gerambs Sammlungen zu einem geradezu „klassischen" Bergbauland wie der Steiermark wird man vergeblich nach Objekten aus der Lebenswelt des Berg- und Hüttenmannes suchen, es sei denn, es handelte sich um besonders repräsentative Beispiele etwa der Volkskunst, Frömmigkeit und Kleidung.

„Bergbauvolkskunde" ist wissenschaftsgeschichtlich bei uns in einfachen Ansätzen von kulturpflegerisch tätigen Personen ausgegangen, die sich damit beschäftigten, weil sie erkannt haben, daß pittoreske, liebgewonnene Aspekte dieser Montankultur durch den Kulturwandel im 20. Jahrhundert verstärkt verlorengingen und – wie etwa die bergmännische Standestracht – vorderhand nur mehr in sogenannten Berguniformiertenverbänden aufrechtzuerhalten waren. Es war der niederösterreichische Montanist Franz Kirnbauer, der dem Freundeskreis um Leopold Schmidt zuzuordnen war, der 1958 den Versuch unternahm, Methoden und Ziele der Volkskunde auch auf die bisher vernachläßigte Montankultur zu übertragen („Bausteine zur Volkskunde des Bergmannes oder Bergmännisches Brauchtum", Leobener Grüne Hefte 36). Kirnbauer war es auch, der den immateriellen Elementen des Montanwesens wie Gruß, Lied, Spruch, Tanz, Sitte und Brauch einen wichtigen Platz einräumte und in zahlreichen Publikationen (vor allem in der von ihm begründeten Schriftenreihe der „Leobener Grünen Hefte") dazu Material vorlegte, das er in seiner Entstehung auch aus historischen Quellen zu erklären versuchte. Die Betonung liegt hier auf dem „Versuch", denn er hat als an sich ungeschulter Außenseiter keineswegs das Format etwa eines Gerhard Heilfurth erreicht, den man als den eigentlichen Vater der neueren Montanvolkskunde bezeichnen könnte.

Daß es gewisser Anstöße bedurfte, um diese Sparte der Kulturwissenschaften in ihrer Nähe zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in der Volkskunde unserer Zeit zu verankern, ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß sich Landesausstellungen um umfassendere Darstellungen bemühten und damit über den naturwissenschaftlichen Aspekt hinaus schon aus Gründen einer bunten und eingängigeren Präsentation auch die kulturellen Elemente einzubeziehen bestrebt waren. In der Steiermark waren dies 1968 „Der Bergmann – Der Hüttenmann. Gestalter der Steiermark" in Graz, 1984 „Erz und Eisen in der Grünen Mark" in Eisenerz und 1988 „Glas und Kohle" in Bärnbach. Der Rezensent war bei den beiden letztgenannten als Kulturwissenschafter und Volkskundler miteinbezogen und hat in der Folge auch lehrend Vorlesungen und Seminare zur Thematik gehalten, Diplomarbeiten und Dissertationen angeregt und vergeben. Soviel zu den Voraussetzungen der hier zu besprechenden, nun auch gedruckt vorliegenden Diplomarbeit von Inge Utvary, die am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien entstand und nun in der, interessant sich anlassenden, von Olaf Bockhorn herausgegebenen Neuen Folge der Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse erschienen ist.

Die Verfasserin ist der Thematik auch biographisch nahe, ist sie doch am Ort des Geschehens im steirischen Mürzbereich als Tochter eines leitenden Angestellten aufgewachsen. Die Beschreibung der volkskundlich und kul-

turanalytisch aufgearbeiteten Region des Magnesitbergbaues Veitsch profitiert von diesem Vorteil einer familiären Beziehung zu Landschaft und Mensch.

Magnesit ist seit dem Beginn der modernen, technisch-wissenschaftlich geführten Eisen- und Stahlindustrie aus dem Bereich der Hütte nicht mehr wegzudenken. Lange war der historische Weg zur Emanzipation dieses feuerfesten Materials, ohne das eine Stahlindustrie zum Erliegen käme. Magnesit ist gegenwärtig einer der ganz wenigen Bergschätze aus dem Nichtmetallbereich, in dem Österreich quasi ein Monopol halten kann. Und hier ist es besonders die Steiermark, wo heute noch das beachtliche Vorkommen in der Breitenau abgebaut wird, während der Veitscher Betrieb 1968 wegen wirtschaftlicher und logistischer Probleme aufgelassen wurde. Damit ist die bereits von Helmut P. Fielhauer (1987 verstorben) angeregte Arbeit als wichtiger Beitrag der Dokumentation einer historischen Situation zu werten.

Die Verfasserin geht von den geologisch-mineralogischen Voraussetzungen des Veitscher Vorkommens aus, zeigt die technischen Anwendungsgebiete auf und referiert über die interessante bergrechtliche Stellung des Magnesitbergbaues, der sich vom Steinbruch erst zum eigentlichen Bergbau auch in juristischer Hinsicht entwickeln mußte. Damit wurde auch der Steinbrucharbeiter erst relativ spät zum Bergmann – mit allen daraus folgernden kulturellen und soziologischen Konsequenzen. Es liegt daher nahe, daß sich der erste Abschnitt nach den einleitenden technischen und wirtschaftlichen Darlegungen mit dem Bergarbeiter als solchem beschäftigt, die Belegschaft nach Herkunft und Ausbildung, sozialem Hintergrund und Wirklichkeit der gesellschaftlichen Einbindung, aber auch nach den Problemen der Berufsrisiken, der Arbeitslosigkeit, der Arbeitsmoral und der Kameradschaft untereinander untersucht und zwar in einer Art und Weise, die eine schöne Ausgewogenheit zwischen erarbeitetem Beobachtungs- und Interviewmaterial, begleitender Literatur und eigener Reflexion erkennen läßt.

Das Kapitel Arbeit hat sowohl soziologische („Arbeitszeit", „Jausenzeit") als auch kulturgeschichtlich-technische Komponenten („Abbaumethoden", „Sicherheit"). Schließlich leitet sich aus dem Technisch-Ökonomischen auch die Begründung der Stilllegung des Bergbaues Veitsch ab, die vor etwa drei Jahrzehnten in zahlreichen anderen österreichischen Montanregionen erfolgte (Hüttenberg, Fohnsdorf, Radmer usw.). Wenn danach zunächst über die Familie des Bergmannes berichtet wird, die Wohnverhältnisse als wesentlicher Faktor gesellschaftlichen Zusammenhaltes herausgearbeitet werden und auch mit „Burschenhaus und Ledigenheim" die familiär mehr oder weniger ungebundenen Arbeiterschichten behandelt werden, so

ergibt sich daraus auch organisch die Schilderung und Beurteilung der elementar-vitalen Lebensumstände, vor allem in der Ernährung mit den Einnahmequellen Heimgarten und Kleinviehhaltung. Wichtig ist auch hier der Hinweis auf Reminiszenzen auf die bäuerliche Welt der Nahrung, deren Elemente verschiedentlich im Bergarbeitermilieu zu finden waren. Der Abschnitt schließt mit einer Betrachtung über die Freizeit, deren Höhepunkte, wie es scheint, sich im winterlichen Eisschießen als Sport und im Kinobesuch erschöpften.

Klug und aussagekräftig ist der Titel des Schlusses der Arbeit, der vom traditionellen bergmännischen Brauchleben berichtet bzw. von dem, „was davon in einem jungen Bergbau blieb". Gerade dieser Teil der Montankultur wurde bekanntlich von Kirnbauer und seinem Kreis mit romantischer Glorie umgeben. Im Veitscher Magnesitbergbau förderte man solche Elemente wie den Gruß „Glückauf", das Tragen des Bergkittels oder den Kult um die Bergbaupatronin St. Barbara erst von dem Zeitpunkt an, als der rechtliche Schritt vom Steinbruch zum Bergbau vollzogen war.

Utvarys Arbeit, die auch noch einige Dutzend Dokumentarfotos zu bieten hat, kann als eine vorbildliche montanvolkskundliche Untersuchung angesehen werden. Dies rechtfertigt auch die Indrucklegung in einer vielversprechenden wissenschaftlichen Publikationsreihe.

Günther Jontes

Buchanzeigen

MAYER-GÜRR, Dieter (Hg.): *Fotografie & Geschichte. Timm Starl zum 60. Geburtstag*. Marburg, Jonas Verlag, 2000, 171 Seiten, zahlr. SW-Abb.

In diesem Sammelband sind jene Beiträge zusammengefaßt, die anläßlich eines in Marburg durchgeführten Symposiums zum 60. Geburtstag des österreichischen Fotohistorikers Timm Starl im Jahr 1999 vorgetragen bzw. eingereicht wurden. Starl, der neben mehreren Buch- und Ausstellungspublikationen zur Geschichte der Fotografie vor allem auch durch die Herausgabe der Zeitschrift *Fotogeschichte* die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte der Fotografie im deutschsprachigen Raum wesentlich befördert hat, wird mit dieser Veröffentlichung in Form einer einleitenden Würdigung seiner Arbeit durch Diethart Kerbs sowie von acht Beiträgen zu verschiedensten Themen aus dem Bereich der Fotogeschichte geehrt: „Fotografinnen zwischen Experiment und Professionalität. Berufsbiografien in den 20er Jahren" (Katharina Sykora), „Der Fotograf Friedrich Franz Bauer in den 20er und 30er Jahren. Vom Kunstfotografen zum SS-Dokumentaristen" (Ute Wrocklage), „Heinrich Schwarz. Die Entdeckung der Naturwissenschaften und technischen Apparate durch die Kunstgeschichtsschreibung" (Monika Faber), „Deutsche Fotografen im Spanischen Bürgerkrieg. Fragen, Recherchen, Überlegungen" (Diethart Kerbs), „Die sowjetischen Fotoretuschen der 30er Jahre als politische *Demozide*. Einige Ausführungen zu den historischen und politischen Hintergründen der Bildmanipulation im Stalinismus" (Nicola Hille), „Schwestern im Bild. Fotografien von berufstätigen Frauen während des Dritten Reichs" (Miriam Y. Arani), „‚Finden Se dat so schön?' – Porträtfotografien Konrad Adenauers" (Ludger Derenthal) und „Die ewige Suche nach dem guten Bild. Fotolehr- und Fachliteratur des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum" (Jan Brüning). Was in dem Band leider fehlt, ist ein vollständiges Schriftenverzeichnis des Jubilars – eine zu solchen Gelegenheiten oft geübte und sinnvolle Praxis. (SB)

METZ-BECKER, Marita, Stephan SCHMIDT (Hg.): *Gebärhaltungen im Wandel. Kulturhistorische Perspektiven und neue Zielsetzungen*. Marburg, Jonas Verlag, 2000, 101 Seiten, zahlr. SW-Abb.

Dieser Sammelband dokumentiert die Beiträge eines 1999 von der Universitätsfrauenklinik und dem Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Universität Marburg veranstalteten Symposiums und behan-

delt historische, ethnologische und physiologische Aspekte verschiedener Geburtspositionen. Im Zentrum steht der Zeitraum vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, und es kommen unterschiedliche geographische, soziale und kulturelle Milieus ins Blickfeld. Irmtraud Sahmland beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit Gebärpositionen aus der Sicht der akademischen Medizin um 1800, Marita Metz-Becker rekonstruiert die Entwicklung des Kaiserschnitts anhand eines konkreten Beispiels aus dem frühen 19. Jahrhundert, Liselotte Kuntner betrachtet Geburt und Mutterschaft in kulturvergleichender Perspektive und Stephan Schmidt widmet sich perinatalmedizinischen Aspekten der Gebärhaltung. Einen wichtigen Stellenwert nimmt die Frage nach den Vor- und Nachteilen horizontaler bzw. vertikaler Gebärhaltungen ein, wobei nicht der Anspruch erhoben wird, ein einheitliches Bild oder allgemeingültige Problemlösungsrezepte zu vermitteln.

Der Band ist sehr anschaulich illustriert, was hier nicht nur als besondere Qualität dieser Publikation vermerkt werden soll, sondern auch als Warnung an eine zartbesaitete Leserschaft (die einschlägige Erfahrung mit einem männlichen Exemplar läßt eine solche Vorsichtsmaßnahme ratsam erscheinen ...). (SB)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 231–243*

Eingelangte Literatur: Frühjahr 2001

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

125 Jahre Museum für Völkerkunde Dresden. 1875–2000. Jubiläums-Ausstellung: Die Kunst Neuguineas. Dresden, Staatliches Museum für Völkerkunde Dresden, 2000, 50 Seiten, Abb.

1848: Das Europa der Bilder. Der Völker Frühling. O.O, o.V. [1998], 221 Seiten, Abb. ISBN 2-11-090805-X.

1848: Das Europa der Bilder. Michels März. Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 1998, 344 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-57-8.

IV. Celostátní výstavy Betlémů s mezinárodní účastí. Katalog. Hradec nad Moravicí, 1.12.2000–31.1.2001. Hradec nad Moravicí, Mestské muzeum, 2000, 56 Seiten, Abb.

Aigner Carl, Uli Marchsteiner (Hrsg.), Haltbar bis ... immer schneller – Design auf Zeit. (= Die Kunst der Zeit, Bd. 3). Köln, DuMont, 1999, 120 Seiten, Abb. ISBN 3-7701-5065-1.

Aigner Thomas, Der leidende Heiland auf der Dornau. Zur Geschichte und Kunstgeschichte einer Kirche an der Via Sacra. Altenmarkt, Marktgemeinde Altenmarkt & NÖ Bildungs- und Heimatwerk, 1993, 43 Seiten, Abb.

Albrecht Dürer. 80 Meisterblätter. Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen aus der Sammlung Otto Schäfer. München/London/New York, Prestel, 2000, 166 Seiten, Abb. ISBN 3-7913-2435-7.

Allerley Umzüge. How long can you go? Atzenbrugg, Volkskultur Niederösterreich, 2001, 111 Seiten, Abb. ISBN 3-901820-08-6 (Inhalt: **Franz Grieshofer,** „Wiener Wandertage". Eine aktuelle Form des Protestmarsches. 13–28; **Christiane Preisinger,** Tracht und G'wand. 29–44; **Walter Deutsch, Bernhard Gamsjäger,** Die Wallfahrt im Pielachtal. 45–55; **Patricia Pirkner,** „Auf Zell geh'n ...". Gedankengänge zur Aktualität von Wallfahrtsbräuchen. 56–62; **Wolfgang Dafert,** Von den Wehrhaften Bürgern zu den Traditionellen Schützenvereinen. 63–77; **Ernst Graf,** Schritt-

und Tanzformen im Umzug. Protokoll eines Workshops. 78–80; **Franz Stättner,** Musik in Bewegung. 81–86; **Ernst Graf,** Zur Organisation und Logistik von Umzügen. 87–108).

Alsheimer Rainer, Eveline Doelman, Roland Weibezahn (Hrsg.), Wissenschaftlicher Diskurs und elektronische Datenverarbeitung. Bericht über zwei Tagungen der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie (IVB) in Amsterdam und Třešt. (= Volkskunde & Historische Anthropologie, 1). Bremen u. Amsterdam, Universität Bremen u. Meertensinstituut, 2000, 180 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-88722-483-3 (Inhalt: **Rainer Alsheimer,** Zu den Tagungen 1996 und 1998. 1–4; **Konrad Köstlin,** Die IVB als moderne Post. Altes Buch in der Postmoderne. 5–20; **Rainer Alsheimer,** Ein Science Citation Index für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie? 21–30; **Richard Jeřábek,** Europäische Ethnologie und Internationale Volkskundliche Bibliographie. 31–43; **Eveline Doelman,** Die Methodendiskussion im Spiegel der IVB. 45–56; **Heidrun Alzheimer,** Frauenforschung und bibliographische Arbeit. 57–74; **Herbert Schempf,** Die IVB als Spiegel der Wissenschaftsgeschichte. Am Beispiel der Rechtlichen Volkskunde. 75–92; **Gerard Rooijakkers,** The Flush of History. On Beer, Stereotypes and Corporate Identity. 93–105; **Andreas C. Bimmer,** Marketing für die IVB. Ungewohnte Gedanken zu einer traditionsreichen Bibliographie. 107–114; **Bernd Stickfort,** Internet-Ressourcen für die Volkskunde/Europäische Ethnologie. 115–145; **Rainer Alsheimer,** Datenerfassungsschema für die Internationale Volkskundliche Bibliographie. 147–152; **Roland Weibezahn,** Die IVB als Buch. Layout und Druckausgabe. 153–166; **Manuel Dannemann,** Die Volkskundliche Enzyklopädie Chiles. 167–169; **Herbert Schempf,** Zum Aussagewert der Titelsammlung in der Retrospektive. Überlegungen zur Rechtlichen Volkskunde in Europa am Beispiel Italiens. 171–180).

Altdeutsches Namenbuch. Die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200. Herausgegeben vom Institut für Österreichische Dialekt- und Namenlexika (vormals Kommission für Mundartkunde und Namenforschung). Bearbeitet von Isolde Hausner und Elisabeth Schuster. 12. Lieferung: Reichersberg (Fortsetzung) – Salzburg. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000, Seiten 857-936. ISBN 3-7001-2930-0.

Annali del Laboratorio museotecnico I. Milano, Goppion, 1997, 111 Seiten, Abb., Graph., inkl. Begleitheft mit der deutschen Übersetzung (67 Seiten).

Annali del Laboratorio museotecnico II. Milano, Goppion, 1998, 183 Seiten, Abb., Graph., inkl. Begleitheft mit der deutschen Übersetzung (123 Seiten).

Ast Hiltraud, Rohr im Gebirge. Heimat der Köhler. Rohr im Gebirge, Gemeinde Rohr im Gebirge, 2000, 392 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Auerbach Konrad, Erzgebirgisches Spielzeugmuseum Seiffen. Museumsführer. (= Schriftenreihe, Heft 17). Seiffen, Erzgebirgisches Spielzeugmuseum Seiffen, 2000, 48 Seiten, Abb. ISBN 3-910056-17-2.

Badisches Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg. Vierter Band: Lieferung 58/59, Närrin – Nutzen. München, R. Oldenburg Verlag, 2000, Seiten 33–96, Karten. ISBN 3-486-56512-5.

Balogh Jánosné, Terézia Horváth, Gyűrűk. (= Catalogi Musei Ethnographiae, 4). Budapest, Néprajzi Múzeum, 1999, 133 Seiten, Abb., Tab., Abb. a. Tafeln. ISBN 963-7106-64-2.

Bartens Raija, Permiläisten kielten rakenne ja kehitys. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia/Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, 238). Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura, 2000, 376 Seiten, Tab. ISBN 952-5150-55-0.

Bickel Beate, „Lehrjahre sind keine Herrenjahre!" Zur Ausbildung im alten Handwerk. Begleitheft zur Ausstellung der Stiftung „Volkskundesammlung Willi und Lina Krug" in Verbindung mit den Staatlichen Museen Kassel und dem Aus- und Fortbildungsverbund im Landkreis Kassel. Wasserschloß Wülmersen bei Trendelburg, 28. Mai bis 10. September 2000. (= Beiträge zur Volkskultur Nordhessens, 2). Kassel, Stiftung „Volkskundesammlung Willi und Lina Krug", 2000, 90 Seiten, Abb.

Birtalan Ágnes, Die Mythologie der mongolischen Volksreligion. (= Wörterbuch der Mythologie, Band VII.2; I. Abteilung: Die alten Kulturvölker, 34. Lieferung). Klett-Cotta, 1997, 170 Seiten, Abb. ISBN 3-12-909814-3.

Blaschitz Gertrud (Hg.), Neidhartrezeption in Wort und Bild. (= Medium Aevum Quotidianum, Sbd. 10). Krems, Medium Aevum Quotidianum, 2000, 293 Seiten, Abb., Graph., CD-Rom. ISBN 3-901094-13-X.

Blöchl Arnold, Melodiarium zu Wilhelm Paillers Weihnachts- und Krippenliedersammlung, herausgegeben in den Jahren 1881 und 1883. Unter Mitarbeit von Annemarie Gschwantler und Walter Deutsch sowie Dagmar Blöchl, Edrita Fossey und Romana Weixlbaumer. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Volksliedwerk. (= Corpus musicae popularis Austriacae, 13/Teil 1; Volksmusik in Oberösterreich). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2000, 645 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-205-99123-0.

Boesch Alexander, Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Hartwig Knack, Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 78). Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 2001, 260 Seiten, Abb. ISBN 3-900359-92-X.

Brückner Wolfgang, Kulturtechniken. Nonverbale Kommunikation, Rechtssymbolik, Religio carnalis. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 85; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, IX). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 516 Seiten, Abb., Tab. ISSN 0721-068-X.

Brückner Wolfgang, Frömmigkeit und Konfession. Verstehensprobleme, Denkformen, Lebenspraxis. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 86; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, X). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 552 Seiten, Abb., Tab. ISSN 0721-068-X.

Brückner Wolfgang, Geschichten und Geschichte. Weltvermittlung durch narratives Verständigen. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 87; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, XI). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 556 Seiten, Abb., Tab. ISSN 0721-068-X.

Buri Anna Rapp, Monica Stucky-Schürer, Leben und Tod des heiligen Vinzenz. Vier Chorbehänge von 1515 aus dem Berner Münster. (= Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum, 4). Bern, Bernisches Historisches Museum, 2000, 64 Seiten, Abb. ISBN 3-9521573-6-8.

Chaves María Eugenia, Honor y Libertad. Discursos y Recursos en la Estrategia de Libertad de una Mujer Esclava. (Guayaquil a fines del período colonial). (= Avhandlingar från Historiska Institutionen i Göteborg, 26). Göteborg, Departamento de Historia e Instituto Iberoamericano de la Universidad de Gotemburgo, 2001, 311 Seiten. ISBN 91-88614-36-0.

Csoma Zsigmond, Eine Innovationserscheinung im Weinbau in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und ihre Beziehungen zu Süddeutschland. Am Beispiel der Kremser Rebschere. Sonderdruck aus: Kontakte und Konflikte im ländlichen Leben Zentral-Europas. Festschrift für Universitätsprofessor Károly Gaál zum 75. Geburtstag. Szombathely, Vas Megye Önkormányzata, 1997, 63–78, Abb., Tab.

Das ungebaute Wien. Projekte für die Metropole. 1800–2000. 256. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 10. Dezember 1999 bis 20. Februar 2000. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 2000, 526 Seiten, Abb.

Daxelmüller Christoph, Jüdische Kultur in Franken. (= Land und Leute). Würzburg, Echter, 1988, 212 Seiten, Abb. ISBN 3-429-01169-8.

Delacher Hermann, Als in Wien das Licht anging ... Denkwürdiges & Kurioses aus vergangenen Tagen. Wien, Pichler, 2000, 175 Seiten, Abb. ISBN 3-85058-181-0.

Dicziunari Rumantsch Grischun. Publichà da la Società Retorumantscha. 140. Faschicul: Lavetsch – Lazoira. Indices. Cuoira, Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun, 2000, Seiten 641–745, Abb., Karte.

Dünninger Josef, Volkskultur zwischen Beharrung und Wandel in Franken. Herausgegeben von Dieter Harmening und Erich Wimmer. (Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, 16). Dettelbach, Röll, 1994, 620 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-927522-90-2.

Endres Werner, Thomas Haller, Luitgard Löw, Claudia Peschel-Wacha, Joachim Reichstein, Heiko Schäfer, Konrad Spindler, Beiträge zur Bunzlauer Keramik. (= Nearchos, 5). Innsbruck, Universitätsbuchhandlung Golf Verlag, 1997, 375 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-900773-17-3 (Aus dem Inhalt: **Claudia Peschel-Wacha,** Bunzlauer Keramik und Keramik nach Bunzlauer Art im Spiegel der Sammlungsgeschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. 69–101).

Fassmann Heinz (Hrsg.), Die Rückkehr der Regionen. Beiträge zur regionalen Transformation Ostmitteleuropas. (= Beiträge zur Stadt- und Regionalforschung, 15). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1997, 247 Seiten, Graph., Tab., Karten. ISBN 3-7001-2699-9 (Inhalt: **Heinz Fassmann,** Die Rückkehr der Regionen – regionale Konsequenzen der Transformation in Ostmitteleuropa: Eine Einführung. 13–35; **Alois Andrle, Jaroslav Dupal,** Arbeitsmarkt und regionale Disparitäten in der Tschechischen Republik. 37–82; **Vera Mayer,** Regionale Disparitäten und Arbeitsmarkt in der Slowakischen Republik. 83–139; **Zoltán Cséfalvay, Heinz Fassmann, Walter Rohn,** Neue regionale Disparitäten in Ungarn. 141–186; **Piotr Korcelli,** Regionale Muster der Transition: Polen. 187–243).

Feuerfarben. Majolika aus Sizilien, 1550–2000/Colori del fuoco. Maiolica di Sicilia. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 2000, 55 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-70-5.

Fischer Norbert, Die modellierte Region: Stormarn und das Hamburger Umland vom Zweiten Weltkrieg bis 1980. Neumünster, Wachholtz-Verlag, 2000, 192 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-529-07099-8.

Flückiger-Seiler Roland, Die Bauernhäuser des Kantons Wallis. Band 2: Das Wohnhaus in Steinbauweise und die Vielzweckbauten (Val d'Illiez). (= Die Bauernhäuser der Schweiz, 14). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 2000, 493 Seiten, Abb., Graph., Planskizzen, Karten. ISBN 3-907624-13-0.

Frehn Beatrice, Thomas Krings, Afrikanische Frisuren. Symbolik und Formenvielfalt traditioneller und moderner Haartrachten im westafrikanischen Sahel und Sudan. (= DuMont-Taschenbücher, Bd. 175). Köln, DuMont, 1986, 147 Seiten, Abb. ISBN 3-7701-1619-4.

Giordano Christian, Johanna Rolshoven (Hrsg.), Europäische Ethnologie/Ethnologie Europas = Ethnologie européenne/Ethnologie de l'Europe. (= Studia Ethnographica Friburgensia, 22). Freiburg, Universitätsverlag Freiburg Schweiz, 1999, 235 Seiten, Abb., Graph. ISBN 3-7278-1266-4 (Inhalt: **Christian Giordano, Johanna Rolshoven,** Vorwort. 7–12; **Gerard Lenclud,** Anthropologie de l'Europe, ethnologie européenne. 15–30; **Klaus Roth,** Zwischen Volkskunde und Völkerkunde: Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. 31–44; **Ueli Gyr,** Europäische Ethnologie aus der Sicht der Schweizer Volkskunde. 45–62; **Yvonne Preiswerk,** Y a-t-il une anthropologie suisse et qu'apporte-t-elle à la connaissance européenne? 63–74; **Steven Vertovec,** Immigrant and Ethnic Minority Participation in European Urban Policies. 77–93; **Catherine Neveu,** Nationalité et citoyenneté: une approche anthropologique. 95–109; **Anne-Marie Losonczy,** Le refus de l'exil. Migrations, autochtonie et patriotisme entre la Hongrie et la Transylvanie. 111–122; **Claire Wallace, Elena Sidorenko, Oxana Chmouliar,** The Central European Buffer Zone. 123–169; **Rolf Lindner,** Globales Logo, lokaler Sinn. 173–181; **Isabelle Girod,** Jeux de mémoires, jeux de miroirs. Récits historiques et construction de l'identité en Istrie. 183–199; **Elke-Nicole Kappus,** Euroregionen – Identitätsmanagement über die Grenzen hinweg. 201–216; **Daniela Cerqui, Florence Galland, Séverine Rey,** Les frontières géographiques et culturelles: de la représentation de l'espace à la „convivence" culturelle. 217–235).

Grabher Gerhard, Spätromantiker und Nazarener. Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz 22. Juli–24. September 2000. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 2000, 131 Seiten, Abb. ISBN 3-901802-04-5.

Hager Christian, Auf den Pöstlingberg! Geschichte und Geschichten vom Wahrzeichen der Landeshauptstadt Linz. Linz, Verlag Denkmayr, 1997, 144 Seiten, Abb. ISBN 3-901123-90-3.

Hahn Hans-Werner, Werner Greiling, Klaus Ries (Hrsg.), Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert. 1. Auflage. Rudolfstadt/Jena, Hain Verlag, 2001, 366 Seiten, Abb. ISBN 3-89807-005-0.

Hellmuth Leopold, Die Assassinenlegende in der österreichischen Geschichtsdichtung des Mittelalters. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Historische Kommission; Archiv für österreichische Geschichte, 134). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1988, 182 Seiten.

Heidrich Hermann, Ralf Heimrath, Otto Kettemann, Martin Ortmeier, Ariane Weidlich (Hrsg.), Fremde auf dem Lande. Bad Windsheim, Fränkisches Freilandmuseum, 2000, 279 Seiten, Abb. ISBN 3-926834-43-9.

Hess Daniel, Eitelkeit und Selbsterkenntnis. Selbstbildnisse des 17. und 18. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum. Nürnberg, Verlag des

Germanischen Nationalmuseums, 1999, 48 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-59-4.

Hofmann Thomas, Sagenhaftes Niederösterreich. Eine Spurensuche zwischen Mythos und Wahrheit. Wien, Pichler, 2000, 184 Seiten, Abb. ISBN 3-85431-198-2.

Hört, sehet, weint und liebt. Passionsspiele im alpenländischen Raum. Oberammergau, 28. Mai–30. September 1990. Hrsg. vom Haus der Bayerischen Geschichte. 11 Seiten, 3 Planskizzen.

Hourant Roger, L'usage du carnet de bal en Wallonie. Bruxelles, Traditions et Parlers populaires Wallonie, 2000, 56 Seiten, Abb., Tab. ISBN 2-930047-21-6.

Hutter Ernestine, Kein Stand ohne Hut. Hüte aus der Volkskundlichen Sammlung des Salzburger Museums C.A. Katalog zur 175. Sonderausstellung. (= Schriftenreihe zu Kunstgewerbe und Volkskunde, 3). Salzburg, Salzburger Museum C.A., 1995, 96 Seiten, Abb. ISBN 3-901014-40-3.

Icke-Schwalbe Lydia, Rose Hempel, Uchiwa und Ogi. Mode und Sitte im japanischen Fächer. Herausgegeben von Annegret Nippa. Dresden, Staatliches Museum für Völkerkunde Dresden, 2000, 144 Seiten, Abb.

Il Crocifisso di Santo Spirito/The Crucifix of Santo Spirito. (= I Restauri, 5). Firenze, Comune di Firenze, Assessorato alla Cultura, 2000, 124 Seiten, Abb.

Just Johannes, Museum für Sächsische Volkskunst. Geschichte – Sammlung – Ausstellung. Staatliche Kunstsammlungen Dresden. 1. Auflage. Dresden, Museum für Sächsische Volkskunst, 1997, 100 Seiten, Abb.

Kavanagh Gaynor, Dream Spaces. Memory and the Museum. London/New York, Leicester University Press, 2000, 200 Seiten, Abb. ISBN 0-7185-0228-0.

Klinger Alberich, Karl Sablik, Werner Fröhlich (Hrsg.), Von der Tabakfabrik zur Donau-Universität Krems. Krems, NÖ Landesakademie, 2000, 184 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-901967-05-2 (Aus dem Inhalt: **Veronika Plöckinger,** Geschichte der Tabakfabrik. 9–79; **Alberich Klinger, Edith Mair, Karl Sablik,** Neuer Anfang mit Wissenschaft. 95–157; **Anita Gusenleitner,** Postgraduale Weiterbildung an der Donau-Universität Krems. 159–179).

Knesch Günter, Bundwerkstadel in Niederbayern. Eine Dokumentation. (= Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, Band 8). Amerang, Bauernhausmuseum Amerang des Bezirks Oberbayern, 1997, 92 Seiten, Abb., Graph., Karten. ISBN 3-9802677-4-1.

Knoche Andrea, Marina Moritz, Volkes Stimme. Reflexionen einer Ausstellung. Eine Nachlese zur Exposition: Typisch DDR? Personen und

Gegenstände. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt, 17). Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 2000, 99 Seiten, Abb. ISSN 0947-952X.

Kolmer Lothar, Christian Rohr (Hrsg.), Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen. Beiträge des internationalen Symposions in Salzburg, 29. April bis 1. Mai 1999. Paderborn/München/Wien/Zürich, Schöningh, 2000, 288 Seiten, Graph., Tab., Abb. a. 32 Tafeln. ISBN 3-506-74784-3 (Inhalt: **Peter Mittermayr,** Das Mahl – Handlungsrahmen für Repräsentation und Kommunikation. 9–10; **Christian Lohmer,** Gemüsesuppe und Rhetorik. Repräsentation und Askese bei Petrus Damiani und Bernhard von Clairvaux. 11–21; **Trude Ehlert,** Das Rohe und das Gebackene. Zur sozialisierenden Funktion des Teilens von Nahrung im *Yvain* Chrestiens de Troyes, im *Iwein* Hartmanns von Aue und im *Parzival* Wolframs von Eschenbach. 23–40; **Herbert Schneider,** „Die Maus in der Milch". Hygienebestimmungen in Bußbüchern. 41–52; **Massimo Montanari,** Die Dreiständeordnung des Mittelalters im Spiegel der Ernährung. 53–61; **Andréa Belliger, David J. Krieger,** Repräsentation und Selbst-Referenz oder Man ist, was man is(s)t. 63–76; **Erich Garhammer,** Gott und Gaumen. Theologisches zum Motivkomplex „Essen". 77–85; **Elisabeth Vavra,** Kopf und Klinge. Repräsentative Tischkultur im Bild des Mittelalters. 87–98; **Lothar Kolmer,** Ein Glas für sieben – sieben Gläser für einen. Repräsentation per Distanz oder *Form follows consumption*. 99–111; **Olaf Rader,** Becher oder Tod. Richtig und falsch verstandene Zeichen bei Tisch. 113–123; **Andreas Gugler,** Speisen der Augen. Allegorische Schaugerichte bei den Krönungen von Kaiser Karl VI. 125–134; **Susanne Fritsch,** Das Refektorium im Jahreskreis. Drei Quellen zur Eßkultur des 14. Jahrhunderts. 135–141; **Doris Aichholzer,** Schachbretter aus Erbsen, Mandeligel und Nonnenfürze in Gesöff: Aus Kochbüchern des 15. Jahrhunderts in der Österreichischen Nationalbibliothek. 143–156; **Bruno Laurioux,** Kochbücher vom Ende des Mittelalters. 157–166; **Jean-Louis Flandrin,** L'ordre de succession des mets en France aux XVIIe et XVIIIe siècles. Zusammenfassung: Die Speisenfolge in französischen Menüs des 17. und 18. Jahrhunderts. 167–186; **Josef Smets,** Am Tisch eines südfranzösischen Seigneurs im 18. Jahrhundert. 187–204; **Johannes Lang,** Kult und „Überkultivierung" des Weins am Beispiel südostbayerischer Augustiner-Chorherrenstifte. 205–211; **Thomas Hellmuth – Ewald Hiebl,** Trinkkultur und Identität. Bemerkungen zu einer neuen Kulturgeschichte des Trinkens. 213–225; **Ulrike Kammerhofer-Aggermann,** Imaginäre Modelle der Vergangenheit. Gesellschaftliche und kulinarische Fiktionen in Kochbüchern der Vergangenheit und

Gegenwart. 227–244; **Herbert Pöcklhofer,** Die Küche eines Fürsterzbischofs zu Mozarts Zeiten. 245–249; **Thomas Schallaböck,** Mittelalterliche Musik als Ambiente historischer Gastmähler. 251–261; **Christian Rohr,** Mittelalter-Festivals. Erlebte Geschichte oder greller Kommerz? 263–274; **Margot Schindler,** Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen. Oder: Den Historikern in die Kochtöpfe geguckt. 275–286).

Korošec Paola, Nekropola na ptujskem gradu/Das Gräberfeld an dem Schloßberg von Ptuj. Ptuj, Pokrajinski Muzej Ptuj, 1999, 156 Seiten, Abb., Abb. a. 55 Tafeln. COBISS-ID 44387841.

Krekovičová Eva, Bilder, Stereotypen und Vorurteile über Roma und ihre Reflexion in der Folklore. Sonderdruck aus: M. P. Baumann (Hrsg.), Music, Language and Literatur of the Roma and Sinti. (= Intercultural Music Studies, 11). Berlin, VWB, 2000, 67–83.

Krobath Barbara, Mella Waldstein, Das Land der Stille. Waldviertel. Weitra, Verlag publication PN° 1 Bibliothek der Provinz, [2000], 94 Seiten, Abb. ISBN 3-85252-253-6.

Lauterbach Burkhart (Hrsg.), Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten. Frankfurt am Main, Büchergilde Gutenberg, 1995, 544 Seiten, Abb. ISBN 3-7632-4437-9.

Ley Andreas, Hüte. Von Kopf bis Hut. Kopfbedeckungen aus der Sammlung des Modemuseums im Münchner Stadtmuseum vom 18. Jahrhundert bis 2000. München, Münchner Stadtmuseum und Wofratshausen, Edition Minerva Hermann Farnung, 2000, 263 Seiten, Abb. ISBN 3-932353-36-6.

Ludwicka Joanna, Folklor Muzycny współczesnej wsi. (Na przykładzie mýkolic w województwie łódzkim). (= Acta universitatis lodziensis, Folia ethnologica, 11). Łodź, Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, 2000, 114 Seiten, Abb., Noten. ISSN 0208-6042.

Mämpel Uwe, Werner Endres (Hrsg.), Der keramische Brand. Beiträge zum 32. Internationalen Hafnerei-Symposion des Arbeitskreises für Keramikforschung in Bremen vom 27. September bis zum 3. Oktober 1999. (= Veröffentlichungen des „Arbeitskreises für Keramikforschung", Band 1). Höhr-Grenzhausen, Verlag der Fachbuchhandlung Hanusch & Ecker, 2000, 191 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 3-926075-09-0 (Aus dem Inhalt: **Claudia Peschel-Wacha,** Zeitgenössische Töpfer in Kärnten und der Südsteiermark: U.a. auch über die Herstellung von „Bixn" und die Verwendung der „linksseitigen Töpferscheibe mit schrägem Sitzbrett". 171–178).

Marzari Walter, Kurat Franz X. Mitterer. 1824–1899. Ein Pionier deutscher Kulturarbeit in Proveis an der Sprachgrenze in Südtirol. (= Eckartschrift, 150 a). Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1999, 16 Seiten, Abb.

McDonald-Walker Suzanne, Bikers. Culture, Politics and Power. Oxford/New York, Berg, 2000, XIII, 209 Seiten, Abb. ISBN 1-85973-356-5.

Mentges Gabriele, Ruth-E. Mohrmann, Cornelia Foerster (Hrsg.), Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen. Unter Mitarbeit von Britta Spies. (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, 6). Münster/New York/München/ Berlin, Waxmann, 2000, 260 Seiten, Abb., Graph. ISBN 3-89325-813-2.

Mertens Christian, Zukunftsbilder. Utopische Visionen in Literatur und Film. Katalog der 239. Wechselausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. Wien, Stadt Wien MA 9, 2001, 80 Seiten, Abb. ISBN 3-902053-04-6.

Mieder Wolfgang, Stewart A. Kingsbury (Ed.), A Dictionary of Wellerisms. New York/Oxford, Oxford University Press, 1994, 187 Seiten. ISBN 0-19-508318-0.

Nederlands Openluchtmuseum. Führer. Arnhem, Nederlands Openluchtmuseum, 2000, 97 Seiten, Abb. ISBN 90-70300-22-2.

Neft Maria-Regina (Bearb.), Rheinische Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1981–1985. Herausgegeben von H. L. Cox. (= Beiträge zur Rheinischen Volkskunde). Siegburg, Verlag Franz Schmitt, 2000, 194 Seiten, Abb., 2287 Eintragungen, Verfasserregister, Geographisches Register, Sach- und Personenregister. ISBN 3-87710-301-4.

ORF 2000. Programm für Österreich. Höhepunkte aus dem öffentlich-rechtlichen Kernangebot des ORF. Wien, 2001, 224 Bl.

Ott Wolfgang, Bauernhof und Bürgerhaus im Werdenfelser Land. Die volkstümlichen Bauweisen im Gebiet der ehemaligen Grafschaft Werdenfels. Herausgegeben von Ottmar Schubert. Glentleiten, Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., 1993, 412 Seiten, Abb., Graph., Tabellen, Karten. ISBN 3-3-924842-80-9.

Paris–Stockholm. Modeutställning på Nordiska museet. Stockholm, Nordiska museet, 1989, 30 Seiten, Abb. ISBN 91-7108-293-X.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 6, Lieferung 8: Zinkhahn – Zylinderputzer. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2000, Spalte 897–1004, Abb., Karten. ISBN 3-529046116.

Próby etnologiczniych analiz. (= Acta universitatis lodziensis, Folia ethnologica, 10). Łodź, Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, 1999, 124 Seiten, Abb. Engl. Zsfassung. ISSN 0208-6042.

Puchner Günter, Sprechen Sie Rotwelsch. 2448 Wörter und Redewendungen der deutschen Gaunersprache. Deutsch-Rotwelsch. 2. Auflage. München, Heimeran-Verlag, 1975, 62 Seiten. ISBN 3-7765-0202-9.

Reid Susan E., David Crowley, Style and Socialism. Modernity and Material Culture in Post-War Eastern Europe. Oxford/New York, Berg, 2000, 213 Seiten, Abb., Tab. ISBN-1-85973-234-8.

Repp Barbro (Red.), Geöffnet! Das Museum für den Besucher. 10. Bayerischer Museumstag, Landshut 7.–9. Juli 1999. Tagungsbericht. München, Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen, 2000, 71 Seiten, Abb., Tab.

Roschitz Karlheinz, Wiener Weltausstellung 1873. Wien, Jugend und Volk, 1989, 183 Seiten, Abb. ISBN 3-224-16019-5.

Schillinger Herbert (Red.), Museumsführer Wien. Über 200 Museen, Sammlungen und Ausstellungen im Überblick. Wien, Pichler Verlag, 2000, 127 Seiten, Abb. ISBN 3-85058-177-2.

Schuch Albert, Zur Geschichte des Bergbaus im südlichen Burgenland. (18. bis 20. Jahrhundert). (= Burgenländische Forschungen, Band 81). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung Abteilung 7 – Kultur, Wissenschaft und Archiv, 2000, 192 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-901517-24-3.

Schürenberg Sabine B., Glasperlarbeiten. Taschen und Beutel. Von der Vorlage zum Produkt. München, Hirmer, 1998, 303 Seiten, Abb. ISBN 3-7774-7990-X.

Serena Raffaella, Embroideries & Patterns of Nineteenth Century Vienna. Woodbridge, Antique Collectors' Club, 1998, 206 Seiten, Abb. ISBN 1-85149-283-6.

Speckle Birgit, Streit ums Bier in Bayern. Wertvorstellungen um Reinheit, Gemeinschaft und Tradition. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 27). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2001, 289 Seiten, Abb. ISBN 3-89325-919-8.

Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Band III, Lieferung 8: Eimer-haken – Einschlag-draht. München, Oldenbourg, 2000, Seiten 561–640. ISBN 3-486-56470-6.

Svoboda Christa, Blaue Welle – Grüne Flamme. Salzburger und Gmundner Fayencen, 17.–19. Jahrhundert. Aus der Sammlung des Carolino Augusteum. Katalog zur Sonderausstellung im Carolino Augusteum, 19. Februar bis 30. Mai 1999. Herausgegeben von Wolfram Morath. (= Schriftenreihe zu Kunstgewerbe und Volkskunde, 6; Katalog zur Sonderausstellung des Carolino Augusteum, 206). Salzburg, Carolino Augusteum, 1999, 247 Seiten, Abb. ISBN 3-901014-59-4.

Treiber Angela, Die Autorität der Tradition. Theoriegeschichtliche und quellenkritische Studien zur sogenannten „Volkskultur" am Beispiel der

spätmittelalterlichen Synodalstatuten der Kirchenprovinz Salzburg. (Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, 20). Dettelbach, Röll, 1996, 270 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-927522-93-7.

Vaclík Vladimír, Kdo je kdo mezi betlemáři na konci 20.století. Ústí nad Orlicí, Oftis, 2000, 100 Seiten. ISBN 80-86042-40-5.

Valencianos del 98 del 22 de octubre al 17 de enero de 1999. (Colección Ethnos, 9). Valencia, Museu d'Etnologia Diputació de Valencia, 1998, 211 Seiten, Abb. ISBN 84-7795-176-4.

Volkstanz in Salzburg. Salzburg, Salzburger Landesarbeitsgemeinschaft für Volkstanz, 1993, 128 Seiten, Abb., Noten.

Währen Max, Gesammelte Aufsätze und Studien zur Brot- und Gebäckkunde und -geschichte. 1940–1999. Herausgegeben von Dr. Hermann Eiselen. Ulm, Deutsches Brotmuseum, 2000, 892 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-00-006564-4.

Wernhart Karl R., Werner Zips (Hrsg.), Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. (= Edition Forschung). Wien, Promedia, 1998, 240 Seiten, Graph. ISBN 3-85371-128-6 (Inhalt: **Karl R. Wernhart, Werner Zips,** Einführung in die theoretischen und methodologischen Grundlagen der Ethnohistorie. 13–40; **Karl R. Wernhart,** Von der Strukturgeschichte zum transkulturellen Forschungsansatz. Ethnohistorie und Kulturgeschichte im neuen Selbstverständnis. 41–54; **Karl R. Wernhart,** Die Quellengattungen und Nachbarwissenschaften der Ethnohistorie. 57–72; **Karl R. Wernhart,** Ethnoarchäologische Grundlagen kulturgeschichtlicher Forschung. 73–80; **Karl R. Wernhart,** Ethnos – Identität – Globalisierung. 81–98; **Andre Gingrich,** Ethnizität für die Praxis. Drei Bereiche, sieben Thesen und ein Beispiel. 99–111; **Hermann Mückler,** Migrationsforschung und Ethnohistorie. 113–134; **Manfred Kremser,** Von der Feldforschung zur Felder-Forschung. 135–144; **Reinhard Sieder,** Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung. 145–172; **Brigitte Fuchs, Herta Nöbauer, Patricia Zuckerhut,** Vom Universalismus zur Differenz. Feminismus und Kulturanthropologie. 175–194; **Werner Zips,** The Poacher Turned Rabbit. Zur Rezeption der Postmoderne in der Ethnohistorie. 195–205; **Werner Zips,** Entprovinzialisierung der Moderne. Überlegungen zur globalen Entfaltung der Diskurstheorie in der Ethnohistorie. 207–219; **Werner Zips,** „The Good, the Bad, and the Ugly". Habitus, Feld, Kapital im (Feld des) jamaikanischen Reggae. 221–238).

Wienker-Piepho Sabine, „Je gelehrter, desto verkehrter"? Volkskundlich-Kulturgeschichtliches zur Schriftbeherrschung. Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2000, 467 Seiten. ISBN 3-89325-786-1.

Wiesenhofer Franz, Gefangen unter Habsburgs Krone. K. u. k. Kriegsgefangenenlager im Erlauftal. 3. Auflage. Purgstall, Eigenverlag Franz Wiesenhofer, 1998, 423 Seiten, Abb., Tab., 1 Faltkarte. ISBN 3-9500676-1-2.

Wirth Renate, Volkmar Wirth, Mein Name ist Hase. Natur- und Kulturgeschichte eines beliebten Tieres. Mit Textbeiträgen von Andreas Schalhorn und Peter Thiele. Stuttgart, Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart, 2001, 183 Seiten, Abb. ISBN 3-00-007550-X.

Wolfinger Stefan, Von Karl Marx bis Carl Barks. Comics und Geschichte. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft, 15). Wien, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 1999, 129 Seiten, Abb. ISBN 3-85437-154-3.

Wörterbuch der Bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ). 34. Lieferung (2. Lieferung des 5. Bandes): törren – treiben. (= Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch: I. Österreich). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2001, Spalten 193–384. ISBN 3-7001-2970-X.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Univ. Prof. Dr. Hermann Bausinger
Biesingerstraße 26
D-72070 Tübingen

Matthias Beitl
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Mag. Karl Berger
Institut für Europäische Ethnologie/ Volkskunde
Universität Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

Mag. Susanne Breuss
Georg Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Roland Halbritter M.A.
Tourismusmuseum Schloß Trauttmansdorff
c/o Moarhof
Laberserstr. 37
I-39012 Meran

L'uba Herzánová
Národopisný ústav SAV
Klemensova ulica 19
SK-81364 Bratislava

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Günther Jontes
Anzengrubergasse 12
A-8700 Leoben

Mag. Nikola Langreiter
Große Sperlgasse 37a/21
A-1020 Wien

Univ.-Doz. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Dr. Johannes Moser
Jordanstraße 40
D-60486 Frankfurt

Mag. Gabriele Ponisch
Leonhardstraße 76
A-8010 Graz

Elisabeth Prinz
Erdbergstraße 174/36
A-1030 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Dr. Christian Rapp
Kaasgrabengasse 22 A
A-1190 Wien

Dr. Herbert Schempf
Hauffstraße 12
D-70825 Korntal

Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Rastislava Stoličná
Národopisný ústav SAV
Klemensova ulica 19
SK-81364 Bratislava

Tobias Weger M.A.
Dachauer Straße 4/I
D-82140 Neu-Esting

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 245–262*

Die Aneignung von Tradition

Der Bedeutungswandel der Jagd in den italienischen Alpen

Jaro Stacul

In diesem Beitrag wird die veränderte Bedeutung des Jagens in den italienischen Alpen als Reaktion auf regionalistische politische Bewegungen in Norditalien in den 90er Jahren erklärt. Dieser Prozeß zeigt, wie das Jagen nicht nur eine symbolische Naturaneignung bedeuten, sondern ebenso als Symbol von lokaler Identität dienen kann. Denn im italienischsprachigen Vanoi-Tal eignen sich die Jäger die Jagdgebräuche der benachbarten Südtiroler mit dem Ziel an, eine lokale Tradition zu kreieren und damit eine Unterscheidung gegenüber dem italienischen Staat herzustellen. Doch diese Aneignung einer Tiroler Tradition heißt auch, das Jagen mit neuen Bedeutungen etwa in bezug auf privates Eigentum zu versehen. Das in diesem Aufsatz vertretene Argument geht daher vor allem in eine Richtung: Regionale (oder ethnische) Unterschiede werden nicht nur durch das Festhalten an den eigenen kulturellen Symbolen, sondern auch durch die Aneignung und Neuinterpretation von Symbolen anderer ethnischer Gruppen hergestellt – und dies umso stärker, wenn, wie im Falle des Trentinos, eine Unterscheidung zum allumfassenden italienischen Staat gesucht wird.

Einführung

Diese Arbeit will zum Verstehen des aktuellen Regionalismus in Westeuropa beitragen. Ihr Hauptaugenmerk ist primär auf den augenscheinlichen Widerspruch zwischen dem Konzept einer „europäischen" und einer lokalen und/oder regionalen Identität gerichtet. Dabei sollen örtliche Spezifika und die lokale Identität in den italienischen Alpen im Zusammenhang mit dem Aufstieg regionalistischer und separatistischer politischer Bewegungen im Norditalien der frühen 1990er Jahre analysiert werden. Denn diese Bewegungen machen nicht nur jeweils eine bestimmte Region zum Zentrum ihrer politischen Identifikation, sie betonen im konkreten Fall zugleich auch die

Teilhabe Norditaliens an einer „mitteleuropäischen" Kultur – und dies im strikten Gegensatz zur „mediterranen" Kultur des Südens. Zu fragen gilt es daher, wie auf einer konkret örtlichen Ebene die Neudefinition der Grenze zwischen Lokalem und Nationalem vollzogen wird? Die Berufung auf eine „europäische" Kultur läßt aber auch offen, wieweit sich jene proklamierte „europäische" mit einer „lokalen" Identität überhaupt in Einklang bringen läßt. Ungeklärt ist zudem, wie die Spannung zwischen „europäischer" und „lokaler" Identität vor Ort erfahren wird? Und unklar ist schließlich auch, ob die von den politischen Protagonisten verfochtene Proklamierung eines „Europa" für jene Adressaten vor Ort die gleiche Bedeutung bzw. idente Inhalte hat.

In dieser Untersuchung gehe ich nicht von jenem „Oben-Unten"-Schema aus, wie es aus den Nationalismusstudien von Gellner[1] und Hobsbawm[2] bekannt ist. Vielmehr bin ich davon überzeugt, daß nationalistische Ideologien nicht verstanden werden können, wenn ihre komplexe Anpassung an die örtlichen Gegebenheiten nicht gesehen wird.[3] Denn nationalistische Ideologien werden vor Ort in eine „vertraute" Sprache übersetzt und durch eine Anzahl von „Gebräuchen" ausgedrückt. Das Trentino, eine italienischsprachige, autonome Provinz in den italienischen Alpen, ist eine Region, in der die genannten Fragestellungen – schon angesichts des Wahlerfolges regionalistischer politischer Bewegungen während der letzten Jahre – besonders evident sind. Dazu muß angemerkt werden, daß diese Region eine gemeinsame Geschichte mit dem benachbarten, deutschsprachigen Südtirol hat, standen beide doch ungefähr 600 Jahre – bis 1918 – unter gemeinsamer österreichischer Herrschaft. Im Trentino werden Dialekte gesprochen, die jenen der umgebenden italienischsprechenden Regionen sehr ähnlich sind. Doch bestanden auch gewisse „österreichische" Identitätsmerkmale – sie wurden nach dem Ersten Weltkrieg freilich umgedeutet bzw. ersetzt.

In diesem Beitrag soll die Jagd als ein lokaler, jedoch von regionalistischen Ideologien und politischen Anschauungen mittlerweile

1 Gellner, E.: Nations and nationalism. Oxford 1983.

2 Hobsbawm, E.: Introduction: inventing traditions. In: Hobsbawm, E., T. Ranger (Hg.): The invention of tradition. Cambridge 1983, S. 1–14.

3 Sutton, D.: Local names, foreign claims: family inheritance and national heritage on a Greek island. In: American Ethnologist 24, 2 (1997), S. 415–437, hier S. 415.

durchdrungener „Brauch" verstanden werden. Da ein umfassendes Verständnis der Jagd die Darstellung vieler Aspekte einschließen würde – vor allem der Dualismus von Natur und Kultur ist für sie grundlegend –, ist eine thematische Eingrenzung notwendig. Hier wird die Jagd nur unter einem Aspekt behandelt: Sie wird als ein „Ritual der Örtlichkeit" gesehen, das Unterschiedlichkeit angesichts einer uniformierenden „Modernität" herstellt, das letztlich aber auch ein „Fertigwerden" mit eben dieser „Modernität" gewährleistet. Zugleich versuche ich zu zeigen, daß und wie ein örtlicher „Brauch" politische Bedeutung annehmen und als Mittel zum Betonen von lokaler Besonderheit gegenüber dem Nationalstaat fungieren kann.

Anthropologen haben die Jagd und die Politik bislang nur getrennt voneinander behandelt. Die Ethnographie der Jagd – gewöhnlich auf Agrargesellschaften fokussiert – beschäftigt sich meist nur mit der Frage, wie Menschen sich die Natur untertan machen; anthropologische Studien zu Politik und politischen Ideologien haben die „Natur" bislang gleichfalls weitgehend ignoriert. Und man kann sagen, daß die Trennung von Politik und Natur (bzw. Jagd) in anthropologischen Fallstudien stillschweigende Voraussetzung ist. Doch solche Trennung läßt übersehen, in welch direkter Weise „globale", nationale oder regionale Systeme und lokale Bedeutungen auf den intimsten Ebenen aufeinander einwirken können. Wie etwa von Sahlins beobachtet wurde[4], zwingen Staaten ihre Werte nicht simpel den örtlichen Gesellschaften auf: Die örtliche Gesellschaft selbst kann treibende Kraft bei der Festigung des Nationalstaates und beim Formen der nationalen (oder regionalen) Identität sein. Oder anders ausgedrückt: Politische Ideologien können nur dann erfolgreich sein, wenn sie Themen aufgreifen, die in einer örtlichen „Kultur" bereits virulent sind. „Natur" kann also – und das ist mein Punkt – zu einer „politischen" Streitfrage werden; und eine Analyse der Jagdmethoden zeigt dies besonders deutlich.

Jagd als „Krankheit"

Ich habe meine Untersuchung zwischen 1995 und 1996 im Vanoi-Tal – und insbesondere in den Dörfern Caoria und Ronco – im Tren-

4 Sahlins, P.: Boundaries: the making of France and Spain in the Pyrenees. Berkeley 1989, S. 8.

tino durchgeführt. Bis in die 60er Jahre lebte dort die lokale Bevölkerung von einer Kombination aus Ackerbau, Forstwirtschaft und Viehhaltung. Der dann folgende Niedergang der Landwirtschaft führte zu einer schnellen Entvölkerung des Tales. Heutzutage dominieren daher das Talgeschehen aktive bzw. pensionierte Arbeiter des örtlichen Sägewerks. Dennoch haben die Einheimischen aber nach wie vor die direkte Kontrolle über den Grundbesitz – wenn auch ein beträchtlicher Teil des Bodens von Stadtbewohnern gekauft wurde, die gelegentlich auf Urlaub kommen. Gegenwärtig ist das Tal jedenfalls von auswärtigem Kapital und der Unterstützung durch die Provinzregierung abhängig.

Die Jagd diente früher zur Nahrungsbeschaffung, heute ist sie primär Freizeitbeschäftigung, die freilich – wie manche Forscher betonen – zur Erhaltung sozialer Beziehungen notwendig ist, ermöglicht sie doch den Jagenden, sich selbst und ihre Sicht von der Welt zu präsentieren.[5] Und tatsächlich erlaubt gegenwärtig die Jagd den Männern des Tales eine eigene Sprache zu sprechen, mit deren Hilfe sie ihre örtliche Identität und die Beziehung des Tales zur Außenwelt diskutieren und debattieren können – eine Sprache, die direkt mit der Ausrichtung der Dorfbewohner auf den Wald und auf die Beziehung des Menschen zur Natur und deren Aneignung verbunden ist.

Wer das Vanoi-Tal besucht, dem kann kaum die Bedeutung entgehen, die hier der Jagd beigemessen wird – und dies, obwohl die Jagdsaison nur von Mitte September bis Anfang November dauert. Dabei schafft die Zugehörigkeit zur örtlichen Gruppe der Jäger für alle Beteiligten ein starkes Gefühl von Identität; bei den „Nicht-Initiierten", also denjenigen, die mit den Sitten und Gebräuchen der Jagd nicht vertraut sind, ist hingegen ein Gefühl des Ausgeschlossen-Seins markant. Manche Gewährsleute haben dies so formuliert: Jagen „liegt im Blut", „es ist eine Krankheit" und einmal damit angefangen, kann man nicht mehr damit aufhören. Folgt man diesen Aussagen, dann scheint es, daß die Jagd eine Lebensnotwendigkeit ist, die von jedem Mann ausgeübt wird. Das Gegenteil aber ist der Fall: Die Jagd dient heutzutage nicht mehr dem Lebensunterhalt; ihr Zweck ist gesellschaftlicher Natur – und entsprechend oft ist die Jagd denn auch mit einem anschließenden gemeinsamen Essen verbunden. Und

5 Hell, B.: Enraged hunters. The domain of the wild in north-western Europe. In: Descola, P., G. Pálsson (Hg.): Nature and society. London 1996, S. 205–217, hier S. 216; Marks, S.: Southern hunting in black and white. Princeton 1991, S. 268.

selbst für die Beschaffung des Wildbrets ist die Jagd heutzutage nicht mehr erforderlich, da es beim örtlichen Fleischhauer zu einem erschwinglichen Preis gekauft werden kann – ein Umstand, der die Jagd zu einem nicht gerade gewinnbringenden Unternehmen macht. Die jährliche Gebühr für die Jagderlaubnis beträgt etwa ATS 11.000,–, und der Preis für ein Jagdgewehr (ohne Munition) kann leicht ATS 44.000,– übersteigen. Doch trotz dieser hohen Kosten wird gejagt – und manche Jäger aus Caoria fahren sogar bis nach Ungarn, um dort Wild, das im alpinen Raum nicht vorkommt (z.B. Wildsauen), zu erlegen.

Besonders in den Gasthäusern ist die Jagd eines der Hauptgesprächsthemen, und in Caoria gibt es eine lange Tradition des Erzählens von Jagdgeschichten. Die meisten der mir bekannten Männer aus Caoria sind wenigstens einmal in ihrem Leben auf die Jagd gegangen; und jeder Gewährsmann hatte auch einen Jäger zum Vater oder Großvater. Die Jagd stellt somit einen Abschnitt im Leben eines jeden Mannes dar, den er unbedingt durchmachen muß. Und auch heute noch setzen die meisten Männer ihren Stolz in die Fähigkeit, einen starken Hirsch oder einen Auerhahn zu erlegen. Zahllos sind so etwa die Geschichten, wie Jäger aus dem Dorf ihre Beute an unzugänglichen Stellen erlegt haben. Die von allen Jägern aufbewahrten Trophäen – üblicherweise werden sie an den Wänden der Wohnzimmer aufgehängt – zeugen ebenfalls von der Omnipräsenz der Jagd. Zudem bewahren die Männer Bilder von ihren Jagdzügen auf, wobei die meisten dieser Photographien den Schützen mit dem Geweih eines gerade erlegten Wildes zeigen.

Es ist wohl auch kein Zufall, daß die vielen Bewohnern bekannte älteste Geschichte über das Dorf Caoria von der Jagd auf den letzten Bären des Tales berichtet. In ihr wird erzählt, wie im Winter 1840 drei Jäger aus Caoria einen großen Bären erlegt haben, der in der Umgebung des Dorfes umhergestreift ist. Dabei existiert freilich keine „einzige" und damit „wahre" Geschichte von diesem Ereignis, sondern mehrere Varianten, die durch das oftmalige Erzählen nach und nach zu einer Art von Mythos geworden sind. Dieses Ereignis ist auch von Bedeutung, weil es einen plötzlichen Bruch in der Geschichte der Gegend darstellte – hat es doch, wie andernorts ausgeführt, das Ende des früheren „wilden" Zustandes der Jagd markiert.[6]

6 Stacul, J.: Between public and private. Localism and local identity in an Italian Alpine Valley. Unpublizierte Doktorarbeit, University of Cambridge 1998, S. 163 f.

Örtliche Gespräche über die Jagd drehen sich oft um Vorstellungen darüber, wer die Kontrolle über das Jagdgebiet hat. Dies bedeutet, daß die Ortsbewohner ihre eigenen Jagdregeln aufstellen und auf Anordnungen der staatlichen oder regionalen Obrigkeit kaum Rücksicht nehmen. Daß das Jagen ohne Berechtigung nicht als „Wilderei" betrachtet wird, mag als Bestätigung dafür dienen. Jagderinnerungen sind denn auch oft mit der Vorstellung verbunden, daß die Jagd eine Verkörperung der Tradition des örtlichen Widerstandes gegenüber einer von außen oktroyierten Herrschaft darstelle: Ihr zu frönen, bedeutete, deren Gesetze zu mißachten[7], und dies insbesondere dann, wenn es den Gesetzeshütern nicht gelungen ist, ihre Kontrolle durchzusetzen.[8] Diese kollektive Erinnerung zielt somit auf eine besondere Zähigkeit der Bewohner und nährt nicht nur eine lokale Identität, sondern rechtfertigt auch – aus der Sicht der Agierenden – berechtigte moralische Ansprüche gegenüber Außenstehenden (aber auch gegenüber dem italienischen Staat), die für die Verwilderung der Talnatur verantwortlich gemacht werden. In einem gewissen Sinn stellt die Jagd aber auch eine Aussage über eine ferne Vergangenheit her: Als „strukturelle Nostalgie", um mit Herzfeld[9] zu sprechen, beruht sie auf der Überzeugung, daß in der Vergangenheit das Tal „unabhängig" und „autark" gewesen sei.

Eine „europäische" Region?

Während meiner Feldforschung wurde mir klar, daß die Jagd nicht unabhängig von den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Veränderungen betrachtet werden kann, die im Tal zu dieser Zeit vor sich gingen. Diese waren vor allem durch den Niedergang der regierenden Christlich-Demokratischen Partei Italiens und dem damit verbundenen Aufstieg autonomistischer und regionalistischer politischer Bewegungen in Norditalien (besonders der „Lega Nord") geprägt. Hier kann freilich der italienische Regionalismus nicht behandelt werden, und es muß die Feststellung genügen, daß diese Bewegungen das so lange gültige Konzept der nationalen Identität in

7 Cartmill, M.: Hunting and humanity in western thought. In: Social Research 62, 3 (1995), S. 773–786, hier S. 777 f.

8 Scott, J.: Weapons of the weak. New Haven 1985, S. 265.

9 Herzfeld, M.: Cultural intimacy. Social poetics in the nation-state. London 1997, S. 109.

Frage gestellt und in ihrem Programm die Umwandlung Italiens in einen Bundesstaat gefordert haben. Sie haben so insofern „populistisch" agiert, als sie gegenüber dem zentralistischen Nationalstaat versucht haben, die verlorengegangene „Authentizität" ihrer Region wiederherzustellen. Dabei waren sie jedoch nicht notwendigerweise partikularistisch, haben allerdings ein „Europäertum" auf ihre Fahnen geheftet und ein Programm des europäischen Föderalismus als Grundlage für die weitere Entwicklung der Regionen genommen – eine Orientierung, die als eine Folge der Politik der Europäischen Union gesehen worden ist, welche auf die Förderung lokaler Identitäten und europäischer Regionen ausgerichtet ist und eine Betonung regionaler Identitäten ebenso zum Ziel hat wie die Schwächung der Nationalstaatlichkeit.[10]

Diesen regionalistischen Bewegungen (besonders der Trentiner-Tiroler Autonomistischen Partei) folgte im Trentino der Versuch der Etablierung einer staatsübergreifenden „Europäischen Region Tirol" (Euregio), die das Trentino, Südtirol und Tirol umfassen sollte. Dieses politische Streben wieder war von dem Bemühen geleitet, die „regionale", die „örtliche" Geschichte und Kultur als die Unterscheidungsmerkmale gegenüber dem italienischen Nationalstaat zu definieren. Bei der Konstruktion von Vergangenheit werden selektiv ausgewählte Ereignisse in Kontinuität zur Gegenwart gesetzt.[11] Ein besonders geeigneter Rahmen für eine solche Neukonstruktion von regionaler Geschichte war dabei die Zeit vor dem Jahre 1918, als das Trentino Teil der österreichischen Provinz Tirol gewesen ist. Paradox an dieser Konstruktion aber ist, daß die politische und kulturelle Unterschiedlichkeit des Trentino gegenüber dem italienischen Nationalstaat nicht so sehr durch die Existenz einer vermeintlichen „authentischen Trentiner Kultur" behauptet wurde, sondern auf Grund der gemeinsamen Kultur und Geschichte mit den benachbarten deutschsprachigen Regionen. Dies war schon darum ungewöhnlich, weil sich das Trentino vom späten 19. Jahrhundert an – im Gegensatz zum deutschsprachigen Südtirol – als „italienische Region" dargestellt hat.[12]

10 Shore, C., A. Black: Citizen's Europe and the construction of European identity. In: Goddard, V. u.a. (Hg.): The anthropology of Europe. Oxford 1994, S. 275–298, hier S. 291f.

11 Friedman, J.: The past in the future: history and the politics of identity. In: American Anthropologist 94, 4 (1992), S. 837–859, hier S. 837.

12 Poppi, C.: The contention of tradition: legitimacy, culture and ethnicity in Southern Tyrol. In: Per Frumezio Ghetta. Trento 1991, S. 581–597; Sanguanini,

In der Rhetorik der Politiker spielte die Betonung der Region (sowohl des Trentino als auch der künftigen Euregio) als Teil eines „Europa", in dem staatliche Grenzen an Bedeutung verlieren würden, eine zentrale Rolle. Und: Ein Teil „Europas" zu sein, sollte es auch ermöglichen, staatliche Grenzen zu überwinden. Tatsächlich entsprach diese Idee von „Europa" separatistischem Gedankengut in Italien, traf es doch die Unterscheidung zwischen „Europäern" als „modernen", „wohlhabenden", „kulturell entwickelten Menschen aus dem Norden" und angeblich „rückständigen", „faulen", „von Unterstützungen lebenden" Leuten aus dem mediterranen Süden.[13] Europa wurde als Gemeinschaft der Werte gepriesen und dem italienischen Nationalstaat entgegengehalten, der gerade eine tiefe politische Krise erlebte. So konnte die gemeinsame Geschichte mit Tirol zum Verbindungsglied zwischen dem Trentino und einem wirtschaftlich erfolgreicheren und politisch stabileren „Europa" werden.[14]

Der zweite, von den Politikern hervorgehobene Punkt war die Autonomie: Das Trentino ist aufgrund seiner Geschichte eine autonome Provinz. In der Rhetorik der politischen Repräsentanten wurde diese Autonomie mit der bäuerlichen Vergangenheit der Region begründet, hatte doch die örtliche Bevölkerung immer eine unmittelbare Kontrolle über das Land besessen. Und es wurde sogar betont, daß als Folge dieser Autonomie das Trentino im Gegensatz zum übrigen Italien auch von Umweltschäden verschont geblieben ist.[15] Diese politische Rhetorik hatte einen erheblichen Einfluß auf die sich wandelnde örtliche Einstellung zur Jagd und der Jagdpraxis. Die nachdrückliche Betonung von gemeinsamen kulturellen und mitteleuropäischen Merkmalen stieß im Vanoi-Tal – besonders aber unter den Jägern – auf eine große Unterstützung; und dies, obwohl im Trentino nie Deutsch gesprochen worden ist.

B.: Fare cultura. Attori e processi della modernizzazione culturale: il Trentino. Milano 1992, S. 149.

13 Judt, T.: A grand illusion? An essay on Europe. Harmondsworth 1997, S. 14.

14 Luverà, B.: Oltre il confine. Euregio e conflitto etnico: tra regionalismo europeo e muovi nazionalismi in Trentino-Alto Adige. Bologna 1996.

15 Coppola, G.: Trentino-Alto Adige: una cultura per difendere la qualità della vita. In: Ginsborg, P. (Hg.): Stato dell'Italia. Milano 1994, S. 132–127, hier S. 135.

Wessen kulturelle Traditionen?

Die skizzierte politische Propaganda zeitigte unmittelbare Wirkungen und führte zu einer Neukonzeption des Begriffs „örtlich": „Traditionen", die bisher als „regional" oder „typisch für das Dorf" angesehen worden waren, bekamen nun eine ethnische Grundierung und wurden als „typisch österreichisch" bezeichnet. Mit anderen Worten: Ihre Spezifik wurde – im scharf gezogenen Gegensatz zu den italienischsprachigen Nachbarregionen – mit ihrem „österreichischen" Gehalt erklärt. Zugleich wurden mehrere „kulturelle Symbole", die bislang exklusiv einer „Tiroler kulturellen Tradition" zugeschrieben worden waren, eingesetzt – womit das Trentino ebenfalls seinen Anteil an der Tiroler und österreichischen „Kultur" behaupten wollte. Und daß etwa Kaiser Franz Joseph nun sogar als „Kaiser des Trentino" bezeichnet wurde, mag als weiterer Beleg für diese Inanspruchnahme dienen. Tatsächlich ist die durch die Berufung auf eine gemeinsame Geschichte mit Tirol zu beobachtende Herstellung eines ideellen Verbindungsgliedes zwischen dem Trentino und „Europa" ein spannender Aspekt dieser Aneignung ehemals als „fremd" erachteter „kultureller Symbole". Dabei bedeutet die Zugehörigkeit zu „Europa" vor allem, nationale Grenzen zu überwinden – Bestrebungen, die aber auch konkrete Auswirkungen auf der örtlichen Ebene hatten: Denn plötzlich wurde zu einem Streitthema, ob das Tal (und das Trentino allgemein) Teil eben dieser „europäischen Kultur" seien. „Europa" aber stand dabei keineswegs für die Vorstellung von Multikulturalität: Die Behauptung, daß manche regionalen Gebräuche anders als bei den benachbarten italienischsprachigen Regionen seien, wurde als Beweis für die Tatsache interpretiert, daß die Region mehr Gemeinsamkeiten mit Mitteleuropa als mit Italien und dem Mittelmeerraum aufweise.

Örtliche Jagdgebräuche eignen sich vortrefflich dazu, ein ideelles Bindeglied zu „Europa" herzustellen bzw. auch auf praktischer Ebene als unterscheidendes Merkmal zu fungieren. Schließlich nimmt die Jagd einen besonderen Platz bei der Bildung der örtlichen Identität ein, wird sie doch im Tal als eine Möglichkeit gesehen, die Kontrolle über das Territorium zu wahren und damit den Staat im Tal auf Distanz zu halten. Denn in der Realität wird das staatliche Jagdgesetz primär von uniformierten „Außenseitern" aus Süditalien exekutiert – und sie sind denn auch die in dieser Gegend auffälligsten Vertreter

des als unpersönlich und aufdringlich empfundenen „fremden" italienischen Nationalstaates.

Ein regionales Gesetz erlaubt die Jagd im Tal nur den Einheimischen bzw. deren Verwandten. Das hat mehrere Konsequenzen: Die Jäger üben die Kontrolle über das gesamte Gebiet aus, und entsprechend sagen sie: „Wir sind hier die ‚Herren'." Obwohl aber die örtliche Jägerschaft eigentlich das ganze Tal bejagen dürfte, geht jeder Jäger nur in jenem Gebiet der Jagd nach, das ihm vertraut ist und das ihm – freilich jenseits juridischer Legitimation – vom Vater weitergegeben wurde. Nicht selten ist ein Jagdgebiet daher nach der Familie benannt, von der es gewöhnlich bejagt wird. Und wenn auch ohne rechtliche Grundlage, wird das Jagdgebiet doch als „privates", wenn nicht sogar „persönliches" Eigentum betrachtet. Es ist wie ein „eingezäuntes Feld", zu dem nur die Einheimischen Zutritt haben. Die Bedeutung des Jagdgebietes ist solcherart auch nicht primär wirtschaftlicher Natur, sondern mit der Person des Jägers verbunden. Und die Jagd wieder wird, wie bereits angedeutet, als ein Mittel zur Kontrolle und zum „Schutz" des Landes vor von außen kommenden Personen betrachtet. Folgt man Appardurai[16], dann kann diese persönlich-kartographische Eingrenzung des Jagd- bzw. Sammelgebietes als ein Teil jenes Prozesses verstanden werden, mit dem „Lokalität" materiell (und symbolisch) „hergestellt" wird.

An dieser Stelle ist es sinnvoll, die wichtige Unterscheidung von „Territorialität" und „Besitz" zu treffen. Beide Begriffe bezeichnen zunächst die menschliche Aneignung von Raum. Nach Ingold[17] wird der Begriff „Territorialität" für Jäger und Sammler verwendet, wohingegen „Besitz" auf Ackerbauern bezogen wird. Und wenn „Territorialität" dazu dient, die Plazierung von im Raum verteilten Menschen zu benennen, dann stellt „Besitz" eine Art der Aneignung dar, mit der Personen Anspruch auf im Raum verteilte Ressourcen erheben.[18]

Wird das Konzept des „Besitzes" allgemein für Populationen von Jägern und Sammlern – zumindest in nicht-westlichen Gesellschaften – als nicht anwendbar betrachtet, so ist es doch – wie die eben geschilderte begriffliche Vorstellung von Jagdgebieten zeigt – für das

16 Appadurai, A.: The production of locality. In: Fardon, R. (Hg.): Counterworks. London 1995, S. 204–225, hier S. 205.

17 Ingold, T.: The appropriation of nature. Manchester 1986, S. 130.

18 Ebd.

Verständnis der Beziehung von Jagd und Politik von zentraler Bedeutung: Die lokalen Jäger sehen das Land als ihren Privatbesitz, obwohl es ihnen rechtlich nicht „gehört". Von aussen betrachtet, könnte dies als Ausdruck von „Territorialität" gesehen werden, in der örtlichen Kommunikation hingegen kommt den Jagdrevieren durchaus der Status von „Besitz" zu. Und wie Anderson[19] einmal bemerkt hat, ist es notwendig zu sehen, wie Menschen sich um ein Land kümmern, wenn man ihren Anspruch darauf richtig einschätzen will. In unserem Fall beinhaltet dieser Anspruch ja eben gerade eine angemessene Art der „Kenntnis" des Landes.

Mit dieser „Kenntnis" direkt verbunden ist der Gedanke des Schutzes: Dieser wird durch die weithin geteilte Überzeugung ausgedrückt, daß die Jagd die Natur nicht zerstört, sondern dazu dient, sie zu „schützen" und die Wildnis am Vordringen zu hindern. Derart wird der Jäger in der lokalen Einschätzung auch als „Heger" betrachtet, der „sein" Gebiet besonders gut kennt und weiß, wann die richtige Zeit zur Jagd des Wildes gekommen ist. Die lokale Bevölkerung gebraucht dementsprechend für die Jagd auch das Bild der „Ernte": Der Wildbestand muß – so verstanden – wie die Felder „gehegt" werden. „Ein Jäger ist" – so eine Gewährsperson – „wie ein Heger von Tieren, da er sein Gebiet gut kennt, wogegen der Bauer Pflanzen anbaut". Durch das Schaffen von Grenzen erzeugt die Jagd jene „Örtlichkeit", in der der Jäger sein Wild „hegt". Die Jäger stellen dieser Hege die Tatsache entgegen, daß als Folge des Rückganges der Land- und Weidewirtschaft der Wald zu den Dörfern vordringt und das Tal „verwildert". In diesem Zusammenhang dient das Bild der Hege dazu, eine Vergangenheit zu beschwören, in der die örtliche Bevölkerung vom Land noch leben konnte, während in der Gegenwart die Menschen das Tal verlassen und das Land an von außen kommende Personen verkaufen müßten, die einem weiteren Vordringen der Wildnis nichts entgegensetzen würden.

Die Vorstellung eines „umgrenzten", vom Jäger „gehegten" und gegen von außen kommende Personen verteidigten Feldes hebt die Bedeutung des persönlichen Eigentums hervor. Als Merkmal für (ethnische) Unterschiedlichkeit und lokale Erkennbarkeit wird diese Nutzung von persönlichem Eigentum durch andere Repräsentationen

19 Anderson, D.: Property as a way of knowing on Evenki lands in Arctic Siberia. In: Hann, C. (Hg.): Property relations: renewing the anthropological tradition, Cambridge 1998, S. 64–84, hier S. 82.

unterstützt – so etwa durch die Jagdbilder. Die meisten dieser Bilder zeigen die Jäger mit ihrer Beute nach der Jagd – eine bildliche Uniformität, die sich auch auf den bestimmte „Rituale" dokumentierenden Photographien findet. So ist etwa der Brauch, einen Tannenzweig in den Äser eines eben erlegten Wildes zu stecken, auf nahezu jedem Bild zu sehen, obwohl diese Handlung im italienischen Kontext keine Funktion zu haben scheint. Ein um eine Erklärung gebetener Gewährsmann gab zur Antwort, daß er dies schon immer gemacht habe und daß es ein sehr alter Brauch sei. In Wahrheit aber ist dieser Brauch erst vor wenigen Jahren aus dem deutschsprachigen Südtirol „angeeignet" worden, von wo auch die Art, das Gewehr auf der Schulter zu tragen, sowie die hin und wieder den Hut des Jägers schmückende Auerhahnfeder übernommen worden sind.

Überraschend ist, daß die erwähnten Bräuche – obwohl eigentlich sehr neue „Aneignungen" – als „ortsüblich" und „sehr alt" bezeichnet werden. Sie dürften von den lokalen Jägern in den meist bebilderten Büchern über jagdliche Bräuche in Südtirol gesehen und übernommen worden sein. Die von mir Befragten erklärten, daß die lokalen und die österreichischen Jäger schon deshalb die gleichen Bräuche hätten, weil das Tal während langer Zeit unter österreichischer Herrschaft gestanden sei. Was die im Vanoi-Tal ausgeübte Jagd für die Bewohner also besonders auszeichnet, ist, daß sie „tirolerisch" oder „österreichisch" ist. Denn in Österreich – so eine meiner Gewährspersonen – verstehe man eben, „anders als in ‚Italien'" [d.h. südlich der regionalen Grenze] „zu jagen".

Für diese Gegenüberstellung ist etwa auch die binnen kurzer Zeit veränderte Bedeutung der Auerhahnjagd ein signifikantes Beispiel: Früher stellte sie eine Art *rite de passage* für den volljährig gewordenen Jäger dar, heutzutage hingegen wird sie als verlorengegangene, österreichische Tradition bezeichnet. Diese nationale Zuordnung ist neu, war doch die nun behauptete „österreichischen Herkunft" noch vor wenigen Jahren vollkommen irrelevant. Mit anderen Worten: Erst heutzutage hat die Auerhahnjagd eine „ethnische" Konnotation erhalten und zu einem geänderten Jagdverhalten geführt: „Der Auerhahn" – so ein Jäger – „wurde früher im Frühjahr bejagt. Die letzten zehn, fünfzehn Jahre wurde er im Herbst bejagt, aber nicht von Leuten aus dem Dorf, weil dieser Brauch aus ‚Italien' kommt [...]" und die Leute aus Caoria das nicht als örtliche Tradition betrachten. Durch die Herbstjagd aber sei nicht nur der „örtliche Charakter" dieser

„Tradition" verlorengegangen, sondern die Jagd auf den Auerhahn werde seither überhaupt den „Italienern" überlassen, die als Inhaber von Tagesjagdscheinen aus der nahen Region Veneto anreisten. Damit sind die Auerhähne selbst zu einem Symbol im Italien-Österreich/Tirol-Konflikt geworden, da sie von vielen Jägern aus dem Tal von Natur aus immer als „lokal" bzw. als „österreichisch" verstanden worden sind und erst das Verbot der Frühjahrsjagd sie sozusagen „italienisch" gemacht hat.

Solche „Aneignung" von „österreichischen" Jagdbräuchen mag auf den ersten Blick als Widerspruch zu einer Vorstellung von Jagd als Ausdruck der „Autonomie" und des Widerstandes gegenüber äußerer Autorität erscheinen. Doch die so betonte Autonomie und der so oft hervorgehobene Widerstand deckt sich inhaltlich mit der Aneignung der Tiroler Tradition. Dies hängt ohne Zweifel mit der neu entdeckten Bedeutung des Tiroler Erbes für das Tal und das ganze Trentino zusammen. Denn die genannten tirolischen bzw. österreichischen „Aneignungen" dienen zur Konstruktion von Differenz gegenüber dem italienischen Nationalstaat und begründen dabei auch ganz konkret die lokalen Ansprüche auf „privates" Jagdeigentum. Zugleich fügen sich diese „Aneignungen" gut in eine Rhetorik, die den „übernationalen" Charakter des Trentino herausstreicht. Denn wenn das Trentino, wie einige Jäger betonen, ein Teil von „Europa" ist, dann läßt sich dies gerade auch an den lokalen Tiroler Jagdgebräuchen besonders gut zeigen; und wenn staatliche Grenzen überwunden werden sollen, dann wird die Aneignung solcher jagdlicher Bräuche als ein erster Schritt dazu gesehen.

Die Meinung, daß sich die „lokale" und die „italienische" Jagd fundamental unterscheiden, gründet auf der unterschiedlichen Betrachtungsweise von Jagdgebiet und Jagdwild. Denn es sind nicht nur gemeinsame Bräuche, die die Teilhabe des Tales an einer „Tiroler Kultur" indizieren; vielmehr ist das besondere Verhältnis zu nennen, welches österreichische und „lokale" Jäger zu ihrem Territorium pflegen. Die regionale Grenze zwischen dem Trentino und dem Veneto ist als Trennlinie zweier unterschiedlicher Arten – einer „nördlichen" und einer „mediterranen"[20] – dieses Verhältnisses zum Jagdgebiet bezeichnet worden. Daß die örtlichen Jäger etwa die Natur

20 Dalla Bernardina, S.: Approccio ecologico? Approccio economico? Per un'antropologia delle frontiere in ambiente alpino. In: S. M. Annali di San Michele 6 (1993), S. 35–53, hier S. 41.

durch die symbolische „Hege" ihres Wildes „schützen" können, setzt voraus, daß sie einen Wettbewerb bzw. Konflikt mit anderen Jägern durch eine informelle Übereinkunft vermeiden: Sie stellen dem Wild nur auf dem Gebiet nach, das sie „besitzen". Dabei erklären die befragten Jäger etwa ihre Fähigkeit, ihr Gebiet „rein" zu erhalten, mit der langen Zeit, die sie unter der österreichischen Herrschaft verbracht hatten – und stellen dem die Tatsache gegenüber, daß in „Italien" jedermann Zugang zum Jagdgebiet hat: Niemand „besitzt" also das Jagdgebiet, und weil mehrere Jäger auf dasselbe Wild schießen, entsteht nicht selten Streit. Diese Beobachtung zeigt zwei konträre Einstellungen zur Jagd: die örtliche (oder österreichische) zielt auf Übereinkunft, während die „italienische" auf Wettbewerb beruht und keineswegs einen „Schutz" der Natur intendiert.

Es existiert im übrigen eine interessante Parallele zwischen der Einstellung zur Jagd und den Meinungen zu den gebräuchlichen Erbschaftsregelungen. Im Vanoi-Tal sind infolge der in Italien verbreiteten Realteilung die Liegenschaften weitgehend zerstückelt. Nicht wenige Bewohner bedauern diese Erbfolge und machen sie für die Schwierigkeit verantwortlich, eine Übereinkunft über die Nutzung eines Grundstückes oder eines Gebäudes zu erzielen: Die Betroffenen kämen in Streit, die Wiesen würden vom Unkraut überwuchert und die Häuser würden baufällig und einsturzgefährdet. Das in Südtirol gebräuchliche System der unteilbaren Erbschaft dagegen würde solche bedauerlichen Geschehnisse verhindern – eine Meinung, mit der zugleich ausgedrückt wird, daß ein nach italienischem Recht geteiltes Haus oder Grundstück „öffentlich" und in der Folge auch „schmutzig" wird, weil zu viele Leute Zutritt dazu haben. In gewissem Sinne ist dies dieselbe Logik, die auch das Wesen der „örtlichen" oder „Tiroler" Jagd ausmacht: betont wird der Wert des persönlichen Eigentums und die Notwendigkeit klar gezogener Grenzen, die festlegen, was einer bestimmten Person gehört (oder eben nicht gehört).

Indem die lokalen Jäger das „Hegen" eines bestimmten Gebietes der österreichischen (und damit unausgesprochen: der „mitteleuropäischen") kulturellen Tradition zuschreiben, versichern sie sich auch selbst ihrer Teilhabe an eben dieser Tradition – einer Tradition, die wieder ihren Anspruch auf die Kontrolle über das Territorium legitimiert. Das von ihnen gezeichnete Bild ist freilich idealisiert, wird doch Tirol als eine „reine", „ordentliche" und „europäische" Region

gesehen, welche im strikten Gegensatz zu einem vorgeblich „unordentlichen" und politisch „zerrütteten" Italien steht. Die Berufung auf eine „Tiroler" Tradition ist solcherart ein rhetorisches Mittel, das die Bedeutung staatlicher Grenzen reduziert und – noch wichtiger – die vordem allumfassende Rolle des Nationalstaates schwächt. Die Herstellung eines ideellen kulturellen Bindegliedes zu Mitteleuropa liefert so aber auch eine „Sprache", durch die die Kontrolle der Einheimischen über das Land legitimiert wird.

In der Gegenwart wird die Unterschiedlichkeit von österreichischer und italienischer Jagd zu einer politischen Agenda und zu einer symbolischen Konfrontation zwischen dem Lokalen und dem Staatlichen, zwischen der Peripherie und dem Zentrum. Diese konkret auf der unterschiedlichen jagdlichen Nutzung des Territoriums gründende Auseinandersetzung schließt aber mittlerweile auch den Gegensatz von Nord und Süd, von Europa und dem Mittelmeerraum mit ein. Und auf der politischen Ebene hat damit eine lokale Gegebenheit eine „europäische" Dimension erhalten.

Indem sich die lokalen Jäger auf eine Tiroler Tradition berufen, übernehmen sie auch die Vorstellung, daß es ein Zeichen von Zivilisation ist, einen Ort „rein" zu halten. Diejenigen, die ihn beschmutzen – und damit ihre „Mißachtung" zeigen –, werden als minderwertig erachtet und als die „Anderen" diskreditiert. Auch diese Unterscheidung legitimiert den lokalen Anspruch auf Kontrolle über das eigene Jagdgebiet, betont aber zugleich die Teilhabe der Jäger an einer „übernationalen", einer „europäischen" Kultur. Der Gegensatz der zwei Jagdarten reproduziert schließlich auch die unterschiedliche Vorstellung von Eigentum: Das „reine", das private, das von den lokalen Personen verwaltete Eigentum wird vom „unordentlichen" und „öffentlichen" unterschieden, das vom Nationalstaat kontrolliert wird. Zu diesem hat jedermann Zugang, aber niemand ist daran interessiert, es zu „pflegen" oder „rein" zu halten – und zwar einfach deshalb, weil es „öffentlich" ist. Diese Einschätzung beinhaltet – unausgesprochen – eine negative moralische Beurteilung des Nationalstaates und der öffentlichen Verwaltung. Und zugleich können dadurch die Ansprüche eines allumfassenden Nationalstaates geleugnet, kann durch die Aneignung einer Tiroler Jagdtradition der Anspruch erhoben werden, Teil „Europas" zu sein. Der italienische Nationalstaat aber wird damit in die Rolle des „Anderen" gedrängt.

Es wäre zu einfach, davon auszugehen, daß die von den Jägern ausgedrückte Verbundenheit mit dem Tiroler Erbe nur eine Wiederholung der von Parteiführern propagierten Ideen wäre. Denn die im Lokalen Agierenden machen von den ihnen angebotenen Ideologien sehr selektiv Gebrauch: Sie übersetzen sie in „vertraute" Begriffe, um ihren Anspruch auf Eigentum und „Unterschiedlichkeit" zu legitimieren. Dabei sind sie aber gezwungen, sich fremde Traditionen anzueignen, weil das Tal selbst keine „ethnischen" Traditionen besitzt, die es eindeutig von den angrenzenden Tälern oder wenigstens von den umliegenden italienischsprachigen Provinzen unterscheiden würde.

Diese Beobachtung aber führt uns zu den anfänglich gemachten Überlegungen zurück: Die lokale Gesellschaft adaptiert regionalistische Konzeptionen in selektiver Weise und zwar insoweit, als sie auf örtlicher Ebene die Vorstellung von Privateigentum unterstützen. Die Jagd, mit ihrer Betonung von Grenzen, Traditionen, Eigentum und Autonomie drückt solche Inhalte sehr gut aus. Politische Ideen wie etwa die der autonomistischen Parteien werden also nicht blind und reflexartig übernommen, sondern sie werden angeeignet und manipuliert, um örtlichen Notwendigkeiten besser zu entsprechen. Dabei können aber gerade die mit politischen Streitfragen zunächst nicht in Verbindung gebrachten Bräuche, Vorstellungen und Praxen im Umfeld der Jagd wesentlich zum Verständnis politischer Konflikte beitragen.[21] Damit stimme ich Herzfeld[22] zu, der gemeint hat, daß eine lokale, staatsfeindliche Ideologie sich nicht notwendigerweise in großen politischen Theorien artikulieren muß. Im Vanoi-Tal etwa hat sich gezeigt, daß die zum Alltagsleben gehörenden Symbole – wie das als „Privateigentum" betrachtete Jagdgebiet – ausgesprochen wirkungsvoll sind. Oder anders ausgedrückt: Politische Konzepte haben eine besondere Bedeutung für die städtischen Eliten; doch muß dies auf der lokalen Ebene nicht notwendigerweise ebenfalls so sein. Dort können lokale Grenzen ein weit wichtigeres Anliegen sein als abstrakte politische Ideen.

21 Sutton, D.: Memories cast in stone. The relevance of the past in everyday life. Oxford 1998, S. 168.

22 Herzfeld, M.: The poetics of manhood. Princeton 1985, S. 29 f.

Schlußfolgerung

Die Jagd trifft immer auch eine Aussage über die Vergangenheit, stellt sie doch die vom Menschen ausgeübte Kontrolle eines Territoriums dar, eine Kontrolle, der durch die „Kultivierung" des Wildbestandes noch zusätzliche Bedeutung innewohnt. Durch den stets präsenten Dualismus von „öffentlich" und „privat" definieren die Jäger, wer „drinnen" und wer „draußen" ist. Damit aber begründen (und verstärken) sie mittlerweile auch materielle und symbolische Abgrenzungen gegenüber dem – diesfalls italienischen – Nationalstaat. In den im Trentino geführten Debatten über die Jagd geht es vorrangig um Vorstellungen über privates Eigentum. Und die Selbstdefinition der Jäger als „Heger" ist dementsprechend nichts anderes als eine lokale Umsetzung dieser Ideologie des Privateigentums. Dörfliches Denken ist von dieser Idee jedenfalls durchdrungen; gestützt und legitimiert wird es – wie aufgezeigt – seit einigen Jahren durch die proklamierte Teilhabe des Tales an einer „tirolerischen" und damit „europäischen" Kultur. Regionale Unterschiede – ja die Unterscheidung zum italienischen Nationalstaat insgesamt – werden damit weniger durch die Erhaltung der eigenen kulturellen Symbole betont als vielmehr durch die Aneignung der Symbole einer anderen ethnischen Gruppe – der „Tiroler". Diese „übernationale" Aneignung von Symbolen ist ein interessanter und neuer Weg bei der Formung regionaler Erkennbarkeit. Doch ist eine solche Aneignung nicht notwendiger Weise als „Erfindung" zu sehen: Sie ist wohl besser und richtiger als eine Verschiebung von Bedeutungen zu verstehen, mit der „Modernität" bewältigt, „örtlich" realisiert und damit das Tal zu einem Bestandteil eines (ideal konstruierten) kosmopolitischen „Europas" werden kann.

Die Berufung auf eine als Bindeglied zu „Europa" erachtete „Tiroler Tradition" tangiert aber eines der Hauptprinzipien, die den modernen Nationalstaat definieren: Denn dieser Nationalstaat sieht sich als die oberste von einander hierarchisch untergeordneter, wenngleich ineinander verwobener Ebenen, von denen nicht zuletzt auch die Peripherie konstituiert wird. Politisch administrative Akte aber können in Gegensatz zu „Wissen" und zu „sozialer Aneignung"[23]

23 Herzfeld, M.: Anthropology through the looking-glass. Cambridge 1987. Vgl. auch: Filippucci, P., P. Grasseni, P. u. J. Stacul: Knowing the territory: territory, identity, and local culture in northern Italy. Vortrag gehalten auf der „Annual Conference of the Association for the Study of Modern Italy" (London, 21. November, 1997).

einer Region geraten – und dies umso stärker, wenn mit „Europa" ein Ausdrucksmittel zur Verfügung steht, das den Nationalstaat seiner Legitimität beraubt.

Die Jagd im späten zwanzigsten Jahrhundert stellt eine kontinuierlich neu interpretierte Tradition dar, welche inzwischen eine über-lokale, eine „europäische" Dimension angenommen hat. Dabei wird die Vorstellung von „Europa", die bereits tief in die Gebräuche und das Verständnis auf örtlicher Ebene eingedrungen ist, zu einem mächtigen und bedeutungsvollen Symbol: Die „lokale Jagdausübung" deckt sich dabei mit der Rhetorik der von den regionalistischen Parteirednern vorgebrachten politischen – und somit weit abstrakteren – Formulierungen. Oder anders ausgedrückt: Regionalismus entsteht dialektisch als Resultat der Artikulation von Ideologien und von lokalen Handlungsweisen. Dabei zeigt die Art, wie Personen agieren und wie sie abstrakten Konzepten eine Bedeutung geben, auf welche Weise politische Ideologien Anklang finden können. Und derart schließen sich Provinzialismus und „Europa" auch nicht aus. Für das lokale Jagdwesen im Trentino etwa legitimieren „Europa" und Regionalismus erst die lokale Praxis.

(Übersetzung: Felix Schneeweis/Reinhard Johler)

Jaro Stacul: The appropriation of tradition. The shifting meaning of hunting in the Italian Alps

This paper explores the shifting meaning of hunting in the Italian Alps as a response to the advent of regionalist political formations in northern Italy in the 1990s. It illustrates the process whereby hunting, besides symbolising appropriation of nature, may also act as a symbol of local identity. It shows how in the Italian-speaking Vanoi valley the local hunters resort to the appropriation of the hunting customs of the nearby German-speaking South Tyrol to create a local tradition and assert distinctiveness vis-à-vis the Italian state. However, appropriating a Tyrolean tradition also means investing hunting with novel meanings, as it involves turning it into a device whereby territory becomes private property. The paper's argument is that regional (and ethnic) differences are not only shaped by insistence on maintaining one's own cultural symbols, but also through the appropriation and reinterpretation of the symbols of another ethnic group when distinction from the encompassing state is at stake.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 263–312*

Volkskundliche Fotografie 1914 bis 1945

Ulrich Hägele

In der deutschsprachigen Volkskunde lassen sich während der Zwischenkriegszeit im Umgang mit dem Medium Fotografie drei Modelle fixieren. Der ethnographische Ansatz blieb eine Randerscheinung. Lediglich in der Schweiz und in Frankreich gab es Feldstudien, die neben schriftlichen und mündlichen Zeugnissen auch ikonographische Quellen heranzogen. Wesentliche Anregungen der dokumentarischen Fotografie stammen aus den USA. Kennzeichen sind: Personalisierung und Entidyllisierung des Abgebildeten. Die völkische Herangehensweise überlagerte in Deutschland und Österreich mit ihrer exzessiven Medienpräsenz andere Zugänge fast vollkommen. Hierbei arbeiteten Fotografen, Wissenschaftler und Museumsleute Hand in Hand. Damit wurde eine flächendeckende Infiltrierung der „Volksgenossen" mit dem Rassegedanken erst möglich.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg stürzten sich die illustrierten Medien begierig auf die volkskundliche Fotografie. Thematisch orientierten sich die Bilder am Kanon, den Michael Haberlandt und Eduard Hoffmann-Krayer in ihren programmatischen Texten als kamerataugliche eingestuft hatten.[1] Während noch im 19. Jahrhundert hauptsächlich Atelierfotografen Trachten, Bauernhäuser, Volkskunst und Fasnachtsmasken auf Platte bannten, erhielten nun immer mehr „hervorragende Amateurphotographen"[2] die Gelegenheit, sich mit volkskundlichen Themen zu beschäftigen. Unterstützt und ermuntert wurden sie dabei von den nationalen und regionalen volkskundlichen Vereinigungen, die in ihren Publikationen regelmäßig Aufrufe zur visuellen Rettung der vom Verschwinden bedrohten Objektivationen

1 Vgl. Hägele, Ulrich: Visuelle Tradierung des Populären. Zur frühen Rezeption volkskundlicher Fotografie. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 93 (1997), Heft 2, S. 159–188.

2 Vgl. Minden, Georg: Die Entstehung des Berliner Volkstrachtenmuseums, jetzt Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 24 (1914), Heft 2, S. 337–349, hier S. 341.

ruraler Kultur veröffentlichten. Benutzt wurden diese Bilder zur Illustration von volkskundlichen Sachverhalten in Zeitschriften und Ausstellungen sowie zur Dokumentation in musealen Archiven.

Die frühe volkskundliche Fotoeuphorie legte sich in Deutschland und Österreich, nachdem im Juli 1914 der Krieg begonnen hatte. In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde waren im letzten Friedensjahr (1913) fünf Beiträge mit insgesamt 33 Fotoabbildungen veröffentlicht worden. Zwischen 1915 und 1918 sank die Zahl dann von 24 auf sechs Bilder. Bis ins Jahr 1927 wurden schließlich überhaupt keine Fotografien mehr publiziert. Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde druckte 1914 in den zwei Aufsätzen von Arthur Haberlandt und Oswald Menghin insgesamt noch 26 Fotografien.[3] Keine Illustrationen gab es in den Jahren 1917 und 1920 bis 1923.

Die spärliche Bebilderung und gleichzeitige Reduzierung des Gesamtumfangs der betreffenden Zeitschriften mag damit zusammenhängen, daß die beiden volkskundlichen Vereinigungen im Zuge kriegsbedingter Kontingentierung weniger und zugleich qualitativ minderwertiges Papier zur Verfügung hatten. Überdies konnten ohne Kupfer, Zink oder Stahl keine Klischees für die Abbildungen hergestellt werden. Diese Rohstoffe gingen während des Krieges fast ausschließlich an die politisch relevanten und auflagenstarken Wochenmagazine, wie etwa die „Berliner Illustrirte", die wiederum kaum traditionell-volkskundliche Bild-Beiträge veröffentlichten und sich überwiegend dem Kriegsgeschehen widmeten.[4] Demgegenüber ist in der Schweiz kein kriegsbedingter Einschnitt feststellbar. Das Schweizerische Archiv für Volkskunde hielt ungebrochen an der Veröffentlichung von Fotografien fest und forcierte diese Praxis in den 1920er Jahren sogar noch.

Die propagandistische Bedeutung der volkskundlichen Fotografie während des Krieges blieb eher verhalten. Inhaltlich schien sich zumindest die deutsche Zeitschrift dem Ernst der politischen Situation angepaßt zu haben. Die Foto-Themen wurden im Verlauf des Krieges zunehmend nekrophil und handelten von „Friedhofskröten"

3 Haberlandt, Arthur: Beiträge zur Kenntnis des Tiroler Bauernhauses. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jg. 20 (1914), S. 1–14 und Menghin, Oswald: Gründungsbilder von Wallfahrtsorten. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jg. 20 (1914), S. 14–23.

4 Ähnliches läßt sich auch für die französische Wochenzeitschrift „L'Illustration" feststellen. Vgl. Hägele, Ulrich: Fotodeutsche. Zur Ikonographie einer Nation in französischen Illustrierten 1930–1940. Tübingen 1998, S. 121 f.

sowie vom „Gebrauch der Totenkronen“[5]. Dennoch ist davon auszugehen, daß sich mit Hilfe der volkskundlichen Fotografie sehr wohl Durchhaltewillen und Identifikationen mit Heimat erzeugen ließen. In diesem Sinne beliebt waren vaterländische Veranstaltungen, die in Deutschland und Österreich für ein städtisches Publikum organisiert wurden. Federführend hierbei taten sich in Berlin die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde und in Wien der Verein für Österreichische Volkskunde hervor. So hat denn auch die Sammelaktivität im Wiener Museum nur geringfügig nachgelassen. Während in den Jahren 1910 bis 1914 rund 1.500 Fotografien in das Inventarbuch eingetragen wurden, sind für die folgende Zeit bis 1918 etwa 1.300 Eingänge verzeichnet. Arthur Haberlandt, Kustos am Wiener Museum, Kriegsfreiwilliger und selbst volkskundlicher Fotograf, war im Sommer 1916 mit zwei Kollegen zu einer mehrmonatigen „Kunsthistorisch.Archäologisch.Ethnographisch.Linguistischen Balkanexpedition“[6] nach Montenegro, Serbien und Albanien aufgebrochen. Für deren Dauer und der anschließenden „Bearbeitung des gesammelten Materials“ hatte ihn das k.u.k Armeekommando für sechs Monate vom Dienst befreit.[7] Die mitgebrachten Objekte und Fotografien wurden bereits im Oktober 1916 im k.u.k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie im Rahmen der „Ausstellung von Volksarbeiten aus den Balkangebieten“ präsentiert. Wahrscheinlich von Arthur Haberlandt selbst stammen Fotografien mit folkloristischen Motiven aus Albanien wie „Komiten von den Banden des Kapitäns Mustafa“, „Bauernfrauen in ihrer Sonntagstracht“ und „Zum siegreichen Vordringen der Öst. Ung. Truppen in Albanien. Strassenbild aus dem wiedereroberten Berat“.[8] Mit den Fotografien veranstaltete Ha-

5 Höfler, Max: Friedhofskröten. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 25 (1915), Heft 1 und 2, S. 123–126; Lauffer, Otto: Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen in Deutschland. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 26 (1916), Heft 3 und 4, S. 225–246.

6 Brief Ministerium für Kultus und Unterricht, 12. August 1916, Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Altregistratur M 16.

7 Mitteilung des k.u.k. Armeekommando vom 20. Juli 1916, Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Altregistratur M 16. Fähnrich Arthur Haberlandt wurde am 4. November 1915 bei Trebinje/Montenegro am Auge und im Januar ein zweites Mal verwundet. Vater Michael Haberlandt versuchte daraufhin eine Dienstfreistellung zu erreichen. Vgl. Brief Michael Haberlandt an das hohe Festungskommando der Festung Trebinje, 15. November 1915. Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Altregistratur M 1.

8 Fotoarchiv Österreichisches Museum für Volkskunde Wien, Nr. 4592, 4599, 4600.



Abb. 1: „Vom Standpunkt Österreichs geeignete Propaganda". Albanische Frauen in Sonntagstracht, um 1916.
Aus: Österreichisches Museum für Volkskunde, Fotoarchiv, Inv. Nr. 4599.

berlandt dann 1917 „zu Propagandazwecken (...) im Volksbildungsheim sowie im Volksheim zwei mit Lichtbildern ausgestattete Vorträge über Volkskunde und Heimatsinn"[9]. Ein national-politischer Aspekt der volkskundlichen Fotografie für die Öffentlichkeitsarbeit sollte in den folgenden Jahren zur wichtigsten Antriebsfeder für das Sammeln und Bewahren am Museum werden. So forderte etwa Ladislaus Hangel aus Budapest vom Wiener Volkskundemuseum Diamaterial an. Der Volkskundler hatte in der ungarischen Metropole Lichtbildervorträge über Österreich organisiert, die „jedesmal bis auf den letzten Platz" belegt gewesen waren. Es sei wichtig, so Hangel, „vom Standpunkt Österreichs (...), an geeigneter Stelle mit der geeigneten Propaganda einzusetzen"[10].

In der deutschsprachigen Volkskunde lassen sich während der Zwischenkriegszeit in Bezug zum visuellen Medium drei wesentliche Herangehensweisen fixieren: der ethnographische, der dokumentari-

9 Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde 1917. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 24 (1918), S. 69.

10 Brief Ladislaus Hangel, Österreichische Lichtbildpropaganda (Budapest) an das Museum für Volkskunde Wien vom 6. Oktober 1930, Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Photothek 1930.

sche und der völkische Zugang. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, in wie weit die in den 20er und 30er Jahren fortschreitende ideologische Vereinnahmung der Fotografie sich auch im Kontext der deutschsprachigen Volkskunde manifestiert hat. Ein weiterer Abschnitt widmet sich dem veränderten dokumentarischen Anspruch, mit dem sowohl die Printmedien als auch das Museum der Fotografie entgegentraten und dessen Impulse vor allem von den USA ausgegangen sind. Zunächst wird die Praxis im Umgang mit dem visuellen Medium im sich neu entwickelnden universitären Fach Volkskunde, im Rahmen des ethnographischen Zuganges zum Forschungsfeld, aufgezeigt.[11]

I. Fotografie als ethnographische Methode

Als eigenständiges, theoretisch untermauertes Instrument für Feldstudien wurde die Fotografie vor 1918 kaum verwendet. Einige vielversprechende Ansätze entwickelten Ethnographen in Frankreich. Arnold van Gennep, Pierre Saintyves und der Durkheim-Schüler Robert Hertz experimentierten unter anderem mit der Kamera, ohne allerdings über das visuelle Medium grundsätzlich zu reflektieren. Der entscheidende Impuls, welcher in der europäischen Ethnologie und Volkskunde dazu führte, die Fotografie immer stärker in die Forschung mit einzubeziehen, stammte sicherlich von Jean Brunhes (1869–1932). Der französische Geograph hatte einen interdisziplinären Anspruch und starke volkskundlich-ethnographische Ambitionen. Bereits vor der Jahrhundertwende begann er zu fotografieren und erwarb mit der Zeit umfassende, fast professionelle Kenntnisse in der Bildgestaltung. In seinem 1910 erstmals erschienenen Werk „La géographie humaine" druckte er über 270 Fotografien ab. Für Brunhes zählte das visuelle Medium zum „appareil d'observations"[12], dem er in der Präsentation einen gleichwertigen Platz neben den schriftlichen Zeugnissen einräumte. Aus einer Feldforschung der Zukunft sei die Ikonographie als demonstratives und methodisches Verfahren

11 Der vorliegende Text entstand im Rahmen des DFG-Projekts „Fotografie und Volkskunde. Zur wissenschaftlichen Rezeption eines visuellen Mediums" am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut. Für Anregungen danke ich Gudrun M. König und Nina Gorgus.

12 Brunhes, Jean: La géographie humaine. Paris 1925 (3. Auflage), ohne Seitenangabe.



Abb. 2: Visuelles Medium als „appareil d'observations". Gartenbau-Schülerinnen in Reading, Südengland, um 1910. Foto: Lady Warwick.
Aus: Jean Brunhes: La géographie humaine. Paris 1912, S. 294b.

nicht mehr wegzudenken.[13] Brunhes setzte die Menschen in seinen eigenen Aufnahmen, wie in den damaligen Architektur- oder Landschaftsaufnahmen üblich, noch weitgehend als Staffage ins Bild. Allerdings suchte er für sein Buch auch Fotografien anderer Autoren aus, in denen einzelne Personen oder Gruppen den zentralen Platz einnehmen. Brunhes' ethnographischer Ansatz wird auch bei den Bildunterschriften deutlich, die von der bloßen Beschreibung hin zur vergleichenden Interpretation führen.[14]

Vor allem in der Schweiz wurden einige vielversprechende ethnographisch-visuelle Verfahren entwickelt. Leopold Rütimeyer (1856–1932), seit 1913 im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, nutzte in seinen Vergleichsstudien fotografische Aufnahmen, indem er rurale Objekte von der üblichen Umgebung in einen neutralen Raum stellte und damit den interpretativen Kontext

13 Brunhes, Jean: La géographie humaine. Paris 1912 (2. Auflage), S. III.

14 Siehe dazu auch Mendibil, Didier: Jean Brunhes, photographe-iconographe. In: Musée Albert Kahn (Hg.): Jean Brunhes autour du monde. Regards d'un géographe/regards de la géographie. Paris 1993, S. 140–151.

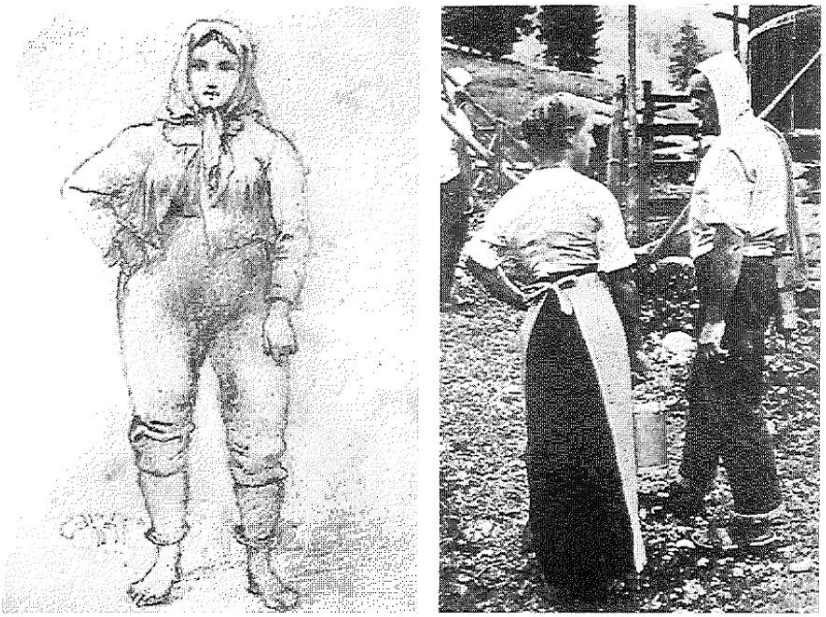


Abb. 3: „Innerschweizerische Heuerinnentrachten". Ikonographischer Ansatz und ethnographische Methode bei Julie Heierli.
Aus: Julie Heierli: Die Volkstrachten der Innerschweiz. Zürich 1922, Tafel 9.

allein auf das betreffende Artefakt konzentrierte.[15] Friedrich Gottlieb Stebler (1842–1935) hatte jahrzehntelang im Kanton Wallis mit der Kamera das ländliche Leben aufgenommen. Seine Fotografien zeigen posierende Männer und Frauen bei der Arbeit, mit Gerätschaften oder in ländlicher Kleidung. Die Bilder zeichnen sich dadurch aus, daß sie, im Gegensatz zu den meisten volkskundlichen Aufnahmen der Zeit, nicht im Atelier, sondern vor Ort im persönlichen Umfeld der Protagonisten entstanden sind. Allerdings stellte Stebler weder theoretische Überlegungen zum Thema Fotografie an, noch wurden seine Fotografien von der volkskundlichen Literatur in der Schweiz nennenswert rezipiert.[16] Ein weiterer Pionier in Sachen volkskundlich-

15 Vgl. Rütimeyer, Leopold: Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Jg. 20 (1916), S. 283–372. Der Autor publizierte in seinem Text 57 Fotoabbildungen und sechs ganzseitige, zum Teil farbige Fototafeln.

16 Steblers Fotografien erschienen von 1901 bis 1922 in den Jahresberichten des Club Alpin Suisse. Siehe dazu auch Antonietti, Thomas: Photographie et pratique

fotografischer Feldforschung war Paul Scheuermeier (1888–1973). Bei seinen Feldstudien für den Sprach- und Sachaltas Italiens und der Südschweiz (AIS) verwendete er zwischen 1919 und 1935 neben Protokollheften auch die Fotokamera. Sein Ansatz orientierte sich an der „Wörter und Sachen"-Forschung, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts innerhalb der „Hamburger Schule" unter Federführung des Romanisten und Volkskundlers Fritz Krüger praktiziert wurde.[17] Neben sprachlichen Formen sollte ebenso „festgestellt werden, wie eine Sache aussah, woraus sie gemacht war, wozu sie diente"[18]. Scheuermeiers Fotografien heben sich von den ansonsten meist idyllisierenden Darstellungen ab und vermitteln einen ungeschönten Blick auf den ländlichen Alltag und seiner Verrichtungen.

Die erste, die seit Haberlandt und Hoffmann-Krayer in bedeutenderem Umfang methodische Überlegungen in ihre Arbeit einfließen ließ, war Julie Heierli (1859–1938). Die Begründerin der Schweizerischen Trachtenforschung hatte schon lange vor der Jahrhundertwende in den eidgenössischen Alpengegenden Material für ihre ethnographischen Studien gesammelt. Heierli bediente sich virtuos verschiedener Bildquellen. Vor Ort arbeitete sie mit Atelierfotografen zusammen und bat ihre Gewährsleute um alte Fotografien, anhand derer sie die nicht mehr vorhandene ländliche Kleidung zurückverfolgte und in einen Gebrauchszusammenhang rückte.[19] Die gelernte Pädagogin

ethnographique. L'usage de la photographie en ethnologie valaisanne. In: Le Monde Alpin et Rhodanien. „Photographie, ethnographie, histoire". Revue régionale d'ethnologie (1995), S. 37–55, hier S. 49 f.

17 Vgl. dazu Beitl, Klaus, Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 586. Band; Mittelungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 20). Wien 1992.

18 Scheuermeier, Paul: Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz. Eine sprach- und sachkundliche Darstellung landwirtschaftlicher Arbeiten und Geräte. 2 Bde. Erlenbach–Zürich 1943/1956, I, 1943, S. X. Zu Scheuermeier siehe vor allem Pfrunder, Peter: Ernst Brunner. Photographien 1937–1962. Zürich 1996, S. 112. Einen ethnographischen Ansatz verfolgte auch die Wiener Volkskundlerin Eugenie Goldstern. Für die Schülerin Michael Haberlandts gehörte der Fotoapparat zum wesentlichen Instrument ihrer Feldforschung. Vgl. Eugenie Goldstern: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden. Ein Beitrag zur romanischen Volkskunde. Wien 1922.

19 Brief Frau Wwe. Odenmath-Suhsi (Stans) an Julie Heierli, 24. Oktober 1914. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel. Sammlung Heierli, Mappe 16, Notizen und Korrespondenz von Ob- und Nidwalden.

hatte im Gegensatz zu den meisten zeitgenössischen Volkskundlern keine Berührungsängste mit der Fotografie und mit anderen visuellen Techniken. Blättert man in den Mappen ihres Nachlasses, so erstaunt der unbekümmerte und doch souveräne Umgang mit den Bildern: Nacheinander finden sich zu den einzelnen Formen ländlicher Kleidung Reproduktionen von Trachten-Ölgemälden, frühe Fotografien aus Familienbesitz, Auftragsarbeiten von örtlichen Lichtbildnern, Illustriertenfotos und Originalzeichnungen. Sämtliche Bilder wurden von Heierli genau beschriftet und zum Teil mit einem längeren Kommentar von ihr oder mit der Aussage einer Gewährsperson versehen. Außerdem klebte sie die Bilder teilweise auf Papierbögen, so daß eine chronologische Reihenfolge entstand, die wiederum vergleichendes Arbeiten ermöglichte. Heierlis Kartons erinnern stark an die berühmten Bildkreationen eines Aby Warburg, der zur selben Zeit den ikonographischen Ansatz für die Kunstgeschichte entwickelte.

Das Ergebnis von Heierlis Arbeit wurde erst in den 20er Jahren nach und nach publiziert. Im Text geht sie immer wieder auf methodische Probleme ein: „Ich bemerke (...) ausdrücklich, daß es sehr am Platze ist, Aussagen alter Leute Vorsicht entgegenzubringen, da sie Sage und Wirklichkeit nur zu oft vermengen"; im Vergleich zur Befragung von Zeitzeugen sei eine Bildquelle eindeutig im Vorteil, da sie oftmals Objektivationen „wahrheitsgetreuer"[20] überliefere. „Die Photographien geben die beste Erklärung"[21], dennoch müsse man immer genau hinsehen, ebenso seien stets Vorkenntnisse zu den abgebildeten Gegenständen erforderlich: „Die oberflächliche Betrachtung einer Photographie läßt keinen Unterschied erkennen, ob die Betreffende mit einer Taille mit angesetzten Vorderteilen oder mit einer Taille ohne solche, dafür aber mit einem Tschäper bekleidet ist, wenn man nicht den davon ausgehenden Gürtel bemerkt, der um die Taille herumgeht."[22] In bezug auf eine kluge und durchdachte Methodik – die Volkskundlerin praktizierte bereits in den 1890er Jahren die Oral History – war sie ihrer Zeit lange voraus, ja das Beispiel Julie Heierli demonstriert sogar, daß die Volkskunde im 19. Jahrhundert durchaus in der Lage war, eigenständige Forschungsverfahren zu entwickeln. In der deutschsprachigen Trachtenforschung freilich fand Julie Heierli kaum Nachahmer. Lediglich in Österreich versuchte

20 Heierli, Julie: Die Volkstrachten der Schweiz, Bd. 1. Zürich 1922, S. 9–10.
21 Ebd., S. 143.
22 Ebd., S. 92.

1915 Viktor von Geramb einen „Ausschuss zur Förderung der heimischen Volkstracht" zu etablieren, „dessen Arbeiten freilich noch in den Anfängen stehen, immerhin (...) photographiere ich seit Jahren eine grosse Zahl steirischer Bildstöckerln, Marterln usw., über die zum Teil in nächster Zeit Flugschriften des Vereins erscheinen werden"[23]. In seinen späteren Publikationen über Tracht verwendete Geramb allerdings kaum Fotografien.

Den foto-ethnographischen Ansatz in der Volkskunde trieb insbesondere die Volkskunstforschung voran. Ende der 20er Jahre rief die Schweizerische Gesellschaft eine sogenannte „Generalenquête" ins Leben. Ihre Aufgabe bestand darin, eine Internationale Ausstellung für Volkskunst in Bern 1934 vorzubereiten.[24] Außer „Volkskunst im engeren Sinne", gleichbedeutend mit Kunsthandwerk, listete die Enquête-Kommission achtzehn Rubriken, wie „Volkstracht", „Ländliche Bauten und Zubehör", „Milchwirtschaft" und „Spiel" auf und druckte einen zweiundvierzigseitigen Katalog mit fast 1.600 Fragen für rund 800 ehrenamtliche Helferinnen und Helfer in achtzehn Kantonen und 2.975 Gemeinden.[25] Für den immensen Kraftakt stellte die Regierung in Bern ein stattliches Budget von 530.000 Franken bereit, wovon 12.000 in „photographische, kinematographische, phonographische Aufnahmen"[26] flossen. Anders als die Welt- und

23 Brief Viktor v. Geramb, Volkskundliche Abteilung des Steierm. Landesmuseums Joanneum, Graz an den Generalkonservator (Wien), 8. Mai 1915. Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Altregistratur M 5. Auch in Viktor Gerambs Nachlaß finden sich kaum fotografische Belege über die Tracht. Vgl. Eberhart, Helmut: Zwischen Realität und Romantik. Die Viktor-Geramb-Fotosammlung am Institut für Volkskunde in Graz. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 81 (1985), Bd. 1, S. 1–21, hier S. 13.

24 Die Idee zur Ausstellung stammte von Henri Focillon. Im Januar 1926 hatte er in Genf der Internationalen Kommission für Geistige Zusammenarbeit einen entsprechenden Vorschlag unterbreitet. Dieser sah außerdem die Durchführung eines ersten internationalen Kongresses für Volkskunst vor, der dann im Oktober 1928 in Prag stattfand. Vgl. dazu vor allem Gorgus, Nina: Die deutsche Volkskunde und die Volkskunst. Der Prager Kongreß 1928 und die CIAP. In: Nikitsch, Herbert, Bernhard Tschofen (Hg.): Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1995 in Wien (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, hg. von Klaus Beitl, Neue Serie Bd. 14). Wien 1997, S. 55–65.

25 Vorschläge der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zur stofflichen und geographischen Umsetzung der Internationalen Ausstellung für Volkskunst in Bern 1934. o.O, o.J., S. 2 f.

26 Anonyme, undatierte Notiz, die möglicherweise von Hanns Bächtold-Stäubli stammt. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Am 1.

Gewerbeausstellungen des 19. Jahrhunderts, die der ländlichen Fotografie zumeist ein illustratives Schattendasein zwischen Trachtenfigurinen, Objekten und folkloristischen Inszenierungen beigemessen hatten, wies das Konzept für die Volkskunstausstellung dem visuellen Medium bereits für die Erhebungsphase einen zentralen Stellenwert zu. Außer Frage stand, daß sich mit dem Ergebnis der Erhebungen und der Sammelaktionen nicht nur die geplante Ausstellung bestücken, sondern auch die Magazine der volkskundlichen Sammlungen für die Nachwelt mit volkskundlichen Bildern füllen ließ. In dieser Beziehung orientierten sich die Urheber der Enquête am Ansatz des planlosen Sammelns und Bewahrens einer vergehenden Volkskultur, wie er von Volkskundlern, Heimatschützern und Museologen der Jahrhundertwende in Deutschland praktiziert worden war: „Wir beschränken uns hierbei nicht ängstlich auf das Bedeutendste, obschon wir uns bewußt sind, daß die Mehrzahl der aufgenommenen Erscheinungen nicht zur Darstellung kommen werden; aber bei dem raschen Hinschwinden unseres alten Volkstums ist es unsere Pflicht, die letzten Reste desselben durch authentische Aufnahme festzuhalten."[27] Dennoch ist ein ethnographischer Ansatz nicht zu übersehen. So sah das Konzept für Bern zu Beginn des Ausstellungsrundganges einen Pavillon vor, in dem einheimische Bilder und Exponate mit denen anderer Länder in Korrespondenz treten sollten. Angesichts des riesigen Fragenkatalogs für die Feldforschungsphase freilich fühlten sich die meisten Helferinnen und Helfer der Enquête überfordert. Viele wurden ohne vorherige Schulung losgeschickt und kaum jemand besaß eine eigene Kamera oder gar ein Gerät für Tonaufzeichnungen. In der Folge erhielt der zuständige Basler Volkskundler Hanns Bächtold-Stäubli (1886–1941) zahlreiche Erhebungsbogen mit resignierten Bemerkungen unausgefüllt zurück: „Wieviel Kraft und Energie wird da vergeudet, wo sie zu besseren Dingen gebraucht werden könnte. (...) Nein, da helfe ich nicht mit, sondern lehne rundweg ab."[28]

27 Schweizerisches Volkstum in Bild und Ton. In: Schweizer Volkskunde/Folklore Suisse, Jg. 21 (1931), Heft 3, S. 33–44, hier S. 33.

28 Brief von Reallehrer O. Pfiffner aus Stein (Appenzell) an Hanns Bächtold-Stäubli, 9. November 1931. Aus organisatorischen, inhaltlichen und politischen Gründen, die unter anderem in der Machtübernahme der Nazis in Deutschland zu suchen waren, fand die geplante Ausstellung weder 1934 noch zu einem späteren Zeitpunkt statt. Die Erhebungen flossen schließlich in den Atlas der Schweizerischen Volkskunde ein, der ursprünglich als Teil des Atlas' der deutschen Volkskunde gedacht war.

Zu den frühen volkskundlichen Foto-Ethnographen in der Schweiz zählt auch der spätere Mitherausgeber des Atlas' der Schweizerischen Volkskunde, Richard Weiss (1907–1962). Im Rahmen der Neuorganisation der volkskundlichen Enquête für den Kanton Zürich berichtete Weiss von seinen ethnographischen Foto-Feldstudien: „Bei meinem Aufenthalt in Vals habe ich ein schönes Material zusammengebracht, auch viele Photographien und Aufschlüsse aus dem Gemeindearchiv. Ausser dem Rechtshistorischen, Wirtschaftlichen, Sachkundlichen beachte ich natürlich auch immer die Bräuche und den Aberglauben, der mit der Alp und mit der Viehwirtschaft überhaupt zusammenhängt. Diese Beobachtungen müssen noch ergänzt werden durch Aufnahmen in anderen bündnerischen Gebieten."[29] Weiss orientierte sich in seiner geographischen Methodik an Jean Brunhes, ohne allerdings für die Bilder eine methodische Grundlage zu formulieren. Als Vorbild für seine Arbeit fungierte zudem das zweibändige Werk „Volksleben in der Schweiz" von Hermann Brockmann-Jerosch, in dem der Text zugunsten von hochwertigen, illustrativ eingesetzten Fotoabbildungen in den Hintergrund gerückt war.[30]

Weder in Deutschland noch in Österreich gab es während der 30er Jahre Anstrengungen, die Fotografie innerhalb einer ethnographisch-vergleichenden Methode voranzutreiben. Allerdings publizierte Walter Kreidler in der zweiten Ausgabe der Zeitschrift „Folk", dem Organ des Internationalen Verbandes für Volksforschung, einen grundlegenden Beitrag über die volkskundliche Fotografie.[31] Kreidler maß dem visuellen Medium den selben Stellenwert bei wie einer schriftlichen Quelle: „Es handelt sich bei der Abbildung also gar nicht mehr um eine ‚Ausstattung', sondern um einen wesentlichen Teil der wissenschaftlichen Arbeit."[32] Im weiteren charakterisiert er die zeit-

29 Brief Richard Weiss (Zürich) an Hanns Bächtold-Stäubli, 27. August 1934. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Atlasprojekt 1934.

30 Brockmann-Jerosch, Hermann: Volksleben in der Schweiz, 2 Bde. Zürich 1928. Die Studien von Richard Weiss aus den 30er und 40er Jahren mündeten u.a. in sein Werk: Volkskunde der Schweiz. Ein Grundriß. Erlenbach–Zürich 1946.

31 Kreidler, Walter: Die Fotografie in der Volkskunde. In Folk. Zeitschrift des Internationalen Verbandes für Volksforschung, Jg. 1 (1937), Heft 2, S. 191–199. Einer Anmerkung im Text ist zu entnehmen, daß der Aufsatz im Rahmen einer „Hausforschungsreise" entstanden ist. Ansonsten scheint der Autor ein unbeschriebenes Blatt gewesen zu sein. Weder in der volkskundlichen Bibliographie noch im Index der Zeitschrift für Volkskunde ist sein Name verzeichnet.

32 Ebd., S. 189.

genössische ‚Kunstfotografie', die vor allem mit wechselnden Perspektiven, Licht- und Schatteneffekten oder Verzeichnungen ihre Bildkompsitionen angereichert hätten. Für die volkskundliche Feldforschung mit der Kamera stellte Kreidler eigene Kriterien auf: „Durch die fotografische Aufnahme versucht man die gegenständliche Erscheinung so festzuhalten, daß das Bild selbst schon einen wesentlichen Anteil an der wissenschaftlichen Bestandsaufnahme ausmacht und darüber hinaus in möglichst weitem Umfang einer wissenschaftlichen Deutung dienlich sein kann."[33] Das Neue an Kreidlers Text war die Erkenntnis, daß die volkskundlich-wissenschaftliche Fotografie möglichst wenig inszenieren solle. Folgerichtig lehnte der Autor die zwar ästhetisch ansprechenden, aber zumeist gestellten und idyllisierenden Aufnahmen der in den 30er Jahren populären Autorenfotografen Paul Wolff, Albert Renger-Patzsch, Erich Retzlaff, Hans Retzlaff und Erna Lendvai-Dirksen als untauglich ab: „Zweifellos wird das geschichtliche Bild der meisten Gegenstände, mit denen sich die Volkskunde beschäftigt, durch das gegenwärtige Brauchtum verfälscht. Man findet Telegraphenstangen, Eisenbahnlinien und -signale, Traktoren vor dem Pflug an Stelle von Ochsen oder Pferden, elektrische Straßenbeleuchtung und Dreschmaschinen, Fabrikschornsteine, neuzeitliche Haus- und Wirtschaftsgeräte, Kleider, Gebrauchsgegenstände, Autos, Fahrräder, neue Straßen usw., wo man hoffte, auch in der Anschauung unberührt geblieben zu sein. Ist es aber besser, ein aus dem heutigen Leben entstandenes Bild zugunsten einer zweifelhaften Konstruktion nochmals zu verfälschen oder den Blick für die Wirklichkeit offenzuhalten? Gerade darin, wie sich Vergangenes mit Heutigem auseinandersetzt, scheinen uns wesentliche Erkenntnismöglichkeiten zu liegen."[34] Die Hauptaufgabe der volkskundlichen Fotografie bestehe darin, die Lebensweise der Menschen und ihren Alltag so wie er sich dem Forscher darstelle, wiederzugeben. Hierzu solle man sich an das zu Fotografierende mit einer Serie von Aufnahmen herantasten, ohne Objekte oder Menschen, etwa durch einen künstlichen Hintergrund, von ihrer Umgebung zu isolieren. Kreidlers Ansatz entspricht einem Credo der Reportagefotografie der späten 1920er Jahre, so wie er etwa von Erich Salomon ausgeführt worden war: möglichst authentische, also unge-

33 Ebd., S. 193.
34 Ebd., S. 194.

stellte Bilder, die auf Grund von zum Teil schwierigen Aufnahmebedingungen, auch technische Schwächen offenbaren dürfen.

In seinen einleitenden Zeilen kritisiert Kreidler den „spekulativen Intellektualismus" zugunsten einer „erlebenden Wirklichkeitsgebundenheit"[35]. Trotz seiner innovativen Überlegungen zu den Möglichkeiten der volkskundlichen Fotografie näherte er sich damit einer theorie- und gelehrtenfeindlichen Grundtendenz im Nationalsozialismus. Kennzeichen einer ethnographischen Arbeit mit dem visuellen Medium nämlich ist ja nicht, wie von Kreidler vorgeschlagen, die Ausklammerung der Denkarbeit am Schreibtisch, sondern vielmehr ihre Miteinbeziehung im Rahmen der quellenkritischen Herangehensweise im Forschungsfeld. Kreidlers Thesen wurden im deutschsprachigen Raum vor 1945 nicht in die Tat umgesetzt. Statt dessen dominierten die sogenannten Autorenfotografen, mit einem stark typisierenden Bildansatz.

Den ethnographischen Blick durch die Linse prägte in den 30er Jahren das britisch-amerikanische Wissenschaftlerpaar Margaret Mead (1901–1978) und Gregory Bateson (1904–1980). Zwischen 1936 und 1939 arbeiteten sie an zwei umfangreichen Feldforschungen auf Bali und Neuguinea. Bei einer früheren Forschungsarbeit hatten beide die Schwächen einer lediglich am Text orientierten ethnographischen Forschung erkannt. Zum ersten Mal war nun bei einer kulturwissenschaftlich-anthropologischen Studie die Fotoanalyse als primäre Methode vorgesehen, die sich problemlos durch die teilnehmende Beobachtung ergänzen ließ. Zunächst lernten sie die balinesische Landessprache und wählten dann das Bergdorf Bajoeng Gede aus, in dem die Feldstudie statt finden sollte. Bateson und Mead gingen im Gegensatz zur bisherigen Forschung davon aus, daß eine spezifisch balinesische Kultur existiere, die im Laufe der vergangenen Jahrhunderte von anderen kulturellen Einflüssen überlagert worden sei von dem „what happened normally and spontaneously"[36]. Ähnlich wie bereits Jean Brunhes, erachtete Bateson die Kamera „in the field as recording instrument, not as devices for illustrating our thesis"[37]. Bateson und Mead folgten mit ihrem Ansatz, ungestellte und

35 Ebd., S. 191.

36 Bateson, Gregory, Mead, Margaret: Balinese Character. A Photographic Analysis. New York 1942, S. 49. Später stellte sich heraus, daß auch medizinische Ursachen das Alltagsleben prägten: Ein hoher Prozentsatz der Dorfbewohner litt an Schilddrüsenunterfunktion. 15% der Bevölkerung hatte einen Kropf.

37 Ebd.

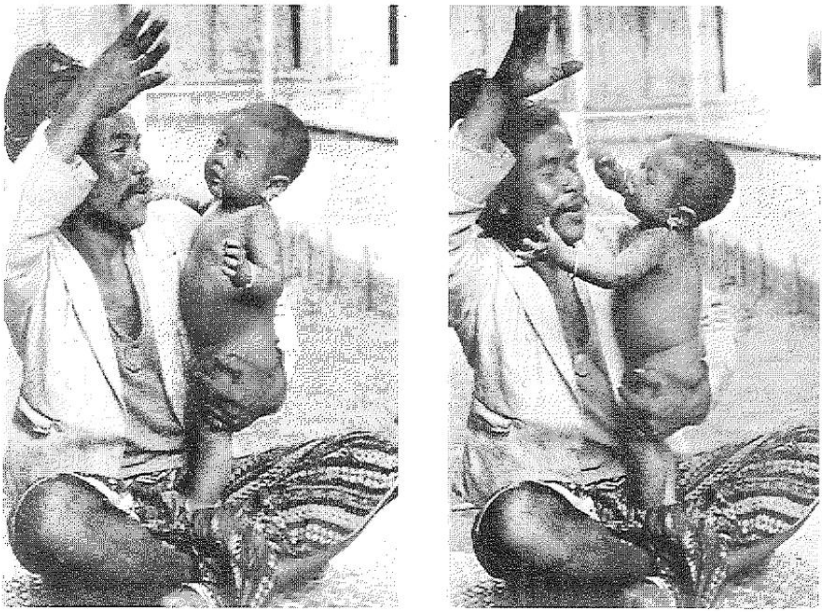


Abb. 4: Fotoanalyse als primäre Methode in der ethnographisch-anthropologischen Forschung: „Visual and kineasthetic learning". Fotos: Gregory Bateson
Aus: Gregory Bateson, Margaret Mead: The Balinese Character. New York 1942, Tafel 15, Bild 4 und 5.

lebensnahe Szenen aufzunehmen, ebenfalls der zeitgenössischen Reportagefotografie, wie sie etwa in den Magazinen und kulturgeschichtlichen Jahrbüchern „National Geographic" oder „Atlantis" publiziert wurde.

In der Praxis ging das Team arbeitsteilig vor: Mead notierte, was sie sah, in einen Notizblock. Bateson filmte auf 16 mm-Material und knipste innerhalb von zwei Jahren 25.000 Aufnahmen mit der Leica-Kamera, wobei Mead die Regieanweisungen gab. Akribisch genau wurden dann jeweils Filmanfang und Filmende mit Ort und Zeitangaben versehen, damit die Bilder später mit den schriftlich aufgenommenen Daten koordiniert werden konnten. Auch Mead hielt in ihren Notizen über die Handlungsabläufe im Feld jeweils Datum, Uhrzeit, Bewegungen des Fotografen und die Art der Kamera fest. Zusätzlich wurde von einem einheimischen Assistenten der Gesprächsverlauf aufgezeichnet.

Für Bateson, dem ein hohes Maß an Authentizität in der Aufnahmesituation am Herzen lag, war der Wirklichkeitseffekt des visuellen Mediums ein für die Forschung wertvolles Kriterium: „Each single photograph may be regarded as almost purely objective, but juxtaposition of two different or contrasting photographs is already a step toward scientific generalisation."[38] Bateson inszenierte jedoch Alltagshandlungen des öfteren nach: Da keine Fotolampen zur Verfügung standen, bat er eine Mutter, ihr Baby nicht morgens, sondern mittags bei günstigeren Lichtverhältnissen zu baden. Eine Theatergruppe, die berufsmäßig gegen Gage auftrat, wurde veranlaßt, einen Trancetanz tagsüber und nicht wie sonst üblich bei Dunkelheit aufzuführen. Bateson und Mead sahen diese zeitlichen Verschiebungen nicht als Verfälschung an. Die beiden legten den inhaltlichen Schwerpunkt auf die Untersuchung des Familienalltages sowie der Riten, Feste und Bräuche. Landwirtschaftliche Tätigkeiten und Techniken blieben dagegen unberücksichtigt. Das Geschehen im Haushof sollte möglichst vollständig visuell aufgezeichnet werden. Auch für heutige Verhältnisse erscheint der fotografische Ausstoß des Projekts enorm. Für die Badeszene eines Kleinkindes, die bis zu zwei Stunden dauerte, jagte Bateson im Schnitt alle fünf bis fünfzehn Minuten einen Film mit 40 Aufnahmen durch die Kamera.[39]

In einer zweiten Stufe bildeten die zurückgekehrten Forscher Arbeitskategorien und erstellten eine Liste von 6.000 Diapositiven, die zum Teil in chronologischer Reihenfolge geordnet wurden. Hieraus erfolgte die Auswahl der 759 Fotoabbildungen für die Publikation. Die Abbildungstafeln befaßten sich mit hundert Stichworten, die in zehn Hauptkategorien unterteilt waren. Diese führten zunächst allgemein in das Dorfleben ein und erörterten dann die Aspekte Lernen, Bräuche, Körper, Verhältnis Eltern zum Kind etc. und schließlich Rites de passage. Abbildungen, die Abweichungen von der Regel wiedergaben, wurden an das Ende der Bilderreihe gesetzt. Jeder Bildseite stellten Bateson und Mead eine Textseite mit Informationen über das Setting und mit einem Hinweis auf den übergeordneten Kontext gegenüber. Die vorletzte Zeile der Bildlegende nennt die Namen der abgebildeten Personen und ihre verwandtschaftliche Beziehung. Die letzte Zeile gibt Aufschlüsse über Ort, Datum und Inventarnummer der Abbildungen.

38 Ebd., S. 53.

39 Für seine Leicas verwendete Bateson ab April 1937 einen mechanischen Winder (Scnoo). Vgl. ebd., S. 52.

Der von Margaret Mead und Gregory Bateson eingeschlagene Weg stellt ein frühes und innovatives Beispiel einer breitangelegten Feldforschung mit der Kamera dar, das sich vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg einer breiten Rezeption erfreuen sollte. Bis heute beispiellos geblieben ist die quantitativ maximierte qualitative Methode, die der visuellen Feldforschung erste Priorität einräumt und die dann mit schriftlich aufgezeichneten Daten der teilnehmenden Beobachtung verknüpft wird. Dies darf freilich nicht über einige aus heutiger Sicht schwerwiegende methodische Defizite hinwegtäuschen, welche die Bedeutung der Studie insgesamt relativieren. So gingen die beiden Forscher wie selbstverständlich davon aus, daß man die zu untersuchenden Dorfbewohner nicht extra um Fotografiererlaubnis zu fragen braucht. Statt dessen setzte Bateson auf einen Gewöhnungseffekt, der sich sowohl bei den Dorfbewohnern als auch bei ihm selbst als Fotografen mit der Zeit insofern einstellte, als er seine Kamera, die über Monate hinweg tagein tagaus vor dem Bauch baumelte, irgendwann selbst nicht mehr wahrgenommen habe. In Situationen, in denen man eine ablehnende Haltung erwartete, schraubte Bateson ein Teleobjektiv auf die Leica, mit dem er von einem etwas entfernten Standpunkt aus fotografierte. Ein zentraler Aspekt der Untersuchung behandelte die Betreuung der Kleinkinder. Indem Bateson sich mit seiner Kamera im Nahbereich auf die Kinder konzentrierte, erweckte er auf die ebenfalls anwesenden Erwachsenen den Eindruck, als würden sie nicht mit im Bild festgehalten, was wiederum deren Aktivitäten beeinflußte. Später mußte der Fotograf einräumen, das Weitwinkelobjektiv habe zumeist die ganze Familie im Bild festgehalten, auch jene Angehörige, die sich vor dem Auge der Kamera in Sicherheit wähnten.

II. Fotografie als Dokument

Gregory Bateson sah sich in seiner Arbeitsweise insbesondere beeinflußt von der sozialdokumentarischen Fotografie eines Lewis Hines sowie dem Projekt der Farm Security Administration (FSA) in den USA. Die Regierung Roosevelt hatte diese wohl umfangreichste foto-visuelle Feldstudie des 20. Jahrhunderts im Zuge der New-Deal-Politik ins Leben gerufen. Unter der Federführung des Ökonomen Roy E. Stryker (1893–1975) schwärmten zwischen 1935 und 1944

rund achtzig Fotografen in die Staaten der USA einschließlich Puerto Rico aus, mit der Vorgabe, das ländliche Amerika, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Landbewohner, Gebäude, Siedlungen, Artefakte und kulturelle Objektivationen in den Städten, aber auch den technischen Fortschritt und die, angesichts des Zweiten Weltkrieges zunehmende Bedeutung der Rüstungsindustrie mit dem Fotoapparat aufzunehmen.[40] Für Stryker war das Medium Fotografie ein Werkzeug, mit dem das Greifen der öffentlichen Hilfsprogramme dokumentiert werden konnte. Ihm gelang es, ausschließlich hochkarätige Fotografinnen und Fotografen für sein Projekt zu gewinnen. Für die meisten, unter ihnen Dorothea Lange, Walker Evans, Berenice Abbott, John Collier und Gordon Parks, wurde die Tätigkeit am Projekt zum Sprungbrett für eine internationale Karriere. Stryker ging davon aus, nur ein wohl informierter Fotograf könne Bilder produzieren, die Verständnis und Mitgefühl zugleich ausdrückten. Die Fotografen hatten zunächst die Aufgabe, sich ausführlich über ihr zugewiesenes Feld – Menschen, Siedlung, Landschaft, Geschichte – zu informieren. Danach sollte am Schreibtisch ein „Shooting Script" als Arbeitsgrundlage erstellt werden. Hinzu kamen Trainingseinheiten für Kontakte mit Einheimischen und Interviewsituationen. Die Fotografen wurden ermuntert, auch über ihr eigentliches Thema hinausgehende, scheinbare „Nebensächlichkeiten" der Alltagskultur, wie Kleidung, Automobile, Arbeitsgeräte, Nahrung, Werbung etc. zu berücksichtigen und verweilten oft mehrere Monate im jeweiligen Aufnahmegebiet. Schließlich war für jedes einzelne Bild ein exaktes Aufnahmeprotokoll zu erstellen, in dem Daten wie Zeit, Ort, Name und Funktion der Abgebildeten fixiert wurden.

Die Fotografien der FSA sollten nicht in einem Archiv verschwinden, sondern einer breiten, zunächst amerikanischen und dann weltweiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Hierzu knüpfte Stryker Kontakt zu den neuen amerikanischen Illustrierten „Life" und „Look" sowie zu Buchverlagen, die den Fotografien innerhalb

40 Die FSA war eine Unterbehörde des US-Landwirtschaftsministeriums und wurde in den 40er Jahren mit dem Zusatz Office of War Information (OWI) versehen, das Aufnahmeprogramm mit der Kriegsindustrie erweitert. Vgl. Berger, Maurice: FSA: The Illiterate Eye: Photographs from the Farm Security Administration. New York: Hunter College Art Gallery, 1985. Das Fotoarchiv der FSA-OWI befindet sich in der Library of Congress in Washington und umfaßt 1.610 Farbdias, 107.000 s/w-Fotoabzüge und 164.000 s/w-Negative. Die vorbildlich erschlossene Sammlung ist über Internet zugänglich.

kürzester Zeit zu enormer Popularität verhalfen. Die Bilder fanden aber auch bereits in den 30er Jahren den Weg ins Museum oder waren im Jahr 1939 Teil einer Präsentation auf der Weltausstellung in New York.[41] Verbreitung in den Printmedien, Präsentation in Ausstellungen und Aufbewahrung im Archiv – Strykers Herangehensweise unterschied sich kaum von der Intention der frühen volkskundlichen Fotosammler in Europa. Bei seinem Folgeprojekt für die Firma Standard Oil of New Jersey (SO)[42] konzentrierte er sich allerdings allein auf das Sammeln von Fotografien, um sie für die Nachwelt zu konservieren. Stryker sah sich in erster Linie als Archivar, so Fotograf Charles Rotkin, Mitglied des SO-Projekts: „He didn't gave a damn about a picture at the time it was made. He was interested in what it would mean twenty years later (...). He was saving pictures for a record of the past."[43] Und dennoch: So unterschiedlich die vielen tausend Fotografien sein mögen, allen ist doch eines gemeinsam: Die am FSA-Projekt beteiligten Fotografinnen und Fotografen entwickelten einen kollektiven Duktus in der Bildauffassung, der bis heute prägend für eine ethnographisch orientierte Richtung in der Dokumentation von ländlicher Lebenswelt und Alltag bleiben sollte:

1. Die Bilder beschönigen nicht, sie wirken uninszeniert und spontan.
2. Sie isolieren die Menschen nicht, sondern zeigen sie in ihrer gewohnten Umgebung.
3. Sie typisieren die dargestellten Menschen nicht, sondern personalisieren und individualisieren diese.
4. Sie konstruieren keine idyllisierende Atmosphäre einer behütenswerten ländlichen Folklorewelt, sondern sie visualisieren Artefakte und Objektivationen im Kontext ihres Gebrauchs.
5. Technisierung und Industrialisierung werden nicht ausgeblendet, sondern markieren den motivlichen Rahmen.

Inwieweit die Fotos der FSA in den späten 30er Jahren auch in Europa bekannt waren und rezipiert worden sind, läßt sich schwer sagen.[44]

41 Im Jahr 1962 wurden im Museum of Modern Art mehrere hundert Fotografien der FSA gezeigt, die der Direktor Edward Steichen unter dem Motto „The Bitter Years: 1935–1941" zusammengestellt hatte. Vgl. Hurley, F. Jack: Portrait of a Decade. O.O. 1977.

42 Bei dieser umfangreichsten Fotodokumentation eines privaten Geldgebers entstanden 67.000 Aufnahmen.

43 P. D.: The Photographers: Roy E. Stryker. In: www.clpgh.org/exhibit/photog14.html, S. 3.

44 Für ein kleines Publikum waren die Fotografien der FSA auch in Deutschland

Zumindest während der Weimarer Republik finden sich in einigen europäischen Großstädten dokumentarische Fotoprojekte, die den Anspruch der FSA vorweg nahmen, und die ebenfalls in öffentlichem Auftrag, jedoch in erheblich geringerem Umfang durchgeführt worden sind. So hatte die kommunale Verwaltung in Berlin mehrere Enquêten ins Leben gerufen, mit dem Ziel, bei der Wohnungsnot in der Reichshauptstadt Abhilfe zu schaffen.[45] Hiervon gelangte zu Zeiten der DDR ein beeindruckendes Konvolut von circa fünfzig Fotografien eines unbekannten Autors aus dem Archiv des Krankenhauses Prenzlauer Berg in die Sammlung des Museums für Volkskunde.[46] Die Fotografien sind wohl bereits in den 20er Jahren zur Dokumentation der Fortschritte bei der Einrichtung von öffentlichen Notunterkünften entstanden. Während des NS wurden die Fotografien dann in ein großformatiges Album geklebt und mit der Aufschrift versehen: „Die nachfolgenden Bilder zeigen das Obdach von 1886–1933", womit wiederum die Sozialpolitik der Weimarer Republik denunziert werden sollte. Die Bilderfolge trägt stark reportagehafte Züge. Wiedergegeben sind die Bewohnerinnen und Bewohner des städtischen Obdachlosenasyls „Palme" in der Fröbelstraße inmitten

und Österreich zugänglich, denn die amerikanischen Illustrierten waren bis zum Kriegseintritt der USA, 1941, für Abonnenten und an großen Kiosken erhältlich. Die nationalen volkskundlichen Vereine in Berlin, Wien und Basel zählten freilich nicht zum Abonnentenkreis. Im Rahmen der Internationalen Volkskunstkommission sind sowohl in Berlin als auch in Wien vereinzelte Schriftwechsel mit amerikanischen Kollegen überliefert, welche die Arbeit der FSA aber nicht berührten.

45 Eine Wohnungs-Enquête war in Berlin bereits 1903 ins Leben gerufen worden. Im Auftrag der Berliner Ortskrankenkasse fotografierte Heinrich Lichte in den Jahren bis 1920 mehrere Hundert Wohnungssituationen. Die Aufnahmen wurden in den Jahresberichten der Enquête bis 1922 nach und nach veröffentlicht. Die Bilder sind weniger anklagend und mitleiderheischend, sondern liefern vielmehr diskret-distanzierte Einblicke in den Wohnalltag. Die früheste bekannte fotografische Dokumentation von Armut und Wohnen stammt von Thomas Annan und wurde 1868 vom Glasgow City Improvement Trust finanziert. Vgl. Asmus, Gesine: „Mißstände ... an das Licht des Tages zerren." Zu den Photographien der Wohnungs-Enquête. In: dies. (Hg.): Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901–1920. Reinbek 1982, S. 32–43.

46 Bestand Staatliche Museen zu Berlin, Museum für Volkskunde, Wohnweise, 74 N 96–133 (Reproduktionen, 13 x 18 cm). Das Fotoalbum mit rund 180 vintage prints des Asyls aus der Zeit um 1900 bis 1936 befindet sich im Museum europäischer Kulturen, Berlin. Für Informationen hierzu danke ich Irene Ziehe und Ulrike Katharina Wolter.



Abb. 5: Sozial-dokumentarische Fotografie in öffentlichem Auftrag. Obdachlosenasyl „Palme", Berlin. Um 1930.

der dortigen Räumlichkeiten. Aufgenommen wurden Registrierung der Neuankömmlinge, Schlafsäle, Essensausgabe, Kreißsaal, sanitäre Anlagen, handwerkliche Beschäftigungen etc. sowie Portraits von Familien, Paaren, und Einzelpersonen. Legt man die Fotografien in eine Reihe, so wird ein Vorher/Nachher-Effekt offensichtlich: Zerlumpte und abgemagerte Menschen bitten an der Pforte um Einlaß ins Asyl. Im Innern sind die Schlaf- und Aufenthaltssäle zwar überfüllt, aber jeder der Armen bekommt für die Nacht ein bescheidenes Eisenbett, wenn auch ohne Matratze und Decke; kinderreichen Familien werden separate Räume zugewiesen. Eine moderne Suppenküche, saubere Speisesäle und ein Kindergarten lindern die ärgste Not. Die zum Teil in Szene gesetzten und mit Blitzlicht aufgenommenen Fotografien sind weit davon entfernt, die Situation der Obdachlosen zu beschönigen. Allein die verhärmten, von Angst und Entbehrung geprägten Gesichter spiegeln die ausweglose Situation der Portraitierten wider, da bleibt kein Platz für ein Lächeln oder eine auflockernde Geste.

Die Aufnahmen des Obdachlosenasyls „Palme" sind in ihrer Intensität am ehesten vergleichbar mit den Portraits von August Sander. Für sein Werk „Menschen des 20. Jahrhunderts" plante er rund 45 Mappen denen jeweils 12 Fotografien, beginnend „vom Bauern, dem erdgebundenen Menschen (...) alle Schichten und Berufsarten bis zu den Repräsentanten der höchsten Zivilisation und abwärts bis zum Idioten"[47] beigegeben werden sollten. Foto-Künstler Sander inszenierte sorgfältig und setzte die Protagonisten oft vor verblüffende Hintergründe oder gab ihnen frappierende Utensilien bei, denen des öfteren eine entlarvende Funktion zukam. So galt denn auch sein Hauptanspruch der Beobachtung von Milieus. Dessen ungeachtet darf der sozial-dokumentarische Aspekt in seinem Werk nicht überbewertet werden, denn Sander ging, ebenso wie die meisten anderen künstlerisch orientierten volkskundlichen Fotografen, von einem bäuerlichen Urtyp aus, dem er seine festgehaltenen Menschen unterordnen wollte.[48]

47 Sander, August: Menschen des 20. Jahrhunderts (Text von Ulrich Keller). München 1980, S. 33. Sanders Vorhaben blieb unvollendet. Die Klischees und Restauflagen seines 1929 erschienenen Bildbandes „Antlitz der Zeit" wurden 1934 von den Nazis vernichtet.

48 Vgl. dazu Mettner, Martina: Die Autonomie der Fotografie. Fotografie als Mittel des Ausdrucks und der Realitätserfassung am Beispiel ausgewählter Fotografenkarrieren. Marburg 1987, S. 72–75.

Einen dokumentarischen Ansatz, wenn auch mit kulturimperialistischem Impetus behaftet, besaß zu Beginn der 30er Jahre das Dakar-Djibouti-Projekt des Pariser Musée d'Ethnographie du Trocadéro. Die ethnographische Erforschung der Dogon-Kultur wurde zwischen 1931 und 1933 von einer Expertengruppe um Paul Rivet und Georges Henri Rivière durchgeführt und sollte die Verwissenschaftlichung der Feldforschung als Methode vorantreiben. Die Expedition wurde weitgehend von der französischen Regierung finanziert, die sich damit erhoffte, mehr über die kolonisierten Länder Nordafrikas zu erfahren. An zentraler Stelle stand die Aufnahme der Lebensweise der Menschen und deren volkskünstlerischen Erzeugnissen mit der Kamera. Hierzu entwickelten die französischen Forscher eine „méthode intensive", mit der ein jeweils eng umrissenes Feldforschungsthema in unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet werden sollte. Dabei sind rund 6.000 Fotografien, zum Teil in teilnehmender Beobachtung entstanden. Ein Ausschnitt daraus wurde mit den gesammelten Kunst- und Gebrauchsgegenständen 1933 im Trocadéro-Museum der Öffentlichkeit präsentiert.[49] Auch in der Folgezeit plädierte Rivière, nun als Leiter des nationalen Volkskundemuseums, immer wieder dafür, „Fotografie und Film für die Dokumentation und öffentliche Präsentation von Folkore verstärkt einzusetzen"[50]. Schließlich umfaßte sein Konzept zur Weltausstellung 1937 in Paris die Präsentation ländlicher Objektivationen, die mit visuellen und sprachlichen Hilfsmitteln zur allgemeinverständlichen Vermittlung des Gezeigten Hand in Hand arbeiten sollten.

Während der 30er Jahre unterschieden sich die Arbeitsweisen der Fotografen in Deutschland und in Österreich grundsätzlich vom dokumentarischen Ansatz der französischen und amerikanischen Feldforscher. Zudem waren jene Fotografinnen und Fotografen, die mit einem ähnlichen Blickwinkel wie Strykers Leute arbeiteten, 1933 durch die Nazis gezwungen worden, das Land zu verlassen oder mit Arbeitsverbot belegt worden. Weder in Deutschland noch in Österreich gab es dementsprechend in den 30er Jahren auch nur annähernd vergleichbare Versuche, ländliche Lebenswelten zu dokumentieren.

49 Vgl. dazu Gorgus, Nina: Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières. Münster 1999, S. 54 f.

50 Congrès International de Folklore (Paris) 1937. Voeux vôtes au cours de la séance solennelle de clôture. Section de folklore descriptif, übersetztes Manuskript. Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/DVKK 19.

In der Schweiz hingegen kristallisierte sich eine Hand voll Fotografen heraus, in deren Arbeitsweise ebenfalls sozialdokumentarische Anklänge zu finden sind. Ihre Tätigkeit wurde freilich seitens der Regierung kaum angeregt oder gar unterstützt, sondern erfolgte auf eigene Initiative, parallel zu den üblichen Aufträgen, die sie von Tageszeitungen, den illustrierten Magazinen und Zeitschriften erhalten haben. Einer von ihnen war Ernst Brunner (1901–1979). Beeinflußt von der Formensprache des Neuen Bauens und der Neuen Fotografie, erlangte der gelernte Bauschreiner und spätere Hausforscher, nachdem er Mitte der 30er Jahre arbeitslos geworden war, in Luzern Beschäftigung im Rahmen eines Inventarisierungsprogramms von Schweizerischen Baudenkmälern. Als Autodidakt begann er dann 1936 eine Karriere als Fotoreporter bei den Züricher Illustrierten „Schweizer Heim" und „Schweizer Familie". Währenddessen hatte sich in der Schweiz die politische und kulturelle Situation gewandelt. Waren noch zu Beginn der 1930er Jahren die Kulturschaffenden und Deutungseliten stark von der internationalistischen Ausstrahlung des Bauhauses geprägt worden, begann nun im Zuge des sich in Deutschland etablierenden und immer aggressiver werdenden NS-Regimes eine verbreitete Hinwendung zu Themen, die sich mehr mit der Schweizerischen Heimat, mit Folklore, Brauchtum und dem Leben des einheimischen Hochälplers beschäftigten und weniger mit dem Blick nach außen. Diese Entwicklung sollte sich nach Beginn des Zweiten Weltkrieges noch verstärken, als das Land erhebliche Anstrengungen unternahm, seine landwirtschaftliche Autarkie zu erreichen. Die Heimat, das Leben der Bauern, die Berge, wurden zu Identifikationskomponenten nationalen Ranges, die Kamera zur wichtigsten Erfüllungsgehilfin. Vor diesem Hintergrund müssen die Fotografien Ernst Brunners gesehen werden.

Brunner war ein Einzelgänger und Perfektionist, der für einen Auftrag mit seinem Fotoapparat tagelang in den abgelegenen Bergtälern umherwandern und für eine Aufnahme stundenlang auf den geeigneten Stand der Sonne warten konnte. Er lernte Arbeits- und Lebensweisen der Menschen kennen, indem er diese immer wieder besuchte und sich mit ihnen unterhielt. In Brunners fotografischem Werk spiegeln sich zwei dokumentarische Herangehensweisen wider. Einerseits ist es die rückwärtsgewandte, aber unprätentiöse Sichtweise auf die Scholle, auf Objektivationen der Volkskultur, auf die arbeitende Landbevölkerung: „Seine Bilder verleiten immer wieder

zur Annahme, die vorindustrielle Welt habe sich während Jahrhunderten nicht verändert. So haftet ihnen ein unauflösbarer Widerspruch an: Der Photograph, der mit seinen Dokumenten das historische Bewußtsein zu schärfen trachtete, zementierte mindestens teilweise ein ahistorisches Bild der Vergangenheit."[51] In hundert minutiös aufgenommenen Fotografien portraitierte Brunner den schon in den 30er Jahren seltenen Auf- bzw. Abbau eines Kohlenmeilers. Hierzu stellte er selbst in kleiner Auflage eine Fotodokumentation für Archivzwecke her, der er kurze Textanmerkungen beigefügte.[52] Dennoch wird man bei Brunner Trachtenmotive, wie sie zur selben Zeit in Deutschland etwa von Hans Retzlaff massenweise veröffentlicht wurden, vergeblich finden. Wenn Brunner die ländliche Arbeit oder die Gegenstände des täglichen Bedarfs darstellt, so tut er dies, ohne die Arbeit zu idealisieren oder die Gegenstände zu isolieren. Seine Arbeitsdarstellungen zeigen Menschen, die sich in stetem Kampf mit den ungünstigen geographischen Bedingungen befinden, die für eine karge Ernte sich den Rücken krumm schuften und auch die Kinder bleiben von der Plackerei nicht verschont. Stets ist sein von der Neuen Fotografie geschulter Blick für Details präsent. Etwa, wenn er die armseligen, aber blank geputzten Eßbestecke einer Alpfamilie ablichtet, die an einer hölzernen und zudem mit Darstellungen von Gemsen verzierten Türe befestigt sind, oder wenn er Licht und Schatten als graphisches Leitmerkmal in seine Kompositionen einfließen läßt.

Andererseits tritt der Aspekt der „Scholle" dann entscheidend in den Hintergrund, wenn Brunner Menschen portraitiert. Hier wird seine Nähe zur Fotografie der FSA offensichtlich. Eine Fotografie zeigt zwei Jungen im Alter von etwa sechs bis acht Jahren.[53] Sie stehen dicht beieinander und sind fast kahlgeschoren. Der jüngere Bub wirkt schüchtern und befindet sich im Zentrum der Aufnahme, etwas hinter seinem Kumpel. Er trägt ein sommerliches, weit ausgeschnittenes Ringelshirt, dessen Saum etwas nachlässig aus dem Hosenbund hängt. Der größere Junge, in dunklem, ärmellosen Sportleibchen, hat seinen Blick frontal und leicht lächelnd in die Kamera gerichtet. Ins

51 Pfrunder, Peter: Ernst Brunner. Photographien 1937–1962. Basel 1995, S. 94.

52 Ein Exemplar dieser Dokumentation befindet sich zusammen mit rund 40.000 Negativen und Kontaktabzügen Brunners im Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel.

53 Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel, Sammlung Brunner, Inv. Nr. MX 59.

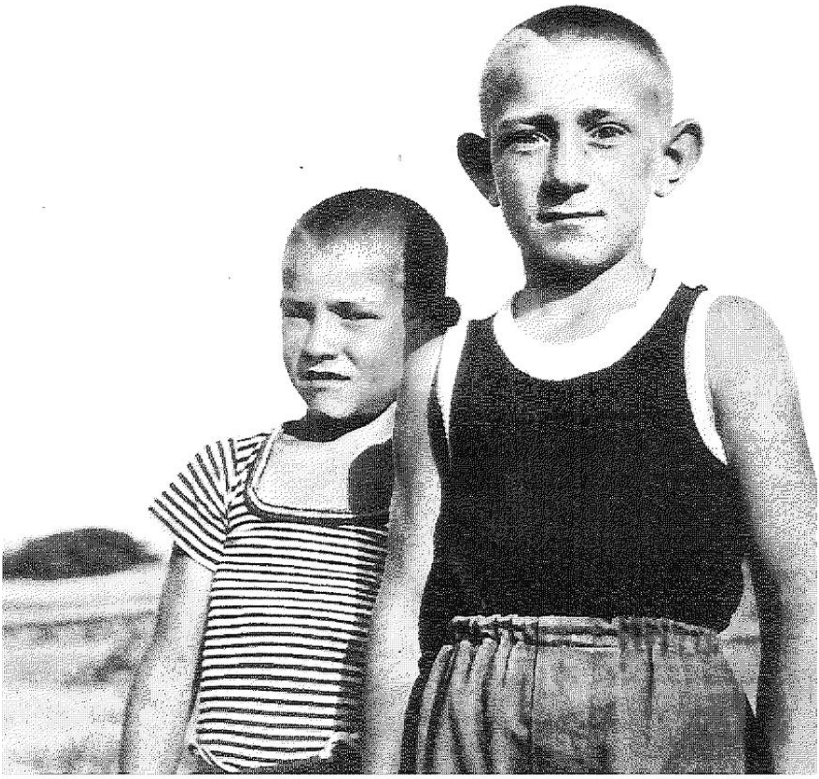


Abb. 6: Ernst Brunner: Zwei Buben aus Zürich-Glatt, um 1938.

Auge springen seine abstehenden Ohren. Im Hintergrund ist eine leicht ansteigende Wiesenlandschaft erkennbar. Der FSA-Fotograf Gordon Parks (geb. 1912) wählte für sein Bild eines schwarzen lächelnden Jungen aus Washington D.C. einen ähnlichen Ausschnitt.[54] Der Junge steht mit gedrehtem Kopf und nacktem Oberkörper seitlich zur Kamera. Beide Fotografien stellen die Menschen in den Mittelpunkt. Sie zeigen die Kinder so, als wäre der Fotograf ihnen zufällig im Feld begegnet und zeichnen ein bescheidenes Bild von der Kind-

54 Die Fotografie entstand 1942 und trägt die Beschriftung: „Junior air raid warden". Library of Congress, Washington, Farm Security Administration – Office of War Information Photograph Collection, fsa 8b37534.

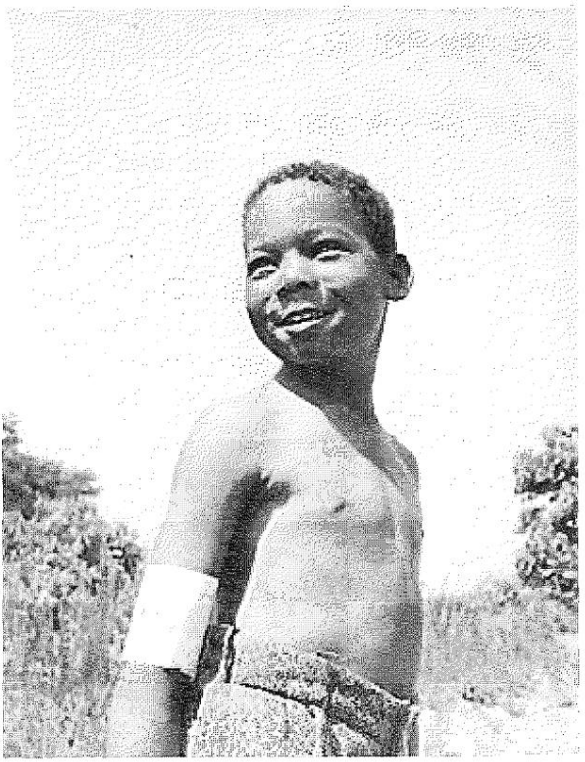


Abb. 7: Gordon Parks: Junge aus Washington D.C., 1942.

heit auf dem Land. Brunner inszenierte seine Motive behutsam. Die Aufnahme der Auswanderer-Familie Zuberbühler ist 1937 in Montlingen, St. Gallen entstanden. Die hagere Frau steht mit ihren fünf Kindern am Eingang ihres Hofes. Sie stützt das Kinn auf ihre Hand und schaut rechts am Fotografen vorbei ins Leere.[55] Jedes der Kinder ist in einer anderen Körperhaltung zu sehen: der älteste Junge verspeist gerade einen Apfel, ohne vom Fotografen Notiz zu nehmen, das Mädchen rechts lacht in die Kamera und das Kleinkind im Arm der Mutter scheint zu fremdeln. Die Frau wirkt nachdenklich, fast besorgt. Wo sich ihr Mann wohl befindet? Vergleichbar ist Brunners

55 Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel, Sammlung Brunner, Inv. Nr. HL 68. Von der Familie Zuberbühler existieren noch vier weitere Aufnahmen.



Abb. 8: Ernst Brunner: Auswanderer, Montlingen, St. Gallen, 1937.

Fotografie mit einer Aufnahme von Walker Evans (1903–1975). Hier befindet sich ein Mann neben zwei Frauen und zwischen zwei Kindern auf der Veranda eines Farmhauses. Der Mann heißt Floyd Borroughs und blickt rechts am Fotografen vorbei, während sich die beiden Frauen, unbeteiligt von der Aufnahmesituation, die Frisur richten. Einzig das Mädchen rechts hat die Kamera ins Visier genommen.[56] Bei Evans und Brunner haben die Abgebildeten einen Namen. Im Gegensatz zu den Fotografen in Deutschland typisiert Brunner

56 Evans fotografierte „Floyd Burroughs and Tengle children" in Hale County, Alabama als Teil einer Serie von rund 20 Bildern der Familie im Sommer 1936. Library of Congress, Washington, Farm Security Administration – Office of War Information Photograph Collection, fsa 8a44521.

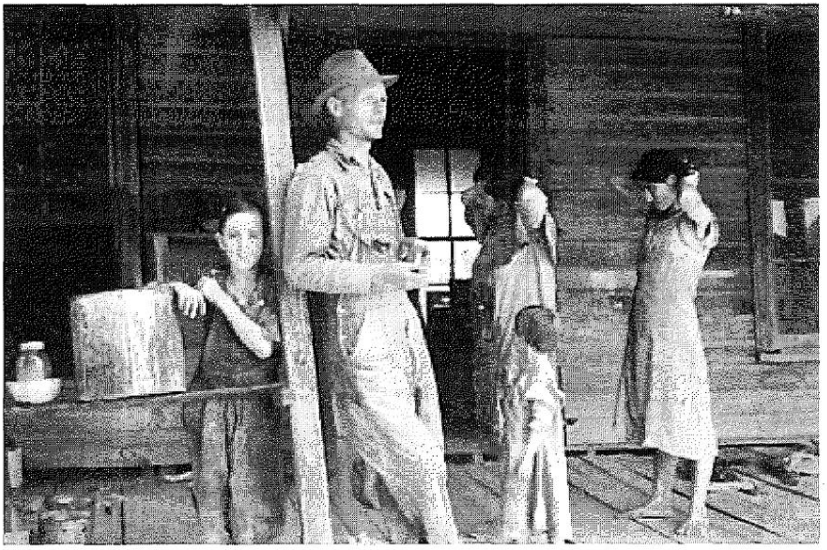


Abb. 9: Walker Evans: Familie eines Farmers, 1936.

weniger mit einer kaum greifbaren Ästhetik, sondern er personalisiert wie die Fotografen der FSA in Bildserien und gibt die Menschen aus verschiedenen Blickwinkeln in Alltagssituationen der Arbeit wieder, beläßt sie in ihrer gewohnten Umgebung. Das vielleicht aus denkmalschützerischen Aspekten wertvolle Bauernhaus der Familie markiert den Hintergrund und wird zum integrativen Bestandteil der Komposition.

In der Schweiz beschränkte sich die Dokumentarfotografie nicht nur auf die Darstellung des ländlichen Alltags. Vor allem in bezug auf Themen der Volkskunst wurde sie im Feld als zentrales Aufnahmemedium genutzt. Ende der 30er Jahre beschloß die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, sämtliche Votivbilder des Landes „zur Rettung des noch Vorhandenen"[57] zu erfassen. Mit der ehrenamtlichen Koordination betraut wurde Ernst Baumann.[58] Der Lehrer und Volks-

57 Baumann, Ernst: Ueber Votive und Wallfahrtsorte im Kanton Solothurn. Ein Aufruf zur Mitarbeit. In: Separatdruck aus dem Jahrbuch für Solothurnische Geschichte, 13. Bd. (1940), S. 1–4, hier S. 2.

58 Mit heute kaum vorstellbarer Hingabe, unter großem personellen und finanziellen Aufwand, sammelten Baumann und etwa 80 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von 1939 bis zum Tod des Projektleiters (1955) rund 12.000 Belege über die Votivbilder in den schweizerischen Kantonen. Die Materialien befinden sich im

Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Votivbildersammlung

537 D

Aufgenommen im Ranft, den 7. Aug. 1941 von P. Lukas

1. Ursprünglicher Standort Vorhalle in der Bruder Klausen Zelle
Bistum Chur Kanton Obw. Gemeinde Sachseln

2. Jetziger Standort Vorhalle in der Bruder Klausen Zelle

3. Masse 29 x 23 cm 4. Material Holz

5. Rahmen schwarz 6. Technik Öl

7. Erhaltungszustand Stellenweis verunstaltig

8. Farben Roter Vorhang, braune Wand, roter Boden, bläuliche Landschaft, übergehend in den blauen Himmel.

9. Beschriftung Ich Jacob Widerkehr von Ruodistetten hab für Mein Kint Versprochen zur höchstn und gröstn Nuoth von dem allgütigē Gott und Gothrüsten Fürbit deß H. Nicolai Erhöhrer demo sey Lob in Ewigkeit. Amen.
Ex Voto 1687.

10. Mit der Stiftung verbundene Überlieferung

11. Sonstiges



537

Betende Familie in der Tracht des 17. Jahrhunderts.

Abb. 10: Ausgefüllter Votivbogen, um 1942.
Aus: Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. Votivaktion Ranft, 537D.

kundler fixierte die Herangehensweise im Feld in einem Grundsatzpapier: „Alle Votive, die künstlerischen, volkskundlich, geschichtlich oder handwerklich einigermaßen interessant oder für den betreffenden Wallfahrtsort charakteristisch sind, müssen photographiert werden. Man photographiere eher zu viel als zu wenig." Entscheidende Aufmerksamkeit gebühre insbesondere der Abbildungsqualität: „Von Güte und Zuverlässigkeit der Bilder hängt das Gelingen der Aktion ab. Jede Photographie sollte so scharf sein, dass sie sich zur Vergrösserung und Reproduktion ohne weiteres eignet."[59] Außerdem wurden die Helferinnen und Helfer dazu verpflichtet, die Votivbilder jeweils vor Ort schriftlich zu beschreiben und Skizzen anzufertigen um z.B. auch Maltechnik und Farbgebung festhalten zu können. Baumann regte an, auch die Rückseiten der Votive anzuschauen, „da dort oft interessante Bemerkungen sind"[60]. Für die Feldstudie entwickelte Baumann einen standardisierten Erhebungsbogen mit elf Punkten, den die Forscher für jede Tafel auszufüllen hatten und auf den schließlich die Fotoabzüge geklebt wurden. Unterstützung fand die Votiv-Aktion unter anderem von der Photographischen Gesellschaft Basel. Sie befürwortete die Mitwirkung von Amateurfotografen, da „die Mittel nicht hinreichen, dem Fachfotograf näherzutreten"[61]. Wenn möglich seien aber auch die Professionellen vor Ort mit Aufträgen zu berücksichtigen.

Mit Beginn des Jahres 1940 schwärmten die freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus, um „nun Sonntag für Sonntag scharf und unerbittlich hinter den Votiven"[62] her zu sein. Meist gingen sie zu zweit vor, wobei einer die schriftliche und der andere die fotografische Dokumentation übernahm. Es stellte sich bald heraus, daß der Projektleiter den Arbeitsplan etwas zu straff ausgelegt hatte: „Für alle Fälle scheint mir ganz unmöglich zu sein, die Aufnahmen innert wenigen Wochen durchführen zu können. Es braucht hiezu sicher Monate, wenn nicht sogar Jahre. (...) Es muss von den Tafeln eine

Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel und sind bis heute weitgehend unausgewertet geblieben.

59 Richtlinien für die Aufnahme der Votive (hektographiert) o.J. Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Votiv-Aktion Ai 1–2, S. 1.

60 Richtlinien für die Aufnahme der Votive, S. 2.

61 Brief W. Anderau (Basel) an Ernst Baumann, 16. Februar 1940. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion Ai 1–2.

62 Brief H. Danioth (Flüelen) an Ernst Baumann, 22. Juni 1942. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion 1 Uri.

nach der anderen untersucht und notiert werden, das wichtigste muss im Lichtbild festgehalten werden, was nicht immer leicht sein wird, denn verschiedene Tafeln müssen vermittelst Leitern heruntergeholt und ans Licht gerückt werden, ehe sie fotografiert werden können."[63] Tatsächlich war in den meisten Wallfahrtskirchen noch kein Stromanschluß für eine Beleuchtung vorhanden – Grundvoraussetzung für akzeptable Fotografien. Von den Helfern war improvisatorisches Geschick verlangt: „In der dunklen Vorhalle der Bruder Klausen-Zelle verdroß es uns. Ausgeschlossen, die Bildchen unbeschädigt loszubekommen. So müssen wir uns nach einem Kabel umsehen, um bei künstlichem Lichte die dort vorfindlichen Ex votos zu photographieren. (...) Doch ich wußte mir zu helfen. Bis auf eines, das ganz morsch ist, löste ich sie sorgfältig los, indem ich rückwärts die Nägel abzwickte. Nachdem nagelte ich sie wieder der Reihe nach an die Wand hinauf."[64]

Die Fotoamateure, zumeist Lehrer, Heimatforscher oder Geistliche, kamen mit der Kleinbildtechnik erst nach einer gewissen Anlaufphase zurecht: „Votive zu photographieren sind aber für einen, der dies noch nie gemacht hat, freilich etwas heickle Dinge, heickler, als ich es mir zuerst gedacht habe. Dazu kam, dass meine schöne neue Camera, Marke Leica, einen Fabrikationsfehler hatte."[65] Doch auch nachdem der Apparat vom Werk repariert worden war, fabrizierte Kaplan Stefan Schuler weiter Ausschuß: „Auch an den Votiven laboriere ich immer herum. Eine Reihe von Aufnahmen ging mir kaputt, weil die Belichtung falsch war – ich hatte mit der neuen Leicakamera probiert und musste da ‚Lehrgeld' bezahlen!"[66] Schließlich hatte der Kaplan dann doch noch sein fotografisches Erfolgserlebnis, wenn auch mit Abstrichen: „Die Photos hätte ich mir bei dem einen und anderen Bild schon etwas besser gewünscht, aber es war mit dem besten Willen nichts anderes zu machen. Der Photoapparat ist eben sehr objektiv: er zeichnet nur das, was er wirklich sieht und wie er es sieht."[67] Zu den technischen

63 Brief Max Öchslin (Altdorf) an Ernst Baumann, 13. November 1940. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion 1 Uri/Jagdmatt Altdorf.

64 Brief Pater Lukas Fuchs (Sarnen) an Ernst Baumann, 30. August 1941. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion 11 Obwalden.

65 Brief Kaplan Stefan Schuler (Vals) an Ernst Baumann, 5. Dezember 1941. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion 40 GR.

66 Brief Kaplan Stefan Schuler (Vals) an Ernst Baumann, 14. August 1941. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion, 40 GR.

67 Brief Kaplan Stefan Schuler (Vals) an Ernst Baumann, 12. Dezember 1941. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion 40 GR.

Problemen kam der Unmut der Einheimischen, die oft wenig Verständnis für die Feldforscher hatten. „Und dann gilt besonders: den religiösen Gefühlen der Bevölkerung nicht entgegenzutreten. Ich habe diesbezüglich schon einiges erfahren, gerade, als ich die Votivtafel zu Unterschächen in der Rütikapelle wegen der ‚Lawine' fotografierte. Es wurde mir übel ausgelegt. (...) Da muss schon der hochlöbliche Herr Pfarrer dabei sein und einverstanden sein."[68]

Das Votivbild-Projekt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde war ursprünglich auf drei Jahre angelegt. In Europa herrschte Krieg, der sich immer mehr auch auf den Alltag der Menschen in der Schweiz auswirkte. Ernst Baumanns ehrenamtliche Mitstreiter wurden zum Militär einberufen, die Gelder flossen spärlicher, deutsche Kleinbildfilme wurden kaum mehr geliefert. Dennoch hielt Baumann an seinem Projekt, das sich schließlich zur Lebensaufgabe entwickelte, fest. Auf den steten Zuspruch seiner kirchlichen Feldforscher indes konnte der Volkskundler auch in scheinbar ausweglosen Projekt-Zeiten zählen: „Bitte, nur ja nicht verzweifeln! Solange der Mensch lebt, soll man die Hoffnung auf ihn nie aufgeben!"[69]

III. Rasse, Blut und Boden

Neben dem Film nahm die Fotografie die wichtigste Rolle bei der Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie ein. Anläßlich der Berliner Ausstellung „Die Kamera" hatte Heiner Kurzbein, Referent am Propagandaministerium, die Bedeutung der volkskundlichen Fotografie für das sich etablierende Hitler-Regime herausgestrichen. Im Sinne einer völkischen Ethnisierung müsse die Fotografie „als die berufene Vertretung einer hohen deutschen Volkskunst" angesehen werden. „Die Förderung der Fotografie im rassischen Sinne wird dem Berufsfotografen überdies in ganz besonderen Maße zukommen."[70]

68 Brief Max Öchslin (Altdorf) an Ernst Baumann, 13. November 1940. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion 1 Uri/Jagdmatt Altdorf.

69 Brief Kaplan Stefan Schuler (Vals) an Ernst Baumann, 14. August 1941. Archiv Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Basel, Votiv-Aktion, 40 GR.

70 Niemann, Wilhelm: Berufsfotografie. In: Die Kamera. Amtlicher Katalog und Führer. Stuttgart 1934, S. 24–27, hier S. 24. Vgl. dazu auch Sachsse, Rolf: Die Arbeit des Fotografen. Marginalien zum beruflichen Selbstverständnis deutscher Fotografen 1920–1950. In: Fotogeschichte, Jg. 2 (1982), Nr. 4, S. 55–63.

Während in der Reportage- und Werbefotografie, im Zuge eines segmentierenden Modernismus, durchaus bildästhetische Komponenten der Neuen Fotografie der 20er Jahre festzustellen sind, stützte sich die volkskundliche Fotografie weitgehend auf Rückgriffe einer Bildästhetik, die ins 19. Jahrhundert verweisen. Folgende Bildmerkmale kristallisierten sich heraus:

1. Darstellung einer unumwundenen ländlichen Idylle, die sich an der Scholle, an einem ‚Volkstypus' orientiert und die eindeutig im Sinne der rassistischen Blut- und Bodenideologie zur germanozentristischen Überhöhung des deutschen Wesens in der Öffentlichkeit einen geschlossenen, nach außen abzugrenzenden ‚Volkskörper' transportieren sollte.
2. Fast vollkommene Negierung von Technik sowie Alltag, großstädtischer Lebensweise und sozialen Problemfeldern wie Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Krankheit.
3. Technische und ästhetische Neuerungen werden durch Beispiel und Gegenbeispiel von alt Hergebrachtem vor allem in der Architektur diskreditiert, mit dem Ziel, visuell eine ländliche Gegenwelt zur verhaßten großstädtischen Kultur der Weimarer Republik zu etablieren. In krassem Gegensatz hierzu stand, daß die traditionelle ländliche Welt in den 1930er Jahren schon lange in der Auflösung begriffen war und zudem konterkariert wurde durch Bestrebungen des Regimes, die Landwirtschaft im Zuge der Autarkiepolitik technisch (Motorisierung, Kunstdünger) und geographisch (Flurbereinigungen) um- und aufzurüsten. Bezeichnend hierzu sind einige Zeilen des Pfarrers L. Helbling aus Schafhausen/Württemberg an August Lämmle von der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart. Letzterer hatte den fotografischen Autodidakten dazu beauftragt, für Archiv und Öffentlichkeitsarbeit traditionelle Tätigkeiten abzulichten. Doch die waren im Schwäbischen kaum noch zu finden: „Wie gerne hätte ich die alte Schafschur aufgenommen, aber elektrisch – das gehört wohl nicht mehr zur Abteilung Volkstum!!"[71]
4. Überhöhung, Typisierung und Idealisierung des deutschen Menschen im Sinne einer arischen Rasse, anhand von vermeintlich äußeren Körpermerkmalen. Die Fotografen griffen hierzu auf Regeln für die Darstellung von Exoten und Delinquenten zurück, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert von Anthropologen wie Gustav

71 Brief Pfarrer L. Helbling (Schafhausen) an August Lämmle, 13. Mai 1937, Archiv Württembergische Landesstelle für Volkskunde, XXXIX/4, 1135.

Fritsch[72], Kriminologen wie Alphonse Bertillon[73] und Psychologen wie Ernst Kretschmer und Ludwig Ferdinand Clauß[74] entwickelt worden waren. Dazu zählen: Beispiel und Gegenbeispiel, Frontal- und en face-Aufnahmen von Einzelpersonen, und Meßlatten, die im Bild festgehalten werden sowie diskriminierende Bildlegenden.

5. Juden, Sinti- und Roma, Menschen mit schwarzer Hautfarbe, Kranke und Gehandikapte werden als Fremde ausgegrenzt und negiert. Auch hier kommt der Bildlegende eine maßgebliche Funktion bei der Diskriminierung in den Veröffentlichungen zu.
6. Überhöhung des Ländlich-Weiblichen. Vor allem gegen Ende der 1930er Jahre und während des Krieges zählen junge Frauenportraits in Tracht und in ländlichem Umfeld quantitativ zu den häufigsten Motiven volkskundlicher Fotografie. Transportiert wurde dadurch eine reproduktive Funktion der Frau als Gebärmaschine für immer neue Soldaten. Durch das weitgehende Fehlen der Männer wurde andererseits die kriegswichtige Rolle der Frau an der männerarmen Heimatfront hervorgehoben.

Wichtigstes Standbein der ideologisch verbrämten volkskundlichen Fotografie[75] war ihre massenhafte Verbreitung in der gleichgeschalteten Presse und in einer Reihe von pseudowissenschaftlichen Zeitschriften[76], sowie in den Veröffentlichungen der Autorenfotografen wie Erna Lendvai-Dircksen und Hans Retzlaff, die in hohen Auflagen erschienen sind.[77] Mitarbeiter von Museen und anderen volkskundli-

72 Vgl. Fritsch, Gustav: Praktische Gesichtspunkte für die Verwendung zweier dem Reisenden wichtigen technischen Hülfsmittel: das Mikroskop und der photographische Apparat. In: Georg von Neumeyer (Hg.): Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Berlin 1875, S. 591–625.

73 Vgl. Regener, Susanne: Ausgegrenzt. Die optische Inventarisierung des Menschen im Polizeiwesen und in der Psychiatrie. In: Fotogeschichte, Jg. 10 (1990), Nr. 38, S. 23–38.

74 Vgl. Hägele, Ulrich: Der zerstörte Blick. Fotografie im Dienste unmenschlicher Wissenschaft. In: ders. (Hg.): Sinti und Roma und Wir. Ausgrenzung, Internierung und Verfolgung einer Minderheit. Tübingen 1998, S. 95–121.

75 Zur Diskussion über mögliche Merkmale der Fotografie im NS, vgl. Hoffmann, Detlef: „Auch in der Nazizeit war zwölfmal Spargelzeit". Die Vielfalt der Bilder und der Primat der Rassenpolitik. In: Fotogeschichte, Jg. 17 (1997), Nr. 63, S. 57–68; Domröse, Ulrich (Hg.): Leitbilder für Volk und Welt. Nationalsozialismus und Photographie. Berlin 1995; Sachsse, Rolf: Probleme der Annäherung. Thesen zu einem diffusen Thema: NS-Fotografie. In: Fotogeschichte, Jg. 2 (1982), Nr. 5, S. 59–65.

76 Zu diesen zählen „Volk und Rasse" (seit 1926), „Nationalsozialistische Monatshefte" (seit 1930), „Neues Volk", „Rasse" und „Völkischer Wille".

chen Institutionen suchten den Bedarf der Presse an idyllisierenden Fotografien zu decken: „Wie sehr Sie persönlich Bauernarbeit und Bauernleben lieben, das merkt man an ihren Bildern, die echt und mit ernster Wärme die Wirklichkeit und den Ernst des Bäuerlichen wiedergeben. Ich bitte um die Erlaubnis, aus Ihren Bildern an Zeitungen und Zeitschriften einzelne Stücke geben zu dürfen."[78] Auch Bildagenturen erhielten Fotomaterial[79] und Fotoabzüge von Gegenständen der Volkskunst sowie Trachten wurden über Kunstverlage vertrieben.[80]

In der Zeitschrift für Volkskunde wurden illustrierte Beiträge, im Vergleich zu der Zeit vor 1914, wie auch im Wiener Pendant, immer spärlicher.[81] Die mit Fotografien bebilderten Abhandlungen waren nicht auf den vordergründigen Aspekt der Rasse reduziert. Auch standen nicht etwa hessische oder Schwarzwälder Trachten und Volkstypen im Mittelpunkt, Themen also, mit denen die Autorenfotografen ihr Geld verdienten. Die illustrierten Beiträge konzentrierten sich statt dessen auf die ländliche deutsche Volkskultur an der östlichen Donau und orientierten sich damit an der Expansions- und Bevölkerungspolitik des Regimes.[82] In diesem Sinne sind auch die

77 Vgl. dazu Hägele, Ulrich, Gudrun M. König: Völkische Posen, volkskundliche Dokumente. Hans Retzlaffs Fotografien 1930 bis 1945. Marburg 1999.

78 Brief August Lämmle an Pfarrer Ernst Dreher (Kirchheim/Teck), 30. Oktober 1933, Archiv Württembergische Landesstelle für Volkskunde, XXXIX/4, 3888. Die „Abteilung Volkstum", später Württembergische Landesstelle für Volkskunde, sammelte von Dreher 289 Bilder. Vgl. dazu auch Rexer, Martin: „... man wird in vielen Fällen mehr aus ihnen herauslesen können ..." Zur Entstehungsgeschichte ‚volkskundlicher' Fotosammlungen. In: Beiträge zur Volkskunde, Bd. 6. Stuttgart 1995, S. 113–138, hier S. 124.

79 Brief Presse-Photo-Ges.m.b.H. (Berlin) an das Museum für Volkskunde Wien, 4. Januar 1930, Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Photothek 1930.

80 Brief Kunstverlag Wolfrum (Wien) an das Museum für Volkskunde Wien, 26. Juni 1930, Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Photothek 1930.

81 Zwischen 1933 und 1945 erschienen sowohl in der Zeitschrift für Volkskunde als auch in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde lediglich jeweils acht längere Texte, die mit Fotoabbildungen illustriert waren.

82 Vgl. Fick, Luise: Das Schwäbische Kolonistenhaus in der Batschka. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 44 (1934), N.F. Bd. 6, S. 261–274; Klaar, Adalbert: Der Scheunenbau im österreichischen Donauraum. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 45 (1935), N.F. Bd. 7, S. 65–74; Hamza, Ernst: Das Rauchstubengebiet im südlichen Niederdonau, insbesondere im Wechselgebiet und der ehemaligen Mark ‚Pitten' (der ‚buckligen Welt'). In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 49 (1940), N.F. Bd. 11, S. 109–156.



Abb. 11: Völkischer Blick. Hans Retzlaff:
„Gailtaler Mädchen in Festtagstracht", um 1940.
Aus: Clotildis Thiede: Kärnten. Grenzland im Süden. Berlin o.J., S. 112.

Fotografien des Leipziger Volkskundlers Rudolf Hartmann (geb. 1902) zu lesen. Ausgehend von der These Hans Naumanns vom „gesunkenen Kulturgut" hatte er bereits in den 20er Jahren begonnen, mit der Kamera deutsche Minderheiten in Ungarn zu besuchen. Im Gegensatz zu Edit Fél (1910–1988), die in ihren Studien das Inseldasein der Donauschwaben widerlegt und deren Anpassungsprozesse an die ungarische Kultur nachgewiesen hatte, hielt Hartmann an der Sprachinselforschung fest, wenn auch mit sachgeographisch-visuellen Ambitionen. Seine Bilder sind zumeist inszeniert, wirken statisch und liefern ein idealisiertes Bild der deutschen Minderheit, das dem bewahrenden Anspruch des Fotografen entsprach.[83]

Mit der Machtübernahme der Nazis breitete sich die Volkskunde als universitäres Fach an den Hochschulen aus. Das Tübinger Institut für deutsche Volks- und Altertumskunde übernahm in propagandistisch-politischer Hinsicht eine Vorreiterrolle.[84] Ordinarius Gustav Bebermeyer sah im Aufbau einer fotografischen Sammlung erste Priorität. In kurzer Zeit wurden neben einem umfangreichen Bestand von Fotografien Hans Retzlaffs auch Bilder von lokalen Fotografinnen und Fotografen angeschafft. Außerdem erhielt das Institut mehrere Leica-Kleinbildkameras, eine Laboreinrichtung, sowie Projek-

83 Vgl. Fata, Márta: Rudolf Hartmann – Das Auge des Volkskundlers. Fotowanderfahrten in Ungarn im Spannungsfeld von Sprachinselforschung und Interethik. Tübingen 1999. Das fotografische Werk Hartmanns befindet sich im Archiv des Südostdeutschen Kulturwerks München.

84 Das Institut wurde am 1. Oktober 1933 gegründet. Auch die (weitgehend erhaltene) Inneneinrichtung orientierte sich am Blut- und Bodenmythos und sollte den Modellcharakter des Instituts in der deutschen Volkskunde hervorheben. Weitere Ordinariate für Volkskunde wurden in Berlin (Adolf Spamer), Heidelberg (Eugen Fehrle), Königsberg (Heinrich Harmjanz), Leipzig (Bruno Schier) und Wien (Richard Wolfram) eingerichtet. Siehe dazu: Bellmann, Herbert: Deutsche volkskundliche Organisationen. In: Folk. Zeitschrift des Internationalen Verbandes für Volksforschung, Jg. 1 (1937), Heft 2, S. 203–209; Adam, Uwe Dietrich: Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich. In: Decker-Hauff, Hansmartin (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477–1977, Tübingen 1977, S. 193–248; Emmerich, Wolfgang: Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich. Tübingen 1968; Scharfe, Martin: Das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut: Institutsgeschichte, Institutsgegenwart. In: Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung, Jg. 11 (Dezember 1980), Heft 42, S. 108–114; Bockhorn, Olaf: Wiener Volkskunde 1938–1945. In: Gerndt, Helge (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung. München 1987, S. 229–237.

tionsgeräte. Die wissenschaftlichen Volkskundler sollten die Schreibmaschine mit dem Fotoapparat vertauschen. Unter dem Motto Bebermeyers „Nicht mehr vom Schreibtisch, sondern vom Volke selbst aus“[85] wurden regelmäßig Lehrfahrten durchgeführt, die auch unter politischen Vorzeichen standen. Im Sommer 1938 unternahm das Institut eine Exkursion nach Österreich, „in die befreite Ostmark“. Auf den Reisen knipste die Belegschaft des Instituts bis zum Krieg Tausende von Fotos und drehte mehrere 16 mm Filme. Sammeln und Eigenaufnahme von fotografischen Dokumenten entwickelte sich zu einer wichtigen Methode der Materialerhebung. Als „autonome wissenschaftliche Arbeit“ wurde sie „im Einklang mit der völkischen Ideologie eher dokumentarisch-deskriptiv denn kritisch-analytisch eingesetzt“[86]. Die Ergebnisse der fotografischen Fahrten dienten zur Anschauung in den Lehrveranstaltungen des Instituts. Wie sein Heidelberger Fachkollege Eugen Fehrle setzte sich Bebermeyer zudem das Ziel, aus volkskundlicher Sicht „den Beweis- und Agitationstrieb“[87] bezüglich der völkisch-rassistischen Sache über speziell zusammengestellte Diavorträge auf die regionale Öffentlichkeit zu übertragen.

Das fotografische Medium wurde ebenso von den nationalen wissenschaftlichen Institutionen in Berlin gefördert. So finanzierte die Deutsche Forschungsgemeinschaft Feldstudien, bei denen die Foto-Kamera zum maßgeblichen Instrument der Aufnahme und Dokumentation zählte. Doch auch bei zunächst unverfänglich klingenden Themen, steckte meist eine gehörige Portion Blut- und Bodenideologie im Detail. Der Geislinger Volkskundler Günter Groschopf etwa beantragte beim Reichsminister für Erziehung und Wissenschaft für eine Forschungsarbeit über die „Irdentöpferei“ finanzielle Mittel. Sein Ziel war die Bestandaufnahme von 300 Objekten „in der Weise, dass alle Formen und Malereien, die in einer Werkstatt“ noch auffindbar seien, „fotografisch aufgenommen“ und die Aussagen der Töpfer über „Werkstatt und Handwerk“ mit Fragebogen erfaßt werden soll-

85 Antrag Bebermeyers auf Umbenennung des Instituts in „Institut für deutsche Volksforschung und Volkskunde“, 20. Mai 1939, Archiv LUI.

86 Hesse, Wolfgang, Christian Schröter: Sammeln als Wissenschaft. Fotografie und Film im „Institut für deutsche Volkskunde Tübingen“. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 81 (1985), Bd. 1, S. 51–75, hier S. 74.

87 Assion, Peter: Was Mythos unseres Volkes ist. Zum Werden und Wirken des NS-Volkskundlers Eugen Fehrle. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 81 (1985), Bd. I, S. 220–244, hier S. 241.

ten. Groschopf wollte „sämtliche Töpfer Württembergs, 50 an der Zahl" besuchen und 600 Fotos von Tonwaren anfertigen. Die Studie verspreche „doch vor allem auch für die Volkskunst, die Kenntnis der Stammeseigenarten der süddeutschen Stämme und die süddeutschen Stammesgrenzen einen schönen Beitrag zu liefern!"[88]

Daß es im Bereich der Ideologiebildung nicht um den wissenschaftlichen Diskurs im allgemeinen und um einen ethnographisch-kritischen Umgang mit dem Medium Fotografie im besonderen ging, zeigen Engagement und Einbindung der Volkskunde in die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe"[89]. Die Leitung der „Außenstelle Süd-Ost" hatte im September 1938 der Volkskundler Richard Wolfram (1901–1995) an der „Lehr- und Forschungsstätte für germanische Volkskunde" in Salzburg übernommen.[90] Bei seinen umfangreichen Forschungen in Salzburg nutzten Wolfram und seine Mitarbeiter die fotografische und filmische Aufnahme als primäre Erhebungsmethode. Nachdem im Oktober 1939 Himmler von Hitler per Erlaß beauftragt worden war, die „Zurückführung der Reichs- und Volksdeutschen im Ausland"[91] in die Wege zu leiten, begann Wolfram umfangreiche fotografische und filmische Feldstudien in Südtirol, die

88 „Bitte um Zuwendung eines Forschungsstipendiums", Günter Groschopf (Geislingen) an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 29. April 1938, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/DVKK 18.

89 Das „SS-Ahnenerbe" wurde am 19. Oktober 1935 gegründet und sollte ein mit wissenschaftlichem Anspruch versehener Gegenpol zur destruktiven Kultur- und Wissenschaftspolitik Rosenbergs bilden. Gleichwohl war das Ahnenerbe stramm auf SS-Kurs (die Oberhoheit lag bei SS-Reichsführer Heinrich Himmler) und suchte, auch in der Volkskunde, weltanschaulich hergeleitete Axiome durch pseudowissenschaftliche Vorgehensweise zu bestätigen und zu zementieren. Während des Krieges spielte das „Ahnenerbe" eine entscheidende Rolle bei der Requirierung und beim Raub von Kulturgütern aller Art, vor allem in den besetzten Ostgebieten. Vgl. dazu besonders Kater, Michael: Das „Ahnenerbe" der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reichs. Stuttgart 1974; Jeggle, Utz: Volkskunde im 20. Jahrhundert. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Berlin 1988, S. 51–71.

90 Zu Wolframs Rolle in der NS-Volkskunde, siehe vor allem: Bockhorn, Olaf, Helmut Eberhart: Volkskunde im Reichsgau Salzburg. Institutionen-Personen-Tendenzen. In: Haas, Walburga (Hg.): Volkskunde und Brauchtumspflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Bericht zur Tagung am 18. und 19. November 1994 in der Salzburger Residenz. Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 8. Salzburg 1995/96, S. 57–80.

91 Kater, Michael: Das „Ahnenerbe" der SS, S. 150.



Abb. 12: Forcierte Blut- und Bodenideologie im südtiroler Forschungsfeld: „Schnappviecher", Richard Wolfram/Kollegen um 1940.
Aus: das volkskundliche foto: südtirol 1940/41. realität/wirklichkeit/poesie. Bozen 2001, S. 31.

mit groß angelegten Requirierungsaktionen von Kulturgütern einher gingen.[92] Wolfram Sievers, Reichsgeschäftsführer des „SS-Ahnenerbes", erstellte im März 1940 im Rahmen der „Kulturkommission der Amtlichen Deutschen Ein- und Rückwandererstelle" mit Richard

92 Vgl. Oesterle, Anka: „SS-Ahnenerbe" und „Kulturkommission Südtirol". In: Johler, Reinhard, Ludwig Paulmichl, Barbara Plankensteiner (Hg.): Südtirol im Auge der Ethnographen. Wien 1991, S. 76–90 und neuerdings: Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde (Hg.): das volkskundliche foto: südtirol 1940/41. realität/wirklichkeit/poesie. Texte von Elsbeth Köstlin und Andreas Schleicher. Bozen 2001. Die etwa 300.000 deutschstämmigen Südtirolerinnen und Südtiroler sollten im Rahmen der „angewandten Umvolkung" u.a. nach Böhmen transportiert werden. 5.797 von ihnen wurden bis 1944 im Protektorat rund um Budweis angesiedelt. Hierzu mußten die Böhmen ihre Häuser räumen. Nach Kriegsende zogen die meisten wieder zurück nach Südtirol. Vgl. dazu den Vortrag von Petr Lozoviuk: Sprachinseldeutschtum in Tschechien heute. Gehalten auf der Tagung „das volkskundliche foto: südtirol 1940/41. realität/wirklichkeit/poesie. Bruneck, 28. bis 30. Juni 2001.

Wolfram einen Organisationsplan für die Aufnahme der ländlichen Kultur – von Bräuchen, Volkstänzen, Baudenkmälern in Südtirol. Die Ergebnisse wurden im Juli 1943 in Innsbruck in der unter anderem mit fotografischem Material bestückten Wanderausstellung „Das deutsche Bauernhaus an der Südgrenze des germanischen Lebensraumes" der Öffentlichkeit vorgestellt.[93] Nach eigenen Angaben hatte Wolfram in Südtirol innerhalb von zweieinhalb Jahren circa 5.000 volkskundliche Aufnahmen geknipst.[94]

Im Vergleich zu den Bildern eines Ernst Brunner wirken Wolframs Fotografien amateurhaft. Die Momentaufnahmen sind öfters unscharf, manchmal ist deren Belichtung mißlungen. Fixiert werden Augenblicke im Ablauf von Festen oder Bräuchen. Der Autor nimmt auf ein motivliches oder ästhetisches Timing kaum Rücksicht. Der Standort der Kamera liegt vom Geschehen entfernt, die Gesichter der Protagonisten sind meist nicht zu erkennen, und verschwimmen im ungünstigen Schattenverlauf. Man gewinnt den Eindruck, der Lichtbildner habe einfach drauf los fotografiert. Die Bilder verraten einen distanzierten Blick auf Mensch und Brauch. Entstanden sind sie hauptsächlich in Zusammenhang mit Filmaufnahmen, bei denen Wolfram die Regie führte. Um Aufschluß über die dargestellten Verrichtungen zu erhalten, ließ Wolfram zudem Protokolle anfertigen, die er dann allerdings nach seinem Gutdünken umformulierte.[95]

93 Sievers untergliederte die Aufnahme in folgende Gruppen: „Sprachforschung", „Volksgeschichte, Stammeskunde", „Märchen und Sagen", „Geräte und Hausrat", „Brauchtum", „Trachten und Volksmusik", „Kunst", „Hausforschung und Bauwesen", „Archive". Die Ergebnisse der „Hausforschung" sollten bei der (nicht ausgeführten) Errichtung von „artgemäßen" Dörfern, die für die Umzusiedelnden im Reichsgebiet neu errichtet werden sollten, Berücksichtigung finden. Vgl. dazu Schwinn, Peter: „SS-Ahnenerbe" und „Volkstumsarbeit". In: Johler, Reinhard, Ludwig Paulmichl, Barbara Plankensteiner (Hg.): Südtirol im Auge der Ethnographen. Wien 1991, S. 91–104, hier S. 95 f. Eine weitere Aufnahme von Bauernhäusern sollte in der Gottschee folgen. Vgl. dazu Bockhorn, Olaf: „Diese Bauten stellen ... die Urform des ostgermanischen Hauses dar." Zur Tätigkeit der Arbeitsgruppe „Bauernhausaufnahme" in der Gottschee im Jahre 1941. In: Pöttler, Burckhard, Helmut Eberhart, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Innovation und Wandel. Festschrift für Oskar Moser zum 80. Geburtstag. Graz 1994, S. 23–32.

94 Vgl. dazu Bockhorn, Olaf: Filme des „SS-Ahnenerbes". In: Johler, Reinhard, Ludwig Paulmichl, Barbara Plankensteiner (Hg.): Südtirol im Auge der Ethnographen. Wien 1991, S. 105–135, hier S. 107. Der wissenschaftliche Nachlaß Wolframs befindet sich im Landesinstitut für Volkskunde in Salzburg. Einen Teil seiner Fotografien überließ er dem Institut für europäische Ethnologie in Wien.

Von den textlichen Erläuterungen abgesehen, bleibt der dokumentarische Wert der Aufnahmen eher verhalten. Der Momentcharakter von Wolframs Fotografien steht denn auch in Widerspruch zu seiner Arbeitsweise im Feld. Diese war geprägt von einer „Herrenmenschen-Mentalität gegenüber der als ‚Wehrbauern' im neu eroberten Gebiet vorgesehenen Bergbevölkerung"[96]. Die auswärtigen Forscher traten den Einheimischen als Beamte mit einem SS-Dienstausweis gegenüber, gaben zur Verbesserung der Stimmung Alkohol aus[97] oder ließen bereits vergangene Bräuche wie das Pragser „Nikolausspiel" auf einer Hotelterrasse wieder aufleben oder an Tagen nachstellen, die in Wolframs Terminkalender noch nicht belegt waren.[98] Die Fotografien aus dem Wolfram-Archiv sind vergleichbar mit jenen Bildern, die Heinz Julius Niehoff, im Auftrag von Hans Hahne, dem Leiter des Landesmuseums für Vorgeschichte in Halle, in den 30er und frühen 40er Jahren in Mitteldeutschland angefertigt hat. Auch hier sollten Bräuche, aber auch Trachten, Sinnbilder, Architekturen und Menschen möglichst umfassend aufgenommen werden. Zwar hatte Niehoff ein dokumentarisches Anliegen, den Schwerpunkt in seiner fotografischen Tätigkeit legte er aber auf rassekundliche Aspekte, auf die Darstellung des „‚Arteigen-Wesentlichen'. So fügte sich der Aufbau des Bildarchivs in die Bestrebungen Hahnes, mit allen Möglichkeiten (...) zur Erziehung zum bewußten ‚Deutschtum' beizutragen".[99]

Außer dem Einsatz der volkskundlichen Fotografie in (pseudo)wissenschaftlichen, aber dennoch mit einem universitären Anstrich versehenen Forschungsfeldern, wurde das visuelle Medium in Museum und Ausstellung zu propagandistischen Zwecken eingesetzt. Angesichts der Gleichschaltungspolitik Hitlers, die sich in Deutschland auch spürbar auf die Wissenschaften auszuwirken be-

95 Bockhorn, Olaf: Filme des „SS-Ahnenerbes". 1991, S. 109. Die noch weitgehend unausgewerteten Protokolle werden ebenfalls am Landesinstitut für Volkskunde in Salzburg aufbewahrt.

96 Oesterle, Anka: „SS-Ahnenerbe" und „Kulturkommission Südtirol". 1991, S. 85.

97 Ebd., S. 80.

98 Bockhorn, Olaf: Filme des „SS-Ahnenerbes". 1991, S. 113 und 119 f.

99 Ziehe, Irene: Die Landesanstalt für Vorgeschichte Halle und ihr Bildarchiv. Zur Geschichte der Landesanstalt. In: Technisches Halloren- und Salinemuseum Halle/Saale (Hg.): Das unheimliche Idyll. Fotografien aus Mitteldeutschland 1928 bis 1943, S. 72–89, hier S. 79.

gann, hatte Michael Haberlandt noch 1934 die Unabhängigkeit und „streng wissenschaftliche Haltung" der österreichischen Volkskunde „gegenüber überspanntem Nationalismus" gepriesen, welche „auf die gesamte volkskundliche Arbeit in Oesterreich vorbildlich und aneifernd eingewirkt"[100] habe. Doch schon vier Jahre später sollte sich auch in Wien das Blatt wenden. Michael Haberlandts Sohn und gleichzeitig sein Nachfolger in der Chefredaktion, lobt nach dem „Anschluß" das neue Regime in den höchsten Tönen: „Unsere Zeitschrift dient damit in Treue dem Willen und den Worten unseres Führers Adolf Hitler: ‚Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens, unser Volkstum und die in ihm gegebenen Kräfte und Werte.'" Diese Zitat auf einem mit „Heimkehr ins Reich!" betitelten Vorsatzblatt illustrierte „Schriftleiter Arthur Haberlandt" mit den drei Foto-Abbildungen „Biedermeierliche Hochzeitsgruppe mit Lebensbaum", einer bemalten Schranktür aus Böhmen und zweier Mangelbretter.[101]

In museumstheoretischer Hinsicht erkannten die Ausstellungsmacher in Berlin und Hamburg die propagandistischen Einsatzmöglichkeiten des Mediums Fotografie als ein probates Mittel, den NS-Rassegedanken der Öffentlichkeit nahe zu bringen. Diesbezüglich hatte sich Otto Lehmann, Chef des Museums in Altona, 1934 in einer Denkschrift für die verstärkte Verwendung von Lichtbildern in Ausstellungen ausgesprochen. Vor allem bei der Darstellung von Volkstrachten „wird sich das Verständnis des Museumsleiters und sein Geschick in der Beherrschung der Aufgabe besonders erweisen müssen. Zum Glück gibt es jetzt manches Hilfsmittel, das dem Museum alten Stils versagt war. Die farbige Photographie und besonders die kinematographischen Aufnahmen, die auch bequem als Bild in den Schauräumen gezeigt werden können, zur Darstellung eines Kirchganges, eines Hochzeitszuges, eines Volkstanzes und dergl., sollen nur erwähnt werden. Dazu wird die Verwendung von Charakterköpfen bei der Darstellung der Trachten eine Rolle spielen dürfen, indem

100 Haberlandt, Michael: Vierzig Jahre Verein und Museum für Volkskunde. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 39 (1934), S. 77–83, hier S. 77.

101 Haberlandt, Arthur: Heimkehr ins Reich! In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 43 (1938), Tafel I und II. Die drei Abbildungen beziehen sich auf den nachfolgenden Beitrag „Zur Darstellung des Lebensbaumes in der deutschen Volkskunst". Vgl. dazu auch Bockhorn, Olaf: Wiener Volkskunde 1938–1945. In: Gerndt, Helge (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung. München 1987, S. 229–237, hier S. 233.



Abb. 13: Typisierende Reduzierung auf den Rassegedanken. Karl Bantzer: „Schwälmer Bäuerin im blauen Trauerschleier", um 1929.
Aus: Atlantis, 2. Jg. 1930, S. 325.

sie auf die Träger hinweisen, wes Art und Stammes sie sind."[102] Konrad Hahm regte 1936 im Rahmen seiner Tätigkeit in der Deut-

102 Denkschrift „Museen für deutsche Volkskunde" von Otto Lehmann (Altona) an Dr. Stieve, Auswärtiges Amt, 16. Januar 1934, S. 10, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/DVKK 13. Lehmann war Präsident der Internationalen Volkskunst-Kommission und trat 1934 von seinem Amt zurück als Hitler-Deutschland dem Völkerbund den Rücken kehrte. Im Auftrag von Lehmann dokumentierte der Fotograf Emil Puls die Stadtlandschaft

schen Volkskunstkommission die verstärkte Dokumentation „des deutschen Bauernhauses" an, dessen Erforschung „durch eine von der höheren Warte des Volkstums aus anzustellenden Fragestellung" von besonderer Wichtigkeit sei.[103] Das Berliner Museum kooperierte eng mit dem „SS-Ahnenerbe" und belieferte dessen rassistische Veröffentlichungen mit passenden Illustrationen: „Von dem Museum für Volkskunde sind dem Rasse- und Siedlungshauptamt SS 16 Fotografien zur Verfügung gestellt worden. (...) Die Bilder werden benötigt für die Zusammenstellung von einer Bilderfolge über artgemäßen Hausrat."[104] Auch die Kollegen in Wien arbeiteten mit dem „SS-Ahnenerbe" zusammen. Arthur Haberlandt war an einer Veröffentlichung „Germanisches Erbe im Ostland" beteiligt, die federführend von der NSDAP-Reichsleitung vorangetrieben wurde, und die vor allem „Rassentypen, bzw. Stileinflüsse"[105] mit fotografischen Abbildungen propagandistisch in Szene setzen wollte. Außerdem wurde Haberlandt um Mithilfe bei einer Ausstellung gebeten, die das „SS-Ahnenerbe" initiiert hatte und die das Volkskundemuseum in Berlin umsetzen sollte: „In unserem Hause wird z. Zt. von der Volksdeutschen-Mittelstelle der SS. (...) eine Wanderausstellung ‚Die grosse Heimkehr' vorbereitet, die von hier aus gestartet werden soll. Die Ausstellung steht unter der Schutzherrschaft von SS.-Himmler persönlich. (...) Sie wird (...) eine vorwiegend mit statistischem und fotografischem Material ausgestattete Schau sein."[106]

Altonas für das Museumsarchiv. Vgl. dazu Gorgus, Nina: Die Photographische Kunstanstalt Emil Puls in Altona. Spezialität: Architektur, Interieur, Industrie und Landschaft. Hg. von Gerhard Kaufmann für das Altonaer Museum. Hamburg 1999.

103 Entwurf zum Bericht über die Sitzung der Deutschen Volkskunstkommission, 12. Dezember 1936, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/DVKK, 16. Angeregt wird ein Institut für deutsche Volkskunstforschung.

104 Brief Reichsführer SS. Der Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes an das Museum für deutsche Volkskunde Schloß Bellevue, 18. Mai 1937, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 69.

105 Brief Arthur Haberlandt an Dr. Strobel, NSDAP-Reichsleitung (München), 6. Oktober 1942, Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde, Zusammengeheftete Briefe 1942.

106 Brief O. Bramm, Museum für Deutsche Volkskunde an Arthur Haberlandt (Wien), 13. März 1941, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 10. In seinem Brief forderte Bramm den Leiter des Wiener Museums auf, 20 bis 30 Original-Exponate bereitzustellen. Haberlandt wollte aber nur acht herausgeben, was ihm als „strikte Ablehnung" ausgelegt

Im Laufe des Zweiten Weltkrieges verlagerte sich die Präsentation von Fotografien in Ausstellungen immer mehr in Richtung der Darstellung deutscher Volksgruppen aus den besetzten Gebieten. Auch hier stand der Rasseaspekt im Vordergrund. Albert Köchler, Verwalter des Volksbildarchivs im Zeughaus der Stadt Mannheim, „Träger des goldenen Ehrenzeichens der NSDAP", schrieb an das Berliner Ministerium: „Angeregt durch die beispiellosen politischen und militärischen Erfolge, die unser allverehrter Führer seit der Machtübernahme gehabt und die eine Wiedereingliederung weiter rein deutscher Gebietsteile wie z.B. Oesterreich, das Sudetenland, Westpreußen, Posen usw. möglich gemacht haben, bin ich auf den Gedanken gekommen, eine Großdeutsche Volkstrachtenschau im Farbenbild ins Leben zu rufen."[107] Reichsminister Rust befürwortete Köchlers Vorhaben, ließ jedoch höflich aber bestimmt zurückmelden, daß „zu prüfen wäre, ob die Arbeit nicht besser bis zum Kriegsende verschoben würde"[108].

Mit der Kamera im Gepäck machten sich schließlich während des Zweiten Weltkrieges deutsche und österreichische Volkskundler in die eroberten und besetzten Ostgebiete auf, um dort nach „germanischen" Wurzeln zu fahnden. Rosenberg betraute im September 1941 Arthur Haberlandt mit der „Leitung der volkskundlichen Arbeiten im Rahmen des Einsatzstabes Ost"[109], die vom „OKW-Sonderstab R"[110] unter anderem in Riga, Dorpat und Talinna erledigt werden sollten. Dabei handelte es sich freilich nicht um harmlose ethnographische

wurde. Die Berliner gaben sich verstimmt und meldeten die Angelegenheit an Reichleiter Baldur von Schirach. Brief O. Bramm an Arthur Haberlandt, 2. April 1941, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 10. Haberlandt wies in einem späteren Brief an Bramm eine „erkennbare Unwilligkeit meinerseits entschieden" zurück. 11. April 1941, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 10.

107 Brief Albert Köchler (Mannheim) an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Bernhard Rust, 1. Oktober 1941, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 18.

108 Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Minister des Kultus und Unterrichts, 6. Februar 1942, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 18.

109 Brief Karl Haiding, NSDAP-Reichsleitung (Berlin) an Arthur Haberlandt, 7. September 1941. Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde Wien, Handakten 1941.

110 Brief Dr. Strobel, NSDAP-Reichsleitung (Berlin) an Arthur Haberlandt, 6. Oktober 1941. Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde Wien, Handakten 1941.

Feldforschungen mit dem Fotoapparat. Karl Haiding vom Amt Rosenberg in einem Brief an Arthur Haberlandt: „Hauptaufgaben während des Krieges sind: Sicherstellung und unter Umständen Beschlagnahme und Beförderung nach Deutschland von Bibliotheken, Archiven, Museumsgegenständen, Institutseinrichtungen und dergleichen."[111] Für die Requirierungs-Reisen in den Osten war der nun zum Leutnant beförderte Haberlandt, wie bereits im Ersten Weltkrieg, von seinem Dienst bei der Wehrmacht befreit worden.[112]

Die Foto-Sammelaktivitäten der Volkskundler wurden während des Krieges bis zum bitteren Ende fortgeführt. Dies geschah auch dann, als bereits die meisten Städte, viele Museen und Archive in Schutt und Asche lagen. Eine Mitarbeiterin schickte ein briefliches Lebenszeichen aus Schwerin an das Volkskundemuseum in Berlin: „Was soll mit den von mir aufgearbeiteten Fotos geschehen? (...) Ich trau' mich nicht, sie abzuschicken, denn ich weiß ja nicht einmal, ob die Fotos nach gefahrvoller Reise überhaupt noch im Museum abgeliefert werden können. Denn in wie weit ist das Prinzessinnenpalais noch intakt? (...) Wo leben Sie alle? Die Nachrichten aus Berlin kommen nur sehr sporadisch, da fast alle meine Freunde und Bekannten ausgebombt oder zumindest von sich aus das Weite gesucht haben."[113] Kurator Erich antwortete ihr: „Das Prinzessinnenpalais besteht aus zwei Gebäudeteilen, getrennt durch einen großen Schutthaufen. Mensch und Museumsgüter sind zwar nicht vernichtet, aber das schöne Haus! (...) Anbei erhalten Sie Pelikanol. Fotopappen soll es in Schwerin noch reichlich geben, hier jedenfalls nicht."[114]

Der ethnographische Ansatz blieb in der volkskundlichen Fotografie eine Randerscheinung. Lediglich in der Schweiz und in Frankreich gab es richtungsweisende Feldstudien, die neben schriftlichen und mündlichen Zeugnissen auch ikonographische Quellen heranzogen. Wichtige Impulse lieferte die anthropologische Forschung in Amerika. Innerhalb der volkskundlichen Fotoforschung im Feld und in Bezug auf eine quellenkritisch-bildanalytische Herangehensweise gewährt das ethno-

111 Brief Karl Haiding (Berlin-Charlottenburg) an Arthur Haberlandt, 25. August 1941. Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde Wien, Handakten 1941.

112 Brief Karl Haiding (Berlin-Charlottenburg) an Arthur Haberlandt, 31. Dezember 1941. Archiv Österreichisches Museum für Volkskunde Wien, Handakten 1941.

113 Brief Inge Michailow (Schwerin) an Erich, 17. Februar 1944, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 13.

114 Brief Erich an Inge Michailow (Schwerin), 30. Juni 1944, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz/Zentralarchiv, I/MVK 13.

graphisch-ikonographische Verfahren mit Abstand die besten Möglichkeiten. Die große Zeit der Foto-Ethnographie sollte erst nach dem Zweiten Weltkrieg in England und Frankreich beginnen. In der BRD und in Österreich finden sich nennenswerte Feldstudien erst in der Zeit nach 1968 im Zuge des sich verändernden Fachverständnisses.

Obwohl die volkskundlich-sozial-dokumentarische Fotografie in den 1920er Jahren auch in Deutschland und Österreich praktiziert worden war, kamen wesentliche Anregungen aus den USA. Ihre beiden wichtigsten Kennzeichen sind, daß sie uninszeniert wirken und die Menschen in ihrer gewohnten Umgebung wiedergeben. Die meisten dokumentar-fotografischen Unternehmungen scheiterten im Endeffekt an ihrem Massencharakter und daran, daß die lang angelegten Projekte aus personellen, organisatorischen und zeitpolitischen Gründen kaum umgesetzt werden konnten. Zudem hatte sich meist das fachliche Interesse in andere Richtungen entwickelt, so daß nachrückende Wissenschaftlergenerationen kaum mehr für die Auswertung der umfangreichen Fotosammlungen zu bewegen waren. Schließlich waren die meisten Nachlässe erst nach dem Tode der jeweiligen Fotografen, und damit lange nach dem Entstehen der Bilder, für eine wissenschaftliche Auswertung erreichbar. In diesem Sinne stellt die volkskundlich-sozial-dokumentarische Fotografie mit ihrem reichen motivlichen Spektrum und ihrer wirklichkeitsnahen Sicht auf Mensch, Arbeit, Alltag und Ding für die Forschung die wertvollste visuelle Quelle des 20. Jahrhunderts dar.

Die Volkskunde entwickelte während des NS-Regimes in Deutschland und Österreich kaum fundierte theoretische Erkenntnisse und erging sich statt dessen in rassistisch verbrämten, pseudowissenschaftlichen Ergüssen. Dem Medium Fotografie wurde, neben dem Film, die wichtigste Rolle im Propagandasystem beigemessen, wobei die Bildsprache freilich bereits vor 1933 entwickelt worden war und zum Teil ins 19. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist. Die völkische Herangehensweise nahm im visuellen Bereich – in Printmedien, Archiv und Ausstellung – fast exzessive Ausmaße an. Sie überlagerte, ja blockierte in Deutschland und Österreich aus wissenschaftstheoretischer Sicht die ethnographischen sowie dokumentarischen Zugänge fast vollkommen. Neu in den 1930er Jahren war die massenhafte Verbreitung von typisierenden volkskundlichen Bildern durch monographisch angelegte Veröffentlichungen einiger namhafter Profilichtbildner. Allerdings arbeiteten die Autorenfotografen mit den knipsen-

den Amateuren an volkskundlichen Institutionen Hand in Hand. Letztere lassen zwar des öfteren technische und bildgestalterische Defizite in ihren Fotografien erkennen, dennoch forcierten aber auch sie den Rassegedanken aktiv, indem fotografierende Volkskundler während des Krieges unter einem dokumentarischen Deckmantel visuelle Erhebungen einer vermeintlichen Kultur germanischen Ursprungs in jenen Regionen Europas vorantrieben, die der Entvölkerungspolitik der Nazis ausgesetzt waren. Insofern hatten sowohl Fotografen als auch Wissenschaftler und Museumsleute einen entscheidenden Anteil an der germanozentrisch und völkisch orientierten Politik der Ausgrenzung alles Fremden. Dementsprechend wäre ohne eine breite öffentliche Präsentation von Fotografien, die ausschließlich Motive aus dem volkskundlichen Kanon, namentlich der Tracht, wiedergaben, eine flächendeckende Infiltrierung der „Volksgenossen" mit dem Rassegedanken kaum möglich gewesen.

Der völkische Blick auf volkskundliche Motive trug nicht zuletzt in erheblichem Maße dazu bei, daß das Fach Volkskunde auch noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg mit inhaltlichen Vorbehalten zu kämpfen hatte. Zu sehr waren Idylle, Typen- und Rassenaspekt sowie die Trachtenherrlichkeit in den Medien präsent gewesen. Die Fotografie als volkskundliche Quelle blieb dadurch für die Wissenschaft der Nachkriegszeit erst einmal negativ belegt.

Ulrich Hägele, Folklore Photography from 1914 to 1945

In the interwar period, photography in German-speaking folklore studies followed one of three models. The most marginal was the ethnographic view, practiced only in Switzerland and in France as part of field studies that used iconographic sources as well as written and oral evidence. More important was documentary photography, given significant impulse from work done in the USA, whose characteristics included personification but also a sober, un-idealized view of what was depicted. But in Germany and Austria, the omnipresence of the *völkisch* approach in the media swamped other approaches almost entirely. In this, photographers, researchers, and museum personnel worked hand in hand. Only this collaboration facilitated the total societal infiltration of the (Nazi) 'national comrades' with racialized thinking.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 313–344*

Chronik der Volkskunde
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 2000

Die Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien für das Vereinsjahr 2000 fand am Donnerstag, dem 22. März 2001 im Österreichischen Museum für Volkskunde statt. Der Präsident, HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl, begrüßte zu Beginn die Teilnehmer erbat die Zustimmung zur Tagesordnung und gedachte der im abgelaufenen Jahr verstorbenen Vereinsmitglieder.

Tagesordnung

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde
2. Kassenbericht
3. Entlastung der Vereinsorgane
4. Neuwahl des Vereinsvorstands und der Vereinsorgane
5. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
6. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern
7. Allfälliges

Im Vereinsjahr 2000 verstorbene Mitglieder

Isidor Griesser, Längenfeld; Helmut Grohma, Wien; Johannes Holzberger, Coburg; emer. Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck; emer. Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger, Kritzendorf; Hertha Kölli, Graz; OmedRat Dr. Emmerich Körbler, Wien; Erika Kuttenberger, Puchheim-Ort; Prof. Dr. Ingeborg Petraschek-Heim, Linz; OpharmRat Mag. pharm. Leopoldine Pölzl, Steyr; Prof. Dr. Harald Sammer, Graz.

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 2000

A. Verein für Volkskunde

1. Vereinsveranstaltungen

Insgesamt fanden im Vereinsjahr 2000 37 Veranstaltungen statt: sechs Ausstellungseröffnungen, vier davon im Österreichischen Museum für

Volkskunde in Wien, zwei im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, zwei der Ausstellungen wurden durch eine Finissage beendet; sieben Vorträge, fünf Buchpräsentationen, sieben Lesungen bzw. fünf Matineen; erstmals veranstaltete der ORF in Wien, Graz und Innsbruck eine „Lange Nacht der Museen"; bereits traditionell hingegen der Tag der offenen Tür am Nationalfeiertag, der aufgrund des Ausstellungsthemas „Nichts tun" als „Tag der Muße" u.a. mit Anleitungen zu asiatischer und europäischer Entspannung begangen wurde; erstmals fand im Österreichischen Museum für Volkskunde eine „Wiener Vorlesung" gemeinsam mit dem Kulturamt der Stadt Wien statt; es konnten zwei 60. Geburtstage innerhalb des Vereinsvorstandes gefeiert werden, im Frühjahr jener von Professor Konrad Köstlin, im Herbst der von Direktor Franz Grieshofer; anläßlich der Verleihung des Herderpreises an den serbischen Ethnographen Prof. Ivan Čolović fand im Mai im Kollegenkreis ein Gedankenaustausch statt; es gab zwei Exkursionen gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft; die „Sommerakademie" des Österreichischen Volksliedwerks zum Thema „Nachbarschaft" konnte diesmal in Kittsee abgehalten werden; zwei Tagungen fanden statt, das Abschlußsymposion „Bewegte Zeiten" zur Ausstellung „Nichts tun" und die 2. Kittseer Herbstgespräche zum Thema „Forschungsfeld Photographie"; eine Führung fand außer Haus im Palais Dorotheum statt; das Museum beteiligte sich an der „Science Week" (Einblick in die Museumsarbeit hinter den Kulissen); der Verein präsentierte sich im Rahmen einer Darstellung der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; weiters gab es den bereits 19. Burgenländischen Advent im Schloß Kittsee und daneben zahlreiche Konzerte, Kurse, Workshops, Familiensonntage, Kinderführungen in Verbindung mit den jeweils laufenden Ausstellungen.

Veranstaltungskalender 2000

14.01.	„GRENZ*gehen*" Ausstellungseröffnung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee
20.01.	„Drachenfahndung" Vortrag von Prof. Dr. Gerd Kaminski in der Österreichischen Gesellschaft für Chinaforschung
24.02.	„Die Formierung eines Brauches. Der Funken- und Holepfannsonntag. Studien aus Vorarlberg, Liechtenstein, Tirol, Südtirol und dem Trentino" Vortrag von Prof. Dr. Reinhard Johler
27.02.	„Drache. Majestät oder Monster" Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde
13.02.	Finissage der Ausstellung „2000:Zeiten/Übergänge"

30.03. Ordentliche Generalversammlung 2000 mit Vortrag „Drachen – gestern und heute. Vom Wandel eines Feindbildes" von Univ.-Prof. Dr. Lutz Röhrich

11.04. Buchpräsentation „Berg – Kultur – Moderne. Volkskundliches aus den Alpen" mit Dr. Bernhard Tschofen, gemeinsam mit dem Sonderzahl-Verlag

15.04. familienFOTOfamilie – Ausstellungseröffnung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee

12.05. „Die Kunst des Weihrauchs und sonst nichts?" Zur Störungs- und Faszinationskraft der Dinge" Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Gottfried Korff mit Überreichung der Festschrift zum 60. Geburtstag an Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin

19.05. „Science Week" im Österreichischen Museum für Volkskunde „Blick hinter die Kulissen eines Museums"

21.05. „Science Week" im Österreichischen Museum für Volkskunde „Wie entsteht eine Ausstellung?"

27.05. Frühjahrsexkursion nach Wels gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

08.06. „nichts tun. vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen" Ausstellungseröffnung und Buchpräsentation „hundertvierundzwanzig kleine freuden des alltags"

17.06. „Lange Nacht der Museen" im Österreichischen Museum für Volkskunde

18.06. Matinee „Fahrt ins Grüne" gesungen und gespielt von Thomas Hojsa und Helmut Emersberger im Garten des Österreichischen Museums für Volkskunde

28.06. Wiener Vorlesung „Wiener Muße – Rückständigkeit oder Lebenskunst?" moderiert von Klara Löffler im Österreichischen Museum für Volkskunde

29.06. Tanzfest im Schönbornpark im Rahmen der Wiener Bezirksfestwochen

09.07. Matinee „Hundertvierundzwanzig kleine Freuden des Alltags" Autorenlesung, moderiert von Gerhard Jaschke im Österreichischen Museum für Volkskunde

16.07. Matinee „Von den Untiefen Wienerischer Gemütlichkeit" vorgeführt von Ernst Weber im Österreichischen Museum für Volkskunde

03.–08.09. „Nachbarschaften – Susedstvá – Szomszédság" Sommerakademie Volkskultur 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee gemeinsam mit dem Österreichischen Volksliedwerk

08.–10.09. „Ost-Süd-Ost. Musik und mehr" Musik- und Tanzfestival im Schloß Kittsee mit dem Verein InterAreas

10.09. „Hundertvierundzwanzig kleine Freuden des Alltags" Lesung von Elfriede Gerstl, Gerhard Jaschke, Heidi Pataki und Peter Rosei, moderiert von Gerhard Jaschke

08.10. Sonntagsmatinee im Österreichischen Museum für Volkskunde „Von den Merkwürdigkeiten Wiens" Trouvaillen aus Reisebeschreibungen, vorgetragen von Ottwald John

12.10. Vortrag „Müßiggang als Muß-Gang? Zum Bild des Weiblichen in Haus und Kaufhaus, von Univ.-Doz. Dr. Irene Nierhaus im Österreichischen Museum für Volkskunde

19.10. Vortrag „Müßiggänge: ins Museum. Von den Früchten zielloser Suche" von Prof. Dr. Heiner Treinen im Österreichischen Museum für Volkskunde

20.–21.10. 2. Kittseer Herbstgespräche „Forschungsfeld Fotografie: Beiträge der Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee

26.10. „Tag der Muße" Tag der offenen Tür am Nationalfeiertag, Führungen und Anleitungen „Europäische und asiatische Strategien der Entspannung", Kinderprogramm im Österreichischen Museum für Volkskunde

02.11. Vortrag „Vom Müßig-Gänger zum Un-Täter. Nichtsnutz in Romanen, Bühnenstücken, Bildergeschichten" von Prof. Dr. Volker Klotz im Österreichischen Museum für Volkskunde

03.–04.11. Abschlußsymposion „Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne" zu Ausstellung „Nichtstun" im Österreichischen Museum für Volkskunde

05.11. Finissage von „Nichts tun" mit Teestunde und Musik

09.11. Buchpräsentation „Eugenie Goldstern. Eine Biographie" von Albert Ottenbacher gemeinsam mit dem Mandelbaum-Verlag

21.11. Führung im Palais Dorotheum mit HR Dir. Dr. Franz Grieshofer zum Thema „Bäuerliche Möbel"

24.11. „Musik der Götter. Rekonstruktionen antiker und byzantinischer Musikinstrumente aus Makedonien" Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde

29.11. Buchpräsentation gemeinsam mit dem Böhlau-Verlag „Rudolf Haybach 1886–1983. Eine Schlüsselfigur der österreichischen Kulturgeschichte", herausgegeben von Gerlinde Michels, Wien 2000.

01.–03.12. 19. Burgenländischer Advent im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee

05.12. „Gruß vom Krampus" Die Sammlung Ernst Brodträger. Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde

27.11.–10.12. Präsentation des Vereins für Volkskunde in Wien im Rahmen der Darstellung der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien

2. Mitgliederbewegung

Die Statistik verzeichnet für das Jahr 2000 eine Zahl von 897 Mitgliedern, bei 31 Austritten, 11 Todesfällen und 56 Neueintritten.

3. Publikationen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 54. Band der Neuen Serie (103. Band der Gesamtserie) mit 591 Seiten. Schriftleitung: Klaus Beitl, Franz Grieshofer. Redaktion: Margot Schindler (Aufsatzteil und Chronik), Klara Löffler (Rezensionsteil).

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde, Jahrgang 35, 10 Folgen, 92 Seiten. Redaktion: Margot Schindler.

Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde

Band 75: nichts tun. vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen. Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. 116 Seiten, 87 Farbabb.

Band 76: Gruß vom Krampus. Die Krampuskartenkollektion Ernst Brodträger. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung mit Beiträgen von Franz Grieshofer, Gerhard Fischer, Kathrin Pallestrang. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. 48 Seiten, 15 Farbabb.

Band 77: Oliver Croy, Oliver Elser, Sondermodelle/Special Models. Die 387 Häuser des Peter Fritz, Versicherungsbeamter aus Wien/The 387 Houses of Peter Fritz, Insurance Clerk from Vienna. Ostfildern – Ruit, Hatje Cantz Verlag, 2001. 477 Seiten, Abb., zweisprachig deutsch/englisch.

Kittseer Schriften zur Volkskunde

Band 11: Matthias Beitl, Veronika Plöckinger (Hg.), *familien*FOTO*familie*. Begleitbuch zur Jahresausstellung 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 16. April bis 5. November 2000. Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde – Ethnographisches Museum, 2000. 95 Seiten, zahlr. Abb.

Band 12: Klaus Beitl, Reinhard Johler (Hg.), Bulgarisch-österreichisches Kolloquium Europäische Ethnologie an der Wende: Perspektiven – Aufga-

ben – Kooperationen. Referate der 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12. Oktober 1999. Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde – Ethnographisches Museum, 2000. 136 Seiten.

Österreichische Volkskundliche Bibliographie
Folge 33–34. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1997 bis 1998. 255 Seiten, 2627 Nummern. Bearbeiter: Hermann F. Hummer. Wien, Verein für Volkskunde, 2000. 255 Seiten.

B. Museum für Volkskunde

1. Finanzen und Personal

Für den laufenden Museumsbetrieb, für Ausstellungs- und Publikationstätigkeit sowie für die vielfältige Besucherbetreuung stand dem Museum wie im vergangenen Jahr eine Subvention des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur in der Höhe von ATS 5,800.000,– zur Verfügung. Die eigenen Einnahmen betrugen ATS 750.000,–. Die ordnungsgemäße Verwendung dieser Mittel wurde von den Rechnungsprüfern des Ministeriums genau kontrolliert und der gewissenhaften Buchführung die Entlastung ausgesprochen. An dieser Stelle ist dem Bundesministerium für die finanzielle Unterstützung herzlich zu danken.

Auf dem Personalsektor trat gegenüber dem Vorjahr eine weitere Verschlechterung ein, da vom Bundesministerium keine Posten nachbesetzt wurden. Das betraf die Stelle von Herrn Peter Falk, der mit Anfang Mai in Pension ging. Als Metallrestaurator, Sicherheitsbeauftragter, Haustechniker und Medienfachmann bekleidete er eine Schlüsselposition. Nicht nachbesetzt wurde die VB I/c Stelle von Herrn Karl Streimelweger (Präparator und Konservator). Weiter unbesetzt blieben ferner die Stellen für Personal- und Rechnungswesen und die einer Schreibkraft. Für die sich in Karenz befindlichen Mitarbeiterinnen Mag. Nora Witzmann und Monika Maislinger wurden mit Mag. Kathrin Pallestrang (Öffentlichkeitsarbeit und Ausstellungsorgansiation) und Elisabeth Tarawne (Textilrestaurierung) Ersatzkräfte zur Verfügung gestellt.

Mit Ende des Jahres ging zuletzt noch Oberrestaurator Prof. Martin Kupf in Pension.

Die krankheitsbedingte hohe Ausfallsrate beim Aufsichtspersonal mußte zum Teil durch externe Aufsichtsdienste aufgefangen werden.

2. Raumfragen

Durch die Anschaffung eines Kaffee- und Teeautomaten konnte das Museumscafe wieder seiner Bestimmung nachkommen.

3. Sammlung

a) Hauptsammlung

Der Inventarstand der Hauptsammlung betrug zum Ende des Jahres 78. 938 Nummern. Das ergibt einen Zuwachs von 121 Inventarnummern. Dahinter verbergen sich aber 462 Objekte, z.B. 241 WHW-Abzeichen, verschiedene „Edelweiß-Objekte" (Postkarten, Kinoprogramme), diverse Textilien (Dirndlkostüm, Hochzeitskleid, Frauentracht aus Pilsen), Objekte aus Weißblech (Sitzwanne, Kinderbadewanne, Wurstspritze) und Objekte, die für die Ausstellung „Nichts tun" angekauft wurden.

Mit dem Rücktransport der Keramik- und Glassammlung aus Gobelsburg endete im Sommer ein wichtiger Abschnitt des Museums. Die 1966 errichtete Außenstelle im Schloß Gobelsburg hatte es nämlich dem Museum ermöglicht, seine unter schlechtesten Bedingungen deponierten Bestände an Möbeln, Keramik und Glas in systematischen Studiensammlungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und sie durch Kataloge zu erschließen. Außerdem präsentierte das Museum in diesen Jahren zahlreiche bedeutende Sonderausstellungen. Die vermehrten Aktivitäten im Haupthaus, die verbesserte Depotsituation, aber nicht zuletzt auch das geringer werdende Engagement der neuen Schloßverwaltung führten zu diesem Schritt.

b) Bibliothek

Die Bibliothek verzeichnete einen Neuzugang von 907 Datensätzen (Altbestand 114, Widmungen 238, 31 Rezensionsexemplare, 312 Kauf, 176 Tausch, diverse 36) und wurde von 188 Personen frequentiert. Die Bibliothek ist seit Sommer 2001 auch über die Homepage des Museums unter www.volkskundemuseum.at zu erreichen.

c) Photothek

61.660 Positve (plus 210), 18.046 Diapositive (51), 1480 Negativstreifen (35). Es wurden 45 Anfragen und Aufträge bewältigt.

4. Ausstellungen und Leihverkehr

a) Ausstellungen im Haupthaus

- 2000: Zeiten/Übergänge
  (02.12.1999–13.02.2000)
- Drache. Majestät oder Monster
  (27.02.2000–21.05.2000)

- Nichts tun. Vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen (08.06.2000–05.11.2000)
- Musik der Götter. Rekonstruktionen antiker und Byzantinischer Musikinstrumente aus Makedonien (24.11.2000–07.01.2001)
- Gruß vom Krampus (05.12.2000–28.01.2001)

b) Auswärtige Ausstellungen

- Zeitgenössische Töpferei in Gmünd, Niederösterreich (03.05.2000–20.05.2000)
- Drache. Majestät oder Monster im Bergbaumuseum Klagenfurt (09.07.2000–31.10.2000)

c) Leihgaben

Bei folgenden Ausstellungen war das Museum mit Leihgaben vertreten:
- Kulturverein Mölkerstiege: „Conrad Mautner – großes Talent"
- Schloß Schallaburg: „Czernowitz und die Bukowina einst und jetzt"
- Bozen, Schloß Runkelstein: „Runkelstein – die Bilderburg!
- Dürnhof, Stift Zwettl: Ausstellung im Museum für Medizin-Meteorologie
- Stift Melk: „Die Suche nach dem verlorenen Paradies"
- Bezirksmuseum Josefstadt: „300 Jahre Josefstadt"
- Historisches Museum der Stadt Wien: „Engelhauch und Sternenglanz"
- Salzburger Museum Carolino Augusteum: Bergbaukrippen
- Heimat- und Musealverein Ebensee: Kern-Krippe

5. Besucher und Vermittlung

Im Jahr 2000 konnte die Besucherzahl im Haupthaus von 21.534 auf 26.543 erhöht werden. Das entspricht einer Steigerung um 23,26%. Die Apotheke verzeichnete 388 Besucher.

In diesem Zeitraum wurden 435 Führungen und 243 Workshops abgehalten. Diese gewaltige Steigerung ist der vorbildlichen Vermittlungsarbeit von Dr. Claudia Peschl-Wacha und Mag. Kathi Richter zu danken.

Dank der guten Pressebetreuung durch Mag. Kathrin Pallestrang war das Museum in der Öffentlichkeit sehr stark präsent.

6. Wissenschaftliche Tätigkeit

a) Projekte

- Im Bericht des Österreichischen Museums für Volkskunde des Vorjahres (vgl: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIV/103, Wien, 2000, 342–343) wurde über das Netzwerk „Europäische Textilstraßen", welches als EU-Projekt unter der Beteiligung des Österreichischen Museums für Volkskunde betrieben wird, referiert. Im Berichtsjahr 2000 konnten die Recherchen für das Projekt abgeschlossen werden. Im März 2001 fand das dritte Arbeitstreffen der zentralen Projektpartner am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien statt. Derzeit werden die Internetseite, die Begleitpublikation und eine CD-Rom mit den Ergebnissen des Projekts fertiggestellt. Ein Schlußbericht wird in einem der nächsten Hefte der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde erfolgen.
- Das Landler-Projekt wurde abgeschlossen und das umfangreiche Manuskript beim Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung eingereicht.

b) Teilnahme an Kongressen und Tagungen

- Dürnstein – Österreichischer Museumstag (Plöckinger, M. Beitl)
- 2. Kittseer Herbstgespräch „Forschungsfeld Photographie" (Grieshofer, Schindler, Plöckinger, M. Beitl)
- Krefeld/D, 2. Arbeitsgespräch der Raphael EU-Projektgruppe VETHSI (Schindler)
- Lindau – ICOM-Tagung (Grieshofer, Schindler)
- Kittsee – Sommerakademie des Österreichischen Volksliedwerkes (Grieshofer)
- Istrien – Dienstreise in das Ethnographische Museum Pazin zur Vorbereitung der Ausstellung „Istrien – Sichtweisen" (Grieshofer, Schindler, M. Beitl, Plöckinger)
- Saloniki – Dienstreise zur Vorbereitung der Ausstellung „Musik der Götter" (Grieshofer)

c) Publikationen

Siehe Vereinsbericht

d) Vortragstätigkeit

- NÖ-WIFI-Tagesseminar für Fremdenführer (Grieshofer)
- Tagung der NÖ.Volkskultur: „Gehen als Kulturform" (Grieshofer)
- VS Kierling: „Über den Sinn der Bräuche" (Grieshofer)
- Evangelische Akademie: „Freitag, der 13. – Aberglaube im Alltag" (Grieshofer)
- Tagung anläßlich 100 Jahre Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg: „ Die Bedeutung des Vereins für Volkskunde" (Grieshofer)
- OÖ. Volksbildungsakademie: „Volkskultur zw. Heimatkunde und Alltagswissenschaft" (Grieshofer)
- Dorotheum Wien: Möbel-Führung (Grieshofer)

e) Lehrtätigkeit am Institut für Europäische Ethnologie (Grieshofer)

SS 2000: „Messer. Alltagsgerät und nationales Symbol"

f) Jurorentätigkeit für den Österreichischen Museumspreis (Grieshofer)

7. Sonstige Veranstaltungen

Anläßlich des 60. Geburtstages von Dir. Franz Grieshofer gab es im Museum eine kleine Feier, bei der seine Stellvertreterin Dr. Margot Schindler dem Jubilar nach einer würdigenden Ansprache eine literarische Festgabe überreichte, die auch in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band LIV/103, Wien 2000, 467–516 erschien.

2. Kassenbericht

Im Berichtsjahr 2000 stehen Einnahmen von ATS 815.829,65 Ausgaben in der Höhe von ATS 652.282,69 gegenüber. Die wesentlichen Ausgaben betrafen: Herstellung von vier Heften der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ATS 342.590,10, zehn Folgen des Nachrichtenblattes „Volkskunde in Österreich" ATS 43.033,—, Honorare an die Mitarbeiter der Bibliographie ATS 19.900,—, Kosten für das Veranstaltungsprogramm ATS 77.584,90 (Vortragshonorare, Reise- und Aufenthaltskosten für Re-

ferenten, Druckkosten für Einladungen etc.), Rechnungsführung ATS 47.300,—, Porto ATS 69.057,20. Dem stehen folgende Einnahmen gegenüber: Mitgliedsbeiträge ATS 197.167,25, Spenden ATS 21.355,78, Verkauf der Zeitschrift ATS 197.388,04, Verkauf von anderen Vereinspublikationen ATS 46.208,02, Subventionen für die Zeitschrift ATS 94.500,—, für die Herstellung der Bibliographie ATS 60.000,— für Veranstaltungen ATS 60.000,—, Insgesamt erbrachte das Berichtsjahr 2000 für den Vereinsbetrieb einen buchmäßigen Gewinn von S 163.547,—. Dieser erklärt sich daraus, daß eine Subvention für die Festschrift Beitl für 1999 erst im Jahr 2000 auf das Vereinskonto überwiesen wurde, und daß die Druckkosten für die Österreichische volkskundliche Bibliographie erst im Jänner 2001 bezahlt wurden, also auch erst in diesem Jahr zu Buche schlagen. Die Vereinskasse bilanziert für das Geschäftsjahr 2000 somit ziemlich ausgeglichen.

3. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüferinnen, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde der Kassier einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

4. Neuwahl des Vereinsvorstands und der Vereinsorgane

Da beim Vereinsvorstand keine Wahlvorschläge eingelangt waren, wurden die vom Vereinsausschuß vorbereiteten Wahlvorschläge zur Abstimmung gebracht und jeweils einstimmig angenommen. Danach haben die Vereinsorgane für die Funktionsperiode 2001 bis 2004 folgende Zusammensetzung:

Vereinsvorstand

Präsident:	Hofrat Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
1. Vizepräsident:	o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
2. Vizepräsident:	o. Univ.-Prof. Dr. Karl Wernhart
Generalsekretärin:	Hofrätin Dr. Margot Schindler
Generalsekretär-Stellvertreter:	Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Kassierin:	Dr. Monika Habersohn
Kasierstellvertreter:	a.o. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn

Vereinsausschuß

a) von der Generalversammlung gewählt:
a.o. Univ.-Prof. Dr. Helmut Eberhart
a.o. Univ.-Prof. Dr. Reinhard Johler
Hofrat Dr. Georg Kugler
a.o. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
Mag. Lucia Luidold
o. Univ.-Prof. Dr. Leander Petzoldt
Dr. Roswitha Orac-Stipperger
a.o. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Tschofen

b) vom Vorstand kooptiert und von der Generalversammlung bestätigt:
emer. HS-Prof. Walter Deutsch
Dr. Sepp Gmasz
ORegR Dr. Wolfgang Gürtler
o. Univ.-Prof. Dr. Gerlinde Haid
Dr. Gertrud Hess-Haberlandt
emer. o. Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung
Dr. Herlinde Menardi
Dr. Hartmut Prasch

Kontrollorgan (Kassenprüfer): OstR Dr. Martha Sammer
Dr. Gertraud Liesenfeld

Museumsausschuß: Hofrat Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Hofrat Dr. Georg Kugler
Dr. Herlinde Menardi
Dr. Roswitha Orac-Stipperger

Bibliographische Arbeitsgemeinschaft:

Ausschuß: Hofrat Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Hermann F. Hummer

Mitglieder: Hofrat Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Mag. Michaela Brodl
Mag. Nora Witzmann
Dr. Gerhard Gaigg
OReg.Rat Dr. Wolfgang Gürtler
Mag. Lucia Luidold
Dr. Vera Mayer
Hofrätin Dr. Margot Schindler
Sylvia Wanz

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde:

Schriftleitung:	Hofrat Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Unter Mitarbeit von:	o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin emer. o. Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher
Redaktion:	Hofrätin Dr. Margot Schindler a.o. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler

5. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

Sowohl der Mitgliedsbeitrag als auch der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde blieben gleich: Mitgliedsbeitrag ATS 300,— (Euro 21,80), Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr ATS 100 (Euro 7,30) Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder ATS 320,— (Euro 23,30) + Versandkosten. Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf ATS 480,— (Euro 34,90), das Einzelheft kostet ATS 120,— (Euro 8,70), für Mitglieder ATS 80,— (Euro 5,80).

6. Bestätigung von korrespondierenden Mitgliedern

Aus der Reihe von Vorschlägen für die Ernennung von Korrespondierenden Mitgliedern aus dem Kreis von Vorstand und Ausschuß wurden bei der Generalversammlung folgende Nennungen angenommen:
Univ.-Prof. Dr. Gabor Barna, Szeged
Univ.-Prof. Dr. Ueli Gyr, Zürich
Univ.-Prof. Dr. Utz Jeggle, Tübingen
Dr. Helena Ložar-Podlogar, Ljubljana
Dir. Dr. Konrad Vanja, Berlin

Zum Tagesordnungspunkt Allfälliges gab es keine Wortmeldung.

Im Anschluß wurde um 18.15 Uhr im Rahmen eines Vortrags und einer Website-Präsentation unter dem Titel „Reisen im www. Auf den Spuren textiler Kultur in Europa" von Dr. Margot Schindler ein EU-Projekt vorgestellt, an dessen Entwicklung das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien maßgeblich beteiligt ist. Die Gerneralversammlung fand bei einer kleinen Bewirtung in den Museumsräumen ihren Ausklang.

Franz Grieshofer, Margot Schindler

Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee 2000

Am 28.03.2001 fand die Vorstands- und 25. Kuratoriumssitzung des Vereins Ethnographisches Museum Schloss Kittsee statt. Präsident HR Dr. Franz Grieshofer eröffnete die Sitzung. Entschuldigt waren Stefan Berdenich, MR Dr. Georg Freund (bm:bwk), Dr. Gabriela Kiliánová, Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin, Johanna Martinek, Univ.-Prof. Dr. Max D. Peyfuss, WHR Dr. Gerald Schlag, sowie Mag. Gerhard Tomasitz. Anwesend waren HR Dr. Klaus Beitl (Geschäftsführer EMK), Matthias Beitl (EMK), Bgm. Johann Frey (Kittsee), Dr. Reinhard Johler (Kuratoriumsmitglied), HR Dr. Johann Jandrasits (Vorstandsmitglied), Mag. Veronika Plöckinger (EMK), HR Dr. Stefan Rohrer (Kuratoriumsmitglied), OR Dr. Felix Schneeweis (EMK), sowie WHR Dr. Josef Tiefenbach (Amt d. Bgld. Landesregierung).

Tätigkeitsbericht des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee für das Jahr 2000

Die Hauptsammlung des EMK zählt 6058 inventarisierte Objekte, wobei seit 1999 aus finanziellen und inhaltlichen Gründen keine Ankäufe mehr getätigt wurden.

Die neue Bibliothek hatte 120 Neuzugänge und erreicht damit einen Bücherbestand von 3824 Nummern. Darüber hinaus befinden sich im Bibliotheksbestand 3743 Nummern der Sammlung Mais sowie 300 Nummern aus dem Nachlass Emil Schneeweis. Kurz vor Jahresende wurde eine Lizenz der im Österreichischen Museum für Volkskunde verwendeten Bibliothekssoftware erworben und weiters eine aus EU-Mitteln und gemeinsam mit dem Wiener Museum finanzierte Internetdatenbank errichtet. Seit Februar 2001 ist nunmehr der Bibliotheksbestand beider Museen über die jeweiligen Websites abrufbar. Der Kittseer Bestand wird laufend in die Datenbank eingearbeitet.

Die Photothek des Museums beinhaltet zur Zeit 5450 Positive, 3096 Diapositive und 12100 Negative.

Ausstellungen

Am 9.1.2001 ging die Schau „Nussknacker – Aristoteles, Tschaikowski, Solingen" des Muzeum Zamkowe, Malbork/Marienburg, Polen zu Ende. Das eigentliche Ausstellungsjahr begann mit „Grenzgehen. Rudolf Klaffenböck" (14.1.2000–12.3.2000). „Grenzgehen" hat verhältnismäßig viel Pu-

blikum aus Wien mobilisiert und sich für die Besucherstatistik der Monate Jänner und Februar positiv ausgewirkt. Das Projekt „familienFOTOfamilie. Sozial- und Kulturgeschichte der Familienfotografie" (15.4.2000–5.11.2000) konnte viele Förderer und Partner gewinnen. Mit dem ORF Landesstudio Burgenland wurde eine Medienpartnerschaft vereinbart, die ERSTE Bank trat dem Museum als Partner zur Seite. Darüber hinaus sei an dieser Stelle allen Teilnehmern und Unterstützern gedankt. Besonderer Dank gilt Susanne Breuss, die die inhaltliche Hauptarbeit geleistet hat. Mit einem Burgenlandschwerpunkt, „Textilkunst und Batik" von Irmin Frank (8.12.2000-28.1.2001) wurde im Ethnographischen Museum Kittsee das Ausstellungsjahr beschlossen. Im Jahr 2000 wurden 26 Führungen abgehalten.

Publikationen

Zur Jahresausstellung „*familien*FOTO*familie*" erschien das Begleitbuch, Matthias Beitl und Veronika Plöckinger (Hg.), *familien*FOTO*familie* (= Kittseer Schriften zur Volkskunde 11). Kittsee 2000.

Der Band „1. Kittseer Herbstgespräche: Bulgarisch-österreichisches Kolloquium" (= Kittseer Schriften zur Volkskunde 12) erschien als Ergebnis des Bulgarien-Symposions (10.–12.10.1999) anläßlich der Jahresausstellung 1999 („Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren – Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien", 19.6.–2.11.1999).

Veranstaltungen

Musik

- 8 Konzerte des „Pannonischen Forums Kittsee"
- 2 Benefizkonzerte der „Freunde des Krankenhauses Kittsee" (20.5.; 8.12.)
- Empfang anläßlich „10 Jahre Grenzöffnung" (27.1.)
- 4 Konzerte im Rahmen der Reihe „Wandelweiser" der Jazzgalerie Nickelsdorf (25.6., 8.10., 19.11., 10.12.)
- Musikfestival „OstSüdOst – Musik und mehr" (8.–10.9.) im Rahmen des EU-Projektes „interareas" (Verein KUKUK – Kunst, Kultur und Kommunikation)
- „19. Burgenländischer Advent" mit dem ORF Landesstudio Burgenland (1./2./3.12.)

Theater

- „Love Letters" von A. R. Guerney (7.7.)
- „Kleine Tragödien" von Alexander Puschkin (29.7.)
- Kindertheater „Heuschreck" (17.10.)

Bildung, Forschung

- „Lernfeld Sprache" 17./18., 26./27.5. und 7./8.6.) (KUKUK), deutsch – slowakischer Sprachkurs mit spezieller Methodik
- Sommerakademie des „Österreichischen Volksliedwerkes" (3.–8.9.)
- 2. „Kittseer Herbstgespräche" zum Thema „Familienfotografie" (20./21.10.)

Sonstige

- „Photoworkshop Mercedes" mit der Firma Mercedes Wiesenthal (16.9.)
- Tagesausflug des Diplomatischen Corps aus Bratislava (7.10.)

Bautätigkeit

Im Zuge von Ausstellungsvorbereitungen wurden in der „Alten Bibliothek" Sanierungsarbeiten an den Buchschränken vorgenommen. Im Bereich der Räumlichkeiten des im April neu eröffneten Café-Restaurants war der Einbau einer Gasheizungsanlage notwendig geworden. Die Gemeinde Kittsee führte die Sanierung der Schlossmauer an der Ostseite des Parks durch.

Öffentlichkeitsarbeit

Kittsee befindet sich trotz seiner peripheren Lage in einem potentiellen Entwicklungsraum zwischen Wien, Bratislava und dem Tourismusgebiet Neusiedlersee. In den letzten Jahren hat das Museum versucht, durch verstärkte und zielgerichtete Medienarbeit an Präsenz zu gewinnen. In der Pressearbeit ist man bestrebt, auf die Bedeutung des Museums in diesem Entwicklungsraum hinzuweisen. Für eine weitere Verbesserung der PR wird jedoch in Zukunft zugekaufte Leistung immer wichtiger werden.

Werbung

Im vergangen Jahr wurde für die finanziellen Möglichkeiten des Hauses relativ viel Geld in klassische Werbung investiert. So dehnte man den Plakatbereich auch auf die Wiener U-Bahn aus, Bahnwerbung und Plakatierung entlang der Straßen finden schon seit 1999 statt. Das Programmheft erscheint aus Kostengründen nur noch einmal pro Jahr. Werbeeinschaltungen in Zeitungen müssen in Zukunft ebenfalls aus Kostengründen unterbleiben. Seit der zweiten Jahreshälfte besteht eine Homepage, deren Ausbau und Erweiterung sukzessive erfolgt.

Erhaltung, Beschaffungen und Park

Erhaltung der Infrastruktur und Betriebskosten verbrauchen einen wesentlichen Teil des jährlichen Budgets und machen so zusätzliche Anschaffungen nur in sehr kleinem Rahmen möglich. Im Berichtsjahr sind so lediglich kleine Ergänzungen bei der EDV-Anlage möglich gewesen.

Seit 1998 werden die Kastanienbäume im Schlosspark gegen die Miniermotte gespritzt.

Personal

Matthias Beitl und Felix Schneeweis (beide zugeteilt vom Österreichischen Museum für Volkskunde); Veronika Plöckinger, Ingeborg Milleschitz und Rosmarie Kvas (Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee); Walter Maurovich (Gemeinde Kittsee); Andreas Strohmaier und Do Bogner (Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 12 Stunden Teilzeitbeschäftigung); stundenweiser Einsatz von Reinigungskräften (Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee);

Sonstiges

Im Frühjahr 2000 eröffnete das Café-Restaurant Hänke im Ostflügel des Schlosses.

Besucherstatistik

Im Berichtsjahr besuchten 13.456 Personen das Schloss. Das ist bisher die höchste erreichte Besucherzahl. Im Jahr 1996 waren zum Vergleich 10.257 Besucher verzeichnet. Diese Steigerung beruht auf der Entwicklung einer verbesserten Öffentlichkeitsarbeit, die grafische Gestaltung, Pressearbeit,

Werbung und Vernetzungsarbeit beinhaltet. Dieser höheren Besucherfrequenz stehen natürlich neben konsequenter Arbeit auch erhöhte Kosten gegenüber.

Mitglieder

Zur Zeit gehören dem Verein 190 Mitglieder an. Diese Zahl ist relativ gering und Überlegungen zur Steigerung der Attraktivität einer Vereinsmitgliedschaft sind sicherlich notwendig und sollten gemeinsam mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde erarbeitet werden.

Resümee

Das Arbeitsjahr 2000 war von einer deutlichen Erhöhung des Bekanntheitsgrades gekennzeichnet. Durch die Zusammenarbeit mit Partnern wie dem Österreichischen Volksliedwerk, dem ORF Landesstudio Burgenland, dem Projekt Interareas aber auch der Jazzgalerie Nickelsdorf, wird es möglich, ein Interessensnetzwerk zu etablieren, das vor allem den Vorteil bringt, mit relativ kleinen Budgets, interessante und möglichst qualitätvolle Projekte durchzuführen. Durch den inhaltlichen Dialog bei gemeinsamen Veranstaltungen entstehen viele neue Ideen, von denen die eine oder die andere Eingang in die kontinuierliche Programmgestaltung des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee findet. Die verstärkten Aktivitäten beanspruchen allerdings zunehmend Personal und Finanzen des Hauses. Hier gelangt man zur Frage, ob man die programmatische Vielfalt und Qualität mit entsprechenden notwendigen finanziellen Grundlagen noch ausbauen kann und will.

Matthias Beitl

Nationales Selbstverständnis und der Umgang mit den „Anderen" im multiethnischen Staat

Die Deutschen in der Slowakei gestern und heute
Internationale und interdisziplinäre Tagung, Freiburg im Breisgau, 8.–11.Oktober 2000

Das verstärkte Interesse an Fragen der Interethnik, an altem und neuem Nationalismus, an Geschichte und Selbstverständnis einzelner Sprachgruppen im östlichen Mitteleuropa führte in den letzten Jahren zu einer Reihe von wissenschaftlichen Aktivitäten – auch in der und über die Slowakei, die im Mittelpunkt der hier anzuzeigenden Veranstaltung stand.

Schon in seiner Begrüßung am Abend des ersten Tagungstages hob Max Matter (Organisator des Symposiums und geschäftsführender Direktor des Instituts für Volkskunde der Freiburger Universität, wo die Veranstaltung stattfand) die Problematik von Begriffen wie Ethnik und Interethnik und damit auch die Relevanz des Tagungsthemas im allgemeinen hervor; er stellte ferner die Frage, ob nicht die Volkskunde/Europäische Ethnologie eine Mitschuld habe an der gegenwärtigen, durchaus unerfreulichen Entwicklung der Abwertung und Ausgrenzung ganz bestimmter „Anderer" und den daraus resultierenden sogenannten „ethnischen" Konflikten, indem sie diese nicht oder nur unzureichend hinterfrage und problematisiere. Sein Plädoyer galt somit der Forderung nach einem stärkeren „Hineindenken" in die „andere Seite". – Grußworte sprachen auch Oskar Marczy (als stellvertretender Vorsitzender des von Matter geleiteten Vereins zur Erforschung und Förderung interkultureller Forschung in der Slowakei) und Hans-Werner Retterrath vom benachbarten Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde.

Im anschließenden Eröffnungsreferat („Zum Selbstverständnis der Deutschen in der Slowakei und ihrem Umgang mit anderen ‚Volksgruppen'") ging Max Matter auf das Verhalten der deutschsprachigen Minderheit in der Slowakei ab Beginn des 20. Jahrhunderts ein. Er beschrieb den Prozeß der (Er-)Findung eines deutschen Nationalgefühles, das die Deutschen schließlich dazu brachte, in einem aufgeheizten und -gehetzten Klima das bislang friedliche Zusammenleben aufzukündigen – und er erwähnte auch die Namen jener, die daran maßgeblich beteiligt waren (beispielsweise Franz Karmasin). Weiters betonte der Vortragende, daß die Politik im allgemeinen – bereits durch die Friedensverträge nach dem Ersten Weltkrieg – an der Aufschaukelung nationalistischer Gefühle ebenso mitschuldig wurde wie die völkisch-bündischen Vereinigungen, welche die Deutschsprachigen als homogene Leidens- und Lebenseinheit sahen und einen dadurch unabding-

bar scheinenden Volkstumskampf predigten. Sodann befaßte sich Matter mit der Rolle und Bedeutung von Sprache und Identität sowie dem Einfluß schlechter wirtschaftlicher Bedingungen und der Kirche, durch die die Anfälligkeit der Bevölkerung für Nationalismen eine Steigerung erfuhr. Eingehender wurde auf die spezielle Entwicklung in der Zips und die Zunahme der Äußerung ethnischer Vorurteile in der Zeit um 1940 eingegangen. In der darauffolgenden Diskussion wurde abschließend einhellig betont, daß die heraufbeschworene Homogenität der Deutschen eine Fiktion war und daß es demnach nunmehr darum gehen müsse, ein nuancierteres, differenzierteres Bild zu zeichnen.

Den zweiten Tag eröffnete Dušan Kováč, Bratislava, mit seinem Vortrag „Die Deutschen in der Slowakei im Spannungsfeld zwischen Berlin, Prag und Budapest (1918–1939)". Darin ging es um die Versuche zur Vereinheitlichung und Konzentration aller Deutschen in der damaligen ČSSR bei gleichzeitiger Ausgrenzung vor allem der Magyaren sowie um die Darstellung der Verbindung von Konrad Henlein (nach dem Zusammenschluß von Karpatendeutscher und Sudetendeutscher Partei Vorsitzender der stärksten deutschen Parteiorganisation) zu Hitler mit dem Ziel, eine eigene deutsche Identität zu schaffen, was jedoch in dieser Form nicht gelang. Aus der Debatte ging hervor, daß in der Zwischenkriegszeit in der slowakischen Landeshälfte noch keine politische, ideologische Polarisierung zwischen Deutschen und Slowaken erkennbar war; sie entstand erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Konflikte, die es bereits früher gab, waren nicht ideologischer Natur.

Der zweite Vortragende des Vormittags war Martin Zückert, Freiburg („Die Slowakei, die ‚sudetendeutsche' Volkskunde und die Zeitschrift ‚Karpathenland' (1928–1938)"). Er betonte die traurige Rolle der Volkskunde, die sich als Reliktwissenschaft betätigte und – unter Gustav Jungbauer – im Sinne nationalistischer Bestrebungen wirkte. Die Zeitschrift ‚Karpathenland' diente hiebei als geeignetes Sprachrohr; das angepeilte und propagierte Ziel war das Zusammenfinden von Sudeten- und Karpatendeutschen. Auch Zückert ging auf die Bedeutung der Jugendbünde für den Aufbau einer einheitlichen deutschen Volksgruppe innerhalb der Staatsgrenzen der ČSSR ein. Ab den 30er Jahren konstatierte er eine sich verschärfende politische Entwicklung, die auch im Umfeld der sudetendeutschen Volkskunde ihren Niederschlag fand – so gab es etwa 1939 in der erwähnten Zeitschrift einen Aufruf mit dem Ziel der Schaffung einer einheitlichen deutschen Volksgruppe als Identifikationsmöglichkeit, was letztendlich in nationalsozialistische Wissenschaftskonzepte mündete.

Danach sprach Tatjana Tönsmeyer, Berlin, über „Die deutsche Minderheit in den Slowakei (1939–1945)". Sie ging von einem staatspolitischen

Ansatz aus (auf der einen Seite der slowakische Staat – und in diesem eine deutsche Minorität, die sich nicht als solche empfand, auf der anderen das Deutsche Reich) und arbeitete – um den Prozeß des Miteinander, Nebeneinander und Gegeneinander der beiden Seiten transparent zu machen – die jeweiligen Werthaltungen heraus, mit denen sowohl auf deutschsprachiger als auch auf slowakischer Seite operiert und argumentiert wurde.

Anschließend gab Oskar Marczy, Ostfildern, („Über das sich wandelnde nationale Selbstbewußtsein eines deutschen Jugendlichen in der Slowakei (1939–1944)") einen emotional gefärbten Einblick in seine Kindheit und Jugend sowie seine politische Prägung, an der er – wie er glaubwürdig darlegen konnte – zum damaligen Zeitpunkt nichts Negatives erkennen konnte. Im Gegenteil: Seine Erinnerungen sind durchwegs angenehm und von positiven Werten sowie jugendlichen Gemeinschaftserlebnissen geprägt. 1943 drangen zwar erste Hiobsbotschaften von der Ostfront in seine bislang heile Welt, in der vom Krieg noch nichts zu spüren war, und ein Jahr später erfuhr er von den Konzentrationslagern, von denen er zwar keine realistische Vorstellungen besaß, die ihn aber nachdenklich stimmten. All dies hinderte ihn jedoch nicht, sich damals immer noch als Mitglied eines schönen, wertvollen „deutschen Reiches" zu fühlen. Erst als sein Bruder, noch nicht 17jährig in den Krieg gezogen, fiel und endgültig mit Kriegsende 1945 brach für ihn und seine Freunde eine Welt zusammen, die er als „slowakischer Fremdarbeiter" verließ, um in Deutschland – nach einem Studium – ein neues Leben zu beginnen.

Nach der Mittagspause referierte Katharina Richter-Kovarik, Wien, über „Deutsch-Sein in Metzenseifen zur Zeit des Kommunismus". Metzenseifen ist ein zumindest bis 1945 mehrheitlich deutschsprachiger Ort in der Ostslowakei, in welchem viele Menschen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus tätig waren. Das bewahrte die Mehrzahl der „Deutschen" zwar vor der Aussiedlung nach dem Zweiten Weltkrieg, doch wurde die Gemeinde trotz der „Reslowakisierung" von außen immer noch als „deutsch" wahrgenommen. Schwierigkeiten ergaben sich aus den vielfachen Ressentiments nach der Zeit des Nationalsozialismus gegenüber den Deutschen im allgemeinen, was u.a. zur Unterdrückung des Sprachgebrauchs führte. Erst eine Privatinitiative ermöglichte hier eine gewisse Renaissance der deutschen Sprache sowie entsprechende kulturelle Aktivitäten, mit denen man sich um eine Versöhnung der ansässigen drei Sprachgruppen (Slowakisch – Ungarisch – Deutsch) bemühte. Dies gelang jedoch kaum; vor allem die Schwierigkeiten, Deutsch an der Schule zu unterrichten, verstärkten sich, bis sich schließlich 1979 nur noch wenige Menschen als Angehörige der „deutschen Nationalität" deklarierten. Eine grundlegende Änderung zugunsten der „Mantaken" genannten deutschen Sprachgruppe trat erst nach 1989 ein.

Olaf Bockhorn, Wien, stellte in seinem darauffolgenden Bericht („Hopgarten – Metzenseifen – Blaufuß: Drei ‚deutsche' Gemeinden in der heutigen Slowakei?") über Feldforschungen mit Wiener Studierenden in besagten Ortschaften die Frage, ob angesichts der von ihm aufgezeigten unterschiedlichen Struktur und Entwicklung dieser drei „karpatendeutschen" Orte schon vor und auch nach 1945 die Fiktion einer einheitlichen „deutschen Ethnizität" aufrecht erhalten werden kann. Er schlug (was zu lebhafter Diskussion führte) vor, nicht von „deutschen", sondern von slowakischen Gemeinden zu sprechen, in denen Angehörige der Gruppe der Deutschsprachigen in der Slowakei leben, die Teil des multikulturell geprägten slowakischen Staatsvolkes sind, das die in Industriestaaten überall zu konstatierenden sozialen und kulturellen Differenzierungen aufweist.

Der Abschlußvortrag dieses Tages kam von Magdaléna Paríková, Bratislava („Deutsch-Sein in der Slowakei – Identitätskonnotationen in der Gegenwart"). Darin stellte sie die Frage nach der zukünftigen Perspektive des bzw. der Deutschen in der Slowakei (wobei ihr Untersuchungszeitrahmen die letzten 60 Jahre umfaßte). Sie stellte fest, daß die vorhandenen statistischen Zahlen dazu keinerlei Aussagekraft besäßen, da in ihnen die Hintergründe des Zugehörigkeitsgefühles zu einer Sprachgruppe im Dunklen blieben – derlei Zahlenmaterial sei, wie ja hinlänglich bekannt, vielfältig ausleg- und interpretierbar. Sie wies im weiteren auf das Phänomen der Doppel- und Mehrfachidentität hin; „ethnische Zugehörigkeit" setzt sich aus mehreren Elementen zusammen, wird von unterschiedlichen Faktoren (historisch, wirtschaftlich, emotional etc.) bestimmt. Die Referentin hielt fest, daß sich zwar die aus deutschsprachigen Familien stammende jüngere und mittlere Generation bei der letzten Volkszählung in der Slowakei nicht als „deutsch" auswies, daß jedoch die Gründe dafür bislang ebensowenig hinterfragt wurden wie jene nach dem (trotz fast totaler Ausrottung des „Deutschen") immer noch (wenn auch in bescheidenem Maße) vorhandenen Bewußtsein einer „deutschen Zugehörigkeit". Mögliche Gründe für unterschiedliches Verhalten bei der Identitätsfindung ortete Paríková etwa in Familienbindungen (so wurden „Mischehen" mit Slowaken auch aus dem Grund geschlossen, um vor Vertreibung geschützt zu sein), vielmehr aber in der Angst, sich zur „falschen" (sprich: deutschen) Gruppe zu bekennen, denn eine solche „Deklaration" bekam umso mehr Gewicht, je kleiner das Lebensumfeld war – also in Dörfern und Kleingemeinden. Deutsch wurde dort letztlich nur oder vielfach im privaten Rahmen gelehrt und gelernt. Eine Verbesserung des Selbstwertgefühls der Deutschsprachigen kam erst mit der möglich gewordenen Arbeitsmigration nach Österreich und Deutschland. Kern- und Schlußaussage dieses Vortrags war, daß Identität in jedem Falle nur die für sich finden werden, die darüber frei entscheiden können.

Das erste Referat des dritten Tagungstages hielt Birgit Huber, Freiburg („‚Wir wollten gerne singen und tanzen in Tracht, aber wir haben kein Talent dafür'. Karpatendeutsche Jugendliche nach 1989 zwischen Ethnisierung und Anpassung"). Sie beleuchtete – eine instrumentalistische Forschungsposition vertretend – die Rolle der 1997 gegründeten Interessensgemeinschaft „IKeJA" (Internationale Kontakte Jugendarbeit) des „Karpatendeutschen Vereins" als „Identitätsmanager" junger Slowakeideutscher bzw. slowakischer StaatsbürgerInnen mit Deutschkenntnissen, die über das Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Gruppe zu einer Einheit geformt werden (sollen). Huber kontrastierte dabei das vom Verein entworfene Bild vom „Deutsch-Sein", das sich zum Teil durch Relikte der Zwischenkriegszeit manifestiert, mit gegenwärtiger Alltagspraxis der slowakischen Jugend, die sich von der Zugehörigkeit zu „Deutschem" hauptsächlich ökonomische Vorteile erhofft.

Als nächster sprach Rolf Martens, Freiburg, über „Kulturelle und bildungspolitische Förderung der deutschen Minderheit in der Slowakischen Republik seit 1989. Eine kritische Bestandsaufnahme". Er ging näher auf die politischen Rahmenbedingungen, einzelne Maßnahmen, Voraussetzungen für Förderungen bzw. Zielregionen und -gruppen sowie einzelne Aktivitäten (wie z.B. die Pflege von Liedgut, von Trachten u.dgl.) im Rahmen dieses Förderungsprogrammes ein und erläuterte das Procedere in der BRD selbst. Das gesteckte Ziel ist Hilfe zur Selbsthilfe – auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Für die Slowakei sind derlei Aktivitäten und deren Unterstützung wichtig für die Anbindung an das industrialisierte Westeuropa und die EU. Diesbezüglich scheint diese duale Art der Förderung – materielle und immaterielle – durchaus erfolgversprechend zu sein.

Es folgte Ernst Hochberger, Sinn, mit „Die Reformation in der Slowakei – war sie nur ein deutscher Import oder trug sie zur Bildung eines deutschen Bewußtseins bei?" Die Akzeptanz der Reformation (in ungarischer Interpretation „deutscher Import") und der evangelischen Kirche führte er auf die offensichtlichen Mißstände innerhalb der römisch-katholischen Kirche zurück, und auch darauf, daß der höhere Adel, die königlichen Freistädte sowie die Städtebünde offen für die Reformation waren. Allerdings konstatierte er im Laufe der Geschichte keinswegs eine Stärkung des „Deutschtums" durch die Reformation, sondern dessen Zersplitterung in zwei Glaubensbekenntnisse und vier Siedlungsgebiete.

Nächste Referentin war Gabriéla Kiliánová („‚Alle waren dort, allen hat sie gehört'. Die Burg Theben (bzw. Deveny, Devin) als Identitätsort für Deutsche, Ungarn und Slowaken"). Ihr ging es um die Konstruktion eines Identitäts- und Identifikationspunktes mit gleicher Wertigkeit für unterschiedliche Völker. Sie verfolgte den Werdegang dieses Bauwerks mit

seinen sich wandelnden Zugehörigkeiten und damit verbundenen Emotionen bis hin zur nationalen Mythenbildung – vor allem im 19. und 20. Jahrhundert. Sie hob auch die Rolle der daran beteiligten Institutionen (Staat, Kirche, Schule) hervor und betonte, daß und wie die Burg als Ausdrucksmittel von Nationalismus benützt wurde (und immer noch wird), daß sie ein Symbol der Abgrenzung von anderen darstellte und wohl auch so gedacht war. Allerdings, so resümierte Kiliánová, könne wohl jeder Erinnerungsort in dieser Art manipuliert werden.

Am Nachmittag sprach Ulrich Behrens, Freiburg, „Zur Kritik nationaler Kollektivitäts-Konstruktionen am Beispiel von Reiseliteratur über die Slowakei" anhand von einschlägigen Büchern aus den 90er Jahren. Er stellte fest, daß auch Reiseführer (und nicht nur die Politik) auf eine möglichst weit zurückreichende Vergangenheit rekurrieren, um diesen noch jungen Staat zu fixieren und legitimieren; sie seien darum bemüht, Nationalgeschichte als einen nahezu parareligiösen Wert zu vermitteln. Um das zu erreichen, bedient sich derlei Reiseliteratur besonderer Methoden: sie verschweigt, legt aus, erdichtet, kombiniert historische Tatsachen. Auf diese Weise werden nationale Mythen nicht nur erschaffen, sondern auch transportiert; es wird – besonders in diesem Falle – auch verschwiegen, daß es eine einheitliche Nationalgeschichte gar nicht geben könne, da in der Slowakei drei Völker beheimatet waren: Slowaken, Deutsche und Ungarn. Insgesamt erweisen sich Reiseführer als äußerst nützlich für das Konstrukt einer nationalen Identität, womit der Vortragende sowohl den Wert von Nationalismen als auch jenen der analysierten Tourismusliteratur relativierte.

Das Abschlußreferat hielt Jörg Meier, Bochum („Sprachkultur und Sprach(en)kontakte. Geschichte und Gegenwart der deutschen Sprache in der Slowakei"). Da er die Meinung vertrat, daß Sprache Macht bedeute, beschäftigte er sich mit Nationalismus in Zusammenhang mit dem Gebrauch von Sprache. Es ging ihm um Sprachpolitik, um sprachliche Assimilation, Integration und Unterdrückung, was er anhand des Sprachgebrauchs in Ämtern, Institutionen und Schulen erläuterte. Für die Gegenwart konstatierte er, daß die deutsche Sprache in der Slowakei dem Englischen gleichgestellt sei – die deutschsprachigen Programme etwa in Radio und Fernsehen seien besonders populär. Verallgemeinert ließe sich behaupten, daß Sprachenvielfalt bestünde, woran die Entwicklung sowohl der Print- als auch der audio-visuellen Medien beteiligt sei. Hinzu kommt, daß Deutschkenntnisse für die Erlangung von Arbeit wichtig sind – eine nicht zu unterschätzende Motivation für Spracherwerb. Durch Sprachkontakte kommt es im weiteren zu gegenseitiger Beeinflussung bis hin zu Veränderungen im Wortschatz. Allerdings kann man feststellen, daß mehr deutsche Wörter ins Slowakische übernommen wurden als umgekehrt – wobei die deutschsprachige Schrift-

lichkeit größere Bedeutung hat als das bloß gesprochene Deutsch und deutsche Dialekte gänzlich im Aussterben begriffen sind.

Den Abschluß der aus Sicht der Unterfertigten gelungenen und anregenden Tagung (die nicht nur das schon im Programm angesprochene verstärkte wissenschaftliche Interesse am „Miteinander, Nebeneinander und Gegeneinander verschiedener nationaler Gruppen in Ostmitteleuropa" widerspiegelte, sondern vielfache Anregungen für künftige wissenschaftliche Aufgaben und Arbeiten bot) bildete am vierten Tag eine Exkursion durch den Südschwarzwald und das Markgräflerland mit dem Besuch eines Besucherbergwerks, des Landesbergbaumuseums sowie der Synagoge in Sulzburg und des Keramikmuseums in Staufen.

Elisabeth Bockhorn

Bericht zur Tagung „Ethnographic Museums in East- and Central Europe – Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century"

Internationale Konferenz in Budapest, Ungarn, 14.–16. Juni 2001

Diese begrüßenswerte Initiative des Budapester Ethnographischen Museums – und das sei gleich vorweg genommen – fand ihren Niederschlag in der einhelligen Willensäußerung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, weitere Treffen in dieser Form folgen zu lassen. Das Österreichische Museum für Volkskunde hat eine Einladung für das Jahr 2002 ausgesprochen. Zoltán Fejös, Direktor des Ethnographischen Museums in Budapest, hat mit dieser Veranstaltung eine längst notwendige Plattform zumindest einmal ermöglicht, und trotz kurzfristiger Vorankündigung erreichte die Tagungsgesellschaft eine respektable Größe. Der tabellarische Hinweis auf die teilnehmenden Länder Kroatien, Slowenien, Rumänien, Estland, Polen, Ukraine, Bulgarien, Jugoslawien, Deutschland und Österreich scheint berechtigt, um einerseits das breit gestreute Interesse zu präsentieren und Vertreter der fehlenden, jedoch eingeladenen Länder, für eine zukünftige Teilnahme zu motivieren.

Dem Österreichischen Museum für Volkskunde ist die Erneuerung und Intensivierung der Achse Wien–Budapest schon länger ein Anliegen, wenn auch aus verschiedenen Gründen in jüngerer Zeit wenig dafür unternommen werden konnte. Jedoch eine Auflistung der Ausstellungen, die thematisch im mittel- und osteuropäischen Raum angesiedelt sind, die in Kittsee und Wien stattfanden und oft in Kooperation mit den jeweiligen fachlichen

Institutionen der betreffenden Länder durchgeführt wurden, weist nicht nur auf eine Schlüsselrolle der Museen in Wien und Kittsee hin, sondern ist in Umfang und inhaltlicher Vielfältigkeit beispielhaft. Eine solche Darstellung dient nicht dem Eigenlob, sondern vielmehr der Überprüfung der eigenen Zielsetzungen und soll eine Visierhilfe für zukünftige Projekte sein. Die Nachhaltigkeit, d.h. an Ausstellungen festgemachte Themen zu vertiefen, Forschungen anzuschließen, mit Hilfe von Kontakten zu Experten die „Ostsammlung" des Wiener Museums aufzuarbeiten, insgesamt also eine dialogische Zusammenarbeit zu etablieren – all das bedarf auch weiterhin einer engagierten Handlungsweise und sollte Programm für die Zukunft sein.

Das Ethnographische Museum Schloss Kittsee hat sich im Verlauf von rund 25 Jahren durch eine rege Ausstellungstätigkeit im Hinblick auf Mittel-, Ost- und Südosteuropa eine, seinen Möglichkeiten entsprechende, kompetente Position erarbeitet. Auch hier besteht allerdings noch Bedarf an der Weiterentwicklung von Inhalten. Eine Auflistung der durchgeführten Projekte könnte die Konsequenz belegen, mit der man schon vor 20 Jahren ein erweitertes Europa dachte. Während dieser weiträumigen ost- und südosteuropäischen Ausstellungstätigkeit wurden vielfältige Themen in größerem und kleinerem gestalterischen Umfang präsentiert.

Wie gesagt, diese Selbstsicht soll der zukünftigen Arbeit dienen, welche durchaus im Trend der „EU-Osterweiterung" liegen mag. Der musealen Volkskunde/Europäischen Ethnologie eröffnen sich aber dabei einige Möglichkeiten der Neubewertung mehr als 100 Jahre alter Sammlungsbestände. Einen wesentlichen Schritt in diese Richtung stellt die Budapester Tagung dar. Wie so oft stehen dem Dialog abseits von Referaten und Vorträgen sprachliche Probleme entgegen, um so mehr sollte daher der Prozess der gegenseitigen Kenntnisnahme gefördert werden.

Inhaltlich war das Treffen von Präsentationen der einzelnen Institutionen, deren Aktivitäten und Problemen geprägt. In der Abschlussdiskussion leuchtete kurz die eine oder andere Idee für gemeinsame Projekte auf. Zoltán Fejös kündigte ein follow up auf der Homepage des Budapester Museums an, wobei alle Teilnehmer aufgefordert wurden, binnen kurzer Zeit das „mission statement" ihrer jeweiligen Institution zur elektronischen Präsentation einzusenden. Nun, die Ergebnisse dieses Aufrufes sind nicht vorhanden, zumindest – mangels gegenteiliger Erfahrung – schwer zu finden. Aber das Treffen hat stattgefunden, eine Fortsetzung folgt und eine Themenstellung sollte wohl überlegt sein. Gleichsam zur Nachlese folgen nun Auszüge aus den einzelnen Beiträgen.

Konrad Vanja (Berlin) beschrieb die 1999 durch das Zusammengehen des Deutschen Museums für Volkskunde und der europäischen Abteilung des Völkerkundemuseums Berlin erfolgte Gründung des Museums der Europäi-

schen Kulturen in Berlin. Mirella Decheva (Sofia) setzt sich in ihrem Beitrag mit den Erfahrungen des Bulgarischen Nationalen Ethnographischen Museums bei der Präsentation ethnischer Gruppierungen und deren Image in Bulgarien auseinander. Der slowenische Beitrag, erstellt von Irena Keršič, Bojana Rogelj Škafar, Polona Sketelj und Janja Žagar (alle Ljubljana) wurde von Nena Židov vorgetragen. Die Darstellung kreiste um allgemeine Sammlungsproblematiken, deren Zielsetzungen und Systematik. Sasa Sreckovic (Belgrad) sieht das Belgrader Ethnographische Museum mit einer Phase von Veränderungen konfrontiert, in der öffentliche Kulturbudgets stark reduziert werden. Dennoch werden von der Öffentlichkeit hohe Ansprüche an das Museum als Informations-, Wissenschafts-, Kunst- und Bildungszentrum gestellt. In Nadejda Tenevas (Sofia) Beitrag – sie ist Direktorin des Ethnographischen Museums in Sofia – wurde ein musealer Zugang zur Volkskultur Bulgariens sichtbar, der einer Objektivierung bedürfte, denn in angeführten Ausstellungsbeispielen ging es mehr oder weniger bloß um eine Leistungsschau Bulgarischer Handwerkskunst. In ein ähnliches Muster fiel auch der Beitrag von Grzegorz Graff (Krakau). Hier vermittelt das Museum Volksschulkindern die „traditionelle Volkskultur" der Region um Krakau.

Ülle Vahar (Tartu/Estland) und György Balázs (Budapest) referierten zu Sammlungsstrategie, Sammlungsmanagement, konservatorischen Problemen und vorbeugender Konservierung. Simona Munteanu (Cluj/Rumänien) sprach über die Sammlungen des Ethnographischen Museums in Transsylvanien. Die erste ethnographisch-museale Gründung in Rumänien beherbergt u.a. Textilien, Glas, Schäferbekleidung und ungarische Objekte. Das nächste Arbeitsziel ist die Publikaton dieser Sammlungsbestände. Liudmyla Bulhakova (Lemberg) berichtete aus der Ukraine von einem aufkommenden staatlichen Interesse an Forschung und Präsentation volkskundlicher Themen, wobei Arbeiten zu ethnischen Themen besonders viel Aufmerksamkeit entgegen gebracht wird. „Ethnographie ohne Grenzen" stellte Franz Grieshofer (Wien) seinem Beitrag als Motto zur Seite und leitete damit eine kurze Sammlungsgeschichte sowie eine Auflistung abgewickelter Ausstellungsprojekte ein. Er wies darüber hinaus auf das Kooperationsinteresse des Wiener Museums hin. Damodar Frlan (Zagreb) gab einen Überblick über ethnographische Museen in Kroatien, Infrastruktur und Aufbau des Museums in Zagreb sowie dessen Initiative, kleineren Museen in Kroatien nach Möglichkeit Hilfestellungen zu geben.

Nach Vesna Marjanovic (Belgrad) sollen die Ethnographischen Museen des 21. Jahrhunderts Konventionen hinter sich lassen, aus einer „exklusiven Stille" heraustreten und neue Präsentationsformen finden und anwenden. Andrzej Rataj (Krakau) beleuchtete die Entwicklungsgeschichte polnischer ethnographischer Museen vor ihrem politischen und ideologischen Hinter-

grund. Eine Darstellung von Problemen in rechtlichen sowie organisatorischen Bereichen folgte. Rataj möchte auf Grund von Gemeinsamkeiten oder gemeinsamen Wurzeln ost- und mitteleuropäischer ethnographischer Museen Vorschläge für Kooperationen erarbeiten.

Rumänische ethnographische Museen verwalten zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein „wichtiges künstlerisches und dokumentarisches Erbe". Zusammen mit einem „lebendigen Volksleben" in ländlichen Gebieten sieht Magdalena Molnar (Bukarest) dieses Faktum als einen Arbeitsvorteil gegenüber westeuropäischen vergleichbaren Institutionen. Sie sprach von fehlendem Geld, von zu verbessernden Ausstellungsgestaltungen und betonte, daß bei sämtlichen Maßnahmen in Richtung größerer Öffentlichkeit nicht auf die Sammlungen als inhaltliche Basis vergessen werden dürfe.

Svetlana Mitrovic (Belgrad) erhofft sich nach vielen Jahren minimaler Kontakte einen Aufbau von Kooperationen und besserer Kommunikation. Sie sprach eine deutliche Sprache, wenn sie meinte, daß sich das Ethnographische Museum in Belgrad von der Tagespolitik befreien und seine Unabhängigkeit fordern sollte. „Menschen muß ein wahres und komplexes Verständnis ihrer Herkunft erwachsen." Um dies zu erreichen, möchte Elena Bărbulescu (Cluj) den Weg langfristiger musealer Entwicklungsstrategien beschreiten. Sie schlägt vor, an Stelle von statischen Ausstellungsproduktionen Inhalte programmatisch aufzurollen. Ein weiterer Bericht aus Lemberg von Iryna Horban hatte u.a. die verschiedenen Forschungsinhalte und Arbeitsperspektiven des Ethnographischen Museums als Teil des Ethnologischen Instituts an der Nationalakademie zum Gegenstand.

Als Vertreterin des ASTRA Museums Complex war Adina Vărgatu (Sibiu) anwesend. Fast hundert Jahre alt, unter dem Kommunismus mit Verlust einiger Sammlungsteile geschlossen, wurde das Museum 1963 wieder geöffnet, aber der echte Start fand erst im Jahr 1990 mit einer neuen Entwicklungsstrategie statt.

Vor dem Hintergrund dieses Themenfächers wird es nicht schwer sein, zukünftige Tagungsinhalte festzulegen. Allerdings sollten diese auf ihre Anwendbarkeit in Hinblick auf deren Potential zur internationalen Zusammenarbeit zugeschnitten sein.

Matthias Beitl

19. ICOM-Generalkonferenz in Barcelona, 1.–7. Juli 2001

Eindrücke aus der Perspektive des Costume Committee

ICOM öffnete, wie schon so manches Mal woanders erlebt, auch in der katalanischen Metropole Türen, die dem „gewöhnlichen" Kulturreisenden verschlossen bleiben. Barcelona ist derart reich an Kunstschätzen, wunderbaren Sammlungen, modernen Museumsbauten, daß man selbst in einer Woche nur einen Bruchteil dessen für sich erschließen kann. Eingebettet in das Rahmenprogramm des Großkongresses, hatte die lokale Kollegin, Rosa Maria Martín i Ros, Direktorin des Museu Tèxtil i d'Indumentària (Textil- und Kostümmuseum), für eine diesmal bedauerlicher-, aber wegen der relativ hohen Kongreßkosten verständlicherweise kleine Gruppe von Kostümkundlerinnen (und einen Herrn in ihrer Runde) ein Spezialprogramm zusammengestellt, das zwar durchaus interessant war, aber auf Grund organisatorischer Schwächen zum Teil nur mäßigen Genuß bereitete.

Die geführten Touren des Komitees starteten geglückt im Palast der Generalitat, dem Regierungsgebäude der selbständigen Region Katalonien und Sitz des Parlamentspräsidenten. Neben dem St. Georgs Antependium (in reicher Gold- und Silberstickerei von Antoni Sadurní 1451) und flämischen Tapisserien von G. Pannemaker (16. Jahrhundert) blieb besonders der mit Orangenbäumen bestückte Hofgarten in Erinnerung, dessen duftende Orangenblüten angeblich in früheren Jahrhunderten ohne Kanalisation den Gestank des sommerlich überhitzten gotischen Viertels der Stadt übertönen helfen sollten. Daran schloß sich eine ausführliche Besichtigung der Kathedrale und des an diesem Abend nur für die Komiteemitglieder zugänglichen Kirchenschatzes und ein gemeinsames Abendessen des Komitees.

Die Exkursion des Kostümkomitees führte am nächsten Tag nach Girona, berühmt für ihr historisches jüdisches Viertel, die Kathedrale samt Schatzkammer, den Bischofspalast, heute Sitz des Museu d'Art (Diözesanmuseum) und die wunderbare Kirche Sant Feliu. Den tiefsten Eindruck dieses Tages hinterließ der berühmte Schöpfungsteppich aus dem 11.–12. Jahrhundert, ein Meisterwerk der Textilkunst und eine Fundgrube für volkskundlich-ikonographische Studien. Er zeigt in der Mitte den Schöpfer, rundum die Erschaffung der Welt mit den einzelnen Schöpfungstagen und in einer weiteren Umrahmung Jahreszeiten- und Monatsdarstellungen. Leider war diese Kathedralenführung, wie auch bereits jene des Vortages, getrübt durch unzureichende Übersetzungen und ermüdende Stehzeiten aufgrund mangelnder Programmkoordination. Gerne hätte man hier eine profundere fachliche Erläuterung gehabt.

Der Vormittag des vierten Konferenztages war für die Berichterstatterin geprägt durch den „Dienst" am ICOM-Österreich – Stand des Trade Fair, wo sich das Österreichische Nationalkomitee als Kandidat für die Ausrichtung der übernächsten Generalversammlung von ICOM, die 2007 stattfinden wird, präsentierte. Aus einer Reihe von freundlichen Gesprächen mit Kongreßteilnehmern und am Trade Fair zugegenen Firmenvertretern wurde deutlich, daß die Stimmung unter den ICOM-Mitgliedern weltweit für Wien 2007 überaus positiv wäre. Da die ICOM-Politik aber bekanntlich in Paris gemacht wird und der Dynamik eigener Gestze und wenig transparenter Entscheidungsfindungen unterliegt, bleibt diese Kandidatur, trotz offizieller Unterstützung der Bundesregierung, vorläufig ein offenes Spiel.

Der Nachmittag dieses Tages war dem Besuch des seit Jahren geschlossenen Volkskundemuseums im sogenannten Poble Espanyol, einem ethnographischen Dorf, errichtet aus Anlaß der Weltausstellung 1929 und heute Touristenzentrum erster Ordnung, gewidmet. Das triste Schicksal des Museu d'Etnologia (Arts i Tradicions Populars) mit seinem mehrfachen Wechsel von bescheidener Existenz und notgedrungenen Schließzeiten, stimmte umso betrübter, je mehr man dem touristischen Kommerztreiben in den Geschäftslokalen der Gebäude des „Spanischen Dorf-Freilichtmuseums", mit Hauskopien aus den verschiedenen spanischen Provinzen, zusah. Während hier sogenannte Volkskunst meist minderer Qualität guten Absatz findet, werden dort 40.000 Objekte hervorragender Qualität von nur mehr vier verbliebenen Mitarbeitern in den Depots im Verborgenen gepflegt, aber doch immerhin wenigstens vor dem Verfall gerettet.

Der letzte Komitee-Tag begann mit einer Führung durch das Rathaus, dessen Inneres von neugotischer Ausstattung und historisierenden Fresken und Illusionsmalerei geprägt ist. Ein wahrer Kontrast zum anschließend besuchten FAD im Convent dels Angels. Hinter diesem Kürzel verbirgt sich ein privatwirtschaftlich organisierter Verband von Künstlern und Kreativen verschiedener Richtungen wie Architektur, Industriedesign (ADIFAD), Graphicdesign, Handwerk (Crafts Association IPEFAD), Fashion (MODAFAD), Schmuckdesign, Audiovision. Die einzelnen Sektionen der Gesellschaft, die aus 1500 Mitgliedern (Einzelmitgliedern und Firmen) besteht, organisieren ca. 30 Veranstaltungen jährlich. Nur 6% des Budgets wird subventioniert, den Rest erwirtschaftet man durch ebenjene Eigenveranstaltungen. Der Besuch dieser Institution faszinierte nicht nur wegen der Präsentation durch besonders engagierte und sympatische Verbandsmitglieder von MODAFAD, sondern auch wegen der außerordentlich gelungenen Revitalisierung des historischen Gebäudes.

Eine weitere phantastische Entdeckung in dieser Stadt war das Museu Frederic Marès. Der 1893 geborene und 1991 verstorbene Bildhauer Marès

war ein begnadeter Sammler, für den, im Einführungstext zu dem von ihm der Stadt Barcelona geschenkten Museum, nicht zu Unrecht der Terminus *la passió* – passion – Leidenschaft zu lesen ist. Im „Sammlerkabinett" des 2. Stockes des Museums, welches in Wahrheit aus einer Vielzahl von Räumen besteht, schreitet man an unzähligen, vom Künstler selbst arrangierten Tableaus in eigens angefertigten Vitrinen von hervorragender tischlerischer Qualität entlang und kann sich gar nicht genug delektieren an den geheimnisvollen Stücken des „Nativity scene figures Room", „Wrought-iron works Room", „Smoker's Room", „Seashellwork Room", „Timepiece Room", „Faith Room", „Gentleman's Room", „Ladies Quarter" u.a. Nicht zu vergessen auch ein großer Saal, der ganz allein den künstlerischen Werken und Devotionalien der Verehrung der Madonna von Montserrat gewidmet ist. Dieses famose Museum ist ein absolutes Must für kulturgeschichtlich interessierte Barcelona-Besucher.

Den Beschluß des Kostümkomitee-Programms bildete ein Besuch des Museums der Gastgeberin, welches Sammlungen koptischer, hispano-arabischer Textilien und liturgischer Gewänder der Gotik und Renaissance sowie Mode von der Barockzeit bis in die Gegenwart, darunter einige spanische Designer wie Balenciaga, Pedro Rodríguez, Manuel Pertegaz präsentiert. Zwischen dem offiziellen Programm gingen sich nur noch Kurzvisiten in der Fundació Miró, im Picasso-Museum und im neuen, von Richard Meier erbauten Museum für zeitgenössische Kunst (MACBA) aus. Nicht zu vergessen für Schokoholics: das Museu de la Xocolata im Convent de Sant Agusti, erst vor acht Monaten eröffnet als fünftes Museum seiner Art weltweit.

Insgesamt bot das Costume Committee von ICOM in Barcelona ein eher trauriges Bild: geringe Teilnehmerzahl, überalterte Mitgliederstruktur (wenn auch durchsetzt von liebenswürdigen pensionierten überaus verdienten Fachdamen, die herzlich willkommen sind), kaum Nachwuchs in Sicht, nur drei angemeldete Vorträge (bei einer Mitgliederzahl von 173 voting members). Dem neugewählten Vorstand – Chair: Johanna Marshner (Großbritannien), Secretary: Katia Johansen (Dänemark), Tresurer: Rainer Y (Deutschland) – wurde also kein wohlbestelltes Haus und damit leichtes Erbe übertragen. Ein schwacher Kongreß wie jener von Barcelona kann da ein Übriges tun, um das Interesse an der Fachkomiteearbeit schwinden zu lassen.

Ähnliches läßt sich leider auch von der Organisation des Gesamtkongresses konstatieren. Die über 2000 Kongreßteilnehmer waren mit großen Erwartungen gekommen, die sich aber nur unter Einsatz beträchtlicher Eigeninitiative erfüllten. Auch die Plenarsitzungen blieben hinter den Erwartungen zurück und erfüllten im Vergleich zu früheren Kongressen nicht

die an eine solche Veranstaltung anzulegenden Maßstäbe. Einzig der Eröffnungsvortrag des Soziologen Manuel Castells (Professor an den Universitäten von Barcelona, Madrid, Berkeley, Paris) bot interessante Perspektiven in der Argumentation der Situierung der Museen im Informationszeitalter als „Kulturelle Verbindungsorte von Zeit und Raum".

Castells sprach von einer hyperkommunikativen Gesellschaft in der jedoch die individuelle Kommunikation ständig schwindet, und in der es nur mehr fließende Orte in einer zeitlosen Zeit gibt. Hier könne das Museum als konkreter Ort Orientierung bieten und kulturelle Botschaften in spezifischen sozialen Kontexten durch reale Dinge vermitteln. Denn die Menschen teilten heute immer weniger Erfahrungen miteinander. Jeder picke sich nur noch Informationsteile aus dem Netz des Angebots, was eine totale Fragmentierung der Kontexte zur Folge hat. Jeder ist auf den Hypertext der eigenen Individualität zurückgeworfen. Nichts ist mehr Ganz im Leben, weder die beruflichen noch die privaten Biographien.

Das fragmentierte Leben der Individuen, ausgefüllt durch Kodieren und Dekodieren, durch den Austausch fremder Protokolle, zerstöre jegliche menschliche Dignität. Die Komprimierung der Zeit (mehr und mehr Aktivitäten in kürzeren und kürzeren Abständen) führe zu einem Inferno der persönlichen Psychen. Die Kultur könne hier Kontrapunkt sein, die Kunst eine Brückenfunktion ausüben, das Museum ein konkreter Ort chronologischer Sequenzen werden, der die Entfremdungen relativiert.

Die Desorganisation dieser globalen Konferenz hat Castells Thesen ungewollt gestützt. Gerettet haben die Tagung zweifellos die Museen Barcelonas, die überaus freundlichen Menschen Kataloniens und das soziale Rahmenprogramm mit drei geglückten großzügigen Einladungen: einem Abendempfang am Eröffnungstag im Museu Nacional d'Art de Catalunya (mit prächtigem Wasserspiel entlang des Parc Montjuïc), einem Galadinner im Pueblo Español (mit Tanz zu mitreißender Latin Music) und eine Abschiedsparty in Barceloneta Beach (mit einem prachtvollen Aufgang des katalanischen Mondes aus dem Meer).

Die Ankündigung des spanischen ICOM-Präsidenten bei der ebenfalls etwas danebengegangenen Eröffnungsfeier des Kongresses, was man von solchen Konferenzen gewöhnlich mit nach Hause nähme, war offenbar programmatisch: das Essen war excellent, die Vorträge so là là, man traf die Leute, die man treffen wollte, man lernte ein paar neue kennen, man besichtigte eine interessante, hübsche Stadt, und wieder zu Hause, kehrt man zu seriöser Arbeit zurück.

Margot Schindler

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 345–394*

Literatur der Volkskunde

ERRATUM

Durch einen bedauerlichen Irrtum wurde die Rezension zu BELAJ, Vitomír: *Die Kunde vom kroatischen Volk. Eine Kulturgeschichte der kroatischen Volkskunde* in ÖZV LV/104, Heft 1/2001, S. 69–71 mit einem falschen Autor versehen. Die Rezension wurde von Rastislava Stoličná verfasst. Wir bitten die Leser, dieses Versehen zu entschuldigen.

DRESSEL, Gert, Bernhard RATHMAYR (Hg.): *Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft. Versuch einer Reflexiven Historischen Anthropologie* (= Sozial- und Kulturwissenschaftliche Studien, Bd. 2). Innsbruck, Studia-Universitätsverlag, 1999, 279 Seiten.

Das „Interuniversitäre Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Klagenfurt, Wien, Innsbruck und Graz" (IFF) hat diesen in seiner Art außergewöhnlichen Sammelband mit Ergebnissen seiner bisherigen Tätigkeit zur Diskussion gestellt. Worum es sich im allgemeinen handelt, ergibt sich bereits aus dem instruktiven Titel: Es geht um die Erforschung von Menschen in ihrer Pluralität – nicht um den abstrakt gedachten Menschen schlechthin –, vor allem als historisch-gesellschaftlich geprägte Individuen mit ihren jeweiligen Formen von Lebensweisen, kulturellen Äußerungen usw. All dies beinhaltet der zweite Titelbegriff Gesellschaft. Er wird historisch gedacht und angewendet jeweils von der Epoche der Aufklärung (17./18. Jahrhundert) bis zur Gegenwart. Die interdisziplinär konzipierte und als „historische Anthropologie" betriebene Wissenschaft betrachtet es als ihre Aufgabe, diesen so determinierten Menschen ihre Untersuchungen zu widmen.

Historische Anthropologie ist zugleich Leitbegriff für jene die Erkenntnis fördernden Disziplinen von der Ethnologie/Volkskunde, über Soziologie, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte bis zur Einbeziehung von Naturwissenschaften einschließlich der Mathematik, sofern sie der kulturanthropologischen Zielstellung dienlich sind. Darüber handeln eine ganze Anzahl von z.T. schon verstreut publizierten Beiträgen meist ethnologisch-linguistischer Art, die in einem Kapitel „Wissenschaft und Gesellschaft" (S. 53–

168) zusammengefasst sind, die im Einzelnen zu erörtern aber den Rahmen einer Rezension sprengen würden. Zu Wort kommen Japanologie (Sepp Linhart), Afrikanistik (Walter Schirho), Chinastudien (Erich Pilz), Bulgarische Volkskunde (Anelia Kassabova), deutsche Volkskunde (Konrad Köstlin) und Mathematik (Roland Fischer).

Bemerkenswert ist an diesen Studien, dass sie ihre Erkenntnisse zumeist aus historisch-gesellschaftlichen Reflexionen über die Wissenschaftsgeschichte der behandelten Disziplinen gewinnen.

Verglichen mit den bekannten „Schwierigkeiten" der deutschen Historiographie etwa über ihre Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus („Volksgeschichte"), bekennen sich gerade die ethnologischen Fachgebiete zu den letztlich nicht erst seit heute bekannten, nachweisbaren und häufig bestimmenden gesellschaftlich-ideologischen Einflüssen, gar Indoktrinationen von „oben" auf Forschungsgegenstände im allgemeinen und die Anwendung konkreter Untersuchungen auf gewisse Vorgaben.

Der Wissenschaftshistoriker wird diese Ausführungen mit Interesse, wenn nicht gar mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen und – seinem Kreis zur Diskussion stellen; dies umso mehr, als Interdisziplinarität gewissermaßen die Voraussetzung für neue wissenschaftsgeschichtliche Erkenntnisse sein kann. „Und", schreibt Michael Mitterauer, „Interdisziplinarität hat soziale Voraussetzungen, nämlich eine Atmosphäre, in der man sich auch wirklich ungeschützt der Begegnung mit fachlich Fremdem und Fremden aussetzen kann." (S. 15) Von einem solchen wissenschaftsgeschichtlichen Aspekt her ergibt sich auch der angewandte, gesellschaftliche Stellenwert der gegenwärtigen „Historische(n) Anthropologie als Hermeneutik des Menschen Möglichen", zu der Bernhard Rathmayr sich äußert, wonach „das Interesse an Geschichte kein historisches, sondern ein aktuelles war, ein gegenwärtiger Erklärungsnotstand, die Einsicht, dass die Gegenwart aus sich selbst nicht verstanden werden kann" (S. 27), denn: „Es geht um eine Entbindung des Menschlichen aus einer von den Leiden und Hoffnungen der Gegenwart aus angefragten Geschichte der Menschen" (ebda.) – „Historia magistra vitae est" wusste schon Cicero.

Ein wichtiger Baustein „Reflexiver Historischer Kulturanthropologie" sind „Lebensgeschichten", denen sich hier vor allem Michael Mitterauer als maßgebender Inaugurator des IFF seit langem widmet. Er hat auch den Einführungstext zum Kapitel „Wissenschaften und Lebensgeschichten" geschrieben (S. 3–52) – seine eigene Vita „Geschichte – Gesellschaft – Lebensgeschichte" (S. 3–16) ist ein geradezu klassisches Beispiel des Werdegangs eines Sozialhistorikers und Soziologen, der aus einer empfundenen Enge des eigenen Fachgebietes den Weg zu einer gesellschaftlich relevanteren historischen Disziplin der „Historischen Anthropologie" eingeschla-

gen hat. Gesonderte Abhandlungen zu den „Rändern der Philosophie" (Elisabeth List) und zu den „Standpunkten der Soziologie" (Gerhard Strohmeier) ergänzen nicht nur die Thematik dieses Kapitels, sondern verweisen auch relativ häufig auf lebensgeschichtliche Entwürfe vor allem französischer Historiker der Annales-Schule hinsichtlich der kulturanthropologischen Profilierung ihres Faches: Philippe Ariès, Pierre Bourdieu, Royer Chartier, Pierre Vora, Michel Foucault, Georges Duby, Jacques Le Goff u.a., aber ebenso Clifford Geertz, Wolfgang Kaschuba, das Tübinger Institut für empirische Kulturwissenschaft, Alf Lüdtke, Hans Medik, Otto-Gerhard Oexle, und Hans Ulrich Wehler.

Nach einer Art allgemeiner Ergänzung (und einer theoretischen, bisweilen theoretisierenden Zusammenfassung) durch drei Beiträge im Kapitel „Mensch – Gesellschaft – Wissenschaft: Thematische Annäherungen" (S. 171–241) von Karl Ille, Ingomar Weiler und Bernhard Rathmayr schließt Gert Dressel, einer der Aktivsten des IFF, mit einem „Epilog" ab (S. 245–271).

Für ihn sind „Wissenschaft und Gesellschaft keine Gegensätze" (S. 270) wie auch „historisch-anthropologisches Wissen immer als gesellschaftliches Wissen zu begreifen ist" (ebda.). Darüber hinaus sollen die vom IFF angestellten Interviews mit ZeitzeugInnen zu Forschungsthemen, zu wissenschaftsgeschichtlichen Erörterungen u.ä. zeigen, „wie sich spezifische gesellschaftliche Strukturen und Ereignisse jeweils biographisch vermittelt haben und inwiefern sie darüber auch die historisch-anthropologische Wissenschaftspraxis strukturieren" (S. 268). Dies aber sei – und dem möchte der Rezensent ausdrücklich zustimmen – „eine Grundvoraussetzung dafür, dass sich die Struktur wie auch die Inhalte von Wissenschaften – und nicht nur solche der eigenen – mehr demokratisieren" (S. 271).

Wo und in welcher Forschungs- und universitären Lehreinrichtung – außer dem IFF – wird ein solches Paradigma wohl noch so umgesetzt und praktiziert?

Wolfgang Jacobeit

BENEDIKTER, Roland (Hg.): *Postmaterialismus. Bd. 3: Die Arbeit* (= Passagen Ökonomie). Wien, Passagen Verlag, 2001, 141 Seiten.

„Die Veränderung von Begriff und Selbstbewußtsein von Arbeit unter dem Signum ihres Verschwindens im Zeitalter von Technisierung, Virtualisierung und Rationalisierung" – das ist, so der einführende Kurztext, Thema dieses Bandes. Die zentrale (und einigermaßen idealistische) Perspektive

des Herausgebers Roland Benedikter, die er in einem, den drei Beiträgen des Buches vorangestellten „Überblick" formuliert, lautet: „In einer Welt, in der die Technik schrittweise alle Bereiche der klassischen Arbeitsformen in Organisation, Produktion und Distribution übernimmt, wird nur das im engeren Sinn Menschliche als Tätigkeitsbereich für den Menschen übrigbleiben. Das Menschliche allein wird für den Menschen zur Vertiefung, Veredelung und ‚Bearbeitung', das heisst als Gegenstand für seine arbeitende und pflegende Tätigkeit zurückbleiben dort, wo die Technologien alles andere übernehmen." Bei der solcherart notwendigen Transformation des Arbeitsbegriffes muss, nochmals Benedikter, „die Philosophie den Wirtschaftswissenschaften beistehen und in Teilbereichen sogar vorausgehen": bei Überlegungen zu den Folgen der Freisetzung der Menschen von Arbeit, zur Neu- und Umverteilung der Arbeitsmenge, zu sozialen Verteilungs- und geistigen Einstellungsproblemen ...

Beistehen und *vorausgehen* vermögen wohl auch die meisten Sozial- und Kulturwissenschaften; ob die Wirtschaftswissenschaften, die globalen Konzerne, die Share-Holder auf einen solchen Beistand zurückgreifen oder den Vorausgehenden folgen werden, bleibt jedoch abzuwarten. Und dass die Entwicklung in den Industrienationen zumindest mittelfristig anders verlaufen wird als in vielen afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Staaten, darf angenommen werden – was allerdings den Wert von Überlegungen zur Zukunft der Arbeit und des Arbeitsbegriffes keineswegs schmälert.

David Macarov, emeritierter Soziologieprofessor an der Universität Jerusalem, sieht in seinem Beitrag („Die Trennung von Arbeit und Einkommen") Arbeit als einen Schlüsselbegriff der Moderne an. Daher stellen sich für ihn angesichts des zu erwartenden Wandels sieben Fragen für die Zukunft, in der „die Gesellschaft nicht mehr die gesamte zur Verfügung stehende Arbeitskraft benötigt und für sie auch keine Verwendung findet." Auf die Fragen (wer wird die auch künftig noch notwendige Arbeit verrichten, wie werden die Ressourcen der Gesellschaft verteilt, wie sieht die Trennung von Arbeit und Einkommen aus, was wird die arbeitslose Gesellschaft tun ...) gibt es nur hypothetische Antworten, so auch auf die wichtigsten, wodurch nämlich der moralische Wert, den Arbeit heute repräsentiert, ersetzt werden und ob es möglich sein wird, „die Gesellschaft auf andere Werte als Arbeit zu basieren" – Kreativität und Freude etwa.

„Eine postmaterialistische Neubewertung der Arbeit" unternimmt dann Michael Ross, Mitarbeiter der Gruppe „Wege zur Qualität" und einer „Werkstatt für Unternehmensentwicklung". In seiner Abrechnung mit den traditionellen Formen wirtschaftlichen Denkens gelangt er schließlich zu zwölf unternehmerischen Gestaltungsfeldern, die für eine zukunftsfähige

Zusammenarbeit notwendig sind als Konstitutionsbedingungen postmoderner Arbeitsgemeinschaften und die letztlich das Ziel haben, „dem anderen Menschen die bestmöglichen Bedingungen (Produktions- und Konsumtionsmittel) für seine Entwicklung bereitzustellen."

Der letzte und längste Aufsatz stammt von Stefan Brotbeck, Lehrbeauftragter an der Universität Basel. In „Arbeit und Zeit – Elemente für eine transmaterialistische Philosophie der Arbeit" formuliert er u.a. „Anregungen zu einem erweiterten Selbstverständnis des arbeitenden Menschen", wobei für die Zukunft – und da stimmen die drei Verfasser weitestgehend überein – die schon im Titel von Macarovs Beitrag anklingende „Entkoppelung von Arbeit und Einkommen" ein vorrangiges Ziel wäre, um, so Brotbeck, „den Tätigkeitsbegriff vor seiner ökonomischen Verkürzung zu bewahren." Voraussetzung dafür ist eine existentielle Grundsicherung, die auch ermöglichen soll, dass aus der jetzigen Freizeit eine „Zeit der Freiheit" wird: Freie Zeit für individuelle Freiheit und Initiative, ergänzt um Sozialzeit für soziale Verantwortung und gesellschaftliche Partizipation sowie um Erwerbszeit zur Befriedigung regenerativer Bedürfnisse.

Wann und wie (und ob) es im 21. Jahrhundert zur Befreiung des Menschen von Arbeit im herkömmlichen Sinne kommen wird, bleibt nach der Lektüre des anregenden Bandes selbstverständlich offen; was jedenfalls bleibt ist die Hoffnung auf diese Befreiung, der schon Hannah Arendt (in einem auch von Brotbeck herangezogenen Zitat) im 20. Jahrhundert Ausdruck verliehen hat: „Die Neuzeit hat im siebzehnten Jahrhundert damit begonnen, theoretisch die Arbeit zu verherrlichen, und sie hat zu Beginn unseres Jahrhunderts damit geendet, die Gesellschaft im Ganzen in eine Arbeitsgesellschaft zu verwandeln. Die Erfüllung des uralten Traums trifft wie die Erfüllung von Märchenwünschen auf eine Konstellation, in der der erträumte Segen sich als Fluch auswirkt. Denn es ist ja eine Arbeitsgesellschaft, die von den Fesseln der Arbeit befreit werden soll, und diese Gesellschaft kennt kaum vom Hörensagen die höheren und sinnvollen Tätigkeiten, um derentwillen die Befreiung sich lohnen würde."

Olaf Bockhorn

BELTING, Hans, Dietmar KAMPER (Hg.): *Der zweite Blick. Bildgeschichte und Bildreflexion*. München, Wilhelm Fink Verlag, 2000, 291 Seiten.

Der erste Blick aufs Bild war noch geprägt von einem differenzlosen Gefühl eines „Im-Bilde-Seins". Eine durch die modernste „Bilderflut" ausgelöste Verunsicherung markiert nun eine Differenz und kommt auch in der Frage:

„Was ist ein Bild?" zum Tragen. Eine Frage, die heute in Diskursen ganz verschiedener Art gestellt wird. Dies könnte als Motto für das vorliegende Buch mit Texten von 15 AutorInnen gelten, das nach einem Konsens darüber sucht, wie die Frage nach den Bildern gestellt werden kann.

Die meisten Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, welche die Herausgeber 1997 am Einstein-Forum in Potsdam veranstaltet haben, gefördert vom Interdisziplinären Zentrum für Historische Anthropologie der Freien Universität und dem Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. In seinem Vorwort nimmt der renommierte Kunsthistoriker und Medientheoretiker Hans Belting (u.a. *Bild und Kult,* 1990) Bezug auf eine Anthropologie des Bildes und meint, dass die Bilderproduktion wie die Bildwahrnehmung zu den symbolischen Handlungen gehören, in denen sich eine Zeit selbst darstellt. So weit, so gut. Darauf folgt allerdings ein weitreichender Definitionsanspruch, der angesichts der Breite des Themenfeldes eindeutig vermessen erscheint und etwas stutzig macht: „Eine Geschichte der Bilder würde erst in einer Anthropologie, wie sie derzeit an den beiden Wirkungsorten der Herausgeber entworfen wird, ihren genuinen Sinn erhalten." (S. 9) Damit sind das eingangs erwähnte IZfHA in Berlin und das Institut für Kunstwissenschaft und Medientheorie an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe gemeint.

In der Tat finden wir innerhalb der Autorenschaft bekannte Vertreter der philosophisch orientierten Historischen Anthropologie wie Dietmar Kamper, Gunter Gebauer, Hartmut Böhme oder Thomas Macho. Auch bei den anderen Beiträgen handelt es sich um kunst- und medientheoretische, philosophische Abhandlungen namhafter Autoren, darunter von W. J. T. Mitchell, Thierry de Duve, Christina von Braun, Hans Ulrich Reck, Siegfried Zielinski, Gerburg Treusch-Dieter und Jean Baudrillard. Einige von ihnen haben ebenfalls historisch-anthropologische Arbeiten vorgelegt wie beispielsweise H. U. Reck mit seiner *Historischen Anthropologie der Medien*, 1996. Damit wird auch klar, dass unter Historischer Anthropologie hier nicht ein sozialwissenschaftlich-empirisch orientierter Ansatz verstanden wird. Wer jedoch die AutorInnen nicht schon kennt, erfährt hier nichts über sie, eine Autorenliste fehlt nämlich.

Nach diesen anfänglichen Irritationen nun zu den Inhalten des Buches. Auf eine Argumentation der Auswahl der Beiträge und auf eine ausgeklügelte Strukturierung des Bandes wird verzichtet. Das Buch teilt sich schlicht in zwei große Abschnitte, geknüpft an zwei Leitfragen: „Was ist ein Bild?" und „Was heißt Sehen?". Die einzelnen Beiträge decken innerhalb des erwähnten Ansatzes eine recht breite Palette an Themen ab, die von der Evolution von Dinosaurierbildern über den Bildaufbau in Manets „Bar" oder die Geschlechtsspezifika im frühchristlichen Bilderstreit bis zur Idola-

trie (d.h. Abgötterei) heute reicht. Der behandelte Zeitraum erstreckt sich dabei von der Antike bis zur Gegenwart. Die folgenden Erläuterungen zu ausgewählten Texten sind exemplarisch und spiegeln zugegebenermaßen auch die Interessen des Rezensenten wider.

Im ersten Aufsatz geht Dietmar Kamper dem Verdacht nach, ob der Umgang mit Bildern heute trotz des damit assoziierten Freiheitsversprechens zwanghaft sei und reisst dabei ein ganzes Bündel an philosophischen bis spekulativen Fragen an, die freilich im gegebenen Rahmen gar nicht beantwortet werden können. Etwa: „Versteckt sich in der Frage ‚Was ist ein Bild?' die Frage: ‚Was ist der Mensch?'". „Ist die aktuelle Bilderflut eine Antwort auf frühere Bilderstürme?" oder „Was passiert in der Bildabstraktion, im Übergang vom Raum zur Fläche?" u.v.m. Ausführlich Bezug genommen wird dabei auf Benjamins Kunstwerkaufsatz und Heideggers „Zeit des Weltbildes".

Der Philosoph Hartmut Böhme behandelt darauffolgend den *Wettstreit der Medien im Andenken der Toten* in kunsthistorischer und medientheoretischer Perspektive. Allerdings setzt sein Beitrag, der damit nicht allein steht, einiges an einschlägigem Vorwissen voraus. Wussten Sie etwa, was „Paragone" bedeutet? Ein Schlüsselbegriff in Böhmes Ausführungen, erklärt wird er jedoch nur andeutungsweise an späterer Stelle. (Für Interessierte: Beim Paragone, ital. Vergleich, handelte es sich um einen Kunstdisput der italienischen Renaissance darüber, welcher Sinn und dadurch welche Kunstgattung mehr Gewicht habe: der Gesichtssinn bzw. die Malerei oder das Tasten bzw. die Bildhauerei.) Die fächerübergreifende Verständigung kommt also – noch dazu in einem Projekt, das sich auch interdisziplinär definiert – auf weiten Strecken zu kurz.

Der Kunstwissenschafter und Medientheoretiker W. J. T. Mitchell, der den Begriff „pictorical turn" für die Sozial- und Kulturwissenschaften mitgeprägt hat, entwirft in einem originellen Beitrag über die *Evolution von Bildern* wiederum einen theoretischen Ansatz, der auch für EthnologInnen und HistorikerInnen bei der Untersuchung populärer Bilderwelten von Interesse sein könnte. Er greift eines der mittlerweile bekanntesten und vertrautesten Tierbilder, das Dinosaurierbild auf (das Bild eines Tieres, das nur noch in Bildern lebt) und zeichnet „in phänomenologischer Geduld" die Wege nach, auf denen sich dieses Bild in der wissenschaftlichen und populären Vorstellungswelt entwickelt hat. Zugrunde liegt ein gewiss strittiges, quasi-evolutionistisches Modell, die Auffassung eines Bildes als „künstliche Lebensform" und „mit Eigenleben". Die Geschichte der Dinosaurierbilder erweist sich dabei als die Geschichte nicht einer geradlinigen Vorwärtsbewegung, sondern als Geschichte einer dialektischen Entwicklung. Diese Bilder stellen für Mitchell eine „Schnittstelle von kulturellen und natürlichen Determinanten dar, eine Wegkreuzung von wissenschaftli-

cher Erkenntnis, sozialen Interessen und psychologischen Wünschen" (S. 51). Selbst wenn Mitchell in der gebotenen Kürze manche empirische Hinweise und soziale Kontextualisierungen schuldig bleibt, ist seine Annäherung bereichernd.

Aus dem ersten Block des Bandes sei noch die Arbeit von Marie José Mondzain erwähnt, der die gegenwärtig diskutierte (von wem?) „Krise des Ikonoklasmus" und den „Krieg der Bilder" zum Anlass nimmt, um am Beispiel der „byzantinischen Moderne" und des Bilderstreits die Verschiebung von einer Terminologie der Krise zur der der Kritik nachzuzeichnen.

Den zweiten Abschnitt leitet Hans Ulrich Reck ein, indem er versucht, gängige Medienbegriffe auf die Kunst und die Kunsttheorie anzuwenden. Dabei wird ein „Modell der Intensitäten und Diversitäten" für die alte wie die neueste Kunst entworfen. Demnach bezeichnen Bilder seit ihrer Erfindung als neuzeitliche Kunst in Europa den Ort der Krise. „Sie artikulieren, was sie selber erleiden und was sie prägt: Risse, Brüche. [...] Sie halten nur als und durch Krisen Intensitäten offen, die sie unentwegt neu verknüpfen und wieder trennen." (S. 207) Der Philosoph und Soziologe Jean Baudrillard widmet sich in seinem Essay *Denn die Illusion steht nicht im Widerspruch zur Realität* als einziger ausführlich dem photographischen Bild und seinem Verhältnis zur Wirklichkeit (zuerst abgedruckt im Ausstellungsband *Jean Baudrillard – Fotografien 1985–1998).* Indem er die Optik und das Objektiv – mit Worten – quasi umkehrt, stellt er die Grundregel auf, wonach das Objekt es ist, das uns sieht: „Es ist die Welt die uns reflektiert, es ist die Welt, die uns denkt." (S. 271) Schließlich analysiert Hans Belting die moderne ‚aufgeklärte' Form von Bilderverehrung oder Idolatrie im Spannungsfeld zwischen alter und neuer Realität und stellt dabei Bezüge zu ihrer möglichen Rolle in Gesellschaft und Politik dar.

Was leistet nun dieses Werk in Zeiten des „iconic turn" und angesichts der Fülle an neuerer Literatur zum Thema Bild und visuelle Kultur? Und was können von ihm EthnologInnen und KulturhistorikerInnen mitnehmen? Der Ertrag des vorliegenden Bandes liegt eindeutig auf der reflexiven Ebene, auf der Reflexion von Kunst(-geschichte) sowie allgemeiner Medientheorie, die hier in einer anregenden Breite vorgenommen wurde. In zahlreichen Beiträgen haben sich allerdings wieder einmal Exklusivität, Abgehobenheit und Empirieferne der philosophisch orientierten Historischen Anthropologie gezeigt. Für Nicht-KunsthistorikerInnen oder Nicht-PhilosophInnen sind viele Texte einfach schwer zugänglich. Im Themenkomplex: *Wer produziert, welche Bilder, unter welchen Umständen, für wen und wie werden diese rezipiert?,* bleibt also gerade in Zeiten einer medialen Explosion noch viel Platz für Erkundungen.

Sándor Békési

EHMER, Josef, Peter GUTSCHNER (Hg.): *Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge.* Wien, Köln, Weimar, Böhlau, 2000, 437 Seiten.

Im Vorwort erklären die beiden Herausgeber, warum sie die (für mich immer wieder irritierende) Metapher des Spiels für den Titel ausgewählt haben: Sie steht für die Idee, dass Menschen unterschiedlichen Alters als Akteure Beziehungen selbst gestalten, übereinstimmend oder konfliktreich, in Konkurrenz zueinander oder solidarisch Ziele verfolgend. Von diesem Ausgangspunkt aus richten AutorInnen verschiedenster Fachbereiche – Geschichte (Wirtschafts- und Sozialgeschichte), Sozialwissenschaft und Altersforschung – den Blick auf Komplexität und historische Variabilität von Generationenbeziehungen, unter anderem mit dem Ziel, die Sensibilität für rezente Formen und die Kommunikation darüber zu verbessern.

Josef Ehmer leitet in diesem Sinne ein mit einem Aufsatz zu Alter und Generationbeziehungen im Spannungsfeld von öffentlichem und privatem Leben. Er vermittelt einerseits einen Einblick in den aktuellen öffentlichen Diskurs über das Alter, der geprägt ist von Ambivalenzen, von teils konträren Sicht- und Sprechweisen (vom Bild der ‚farblosen Gerontos' bis zur Rede vom ‚Diktat der Alten' [S. 16]). Andererseits liefert er einen Überblick über den Sammelband und stellt die Texte in einen Zusammenhang. Ehmer kritisiert, dass die Sozialwissenschaften gegenwärtige Generationenbeziehungen in jenem Maße idealisierten, in dem sich JournalistInnen allein auf deren konflikthafte Ebene (den brüchigen Generationenvertrag etc.) konzentrierten. So definiert er ein weiteres Anliegen des Bandes: das Bemühen, ja die Notwendigkeit, den Forschungsstand zu relativieren bzw. kritisch zu reflektieren; zentral soll die Ebene des Diskurses sein – es geht um Bilder, Zuschreibungen, Deutungsmuster im öffentlichen und privaten Raum und dazwischen.

Der programmatischen Einleitung folgen 13 Aufsätze und Fallstudien, die sich auf den mitteleuropäischen Raum in der Zeit vom 17. bis ins 20. Jahrhundert beziehen. Der erste von vier größeren, umfassenden Texten ist mit „Politik und Öffentlichkeit" überschrieben. Christoph Conrad setzt sich mit der „Sprache der Generationen" im Zusammenhang mit der Krise des Wohlfahrtsstaates auseinander, genauer: mit der Problematik *hinter* Sprache und Sichtweise. Neben derjenigen von Kapital und Arbeit, Staat und Bürgern, Frauen und Männern sowie Weißen und Andersfarbigen ist eben die Sprache der Jungen und Alten eine der „Sprachen", in denen Wohlfahrtsstaaten beschrieben und begründet werden (S. 66). Conrad analysiert die öffentliche Diskussion in dieser ‚Sprache der Generationen' und beschäftigt sich dabei mit Konflikten zwischen Interessengruppen, zwi-

schen Arbeitsmarkt und Wohlfahrt. Im historischen Vergleich der Strukturen von Generationskonflikten stellt er fest, dass die alte Scheidung zwischen ‚Produktiven' und ‚Unproduktiven' (S. 61) mitsamt ihren Idealbildern und Hypotheken nach wie vor wirksam ist.

Eine Studie aus den Jahren 1995/96 über die Veränderung im politischen Verhalten Älterer seit den 1970er Jahren und über die Reaktionen der Bundespolitik darauf präsentieren Birgit Haller und Ilse König. Die Untersuchung, die auf Meinungsumfragen, Wahlergebnissen, Regierungserklärungen, Praxen staatlicher Altenpolitik und Einschätzungen von ExpertInnen aus verschiedenen Bereichen der Altenpolitik basiert und die Situation in anderen Ländern vergleichend einbezieht, ergibt, dass ältere Generationen zusehends politisch stärker beachtet und thematisiert werden, ohne dass diese selbst sich unbedingt stärker aktiv politisch engagierten.

Diskursanalytische Überlegungen zu Altersbildern und Generationbeziehungen stellt Gerd Göckenjan an. Genau und plausibel erklärt er seinen theoretischen Hintergrund: Alter ist nicht als Lebensstil oder Soziallage aufzufassen, sondern als soziale Konstruktion, als Komplex von Einstellungen, Verhaltenserwartungen und Symbolen. Die Hilfsbedürftigkeit älterer Menschen beherrscht den Diskurs rund um Generationbeziehungen. Diese Beziehungen wiederum will er nicht als „soziale Materialität des Deutungsmusters Alter" verstanden wissen, „sie sind zunächst selbst ein Deutungsmuster" (S. 101). Ähnlich geht Hans-Joachim von Kondratowitz vor, konzentriert sich aber auf Alter und Krankheit. Er bringt zahlreiche chronologisch gereihte Beispiele und endet mit dem Thema nationalsozialistischer Vernichtungspolitik, die auch chronisch Kranke (und damit ‚die Alten') betraf.

Sylvia Hahn bemüht sich mit der Fragestellung „Frauen im Alter – alte Frauen?" um eine – an anderer Stelle vermisste – Geschlechterdifferenzierung von Bild und Diskurs. Es ist schon interessant, dass dies immer wieder vor allem Anliegen von Wissenschaftlerinnen ist (auch der Beitrag von Haller und König berücksichtigt die Komponente Gender). Anhand unterschiedlicher Quellen, Ego-Dokumenten neben normativen Quellen oder Belletristik, relativiert Hahn gängige Topoi – vor allem jenen der Witwe; sie verknüpft Bilder und soziale Praxen vor allem mit Hilfe theoretischer Ansätze Pierre Bourdieus. Nicht nur in vorindustrieller Zeit, sondern auch im 19. Jahrhundert, so zeigt sie mit einer Vielzahl von konkreten Beispielen, lebten aktive, bewegliche, erfolgreiche, verwitwete und/oder alleinstehende Frauen mittleren oder höheren Alters. Hinsichtlich der Situation von Witwen heute plädiert die Historikerin dafür, kontinuierliche Linien aufzubrechen, konkret etwa gesetzliche Versorgungsrichtlinien zu verändern, und die betroffenen Frauen von ihrer „unsichtbare[n] ‚Zwangsjacke'" (S. 184) zu befreien.

Nach diesen vier Artikeln zu Bildern und Diskursen (sie fungieren offensichtlich als Verbindungsstücke zwischen den eher aktuell und den historisch ausgerichteten Beiträgen) führen die nächsten beiden Texte über familiäre Netzwerke wiederum in die Gegenwart. Am Beispiel Deutschlands und auf Basis von groß angelegten Familienumfragen beschäftigt sich Walter Bien mit intergenerationellen Netzwerken und Tauschbeziehungen in Form von Kommunikation, Dienstleistung und finanzieller Unterstützung. Er zeigt, wie oft Begrifflichkeiten und damit in Zusammenhang stehende theoretische Vorannahmen auf historisch falschen Einschätzungen beruhen bzw. wie leicht sie wiederum zu solchen führen können (etwa der Mythos Großfamilie). Bien belegt, dass – entgegen weitverbreiteter Annahmen – die zunehmend übliche räumliche Trennung von Mehrgenerationen-Familien deren Zusammenhalt nicht schwächt und Beziehungen nicht verarmen lässt. Mit demselben Thema, allerdings auf Österreich bezogen, auf Basis von Mikrozensus-Daten und mit dem Schwerpunkt auf der Perspektive alter Menschen, setzt sich Josef Kytier auseinander.

Besonders umfangreich ist das Kapitel „Familiale Generationenbeziehungen in historischen Milieus". Ein nord- und ein südböhmisches Dorf der frühen Neuzeit vergleichen Dana Štefanová und Hermann Zeitlhofer hinsichtlich der Formen des Besitztransfers und der Generationennachfolge. Sie präsentieren mit diesem Beitrag Teilergebnisse des Forschungsprojekts „Soziale Strukturen in Böhmen, 16. bis 19. Jahrhundert". Im Vordergrund steht die Frage nach Funktion, Verbreitung und Struktur des Ausgedinges; die beiden Wirtschafts- und SozialhistorikerInnen relativieren Rolle, Macht und Einfluss der Obrigkeit und machen deutlich, dass die Untertanen weit größere Möglichkeiten hatten, den Besitztransfer nach ihren Vorstellungen zu regeln als bisher angenommen und erklärt. Gertrude Langer-Ostrawsky setzt sich quellenkritisch mit „Generationbeziehungen im Spiegel von Testamenten und Übergabeverträgen" auseinander; sie bearbeitet und interpretiert diese Quellen mit Hilfe von quantitativen und qualitativen Methoden. Auch sie widerlegt anhand ihres Quellenmaterials das Idealbild von der Großfamilie und macht deutlich, dass schon für das 18. und 19. Jahrhundert zwischen ‚jungen' und ‚alten Alten' unterschieden werden kann. Ihre Quellen enthalten mehr oder weniger ‚versteckt' Informationen über das soziale Gefüge und weisen darauf hin, wie eng verwoben ökonomische, soziale und individuelle Motive und Praxen sind. Trotz all ihrer Formelhaftigkeit erlauben etwa Testamente diesbezügliche Aussagen – Alte nützten sie als Sanktionsinstrument, um Obsorge, Gehorsam und emotionale Leistungen wie Anerkennung, Wertschätzung und Zuneigung einzufordern.

Entlang von Materialien aus der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Uni-

versität Wien (Doku) untersucht Erhard Chvojka Leitbilder zum Alter im ländlichen Milieu des 18. und 19. Jahrhunderts und zieht dazu ausschließlich ‚Männergeschichten' heran, ohne auf die Hintergründe dieser Auswahl näher einzugehen. Der Historiker kritisiert bisherige geschichtswissenschaftliche Betrachtungsweisen als primär traditionelle und idealtypische Vorstellungen vom Generationenverhältnis; in seinen Überlegungen zu den materiellen Beziehungen zwischen den Generationen kommt er mit erstaunlich wenig Sekundärliteratur aus.

Abermals mit Leitbildern und Altersvorstellungen – nun im Wiener Handwerk des 18. und 19. Jahrhunderts und am Beispiel der Versorgung von Handwerker-Witwen – setzt sich Annemarie Steidl auseinander. Die Witwenpensionskassen, die vor allem seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gegründet worden waren, stellen danach einen ersten Schritt in Richtung gesellschaftlicher Altersversorgung dar. Ärmere Handwerker allerdings konnten sich eine Mitgliedschaft in diesen Versorgungskassen nicht leisten und somit fielen ökonomisch ohnehin schlecht gestellte Frauen auch durch dieses soziale Netz. Obwohl auch andere Faktoren von Einfluss waren, geht die Autorin davon aus, dass insbesondere die Pensionskassen für die sinkende Zahl von Wiederverheiratungen bei Handwerker-Witwen verantwortlich zu machen sind.

Auch Sigrid Wadauers Artikel ist im Milieu der Handwerker angesiedelt; aus autobiographischen Texten erschließt sie das Spektrum der Möglichkeiten, „Handwerkerleben zu konstruieren, in Lebensphasen zu ordnen und Generationenbeziehungen zu thematisieren" (S. 349). Im Unterschied zu Chvojka geht Wadauer sehr genau auf Spezifik und Qualität der biographischen Quellen ein, bezieht sich dabei auf deren Form, auf das Zielpublikum und andere Kontexte. Die Selbstzeugnisse stellen übliche Einschätzungen zur ‚Handwerker-Mentalität' in Frage – diese zeigen sich nämlich weit weniger kollektiv orientiert, weniger traditionell und kaum ihren Verbänden verhaftet. Das Image von den Handwerkern als ‚traditionalen Menschen' diente danach vor allem als Gegenbild gegenüber dem Proletariat; politische Argumentationslinien und individuelle Lebensentwürfe erweisen sich hier als nicht kompatibel. Aus den Quellen ergibt sich kein generell positives oder negatives Leitbild des Alters.

Peter Gutschners Beitrag behandelt das Arbeitermilieu um 1900, er arbeitet gleichfalls mit lebensgeschichtlichen Erinnerungen (aus dem Archiv des Karl-Steinocher-Fonds und aus der Doku). Gutschner konzentriert sich auf die Situation der älteren Arbeiterschaft im Familienverband und am Arbeitsplatz; Armut erweist sich als das alles beherrschende Element. Familiäre Konflikte zwischen den Generationen kommen in den Quellen kaum direkt zur Sprache, viel eher ist von Solidaritäten zu lesen: Alte Frauen sind

dementsprechend in ihren wichtigen Funktionen für die Familie präsenter als Männer, im Zusammenhang mit Kinderbetreuung, Haushaltsführung, Pflege der verwandtschaftlichen Beziehungen usw. Am Arbeitsplatz erfuhren betagte ArbeiterInnen keine Schonung – weder seitens der UnternehmerInnen noch der jüngeren KollegInnen; da steht die Realität völlig im Widerspruch zu den Wunschbildern der organisierten Arbeiterbewegung, zum Mythos etwa vom „ehrwürdigen Arbeitsveteran" (S. 405).

Individuelle Gefühle und gesellschaftliche Normen, Emotionen und Interessen machen den Kitt zwischen den Generationen aus. Vordringlich und letztendlich scheint es jedoch immer wieder um Materielles zu gehen; diese Ebene ist folglich in vielen Beiträgen sehr präsent, dennoch erschöpfen sich die Abhandlungen nicht im Materiellen. Der Sammelband zeigt, dass es sich immer wieder lohnt, scheinbar abgesicherte Forschungsergebnisse kritisch zu befragen und unter Einbeziehung bislang vernachlässigter Quellen und Zugänge neue Perspektiven zu entwickeln.

Nikola Langreiter

SZADKOWSKI, Karin: *„Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen." Butterfahrten. Ein volkskundlicher Beitrag zur Altenkulturforschung* (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 19, Volkskunde, Ethnologie: Abt. A, Volkskunde, Bd. 50). Frankfurt am Main u.a., Peter Lang, 2000, 300 Seiten.

Die Wellen kennen sie schon beim Namen, die Stammgäste der Butterdampfer, jener Schiffe, die auf Nord- und Ostsee zwischen der deutschen und dänischen Küste verkehren. An Bord können Zigaretten und Alkoholika, auch Kaffee und Parfumerieartikel zoll- und steuerbegünstigt eingekauft werden. Die Schiffe legen nur kurz an der dänischen Küste an, um den Zollbestimmungen Genüge zu tun und kehren wieder in den Ausgangshafen zurück. Die Bezeichnung „Butterfahrt" datiert aus der Nachkriegszeit: Viele Jahre gehörten billige landwirtschaftliche Produkte, vor allem Speisefett und insbesondere Butter (als Symbol der 50er Jahre für gutes und anspruchsvolles Essen, S. 168) zu den wichtigsten Bestandteilen des Angebots an Bord. Nun steht das Ende dieser Art des Grenzverkehrs bevor – im Zuge der EU-Homogenisierungsmaßnahmen wird der Duty-Free-Einkauf abgeschafft; dieser aber stellt die Haupteinnahmequelle der Reedereien dar und ermöglicht zudem die niedrigen Preise der Fahrkarten.

Karin Szadkowski thematisiert nicht, dass sie geradezu fachtypisch agiert, indem sie sich ‚Verschwindendem' zuwendet, dennoch reflektiert sie

auf mehreren Ebnen – etwa ihren persönlichen Zugang zum Thema oder zu Methoden- und Quellen. Die Volkskundlerin arbeitete mit teilnehmender Beobachtung, Interviews (auch Telefoninterviews) und führte eine Fragebogenaktion durch. Die Ausführungen dazu sind sehr allgemein und haben Anleitungscharakter, sie wirken ein wenig langatmig, vor allem da sie nicht auf die konkrete Forschung bezogen werden. Diese wird in einem eigenen Kapitel abgehandelt, allerdings wiederum ohne Konnex zu Analyse, Ergebnissen usw. Dagegen sind Fragebogen und Interviewleitfaden abgedruckt, und – was im Rahmen einer Dissertation mutig ist – die Autorin scheut nicht davor zurück, methodische Probleme zu besprechen. Heikel und fragwürdig sind allerdings Passagen, in denen ihre Einstellung zu den Beforschten deutlich wird: etwa wenn die Forscherin schwer akzeptieren kann, dass sich TeilnehmerInnen nicht interviewen lassen wollen. Wenn Szadkowski nach Erklärungen sucht, fallen diese zuweilen recht abwegig und abschätzig aus – da ist die Rede von „Ausflüchten", Leute werden bezichtigt, Gründe „vorzugeben", das Gespräch durch Tricks zu beenden etc. (S. 95) oder gar verdächtigt, „Fragen nicht wahrheitsgemäß [zu] beantworten, weil es ihnen unangenehm erschien" (S. 104).

Die fünfteilige Arbeit ist klassisch schematisch gegliedert. Im Abschnitt zum Phänomen Butterfahrt werden Geschichte, gesellschaftliche Bedingungen, juristische Grundlagen und ökonomische Bedeutung im Wandel von den 1950er Jahren bis heute dargelegt. Die Auswirkungen wechselnder Zollbestimmungen auf Warenangebot, Einkaufsverhalten und wirtschaftliche Situation der Region (Schleswig-Holstein; die Autorin konzentriert sich auf die Häfen Kiel und Eckernförde) werden beschrieben, die Entwicklung des Duty-Free-Handels geschildert usf. Dem folgt ein Kapitel zum Forschungsstand der Volkskunde hinsichtlich der Altenkultur. Wiederum werden ausführlich Begrifflichkeiten definiert, wiederum ohne Anbindung an die eigene Arbeit. In erster Linie referiert Karin Szadkowksi in knapper Form Standardliteratur (die überwiegend aus den 80er Jahren stammt). Weit interessanter zu lesen sind jene Teile des Buches, in denen es um die Untersuchung selbst und deren Ergebnisse geht. Dazu verknüpft Szadkowski die Resultate ihrer teilnehmenden Beobachtung mit denen der schriftlichen und mündlichen Befragungen; vor allem die TeilnehmerInnen sollen zu Wort kommen, Literatur wird daher nur am Rande eingebaut, die Verweise sind zahlreich. Der Ablauf einer Butterfahrt – von der Anreise zum Hafen, über die Platzierung an Bord, das Essen und Trinken, Kartenspielen und andere Unterhaltungen, bis zum Ausklang des Tagesausflugs – strukturiert den Text.

In der Sommersaison nützen zwar auch TouristInnen die Butterdampfer als Ausflugsschiffe, doch befinden sich hauptsächlich SeniorInnen aus der

näheren und weiteren Umgebung an Bord. Viele von ihnen sind wirkliche Stammgäste und fahren regelmäßig, manche täglich und seit zwei Jahrzehnten. Auf diese Gruppe der Fahrgäste beschränkt sich Szadkowski und beobachtet deren Verhalten, fragt nach der Motivation zur Teilnahme, nach ihren sonstigen Freizeitbeschäftigungen, Vorlieben und Lebensstilen, nach Erinnerungen und Erlebnissen an Bord. Die Butterfahrten sind für die Stammgäste eine Selbstverständlichkeit – wenn auch eine enorm bedeutsame; sie strukturieren die Alltage und bieten ein Beschäftigungsprogramm. Dabei sind die Motive der TeilnehmerInnen vielfältig – manche suchen das Naturerlebnis, brauchen die Seeluft, pflegen nostalgische Erinnerungen an die berufliche Vergangenheit in der Seefahrt. Andere bleiben unter Deck – spielen Karten, tratschen und trinken oder tanzen. Die Stammgäste bilden einen geschlossenen Kreis: Man kennt sich, duzt sich, gibt aufeinander acht, tauscht Informationen aus, unterhält sich mit Insidergeschichten. Besonderes Augenmerk legt die Volkskundlerin auf ritualisierte Abläufe und Muster und beschreibt solche genau und treffend. In Zusammenhang mit gemeinschafts- und identitätsstiftenden Prozessen geht sie auch auf beobachtete Phänomene sozialer Kontrolle ein (wenn etwa die jüngst verwitwete Frau weiterhin regelmäßig an den Fahrten teilnimmt und auch noch tanzt, wird das nicht goutiert). Neben der sozialen Bedeutung, der Möglichkeit der Geselligkeit auch für körperlich nur mehr begrenzt mobile Menschen, sind ökonomische Motive wichtig – das günstige Mittagessen (deftige deutsche Hausmannskost) und die Versorgung mit billigen Rauchwaren und Alkohol. Die Stammgäste bilden eine sozial relativ homogene Gruppe – überwiegend nicht besonders finanzkräftig, zwischen 60 und 80 Jahren alt, sogenannte ‚einfache' Leute.

„Butterfahrten, eigentlich als touristisches Tagesausflugsangebot konzipiert, haben sich zu einer altersspezifischen, ‚nordischen Spezialität' entwickelt." (S. 244) Der konsequentere Vergleich mit ähnlichen Phänomenen – Tagestourismus, Verkaufs- und Kaffeefahrten etc. – hätte vielleicht noch manche Aufschlüsse geben können. Wenn aber Karin Szadkowski einschlägige Studien heranzieht, bezieht sie sich meist auf Details, etwa die methodische Vorgangsweise betreffend; hier hätte mich eine stärkere inhaltliche Auseinandersetzung interessiert. Die Kulturwissenschaftlerin stellt viele spannende Fragen und geht diesen leider oft nicht nach. Vielfach ist mit der detaillierten Beschreibung und einem kommentierenden Satz der Endpunkt der Ausführung erreicht; man wünscht sich, dass hier weiterrecherchiert und weitergedacht worden wäre. Dennoch: Szadkowski relativiert das negative Image der Butterfahrten in der Presse und das gängige Bild der alten Menschen allgemein. Sie arbeitet in sehr differenzierter Weise den Stellenwert dieser speziellen Form von Ausflugsfahrten in der regiona-

len Altenkultur heraus. Und sie sorgt sich wegen fehlender Alternativen nach der Einstellung dieser Fahrten; ohne den stützenden Duty-Free-Verkauf müssten die Fahrpreise angehoben werden (von drei bis fünf auf ca. 30 DM) und wären damit für das Gros der ButterfahrerInnen nicht mehr zu bezahlen.

Nikola Langreiter

OTTENBACHER, Albert: *Eugenie Goldstern. Eine Biographie.* Wien, Mandelbaum Verlag, 1999, 139 Seiten, Abb.

„Spräche man ausführlicher vom Verhältnis Volkskunde und Faschismus in Österreich (wo noch viel aufzuarbeiten ist), wäre vor allem zunächst der hier freilich nur wenigen Opfer zu gedenken, etwa Eugenie Goldsterns." Diese Bemerkung Helmut P. Fielhauers anno 1984 („Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung") ist – neben etwa den knappen, wenngleich durchaus respektvollen Erwähnungen in Leopold Schmidts einschlägigen Fachgeschichten oder der Präsentation ausgewählter Stücke ihrer Sammlung anlässlich der 1968 vom Österreichischen Museum für Volkskunde auf Schloss Gobelsburg veranstalteten Sonderausstellung „Französische Volkskunst" – einer der wenigen Hinweise auf eine Forscherin, die mit ihrer 1922 erschienenen Studie über die savoyische Hochgebirgsgemeinde Bessans immerhin (wenn auch in der Intention gewissermaßen en passant) eine der ersten ortsmonographischen Untersuchungen hierzulande vorgelegt hat. Freilich ist seitdem und in den letzten anderthalb Jahrzehnten recht emsig über die ideologisch-politischen Verstrickungen und Sündenfälle (auch) der österreichischen Volkskunde gearbeitet worden – und bei allen Verdiensten seines Büchleins hat damit der Münchner Kunstpädagoge und Filmemacher Albert Ottenbacher in der Darstellung der Beziehungen der universitären Wissenschaften zum Nationalsozialismus keineswegs (wie Hubertus Czernin in seinem Vorwort schreibt) „einen Anfang gemacht". Was allerdings wie zu Zeiten Fielhauers und nach wie vor gilt, ist, dass man bei aller einschlägigen Aufarbeitungsaktivität kaum der „freilich nur wenigen Opfer", sondern eher der Täter gedacht hat. Die waren und sind auch zweifellos leichter zu finden – vor allem wenn ihre Person und ihr Wirken bereits derart gründlich ins fachgeschichtliche Visier genommen worden ist, wie das beispielsweise bei Richard Wolfram der Fall ist, dessen „etwas anderer Lebenslauf" im Anhang der Goldstern-Biographie schlaglichtartig vorgestellt wird. Und dieser „Lebenslauf" erweist sich denn auch als etwas erratischer Abschnitt und Schluss des besprochenen Buches – und vermag zudem, ungeachtet einiger Archivfunde, kaum wesentlich mehr als eben die

bekannte (Schreibtisch?)Täterschaft des alten Männerbündlers an den Tag zu bringen.

„Odessa: Kurz vor Weihnachten des Jahres 1884 bekommen die Goldsterns noch einmal Nachwuchs. Eugenie ist das jüngste von 14 Kindern und wird von ihren Geschwistern und der Amme nur Jenja gerufen." So beginnt die Lebensgeschichte Eugenie Goldsterns, und bereits die unscharfe Angabe des Geburtsdatums weist darauf hin, dass wir es hier mit einer Biographie zu tun haben, die nicht nur, trotz ihrer Bedeutung für die österreichische Volkskunde, die längste Zeit völlig im Dunklen gelegen ist, sondern wohl selbst nach intensiver Nachforschung in Teilen auch weiterhin ungeklärt bleiben wird. Umso größer, das sei bereits hier resümiert, das Verdienst Ottenbachers, der in nimmermüder Art mit seinen ebenso akribischen wie findigen Recherchen – die ihn etwa verwandtschaftliche Linien bis in die USA verfolgen ließen – diese Biographie über weite Strecken erhellt hat.

Der Lebensweg Eugenie Goldsterns führt von ihrem Geburtsort Odessa nach Wien, wo sie ihre Studien bei Michael Haberlandt beginnt, ihre ersten Aufsätze in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" veröffentlicht und sich schließlich endgültig niederlässt; er führt von hier unter anderem über Bern an die Universität Fribourg, an der sie bei Paul Girardin (Hauptfach Geographie) mit ihrer „volkskundliche[n] monographische[n] Studie" über Bessans promoviert, führt nach Galizien, wo sie ihre verwandtschaftlichen Beziehungen aufrechterhält, und führt vor allem in die Hochgebirgstäler des Wallis, Graubündens, Piemonts und Savoyens, in denen sie ihre Forschungen unternimmt, Objekte sammelt und so ihren Beitrag zur Kollektion des Österreichischen Museums für Volkskunde leistet – bis dieser Lebensweg irgendwo im Polnischen, wohin Goldstern Anfang der 40er Jahre von den Nazis deportiert wird, endet. Albert Ottenbacher verfolgt das Leben Eugenie Goldsterns oft in geographischen Etappen und damit auf eine Weise, wie sie der passionierten Reisenden und Wandernden wohl ansteht. Dabei tritt dem Leser eine bei aller Individualität und Besonderheit der Herkunft und Karriere exemplarische Gestalt entgegen, repräsentativ für ihre Zeit und ihre Lebensumstände – als Frau, als Jüdin, als Wissenschaftlerin, als Mensch an den Klippen zeit-, gesellschafts- und fachgeschichtlicher Umbrüche.

Ottenbacher erzählt die Geschichte der Eugenie Goldstern, deren Geschichte zugleich ein gutes Stück Fachgeschichte ist – erzählt im eigentlichen Sinn des Wortes, in engagiertem Plauderton, der die Spannung vermittelt, die er selbst in recherchierender Konfrontation mit der Person wie auch mit dem Fach erfahren hat. Er lebt sich ein in die Stätten der Kindheit Eugenie Goldsterns, in die Routen ihrer Forschungsreisen, die er großteils selbst nachvollzogen und erwandert hat, und er zeigt sich, wohl

nicht zuletzt aufgrund seiner Profession als Kunstpädagoge, fasziniert von der ästhetischen Anmutung der Materialien ihrer Kollektionen – so dass es zuweilen scheinen mag, als ob nicht nur der Sammlerin – die ja etwa mit ihren „alpinen Spielzeugtieren" seinerzeit „geradezu Programmartikel" (Schmidt 1960) einer vergleichenden Reliktforschung im Sinne der von Leopold Rütimeyer vorgelegten „urethnographischen" Studien zusammengetragen hat – jene „kulturelle Wahrnehmungsform" zu attestieren wäre, auf deren Basis von Gottfried Korff das Verhältnis von „Volkskunst und Primitivismus" skizziert worden ist (ÖZV 97, 1994).

Vieles bleibt allerdings Vermutung, bleibt Annäherung, versuchte Vergewisserung des Möglichen, plausible Verbrämung der wenigen überlieferten Daten: einen Dokumentationsroman oder eine romanhafte Dokumentation, so könnte man vielleicht nennen, was uns hier in Zeit und Raum von Goldsterns Leben und Wirken zu führen sucht. Solcherart bewegt sich Ottenbachers „abschnittweise ‚romancierte' Biographie" (wie es Klaus Beitl in seinem jüngst in der Festschrift für Utz Jeggle erschienenen archivalischen Nachtrag bezeichnet hat) tatsächlich „mitunter an der Grenze zu Literatur" (so die Zeitschrift „Der Falter"), changiert die Schilderung zwischen Faktum und Fiktion. Dagegen wäre nicht viel zu sagen – könnte beides deutlich voneinander getrennt werden. Womit eine Kritik anzumerken ist, die man dem Buch bei all seinen Meriten nicht ersparen kann.

Seine Meriten, das ist in diesem Zusammenhang einzufügen, hat sich ganz sicher auch der Mandelbaum Verlag erworben. Dass hier eine hervorragende Redaktionsarbeit vorliegt, glaubt der Rezensent beurteilen zu können, da ihm das Manuskript der Goldsternbiographie vorliegt. Dieses Original hatte etliche Längen und auch Abschweifungen (eben in der Art jenes „Romanhaft-Literarischen"), und hier hat Arne Opitz den Rotstift mit all der nötigen Rücksichtslosigkeit, die einem Lektor ansteht, eingesetzt und dem zuweilen ausufernden Text ein sprachliches Korsett gegeben, das auch seiner inhaltlichen Konsistenz zugute kommt. Allerdings können sich solche Kürzungen, Straffungen und Glättungen, so sehr sie auch dem Duktus und der Lesbarkeit der Geschichte dienen, manchmal auch nachteilig auswirken – etwa wenn stillschweigend der Modus geändert wird und solcherart, was im Original rein hypothetisch und als Vermutung konjunktivisch ausgedrückt war, nun im Tonfall der Wirklichkeitsform Faktizität suggeriert. Solch unzulässiger Einsatz des Indikativs – und hier wäre ein Gegenlesen und Eingreifen des Autors nötig gewesen – findet sich recht oft (allerdings und nebenbei: dass bereits einiges vor 1938 „im Wiener Museum vier von fünf Angestellten Nationalsozialisten, sogenannte ‚Illegale'" (S. 98) gewesen sind, ist aktenkundig). Und auch, wo es sich dabei um sogenannte Marginalien handelt (aber gibt es so etwas für den Interessierten?), hinter-

lässt diese Art der Gleichgültigkeit gegenüber der Grenze von Dichtung und Wahrheit das gewissermaßen hilflose Gefühl, dem hier Gebotenen insgesamt ohne Überprüfungsmöglichkeit – wie sie etwa ein Anmerkungsteil böte – ausgeliefert zu sein. Einen solchen Anmerkungsteil hat das Originalmanuskript übrigens, und zwar in extenso, aufgewiesen. Dass er zur Gänze gestrichen wurde, ist umso bedauerlicher, als er so manches an entlegener, im nun vorliegenden bibliographischen Anhang zum Teil nicht mehr berücksichtigter Literatur enthalten hat. Wie ja auch die Kürzungen im Text oft des Guten zu viel getan und interessante Details unter den Tisch fallen lassen haben – beispielsweise diverse Angaben (samt dazugehörigem Nachweis) zur Person des „Prähistorikers" und Mediziners Leopold Rütimeyer, auf die der fachhistorisch Interessierte dankbar zurückgreifen hätte können. All das untergräbt – um hier nicht mit einer Pflichtübung in rhetorischer Höflichkeit zu enden – doch bis zu einem gewissen Grad die verdienstvollen Bemühungen des Autors, eine Lücke in der personenorientierten Fachgeschichtsschreibung der österreichischen Volkskunde zu schließen.

Herbert Nikitsch

ÖHLINGER, Walter: *Wien im Aufbruch zur Moderne* (= Geschichte Wiens, Bd. V) Salzburg, Verlag Pichler, 1999, 208 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen.

Abenteuerlich (und das meine ich nicht polemisch) mag man das Unterfangen nennen, eine Überblicksdarstellung zur Geschichte Wiens, hier des 19. Jahrhunderts (aber eben auch zur Geschichte Österreichs, Europas etc.) zu verfassen – angesichts eines Wissens, das sich unter Beteiligung der unterschiedlichsten Kulturwissenschaften mit zunehmender Geschwindigkeit vervielfältigt. Gleichzeitig aber kommt man, ob als Leser oder als Autor, nicht ohne die Zusammenschau aus und ist froh und dankbar, wenn sich jemand auf dieses Abenteuer des Überblicks eingelassen hat. Es ist und bleibt ein Dilemma, das sich nicht auflösen lässt, auf das wir vor dem Hintergrund sich auffächernder Informationsumwelten zunehmend stoßen werden.

Der Band von Walter Öhlinger hinterlässt nach einem ersten Querlesen den Eindruck einer konventionellen, also verlässlichen Beschreibung, die der Chronologie jener, durch die Geschichtswissenschaften als ‚entscheidend' ratifizierten Ereignisse folgt, und die eine relativ breit angelegte Übersicht bietet über die Geschichte Wiens im vorvergangenen Jahrhundert. Da wird der Krieg gegen Frankreich abgehandelt, der Wiener Kongreß, die

Revolution von 1848, die Gegenrevolution, die liberale Ära der Stadt, der Aufstieg Karl Luegers, der Weg Wiens zur Industriestadt, die Entwicklung der Arbeiterbewegung, die Kultur des Fin de siècle.

Diese Geschichte in vierzehn Kapiteln ist ergänzt durch, im Inhaltsverzeichnis so genannte „Themenschwerpunkte", die sich meines Erachtens eher als knappe Exkurse charakterisieren lassen: wenn etwa zum Kapitel „Infrastrukturelle Probleme der werdenden Großstadt" das Thema „Cholera" herausgegriffen und vertieft wird oder wenn dem Kapitel „Stadtpolitik im Zeichen des Liberalismus" einige Seiten zur „Wiener Weltausstellung 1873" angefügt sind. Mit diesen Textteilen, klar strukturiert und schön bebildert, geht Öhlinger ins Detail. Diese Passagen verweisen auf die Alltagsebene historischen Geschehens. Doch steht – da ist der Werbebotschaft des Klappentextes zu widersprechen – die Geschichte der „großen Politik" eindeutig im Vordergrund vor der hier ausgelobten Thematisierung der „Beschleunigung des alltäglichen Lebens und der Herausbildung großstädtischer Lebensformen" (Klappentext).

So greift Öhlinger immer wieder auf die bekannte These von der Kulturnation Österreich zurück: „Insbesondere nach der Niederlage von Königgrätz (1866) versuchte man die verlorene politische Rolle Österreichs innerhalb der deutschen Staatenwelt mit dem Argument der kulturellen Überlegenheit zu kompensieren." (S. 110) Wie aber es dorthin kommt, dass dieses Konzept so erfolgreich (und kommun) geworden ist, dass „... Kunst und Kultur der Wiener Jahrhundertwende einen festen Bestandteil des österreichischen Selbstverständnisses und des weltweiten Images von Österreich [bilden]" (S. 173), darauf geht Öhlinger nicht näher ein. Da wäre – beispielsweise – die Geschichte Wiens als ‚Destination', als Reiseziel gerade auch in den politischen Wechselwirkungen des 19. Jahrhunderts wohl genauer in den Blick zu nehmen gewesen.

Öhlinger schreibt, das ergibt sich bei einer genaueren Lektüre, Wiens „Aufbruch in die Moderne" vor allem anderen als Geschichte unter dem Einfluss einzelner, herausragender Persönlichkeiten: Bis zur Mitte des Jahrhunderts ist es danach vor allem der Kaiser (und mit ihm Metternich), der in alle Belange der Stadtentwicklung eingreift, genauer: der versucht, Industrialisierungs- und Demokratisierungsprozesse zurückzudrängen oder wenigstens abzuschwächen, etwa mit einem kaiserlichen Fabriksgründungsverbot für Wien oder mit entsprechenden Magistratsordnungen. Eine langsam, um die Mitte des Jahrhunderts sich durchsetzende „Stadtpolitik im Zeichen des Liberalismus" wird bald durch die zweite, nach Öhlinger Ende des 19. Jahrhunderts dominierende Figur immer erfolgreicher durchkreuzt, durch den zwischen 1897 und 1910 amtierenden Bürgermeister Karl Lueger, der nach einem wechselvollen politischen Werdegang schließlich zum Wort-

führer und Propagandisten der 1893 so benannten „Christlichsozialen Partei" (S. 142) aufsteigt.

Eine solche Akzentsetzung und Personalisierung von Geschichte ist im Sinn traditioneller Geschichtsschreibung klassisch zu nennen und in ihrer historiographischen Einseitigkeit und politischen Konsequenz zu Recht kritisiert worden; doch im Hinblick auf die Geschichte Wiens kann die Konzentration auf diese beiden Protagonisten und Kontrahenten (vgl. zum Verhältnis zwischen Kaiser Franz Josef und Karl Lueger, S. 143) interessante Aufschlüsse geben auch für die Stadt des 20. Jahrhunderts. Dazu allerdings hätte eine solche Fokussierung konsequenter und systematischer ausfallen müssen: Zumal die Popularität beider, deren historische und gesellschaftliche Hintergründe, ist nur am Rande Thema, ist aber meines Erachtens für das Verständnis des 19. Jahrhunderts in Wien, das eben nie nur Aufbruch, sondern immer auch Rückwendung bedeutete, von besonderem Gewicht.

Somit bietet Öhlingers Darstellung einen informativen und soliden Überblick zur Geschichte der Stadt des 19. Jahrhunderts, einer Stadt im 19. Jahrhundert. Warum aber dieses 19. Jahrhundert in Wien so und nicht anders verlaufen ist, warum dieses Jahrhundert so weit hineinreicht in das 20. Jahrhundert, diese grundsätzlichen Fragen werden allenfalls angeschnitten, bleiben aber im wesentlichen unbeantwortet. Mit einer entschiedeneren Akzentuierung jedoch hätte Öhlinger zweifellos interessante und weiterführende Deutungslinien eröffnen können.

Klara Löffler

MATTL, Siegfried: *Wien im 20. Jahrhundert* (= Geschichte Wiens, Bd. VI.). Salzburg, Verlag Pichler, 192 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen.

Er tanzt aus der Reihe, dieser letzte Band zur Geschichte Wiens aus der Edition Wien des Pichler Verlages, auch wenn es zunächst nicht den Anschein hat. Wie im oben besprochenen Band werden die neun Hauptkapitel des vorliegenden Bandes jeweils von „Themenschwerpunkten" flankiert, findet sich im Anhang eine Zeittafel, die zitierte Literatur, ein Bild- und Quellennachweis. Doch hat sich Siegfried Mattl – nur scheinbar – aus der Chronologie der Ereignisse im 20. Jahrhundert verabschiedet. Er hat sich für eine „Auswahl von geschichtlichen Problemstellungen, wie sie durch die Konfrontation von Veränderung und Beharrung aktualisiert werden" (S. 6) entschieden, er schlägt Perspektiven vor, ohne diese als einzig mög-

liche absolut zu setzen. So lässt Mattl seine Geschichte der Stadt mit der Entwicklung des Fremdenverkehrs in Wien beginnen, mit jenem Teil der Geschichte, der für die „mentale Konzeptualisierung der Stadt" (S. 9) wie auch für die Einübung urbaner Verhaltensweisen so zentral ist, in der Regel jedoch allenfalls gegen Ende historischer Abrisse halbherzig angeschnitten wird. In diesem wie in allen folgenden Kapiteln geht es Mattl um die historische und soziale Logik einer Wien-Spezifik, die von Öhlinger mehr behauptet denn nachgezeichnet und analysiert wird. Zumal im Vergleich mit dessen Band erweist sich der Vorteil einer konsequenten Reduktion auf einige wenige ausgewählte Aspekte der Stadtgeschichte.

Im Grunde sind es zwei Perspektiven und Thesen entlang derer Mattl den Leser durch das „Wien im 20. Jahrhundert", genauer: durch die Stadtpolitik dieses Jahrhunderts führt. Seine Darstellung kreist um die Themen Populismus und Raumplanung als zentralen Instrumenten hiesiger Stadtpolitik, die jeweils für sich genommen, besonders aber in ihrem Zusammenwirken folgenreiche Rahmungen des Alltagslebens in der Stadt ergaben und ergeben. In vielfältigen Hintergrundgeschichten und Herleitungen macht der Autor plausibel, wie sich in Wien ein weithin zu beobachtender und kritisierter Verhaltensstil durchsetzen konnte, der sich in unterschiedlichsten Lebensbereichen vielfach darauf beschränkt, Veranwortlichkeit an ‚die Stadt' zu delegieren und Veränderungen nicht nur zu erwarten, sondern auch einzufordern, statt Interessen und Probleme aktiv selbst in die Hand zu nehmen.

Es ist die „fordistische Ära der Stadt" (S. 48), auf die sich Mattl mit seinen Ausführungen konzentriert; das meint eine Ära der „Totalversorgung der Stadt mit Infrastruktur zum Einheitstarif, Planung nach stabilen Wachstumserwartungen und orientiert an einer Norm-Familienstruktur, Annahme einer gleichförmigen Nachfrage nach Gütern der Massenproduktion" (S. 48). In mehreren Stationen, überschrieben etwa „Die Erfindung des Populismus" mit einem Themenschwerpunkt „Rapid – Ein Wiener Mythos" [erstes Drittel 20. Jahrhundert] oder „Die regulierte Stadt und der Neo-Populismus" mit „Flaktürme – Die Camouflage des Hochhauses" [zwischen 1945 und 1970er Jahre] erzählt der Autor die Geschichte eines Abhängigkeitsverhältnisses, der Abhängigkeit der Bewohner der Stadt von den politischen Klassen, von Stadtregierungen und Parteien. Er beschreibt, wie nicht bloß die christlich-soziale Kommunalpolitik eines Karl Lueger, sondern auch die Fürsorgepolitik sozialdemokratischer Stadtväter nach 1918 und die Technokratien der Magistrate des Wiederaufbaus sehr erfolgreich darin waren, marktwirtschaftliche Strukturen zu eliminieren und ein kommunales Monopol über wesentliche Bereiche der städtischen Infrastruktur (wie etwa Energie- und Wasserversorgung, Verkehrsbetriebe und Wohnbau, Kultur- und Bildungspolitik) aufzubauen.

Es sind gerade auch liebgewonnene Legenden – wie die vom Roten Wien –, die Mattl hier ankratzt, wenn er beispielsweise zur sozialdemokratischen Wohnbaupolitik anmerkt: „Strukturpolitisch hingegen erweist sich die Ära des ‚Roten Wien', die an der Blockverbauung und am Mietshof festhielt, sogar als konservativ bzw. konservierend ..." (S. 126) Mattl weist nach, wie in den verschiedenen Parteien und zu unterschiedlichen Zeiten eine antimoderne und antiurbane Haltung wirksam war und wie diese immer wieder zur Mobilisierung von Wählerschichten aktiviert wurde. Eine Sonderstellung in der Wienerischen Version politischer und populistischer Inszenierung nehmen dabei die Bürgermeister der Stadt ein. Mattl vergleicht hier „Luegers Stil der Machtausübung durch Charisma" (S. 89) mit demjenigen des Sozialdemokraten Helmut Zilk seit den 70er Jahren (vgl. S. 32–37 und S. 88–90). Im Wiener Polit-Spektakel auch der mittlerweile eingeleiteten postfordistischen Phase der Stadtregierung ist es immer wieder dieser anti-großstädtische Impuls, der – durchaus neben Re-Urbanisierungsbemühungen – ausgespielt wird.

Siegfried Mattls Geschichte Wiens im 20. Jahrhundert, hier freilich stark verkürzt vorgestellt, bietet ungewohnte, auch unbequeme Lesarten an für die Entwicklung einer Metropole, die die meiste Zeit keine sein wollte. Es ist eine facettenreiche, eine so präzise wie anschauliche Darstellung der Stadtgeschichte im 20. Jahrhundert, die dazu anregt, sich in bestimmte Aspekte zu vertiefen und am Thema weiterzuarbeiten. Etwas Besseres kann man sich von einem Überblick nicht wünschen.

Klara Löffler

WENTZ, Martin (Hg.): *Die kompakte Stadt* (= Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge, Bd. 11). Frankfurt am Main, New York, Campus-Verlag, 2000, 272 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen.

Der elfte Band der Frankfurter Reihe „Die Zukunft des Städtischen" widmet sich der *kompakten Stadt* – einer Leitvorstellung, die unter der Prämisse der Verdichtung auch als *Stadt der kurzen Wege* bekannt geworden ist. Vor dem Hintergrund der Kritik an der modernen, durchrationalisierten Stadt, die in erster Linie durch Funktionstrennung zu charakterisieren ist, geht es darum, ein neues Leitbild zu entwickeln, das wieder stärker von Durchmischung gekennzeichnet ist. Dementsprechend ist der Band als Medium der Orientierung zu verstehen; hier wird die zum Schlagwort gewordene Idealvorstellung der kompakten Stadt auf ihren Gehalt überprüft: hinsichtlich eines neuen Leitbildes der Stadtentwicklungsplanung. In vier Themenschwer-

punkten nähern sich Theoretiker verschiedener Disziplinen wie auch Praktiker der Stadtplanung neuen Entwicklungskriterien. Beispielhaft werden den theoretischen Analysen aktuelle Planungsmaßnahmen der Stadt Frankfurt gegenübergestellt, in den Texten werden aber auch einige Fallstudien aus Berlin näher beschrieben. Die hier diskutierten Beispiele und Probleme können jedoch als allgemein gültige Phänomene der zeitgenössischen mitteleuropäischen Stadt gelesen werden.

Im ersten Teil wird das Modell kompakte Stadt aus planungsgeschichtlicher, soziologischer, ökologischer, kulturgeographischer und phänomenologischer Sicht aufgerollt. Gerd de Bruyn macht darauf aufmerksam, dass sich bis heute scheinbar widersprüchliche und entgegengesetzte Dogmen gegenseitig ablösen und die jeweiligen Planungstrends bestimmen. Gleichzeitig wird versucht aus den bisherigen Erfahrungen neue Wege zu extrahieren. Der Soziologe Klaus M. Schmals entwirft dabei neue Gesellschaftsmodelle, die zu einer Verbesserung der Lebensqualität in der Stadt führen sollen. Rudolf Petersen geht auf die Ziele und die Schwierigkeiten einer nachhaltigen Entwicklung ein, die dem Konzept der kompakten Stadt inhärent sind. Die folgenden Planungsbeispiele zur Frankfurter Innenstadt veranschaulichen insbesondere mit ihrem Hochhausentwicklungsplan die Leitbilder, die bei der Umsetzung einer dichten Stadtplanung wirksam sind.

Der zweite Teil fragt nach dem vom physischen Raum geprägten urbanen Leben. Dabei steht die Rolle des öffentlichen Raums für die Stadtgesellschaft im Vordergrund. Peter Niedermüller fokussiert auf soziale Aspekte und untersucht den öffentlichen Raum auf Anzeichen der Herausbildung einer New Urban Underclass auf gesellschaftliche Ausschlussmechanismen, wie sie sich in der gebauten Umwelt manifestieren. Bernhard Schneider geht auf planerische Kriterien ein und erstellt eine Typologie der konstruktiven Elemente. Als Beispiele für die zeitgemäße Entwicklung des öffentlichen Stadtraums werden die Frankfurter Projekte Mainufer, Welser Werft und Westhafen skizziert.

Der Titel des dritten Teils „Krise und Chance der Europäischen Stadt" charakterisiert die Situation der gegenwärtigen Stadtentwicklungsplanung. Die „Suche nach der verlorenen Urbanität" (so der Titel des Aufsatzes von Kees Christiaanse) steht dabei oft im Mittelpunkt der Orientierungsversuche. Thomas Sieverts diskutiert die Bedeutung des Urbanen und bringt den Begriff der Zwischenstadt – der im weitesten Sinne für die Peripherie steht – ins Spiel, den Arnold Voss in seinem Beitrag wiederum kritisiert. Wichtig ist dabei, dass die traditionelle Vorstellung des Urbanen von der historischen Stadt geprägt ist. Stadtentwicklung bzw. -erweiterung spielt sich jedoch häufiger an der Peripherie ab, wie sie anhand des geplanten Universitätsviertels „Am Riedberg", der Parkstadt Unterliederbach sowie

dem Westpark Sossenheim und Lindenviertel am Rande Frankfurts illustriert wird.

Der vierte und letzte Teil widmet sich den (nicht ganz) neuen Tendenzen der Stadtentwicklungsplanung, die vom Bemühen um Bürgerbeteiligungsverfahren gekennzeichnet sind (Günther Schlusche). Klaus Englert plädiert anschließend dafür, die Stadt als Netzwerk zu verstehen. Und die letzten beiden Beiträge beschäftigen sich mit neuen Bautypen für die kompakte Stadt. Dabei wird dem Bauen im Block wieder eine neue Bedeutung zugeschrieben (Bernhard Schneider), gleichzeitig entstehen aber auch ganz neue Formen, wie das Urban Entertainment Center, kurz UEC. Exemplarisch dafür werden groß angelegte Projekte der Stadt Frankfurt, wie das Europaviertel am ehemaligen Bahnhofsgelände und die Airport City, vorgestellt.

Sabine Gruber

KOLMER, Lothar, Christian ROHR (Hg.): *Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen. Beiträge des internationalen Symposions in Salzburg, 29. April bis 1. Mai 1999.* Paderborn, Ferdinand Schöningh, 2000, 288 Seiten, 32 Abbildungen.

Das Essen erfreut sich im letzten Jahrzehnt einer kleinen Hochkonjunktur innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften. Zu Recht, müsste man anfügen, ist „Ernährung" doch für das Dasein physiologisch unabdingbar, und ist „Speisen" nebst der Sprache eines der komplexesten Kommunikationssysteme menschlicher Kulturen. Der kommunikative Rahmen wird denn auch in einer kurzen Einleitung von Peter Mittermayr abgesteckt, der dazu anregt, ausgehend von den vorliegenden, vornehmlich historischen Arbeiten Fragen an die Gegenwart zu richten: Gibt es noch gesellschaftlich verbindende Repräsentationsformen des Mahles, die „über den Funktionalismus hinaus neue musische und moralisch-ethische Dimensionen eröffnen? [...] Das Mahl als Kommunikationsrahmen der Gegenwart bedarf neuer ritualisierbarer Verhaltensweisen, die den Selbstbildern der gegenwärtigen Gesellschaft ensprechen" (S. 10; es sei hier angemerkt, dass ethnographische Fallstudien solche Verhaltensweisen in der Gegenwart durchaus belegen, wobei die zugrundeliegende Moral oft des religiösen Fundamentes entbehrt, das die hier besprochenen Epochen und Lokalitäten formte).

Der Band versammelt sodann 21 Fallstudien über die verschiedensten Repräsentations- und Diskursformen rund um das Essen, verfasst von Historikern, Philologen, Theologen und Volkskundlern, und wird durch ein ausführliches Schlusswort von Margot Schindler abgerundet, die diese

Symposiumsbeiträge nützlich zusammenfasst. Aus der Vielfalt der herangezogenen Sekundärliteratur sowie der Interpretationsansätze hätte sich ein weitreichendes Register ergeben können, wozu den Herausgebern vermutlich Zeit und Mittel fehlten. Umso mehr erfreuen die größtenteils farbigen Illustrationen.

Das ausgewertete Quellenmaterial umfasst biblische Textauslegungen, literarische Werke, Hygienevorschriften, Koch- und Rechenbücher, Gemälde. Die anhand dieser Daten erarbeiteten Themen kreisen um Fragen der Klassendifferenzierung, der Verschwendung und religiös-ideologisch fundierten Askese, der Sozialisierung sowie auch – durch alle Themen hindurch – der Ästhetik. Der Bereich, der seltsamerweise im vorliegenden Band kaum angesprochen wird, ist derjenige der Geschlechterkonstruktion, obwohl die Geschlechterdifferenzierung in der Ernährungs- und Repräsentationsideologie sowohl historisch wie gegenwärtig sehr ausgeprägt ist, und zum Beispiel selbst im Bereich der Kochbuchautorenschaft und -rezeption eine wesentliche Rolle spielt.

Besonders hervorzuheben wären hier Ulrike Kammerhofer-Aggermanns Betrachtungen zu Kochbüchern; beispielsreich belegt sie deren Wandel von Repräsentationsbüchern (im Gegensatz zu ‚Gebrauchsbüchern') zu Medien der Reorganisation von Vergangenheit im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts. Christian Rohrs Beitrag zum Mittelalter-Festival geht zwar durchwegs über Fragestellungen zum Essen hinaus, wirft aber Fragen zur Rolle des wiederbelebten Mittelalters im Festkontext auf, die empirischer Nachfrage lohnen würden.

Regina Bendix

RYBORZ, Peter, Marcello LA SPERANZA, Alexander GLÜCK: *Unter Wien. Auf den Spuren des Dritten Mannes durch Kanäle, Grüfte und Kasematten.* Berlin, Ch. Links Verlag, 2001. 184 Seiten, Farb- und Schwarzweißabb.

KUSCH, Heinrich, Ingrid KUSCH: *Kulthöhlen in Europa. Götter, Geister und Dämonen.* Graz, Wien, Köln, Styria Verlag, 2001. 208 Seiten, Farbabb.

KUSCH Heinrich, Ingrid KUSCH: *Höhlen in der Steiermark, Phantastische Welten.* Graz, Steirische Verlagsgesellschaft, 1998. 160 Seiten, Farbabb.

NEUHOLD, Manfred: *Mythen, Kräfte, Phänomene: Kultplätze in der Steiermark.* Graz, Steirische Verlagsgesellschaft, 1998. 152 Seiten, Schwarzweißabb.

SCHLEICH, Johann: *Hexen, Zauberer und Teufelskult in Österreich.* Graz, Steirische Verlagsgesellschaft, 1999. 176 Seiten, Schwarzweißabb.

„Wo Informationen fehlen, wachsen die Gerüchte", meint der italienische Schriftsteller Alberto Moravia. Wo Experten längst ihr Urteil gefällt haben, blühen dennoch Spekulationen und Blüten dieser Spekulationen umgeben sich mit wissenschaftlichem Nimbus. In Diskussionen (auch mit Akademikern) ist bemerkenswert, wie stark in diese Richtung argumentiert wird. Die mächtige okkulte Welle, die Esoterisches aller Art zu einer neuen Volksreligion vereint, ist zur Jahrtausendwende keineswegs abgeebbt. Mythen, Mysteriöses und Mystifikationen zählen nach wie vor zu den Lieblingsthemen vieler Autoren und Hobbyforscher. Kein Wunder, dass sich eine Reihe von Neuerscheinungen mit den geheimnisvollen Tiefen der Erde, der Stadt und zugleich der menschlichen Natur, beschäftigt.

Peter Ryborz engagiert sich seit fünf Jahren für das „unterirdische Potential". „Wien ist unders", meint er und appelliert „Rättet die Unterwelt!" Ein besonderes Anliegen ist ihm die Wienflusseinwölbung, die in dieser Form nicht mehr lange bestehen wird. Sein Projekt, dort ein Amphitheater unterzubringen, hat zwar bei einem EU-Wettbewerb einen Preis erhalten, ist aber danach ungehört verhallt. So setzt Ryborz mit seinem Creativ-Büro auf die Homepage www.unterwelt.at und auf spektakuläre Veranstaltungen: Begleitet von Musikern und Fackelträgern führt er Interessierte auf den Spuren des Dritten Mannes durch das Kanalnetz und organisiert moderne Mysterienspiele (im Sommer 2001 „Innana, die Göttin in der Unterwelt") im Wienflusstunnel. Das Buch „Unter Wien" hat er gemeinsam mit dem Wiener Historiker Marcello La Speranza und dem deutschen Volkskundler Alexander Glück verfasst. Reich illustriert und gleichermaßen fundiert wie spannend geschrieben, bietet es eine Reihe von Informationen über die „Unterstadt". Die Hauptkapitel behandeln „Legionslager, Minenöfen und Luftschutzbunker", „Kulträume, Grüfte, Katakomben", „Keller und Archive", „Versorgung einer Metropole", „Leben unter der Stadt", „Kommunikation und Verkehr", „Imaginäre Unterwelten" und „Zukunftsperspektiven". Durch die Teamarbeit der Autoren, die aus unterschiedlichen Fachrichtungen kommen, entstand das faszinierende Bild eines anderen Wien, das bislang wenig Bekanntes ans Licht bringt und dabei den Boden der Seriosität nicht verlässt.

Manche Buchtitel provozieren die Unterstellung haltloser Spekulationen. Was lässt sich unter dem Etikett „Kulthöhlen in Europa. Götter, Geister und Dämonen" erwarten? Würde man nicht die Autoren kennen, wohl wenig Gutes. Der Grazer Universitätslektor Heinrich Kusch ist ein anerkannter Anthropospeläologe und Prähistoriker, Ingrid Kusch eine international be-

kannte Höhlenarchäologin. Gemeinsam unternahmen sie mehr als dreißig einschlägige Expeditionen in Afrika, Amerika, Asien und Europa. Der vorliegende Sachbildband zeigt eine Auswahl bedeutender europäischer Höhlen. Wenn sie in der Verlagswerbung als „Kultplätze" bezeichnet werden, „wo seit Tausenden Jahren blutige Rituale, Tier-und Menschenopfer, Bestattungen, Initiationen und andere Zeremonien durchgeführt worden sind", lenkt man die Phantasie des präsumtiven Käufers in die falsche Richtung. Das Werk zeichnet sich vielmehr durch fachlich fundierte Darstellung und vorsichtige Zurückhaltung gegenüber allzu Geheimnisvollem aus. Was man liest und in großartigen Farbfotos präsentiert bekommt, ist faszinierend genug: Die Cueva de Altamira in Nordspanien, in der Menschen zwei Jahrtausende hindurch Tierdarstellungen angebracht haben. Das älteste Fundinventar hat ein Alter von 18.540 Jahren. Oder das Hypogäum in Malta. Dieser neolithische Bestattungsplatz umfasst eine sich über 500 m² erstreckende, in drei Stockwerken angelegte Raumfolge, die bis zu vierzehn Meter tief aus dem Felsen gemeisselt wurde. In nahezu unglaublicher Präzision und beeindruckender Raumwirkung soll es vor 5000 bis 6000 Jahren entstanden sein. Auch Österreich ist mit prominenten Fundstätten vertreten, zum Beispiel mit der Drachenhöhle bei Mixnitz in der Steiermark, wo Grabungen zahlreiche Höhlenbärenschädel zu Tage förderten. Die Autoren zeigen sich zurückhaltender als etwa ihre Fachkollegen des 19. Jahrhunderts: Von Beginn an sei die Annahme, dass der Homo neanderthalensis und später der Homo sapiens einen Höhlenbärenkult betrieben hätten, auf sehr wackeligen Füßen gestanden. Denn Höhlen mit vergleichbaren Funden „lieferten kein einheitliches, sondern ein eher widersprüchliches Material, das derzeit einen archäologischen Nachweis eines europaweiten Höhlenbärenkultes nicht zulässt".

Die Drachenhöhle bei Mixnitz würdigte das Forscherehepaar schon in seinem, in vergleichbarer Ausstattung erschienenen Werk „Höhlen der Steiermark. Phantastische Welten". Hier erfährt man ganz prosaische Dinge über jene phantastische Welt im Karstgebiet des Hochlantsch: Während des Ersten Weltkrieges organisierte das k.k. Ackerbauministerium eine „Höhlendüngeraktion": Phosphorpentoxidhältige Ablagerungen sollten den teuren Phosphatdünger ersetzen. Mit Hilfe einer mehr als 1500 Meter langen Materialseilbahn wurden aus den Überresten Tausender Höhlenbären 23.000 Tonnen Material gewonnen, aus denen man 4.000 Kilogramm fossile Knochen für wissenschaftliche Zwecke aussonderte.

Dass Funde aus der Drachenhöhle in der Abteilung für Vor-und Frühgeschichte des Museums in Graz-Eggenberg zu besichtigen sind, erfährt man auch aus dem Buch „Mythen, Kräfte, Phänomene. Kultplätze in der Steiermark". Manfred Neuhold ist sein Autor, zuvor hat er unter anderem über

Lebensbäume und Zauberkräuter geschrieben. „Starke Plätze mit einer Jahrtausende überspannenden Kulttradition" sind sein Thema. Das mit vielen Fotos und Skizzen illustrierte Buch versteht sich als eine „Kult- und Kulturgeschichte der Steiermark". Bevor es Wanderer als Wegweiser in den Rucksack stecken, sollten sie wohl Pendel und Wünschelrute einpacken, denn „geomantische Eigenschaften" werden zu den meisten Ausflugszielen mitgeliefert. Solche sind nicht nur Höhlen, sondern auch „Schalensteine", „Opferplätze" oder „Rutschsteine". Dazu wird festgestellt: „Viele Elemente unseres Volksglaubens haben ihre Wurzeln in den verschiedenen Kategorien der Verehrung und des Opfers der bronzezeitlichen Megalithkultur. Das ‚Fasselrutschen' ist ein feucht-fröhlicher Brauch. Ursprünglich war es ein Fruchtbarkeitsritual, das in direkter Linie auf die ‚Rutschsteine' mit der gleichen Funktion zurückgeführt werden kann." Die Megalithkultur in der Phase der Jungsteinzeit herrschte in Europa vor 6800 bis 4800 Jahren (Kusch), die Bronzezeit datiert Neuhold selbst zwischen 1800 und 750 vor Christus. Vom ehemaligen Zehentfass des Stiftes Klosterneuburg, wo das Fasselrutschen stattfindet, weiß heute jeder Tourist, der eine Speisenkarte liest, dass es drei Wiener Bindermeister anno 1704 hergestellt haben. Aber wenn man sich ins Land der Mythen und Matriarchate begibt, spielen Jahrtausende keine Rolle mehr.

Immerhin glaubte man 1704 in der Steiermark noch an Hexen. Zwei Jahre davor stellte das Stift Seckau eine Bestätigung aus, „dass es gelungen war, aus dem Körper der Jungfrau Ursula Longauerin 700 Teufeln unter dem Teufelsfürsten Pestel auszutreiben". 1711 wurde in Murau der Wahrsager Christian Clingspögel hingerichtet, der Wunderkuren verordnet und Glücksbringer verkauft hatte. Zwei von 1700 Prozessakten, die zeigen, wie tief Mystizismus Menschen ins Unheil stürzen kann. Johann Schleich hat sie gesichtet und in einem Buch zusammengestellt, das in gleicher Ausstattung wie die „Kultorte" erschienen ist. Sein nicht ganz unspektakulärer Titel: „Hexen, Zauberer und Teufelskult in Österreich".

Die vorliegende Auswahl zeigt, wie unterschiedlich man mit ähnlichen Themen umgehen kann: Von der wissenschaftlichen Abhandlung über die schlichte Faktensammlung bis zu plakativer Esoterik. Um einen Lieblingsspruch dieser Szene zu zitieren: „Jeder kriegt das, was er braucht". Die Frage sei erlaubt: Wer braucht Theorien über megalithisches Fasselrutschen?

Helga Maria Wolf

BAUSINGER, Hermann: *„Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?"*. München, C. H. Beck Verlag (Beck'sche Reihe 1348), 2000, 176 Seiten.

„Wie deutsch sind die Deutschen?" fragt Hermann Bausinger im Untertitel seines in der Beck'schen Reihe erschienenen Buches „Typisch deutsch", wohl wissend, dass eine befriedigende Antwort auf diese Frage nicht möglich sein kann. Aber diesen Anspruch erhebt der emeritierte Professor für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, wo er sich unter anderem mit deutschen Identitätspolitiken beschäftigte, auch gar nicht. Ihn interessiert vielmehr, wie nationale Etikettierungen à la „typisch deutsch" entstanden sind, wie sie sich in den Köpfen der Menschen festsetzen und wie sie sich manifestieren, je nach historischer Situation interpretiert werden und ob sie heute, in Zeiten der Globalisierung und Pluralisierung nicht ohnehin schon obsolet geworden sind.

Es ist also keine aktuelle Version einer nationalen Charakterisierung der Deutschen, die Bausinger hier konstruiert, er widmet sich in jedem Kapitel, Punkt für Punkt, der Dekonstruktion der vorhandenen Klischees, Stereotypen, Vorurteile und Pauschalisierungen von den und über die Deutschen. Bausinger leitet sein Buch mit allgemeinen Betrachtungen von nationalen Typisierungen und ihrem Einfluss auf das Denken und Handeln der Menschen ein. Er zeigt an Beispielen, wie sie konstruiert werden, welche Funktion sie erfüllen und wie sie sich gegebenenfalls auch verändern, abschwächen oder neu aufladen können. Dann nimmt er sich angeblicher „nationaler Eigenheiten" an, von der Ordnungsliebe über die Vereinsmeierei bis zur Humorlosigkeit, um im dritten Kapitel über „nationale Symbole und Symbolgestalten" etwa die Nationalfarben rot, gold und schwarz oder den „deutschen Michel" unter die Lupe zu nehmen. Dabei verfolgt der Autor die einzelnen Zuschreibungen und Symbole in ihrer historische Dimension und Tiefe, versucht ihren Entstehungszusammenhang offen zu legen, zeigt die Veränderungen ihrer Interpretation und Funktion in den jeweiligen historischen Kontexten und fragt nach ihrer Gültigkeit und Bedeutung in der Gegenwart. Im letzten Kapitel mit dem Titel „Typisch deutsch – ein Auslaufmodell?" wendet sich Bausinger abschließend den aktuellen Fragestellungen nach den Auswirkungen der deutschen Wiedervereinigung, der Zuwanderung und der Globalisierung auf die nationalen Selbstbilder und Identitäten der Deutschen zu. Dabei kommt er zu folgendem Befund über die gegenwärtige Rolle nationaler Etikettierungen: „Es hat den Anschein, daß es sehr viel schwieriger geworden ist, zu allgemeinen Charakterisierungen zu kommen. Eine tragende Schicht ist nicht mehr erkennbar, die sozialen Verhältnisse sind insgesamt diffuser und unübersichtlicher geworden. [...]

Aber – eine paradoxe Wendung! – die Unübersichtlichkeit scheint das Bedürfnis zu verstärken, einige wenige stabile Generalnenner zu finden, und da bieten sich die traditionellen Charakterisierungen an. Man weiß zwar, daß es ‚die Deutschen' nicht gibt; aber das hindert nicht daran, sie für unbeweglich, naturliebend, geschichtsbeflissen, diszipliniert, ernst, tiefsinnig zu halten."

Hermann Bausinger zeigt in seinem Buch, wie dauerhaft nationale Typisierungen sind. Es geht ihm nicht darum, sie zu widerlegen, sondern ihr Zustandekommen und fortwährendes Wirken zu erklären, wobei er auch ständig ihre äußerst beschränkte Aussagekraft in Erinnerung ruft und ihren Allgemeingültigkeitsanspruch relativiert. Breiten Raum widmet der Autor zudem der politisch-ideologischen Instrumentalisierung von idealisierenden Selbstzuschreibungen und verweist auf deren systematischen Einsatz in der Propagierung der deutschen Nation im 19. Jahrhundert und ihren Missbrauch in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. An diesen Stellen zeigt er auch immer wieder, wie Macht und Herrschaft auf das Leben und Denken der Menschen Einfluss zu nehmen im Stande sind, wie Makro- und Mikroebene miteinander vernetzt sind. Die historischen Exkurse illustriert Bausinger mit Beispielen aus der Literatur und garniert sie mit Anekdoten über historische Persönlichkeiten oder plaudert aus seinem persönlichen Erfahrungsschatz, wodurch die Lektüre des Bandes aufgelockert wird. Aus dieser Mischung ergibt sich auch der populärwissenschaftliche Charakter des Buches, das, ohne oberflächlich zu sein, sich durch eine klare und flüssige Sprache auszeichnet. Bausingers Buch ist somit eine unterhaltsame, aber nicht seichte Lektüre, die sich im Idealfall mit eigenen, weiterführenden Studien der Leser an deutschen Gästen, egal an welchem Urlaubsort, verbinden lässt.

Harald Schlinger

EBERHART, Helmut, Johann VERHOVSEK (Hg.): *Fremdenfeindlichkeit als gesellschaftliches Problem* (= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 8). Frankfurt am Main u.a., Peter Lang Verlag, 1999, 266 Seiten.

Der Band „Fremdenfeindlichkeit als gesellschaftliches Problem" basiert auf der von den Herausgebern Helmut Eberhart und Johann Verhovsek veranstalteten öffentlichen Ringvorlesung, die im Sommersemester 1996 an der Karl-Franzens-Universität Graz abgehalten wurde. Die zehn Vortragenden und die einzige Vortragende vertreten ein breites Spektrum an

geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen: Ethnologie, Geographie, Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft, Rechts- und Wirtschaftswissenschaft, Soziologie, Sprachwissenschaft und Soziolinguistik. Der Vortragscharakter der Beiträge ist in unterschiedlichem Maß erhalten geblieben. In stilistischer Hinsicht sind die Texte äußerst heterogen, das gilt auch für die unterschiedliche Form oder für den wissenschaftlichen Apparat der jeweiligen Texte. Einige Vorträge orientieren sich an Hörgewohnheiten, andere richten sich eindeutig an Leser, zwei lagen bereits als Publikationen vor (der Artikel von Rainer Bauböck wurde aus dem Englischen übertragen, Helmut Eberhart modifizierte seinen geringfügig). Vom Umfang her reicht die Bandbreite von 10 bis zu 47 Seiten. Einzelne Artikel wurden sorgfältig lektoriert (von den Autoren selbst?), andere kaum.

Konrad Köstlin bietet im Eröffnungsvortrag einen Ausblick auf die Vielfalt der Erfahrungen von Fremdheit und Eigenheit und der Diskurse darüber. Köstlin ist bestrebt, einer eventuellen Absicht des Publikums, sich mit „Menschenrechtsfolklore" und wissenschaftlich legitimierter „Empörungslogik" versorgen zu wollen, eine klare Absage zu erteilen. Politisch korrekte Oberflächlichkeit wird ironisiert. Das methodische Gegensteuern löst angesichts der Brisanz des Themas Befremden aus – das ist wohl der angestrebte Effekt. Schwierigkeiten bereitet mir ein Absatz über den Gender-Aspekt fremdenfeindlicher Gewalt (S. 29 f). So ganz nebenbei wird die wichtige Frage angeschnitten, ob Fremdenfeindlichkeit nicht vorrangig ein männliches Phänomen sei. Anschließend werden biologistische Vorstellungen zur genetischen Determination weiblicher und männlicher Rollen kritisiert. „Volkskundlerinnen und Volkskundler" sowie „Menschen aus der Pädagogik", die in empirischen Untersuchungen über Kinderspielzeug die soziale Prägung des Rollenverhaltens bestätigt hätten, bleiben anonym. Schon gut, das passt ja in mein Konzept, denke ich, aber da kommt die erschreckende Feststellung: „Empirische Befunde, banale Beobachtung ließen bald an dieser These zweifeln: Ein Junge soll eine Barbie-Puppe wie eine Maschinenpistole in die Hand genommen und mit rattatata auf einen Freund gezielt haben." (S. 30) Was soll das beweisen? So etwas lässt sich doch nicht stillschweigend einem „Katalog von Harmlosigkeiten" zuschlagen? Ich erlebe diesen Text als ziemlich „schillernd", bei jedem neuerlichen Lesen erscheint er mir in einem anderen Licht. Erst das ernste Schlusswort, welches sich durch Eindeutigkeit und fehlende Ironie auszeichnet, macht klar, wie dieser rhetorische Kunstgriff funktionieren sollte: Positionen in einem Diskurs werden inszeniert wie dramatische Rollen. Dies dürfte dem modernen Prinzip der antiidentifikatorischen musealen Präsentation entsprechen.

Abschließend ermuntert Köstlin, Fremdes und Eigenes nicht als natürlich, sondern als von Menschen gemachte Konstruktionen zu begreifen,

womit gleichzeitig deren prinzipielle Veränderbarkeit verdeutlicht werde. Doch sei zu bedenken, dass der ästhetische Genuss von Fremdheiten ein soziales Privileg sei, welches einem die Tugend der Toleranz wesentlich erleichtern könne. Diese beiden Thesen bilden so etwas wie den Refrain in diesem Band, sie werden von fast allen Autoren und der Autorin vertreten.

Der daran anschließende Text von Hans-Jürgen Heinrichs ließe sich als ein Beispiel für Köstlins These von der Selbst-Stigmatisierung der Deutschen anführen, als Beispiel für deren negatives Autostereotyp als einer xenophoben Gesellschaft. Heinrichs denkt über die Möglichkeit nach, offene Identitätsgemeinschaften jenseits von Nationalismus und Supra-Nationalismus zu etablieren. Er vertritt die Ansicht, die Politik hätte sich den Fragen der Fremdheit nicht radikal genug gestellt. Um das Problem der Fremdenfeindlichkeit lösen zu können, müsse man die Ursachen dafür in der eigenen Gesellschaft erkennen. Die von Heinrichs propagierte Ethik wird von der Vision vom generellen Vorrang für Fremde bestimmt. Heinrichs behandelt das Problem des Fremdverstehens aus ethnopsychoanalytischer Sicht und zielt auf ein Transzendieren des Ich. Er preist das produktive Potential des Fremden auf künstlerischer Ebene und regt an, daraus für die künftige politisch-soziale Praxis zu lernen.

Der Vortrag von Wolfgang Benedek über Völkerrecht und Fremdenfeindlichkeit besitzt wegen der juristischen Perspektive eine Sonderstellung. Benedek betont, dass es sich bei Xenophobie um ein internationales Problem handelt, für das daher auch internationale Lösungen gefunden werden müssten. Er stellt dar, wie internationales Recht dazu beitragen kann, auf nationaler Ebene menschenrechtliche Mindeststandards zu sichern.

Im betont didaktischen Beitrag von Bernd Matouschek geht es vorrangig um die Erläuterung der diskurshistorischen Methode in der linguistischen Stereotypen- und Vorurteilsforschung. Das methodologische Handwerkszeug erscheint mir wichtig. Diskursanalytiker aus unserem Fach könnten hier ganz konkrete Anregungen finden. Das Vorgehen gemahnt an die Dekonstruktion von Texten in der Writing Culture Debatte. Die Parallele kommt nicht von ungefähr: Wie in der Ethnographie geht es auch in der hier untersuchten Medienberichterstattung um die Herstellung von Alterität.

Heinz Fassmann stellt Migrationsbewegungen in der Monarchie Österreich-Ungarn dar. Er bietet eine geographische Beschreibung der Migrationsströme und analysiert die zeitgenössische Bewertung von Aus- und Einwanderung – besonders gegenüber Emigration bestanden Vorbehalte, sie wurde als ökonomischer Verlust betrachtet. Die Darstellung der historischen Migrationen ist sehr wertvoll. Das Fazit, eine – an sich gerechtfertigte – Kritik an der heutigen Migrationspolitik, kann leider nicht wirklich überzeugen, weil die historische Darstellung nicht als ein Argument für die

Forderung taugt, Österreich sollte sich als Einwanderungsland bekennen. De facto ist es das heute ohne Zweifel. Eine argumentative Schwäche des Beitrags besteht in dem schlecht gewählten Beispiel für die Diskriminierung tschechischer Zuwanderer in Wien, ein interessantes Dokument, aber kein direkter Hinweis auf Diskriminierung, sondern nur ein Beispiel für Assimilation.

Der umfangreiche Essay von Rainer Bauböck über die Auswirkung internationaler Migration auf territoriale Staatsgrenzen, Grenzen des politischen Gemeinwesens und Grenzen politischer Gemeinschaften stellt für mich den absoluten Höhepunkt des vorliegenden Bandes dar. Die sprachliche Sorgfalt und die Genauigkeit des Denkens sind mustergültig und bereiten dem Leser einen intellektuellen Genuss. Es handelt sich sowohl um die inhaltlich umfassendste als auch dichteste und präziseste Darstellung. Die Sprache ist zurückhaltend und nicht auf einen oberflächlichen Eindruck angelegt. Für die Praxis der Migrationsforschung regt Bauböck eine Kombination aus einer Makro- und einer Mikroperspektive an und plädiert für Feldforschungen in Herkunfts- und Aufnahmeländern, um der Realität internationaler Netzwerke und transnationaler Identitäten gerecht zu werden. Dies entspricht der Forderung nach einer „multisited ethnography" (George Marcus). In einer evolutionistischen Darstellung politischer Gebilde verdeutlicht Bauböck den Widerspruch zwischen einer zunehmenden Starrheit von Grenzen und der Mobilisierung der Bevölkerung. Als Konsequenz fordert er die Pluralisierung des politischen Gemeinwesens durch Wohnbürgerschaftsrechte und Doppelstaatsbürgerschaften. In Bezug auf die kulturellen Grenzen verlangt er eine Entkoppelung von Akkulturation und Staatsangehörigkeit, Assimilation sollte – stets auf freiwilliger Basis – zugelassen werden. Er betont die Möglichkeit additiver Akkulturation und Assimilation und verlangt die Öffnung dominanter Nationalkulturen, die faire Kooperation zwischen kulturellen Gruppen müsse gesichert werden. Hier werden die von Heinrichs angedeuteten offenen Identitätsgemeinschaften konkretisiert. Der normative Teil dieser politischen Theorie knüpft an die deskriptive soziologische Migrationstheorie an, Bauböck bringt seine gesellschaftspolitischen Forderungen in Einklang mit der sozialen Realität, in der plurale Identitäten eine bedeutende Rolle spielen. Dieser große Entwurf gründet auf einer rationalen liberalen Ethik.

Als Kontrast zu diesem liberalen Ansatz erscheint mir der Beitrag von Karl Kaser, der einer kulturalistischen Denkweise folgt und insofern auch eine bemerkenswerte Sonderstellung einnimmt. Die kulturhistorische Darstellung der Gesellschaft am Balkan soll beweisen, dass Migranten aus dieser Region bei uns keine Gastfreundschaft erwarten. Es handelt sich um die Konstruktion kultureller Differenz, wie sie in anderen Beiträgen kriti-

siert wird. Die Denkweise, dass man von historischen Sozialmodellen auf das aktuelle Verhalten von Zuwanderern schließen könne, impliziert eine Modernitätsdefizit-These. Gerechter Weise muss ich erwähnen, dass Kaser derlei Einwände gegen seine Form kulturanthropologischer Logik erwartet und explizit sozusagen vor sich selbst warnt: Seine Antwort sei nur eine von vielen möglichen (S. 169).

Peter Ulram veranschaulicht die Karriere des Ausländerthemas und die Fremdenfeindlichkeit in Österreich anhand demoskopischer Daten. Er erklärt die Zunahme von Fremdenfeindlichkeit in den 90er Jahren mit der Gewöhnung der Bevölkerung an große Stabilität, die Brüche mit der Entwicklung der Wende hätten zu heftigen Überreaktionen geführt. Hinzu komme noch der große Nationalstolz der jungen Nation. Ein interessantes Detail: In der Darstellung der ablehnenden Haltung der Einheimischen gegen das Flüchtlingslager in Kaisersteinbruch folgt Ulram exakt der von Matouschek kritisierten Argumentation der Medien. Ein rhetorisch bedeutsamer Aspekt am Rande, welcher den ganzen Text überlagert und emotional auflädt, ist die einleitende Feststellung persönlicher Betroffenheit: Mit der wissenschaftlichen Arbeit habe das nichts zu tun und die persönliche Betroffenheit solle das Publikum nicht irritieren. Dieses Motiv erweist sich als Rahmen der demoskopischen Analyse, wenn im Schlusssatz festgestellt wird, Ausländerpolitik sei „einer der am wenigsten rational und pragmatisch lösbaren Politikbereiche", da hier Vorurteile und Emotionen zum Tragen kämen, „Probleme, die scheinbar mit dem ‚Thema' nichts zu tun haben und es dennoch wesentlich beeinflussen" (S. 187).

Cécile Huber erklärt Sprache als ein Werkzeug kultureller Konstruktion. Sie vergleicht Frauen- und Fremdenfeindlichkeit und unterstreicht die sozial integrative Funktion der Ausgrenzung. Sie macht auf interkulturelle Austauschprozesse aufmerksam und zeigt, wie in der französischen Jugendkultur eine transkulturelle Realität entsteht. Für diese integrativen Prozesse schlägt sie den Begriff „soziokulturelle Ökologie" vor, wobei sie eher assoziativ dem Konzept des ökologischen Gleichgewichts folgt. Scheinbar hat sie human- und kulturökologische Ansätze und deren Rezeption durch Soziologie und Kulturanthropologie nicht zur Kenntnis genommen. Eine andere Frage wäre, ob nicht die in unserem Fach etablierten Begriffe – etwa „Interethnik" – ausreichen würden.

Johann Verhovsek gibt einen Überblick über die Entwicklung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Integration und Ethnizität. Er beschreibt das Abrücken vom „Ideal ethnisch-kultureller Homogenität", die Entdeckung des „ethnic revival" und die Idealisierung des Fremden und „Marginal Man". Verhovsek gibt das existentielle Interesse der Kulturwissenschaften an kultureller Differenz zu. Er referiert die Kritik am Kultura-

lismus und dessen Kulturdifferenz- und Modernitätsdefizithypothesen. Er wünscht sich, dass dem Sozialen verstärkt Beachtung geschenkt werde und fordert für die volkskundliche Migrationsforschung, diese solle sich nicht nur dem Fremden zuwenden, sondern vielmehr die Aufnahmegesellschaft in den Mittelpunkt stellen. Ich meine, die Beachtung beider Dimensionen wäre eigentlich eine logische Konsequenz der Einsicht in die Dialektik von Eigenem und Fremdem.

Im abschließenden Referat berichtet Helmut Eberhart sehr praxisnah über ein gemeinsam mit Johann Verhovsek als Lehrveranstaltung durchgeführtes Projekt über Flüchtlinge. Das hier beschriebene Erlebnis unterstreicht indirekt die Forderung, sich vermehrt der Aufnahmegesellschaft zuzuwenden: Es handelt sich um den Rauswurf der forschenden Studenten durch einen Asyl-Quartiergeber, dem es verdächtig schien, dass diese immer wieder eine rumänischen Familie aufsuchten. Wären auch die Österreicher interviewt worden, hätte der Quartiergeber sich nicht übergangen gefühlt. Die von Eberhart angeführten Beispiele beweisen den Wert qualitativer empirischer Untersuchungen, eines kritischen Nachfragens und Beobachtens vor Ort.

Eberhart entwickelt in seinem Flüchtlings-Projekt einen Katalog von Lösungsansätzen. Er stellt die Forderung nach einem freien Zugang zum Arbeits- und zum Wohnungsmarkt für Flüchtlinge und wünscht sich mehr Akzeptanz für kulturell bedingte Verhaltensweisen. Im Vordergrund der konkreten Maßnahmen sollten Informationskampagnen und Sprachvermittlungsprojekte stehen. (Sehr akademisch.) In Bezug auf die Aufklärung über die jeweiligen Fremdkulturen und die Kultur der Aufnahmegesellschaft gibt Eberhart jedoch zu bedenken, dass dies zur Stereotypenbildung beitragen könnte. Weiters empfiehlt er Supervision für Flüchtlingsbetreuer und die Einrichtung einer neutralen Kontrollinstanz für Flüchtlingsheime.

Zusammenfassend möchte ich feststellen, dass mit diesem Band ein wichtiger Beitrag zur interdisziplinären Diskussion eines der zentralen Probleme unserer Zeit geleistet wurde. Es ist erfreulich, dass dabei auch konkrete Lösungsansätze gesucht wurden. Das Buch weckt den Wunsch nach weiteren engagierten Aktivitäten dieser Art. Die Länge der Rezension ist eine Antwort auf das Fehlen einer Diskussion und einer Zusammenschau der Vorträge. Möge dieser Sammelband heftige und fruchtbare Diskussionen auslösen!

Bernhard Fuchs

SOMOGYI, László: *Die burgenländischen Magyaren. Geschichte, Geographie, Siedlung, Ethnikum, Sozialstruktur*. Oberschützen, 2000, 287 Seiten, zahlreiche Abb., Tabellen und Karten.

Aufbauend auf seiner im Jahr 1967 an der Karl Franzens-Universität in Graz approbierten Dissertation „Die burgenländischen Magyaren in geographischer Sicht" präsentiert Somogyi mit diesem Buch aktuelle Forschungsergebnisse zu Geschichte und Gegenwart der ungarischen Minderheit im Burgenland.

Der Autor spannt den Bogen von der ersten Besiedelung des Burgenlandes durch die Magyaren bis zur heutigen Situation der burgenländischen Ungarn. Im Mittelpunkt steht die Siedlungsgeschichte und Sozialstruktur der heute noch ungarischsprachigen Dörfer bzw. Städte Oberwart, Oberpullendorf, Unterwart und Siget in der Wart.

Neue Erkenntnisse in der Ortsnamenforschung sowie die Untersuchung der Objektnamen „Unger", „Hunger" und „Ungar" in Österreich untermauern die Annahme, dass bereits vor der Landnahme durch die Magyaren im 9. Jahrhundert Onoguren, ein ungarisch sprechendes Volk, im heutigen Österreich angesiedelt waren. Somogyi folgt hier dem ungarischen Wissenschaftler Gyula László, der behauptet, dass die an der damaligen österreichisch-ungarischen Grenze in den Grenzwächterdörfern lebenden Magyaren ebenso wie die noch heute in Siebenbürgen lebende Volksgruppe der Székler die Nachkommen der Onoguren seien. Gyula László bezeichnet die Ansiedlung der Onoguren im Jahr 670 in Pannonien als erste Landnahme und folglich die rund 200 Jahre später erfolgte Einwanderung als zweite Landnahme durch die Magyaren. Diese Aussage ist nicht unumstritten, es wird jedoch von den meisten ungarischen Wissenschaftlern als möglich angenommen, dass die ungarische Sprache bereits mit den Onoguren in das Karpatenbecken gelangte. Somogyi begibt sich bei seinen Forschungen auf die Suche nach Belegen, die die Annahme, dass ab 670 Onoguren im heutigen Österreich siedelten, wahrscheinlich oder zumindest möglich erscheinen lässt.

Am Beispiel der Wart zwischen Rabnitz und Mur (zwischen Bernstein und Radkersburg) wird der Aufbau der Grenzödland-Verteidigung und der Grenzkomitate ab dem 9. Jahrhundert dargestellt.

Im zweiten Teil des Buches geht der Autor auf die Lage der ungarischen Siedlungen innerhalb des Burgenlandes ein. Zahlreiche Karten, Abbildungen und statistische Tabellen ergänzen die Geschichte und die Beschreibung der sozialen Struktur der magyarischen Bevölkerung. Die Auswertung der Daten der Volkszählungen bis 1961 liefert repräsentative Ergebnisse für die einzelnen ungarischsprachigen Gemeinden. Vor der Volkszählung 1971

erfolgten Ortszusammenlegungen von ungarischen Gemeinden mit kroatischen und deutschen. Da sich die Daten der Volkszählungen ab diesem Zeitpunkt auf die zusammengelegten Gemeinden beziehen, ist eine getrennte sozialstrukturelle Untersuchung nicht mehr möglich. Schwankungen in den Angaben bezüglich der Zahl der ungarisch sprechenden Bevölkerung ergeben sich auch durch die unterschiedliche Fragestellung nach der Mutter- bzw. Umgangssprache bei den Volkszählungen. Aus diesem Grund ist der Autor teilweise auf Schätzungen angewiesen, die entsprechend erläutert werden.

Der letzte Teil des Buches befasst sich mit dem Bildungswesen, der Religion und der politischen Einstellung der ungarischsprachigen Bevölkerung. Seit der Änderung der aus dem Jahr 1937 stammenden Schulgesetze, Mitte der 90er Jahre, besteht theoretisch die Möglichkeit Schulen mit ungarischer Unterrichtssprache, zweisprachige Schulen oder Klassen mit ungarischer Unterrichtssprache an deutschsprachigen Schulen einzurichten. Zur Zeit gibt es zwei zweisprachige Volksschulen und Pflichtschulen mit Klassen, in denen Ungarisch als Pflichtgegenstand bzw. Ungarisch als Freigegenstand ohne Benotung unterrichtet wird. Seit der Eröffnung des zweisprachigen Gymnasiums in Oberwart besteht die Möglichkeit einer bilingualen Ausbildung bis zur Matura. Auch im Bundesgymnasium Oberpullendorf können die Schüler der Oberstufe Ungarisch als Wahlpflichtfach besuchen und in diesem Fach maturieren.

Der Burgenländisch-Ungarische Kulturverein und die Volkshochschule der Burgenländischen Ungarn bieten in ihrem Programm Sprachkurse, Vorträge und kulturelle Veranstaltungen an.

Interessant ist, dass die burgenländischen Ungarn drei Religionsbekenntnissen angehören: römisch-katholisch in Oberpullendorf, Unterwart und teilweise in Oberwart, evangelisch H.B. in Oberwart und evangelisch A.B. in Siget in der Wart. Die Ursache dafür ist bis heute nicht geklärt.

Eine Analyse der Ergebnisse der Nationalratswahlen seit 1945 veranschaulicht die politische Einstellung der Magyaren im Burgenland. Bis 1986 wählte die überwiegende Mehrheit eine der beiden Großparteien, wobei in Unterwart die ÖVP dominierte und in den anderen Dörfern die SPÖ. Danach wurde in zunehmendem Ausmaß auch die FPÖ gewählt.

Den Abschluss des Bandes bildet ein Verzeichnis der burgenländischen Ortsnamen in ungarischer und deutscher Sprache.

Mit dem Buch „Die burgenländischen Magyaren" fasst Somogyi den heutigen Wissensstand über die Geschichte und Gegenwart der ungarischen Minderheit im Burgenland zusammen und bietet zugleich die Basis und den Anreiz, in die eine oder andere Richtung weiter zu forschen.

Gerlinde Bauer

DEFTERAIOS, Angelos N.: Το Ψωμί στα έθιμα των Ελλήνων. Η συμβολική και μαγική χρήση του από τους Νεοέλληνες *[Das Brot im Brauchtum der Griechen. Symbolischer und magischer Gebrauch bei den Neugriechen]*. Athen, Legato, 2000, 264 Seiten, mehrere Abb. und Musiknoten, ISBN 960-86774-0-8.

Der ehemalige Direktor des Laographischen Archivs der Akademie Athen hat seine einstige Dissertation („Das Brot bei den Geburts- und Sterbebräuchen", Athen 1978), um zwei Kapitel erweitert (Das Brot bei der Hochzeit, das Brot als Gabe) und sprachlich geglättet (statt der Reinsprache wird nun die Volkssprache bevorzugt) wiederherausgegeben. Diese materialreiche Monographie hatte damals die Aufmerksamkeit von Leopold Kretzenbacher auf sich gezogen (L. Kretzenbacher, „Heiliges Brot und Heilbrot. Gedanken zu einer neugriechischen Brotmonographie", *Münchener Zeitschrift für Balkankunde* IV, 1984, S. 1–7), nachdem sie von mir angezeigt und besprochen worden war *(ÖZV* XXIV/83, 1980, S. 216 f, *SAV* 76, 1980, S. 353). Tatsächlich ist der rituelle Brotgebrauch in der Volkskultur von einer erstaunlichen Vielfalt, die nicht nur christliche Hintergründe hat (Gebildbrote als Menschenersatz usw.). Der gefällig aufgemachte Band, der allerdings mit mehr Bildmaterial hätte versehen werden können, wendet sich an eine breitere Leserschicht, ohne jedoch die Ausführlichkeit der Quellennachweise zu reduzieren. Es geht vorwiegend um eine Materialsammlung, die jedoch die unglaubliche Vielfalt der Symbolvernetzungen rund um das Brot anschaulich demonstriert.

Das erste Kapitel behandelt die Brotverwendung bei der Hochzeit (S. 19–34): Weizensammeln und Weizenmahlen für die Hochzeitsbrote, Mehlsieben, Teigherstellung, das Formen der Brote. All dies geschieht mit Musikbegleitung und Gesang. Das zweite Kapitel geht auf die Brotverwendung bei der Geburt ein (S. 35–135); die Unterkapitel behandeln Sterilität und ihre Heilung, die Schwangere und die Schwangerschaft, Geburt und die Frist der 40 Tage, das Neugeborene, Brustgeben und Muttermilch, der Besuch der Moiren und die Schicksalszuteilung, die ersten Schritte, der erste Zahn, die ersten Worte, das heiße Brot (Dämonenabwehr), nach der 40-Tage-Frist, nach dem ersten Jahr. Das dritte Kapitel befasst sich mit den Sterbebräuchen (S. 136–210): Brot als Todesvorhersage, am Tag des Ablebens, Brot beim Toten nach dem Verscheiden, beim Wickeln in die Totenbinden, bei der Totenwache, im oder auf dem Grab, nach dem Begräbnis auf dem Friedhof, im Hause des Toten, bei der Exhumierung der Gebeine, bei den Gedenkmessen, an den Seelen-Samstagen (psychosabbata) und anderen Festen. Es folgt noch das vierte Kapitel über Brot als Gabe in den gesellschaftlichen Beziehungen der Griechen (S. 211 ff) sowie die Bibliographie (S. 225 ff) und ein

Generalindex (S. 243 ff). Der Herausgeber hält ausdrücklich fest, dass sich die Ausgabe an eine breitere Leserschaft wende, und betont die Bedeutung derartiger Arbeiten in den Tagen der Globalisierung.

Walter Puchner

ALEXIADIS, Minas A. (ed.): Κάρπαθος και Λαογραφία *[Die Insel Karpathos und die Volkskunde]*. Athen, Edition des Eparchen von Karpathos, 1998–2000 [2001], 264 Seiten, 35 Abb. auf Taf. und im Text, Musiknoten, ISBN 960-86770-0-9.

Der Kongressaktenband des ersten Kongresses für die Volkskunde der Insel Karpathos vom 26.–27. März 1994 hat lange auf sich warten lassen, entschädigt allerdings durch seine sympathische Aufmachung mit allen Grußbotschaften, dem detaillierten Kongressablauf und der Dokumentation aller Diskussionen. Den Reigen der Vorträge führt Minas Alexiadis selbst an, indem er einen Überblick über die volkskundliche Forschung über die langgestreckte Dodekanes-Insel zwischen Rhodos und Kreta von 1948 bis 1995 gibt (S. 37–61). Wegen ihrer isolierten Lage, dem Inseldialekt mit vielen Archaismen und ihrer eigentümlichen Musikkultur ist die Insel früh schon zu einem beliebten Forschungsobjekt geworden und heute noch Gegenstand vieler kulturanthropologischer Arbeiten. Der Musikwissenschaftler Georgios Amargianakis berichtet über eine musikvolkskundliche Exkursion 1970 auf die Insel (S. 63–69), Aristoteles Vrellis, Musikwissenschaftler an der Universität Ioannina über die Zweizeiler und ihre Musik in den Aufzeichnungen von Samuel Baud-Bovy aus der Zwischenkriegszeit (S. 71–90, vgl. jetzt R. M. Brandl/D. Reinsch, *Die Volksmusik der Insel Karpathos. Die Lyramusik auf Karpathos. Eine Studie zum Problem von Konstanz und Variabilität instrumentaler Volksmusik am Beispiel einer griechischen Insel 1931–1981*. Göttingen 1992). Stefan Imellos beschäftigt sich mit Notariatsakten als Quellen der traditionellen Materialkultur der Insel (S. 91–101), über die Sing- und Festkultur im isolierten Bergdorf Olympos im Norden der Insel berichtet Pavlos Kavuras (103–123, vgl. seine Dissertation „Glendi and Xenitia: the Poetics of Exile in Rural Greece (Olympos, Karpathos)", New York, New School for Social Research 1990). Maria Kritsioti untersucht die Struktur und Funktion der Tänze von Karpathos (S. 125–140), Vasilis Kyrkos die philosophischen Hintergründe der karpathiotischen Sprichwörter (S. 141–147). Der Professor für Ethnomusikologie Lambros Liavas analysiert die Lyraformen der Insel (S. 149–156), Konstantinos Melas die Lokalzeitungen der Karpathioten in Athen, Piräus

und den USA als Quelle der Volkskunde (S. 159–197). Michalis G. Meraklis demonstriert an einem karpathiotischen Beispiel die rezenten Tendenzen der Volkskunde (S. 199–206): Es geht um die Form der Namensgebung und das eigentümliche Erbrecht der Insel (den *kanakara*-Brauch, die älteste Tochter als Allein-Erbin), indem er die emotionalen und ästhetischen Komponenten hervorhebt und damit über die Monographie von Bernard Vernier *(La génèse sociale des sentiments. Aînés et cadets dans l'île grecque de Karpathos*, Paris 1991) hinausgeht. Maria Milingu-Markantoni berichtet über unveröffentlichtes Archivmaterial über Karpathos aus dem Zeitraum 1969 bis 1980 (S. 207–225), der Sprachwissenschaftler Konstantinos Minas über die Dialektzonen der Insel (S. 227–236). Den Band beschließen weitere Grußbotschaften sowie das Protokoll des Kongressablaufes.

Walter Puchner

KORRE-ZOGRAFU, Katerina: Τα Κεραμικά του τσανάκ Καλέ 1670–1922 *[Die Keramik von Çanakkale 1670–1922]*. Athen, Stiftung des Griechentums im Ausland, 2000, 401 Seiten (Großformat), ca. 1000 Abb. auf Taf. und im Text, ISBN 960-7957-083.

Die Athener Volkskunde-Professorin Katerina Korre-Zografu, die sich vor allem auf Volkskunst spezialisiert hat und an dieser Stelle schon mehrfach angezeigt werden konnte, hat einen weiteren Pracht- und Schauband geliefert, dieses Mal die z.T. phantastische Keramik der Dardanellen-Stadt Çanakkale („Stadt der Vasen") betreffend. Die Arbeit ist als wichtige Ergänzung der Monographie von Gönül Öney zu sehen *(Turkish Periodi Çanakkale Ceramics*, Ankara 1971), da sich ein Großteil der heute erhaltenen Bestände über ganz Griechenland verstreut findet, nachdem die Handwerker dieser Tradition vorwiegend Armenier und Griechen gewesen sind, die 1922 aus Kleinasien vertrieben wurden und sich in verschiedenen Regionen Griechenlands angesiedelt haben, so dass die Tradition dieser spezifischen Keramikherstellung, mit ihrem Rokokostil, „türkischem Barock" und neoklassizistischen Tendenzen, bis in die unmittelbare Gegenwart weiter besteht. Bestände dieser Keramikformen sind in den meisten griechischen Museen zu finden, aber auch in Privatsammlungen, in Inselhäusern usw. Die gemalten Motive und Symbole sind vielfach christlicher Thematik.

Die in ihrer systematischen Gründlichkeit methodisch mustergültige Arbeit (mit den vielen alten Photographien, Gemälden, den Abbildungen der Keramiken mit der Hervorhebung von ästhetischen Details) setzt mit einem Prolog (S. 13 ff) und der Erhellung des historischen Hintergrunds dieser

Keramikfabrikation an den Dardanellen ein (S. 18 ff). Der erste Teil ist der historischen Tradition der Keramikherstellung in Çanakkale bis 1922 gewidmet: Handelsradius und ästhetische Einflüsse (S. 36 ff), die „kastriana"-Produkte (S. 52 ff), die frühe Produktionsphase 1670–1800 (S. 62 ff), die spätere Produktionsphase 1800–1922 (S. 74 ff), stilistische Beobachtungen (S. 78 ff), charakteristische Gegenstände der Frühphase (Teller, Schüsseln, Becher), nach 1850 (Schnabelkrüge in Tierform, gießkannenartige Krüge mit röhrenartigem Ausguss, Lampen, Aschenbecher usw., S. 86 ff), Sammlungen von Çanakkale-Keramik in Griechenland (S. 122 ff).

Der zweite Teil verfolgt die Biographien dieser Kunsthandwerker in Griechenland nach 1922 und den weiteren Werdegang der Produktion in Thrakien, Makedonien, Thessalien, Attika, Ägina, Peloponnes, auf Zypern, Dodekanes, Samos, Chios und Lesbos (S. 126 ff). Ein eigener Abschnitt ist dem Keramikhersteller Dimitris Mygdalinos in Kokkinia gewidmet (S. 201 ff). Der dritte, überaus umfangreiche Teil beschreibt dann die Gegenstände selbst und die einzelnen Sammlungen: Benaki-Museum, Historisches Nationalmuseum Griechenlands, Volkskunstmuseum Athen, Historisches und Volkskundliches Museum von Larisa, Volkskundemuseum von Rhodos, von Mykonos, Skyros, der Stadt Kymi auf Euböa, das Museum für Volkskunde und Ethnologie in Thessaloniki sowie Privatsammlungen. Die Gegenstände selbst sind in offene, geschlossene und verschiedenförmige Keramikobjekte gegliedert. Zum Thema der geschlossenen Gegenstände sind 158 Objekte abgebildet und beschrieben: bemalte Teller und Schüssel (ab 1700), Zier- und Wandteller, Krüge, Deckeltöpfe, Schalen, Becher, schüsselartige offene Behälter mit Basis, Weihwasserkessel, Henkelkrüge, Blumenvasen, korbartige Gegenstände, komplexere Gebilde mit Vögeln, flechtwerkartige Platten, muschelförmige Aschenbecher usw. Unter den 94 geschlossenen Gegenständen befinden sind vielfarbige geschlossene Krüge (mit geflügelten Pferden), bauchige Schnabelkrüge mit phantastischen Farben (auch mit Medusenhäuptern), Hermaphroditenkrüge, Krüge mit Inschriften, ringförmige Krüge mit röhrenartigem Ausguss usw. Unter den 48 verschiedenförmigen Gegenständen finden sich Tieridole, Fustanella-Figuren, Menschenköpfe, Büsten, Petroleumlampen in Schifform, Zierschachteln, Kerzenständer in Fassform, Tintenfässer, Salzfässer usw. Der prachtvolle Schauband wird mit einer Bibliographie (S. 391 ff) und einem Generalindex (S. 394 ff) beschlossen.

Walter Puchner

Narodna Umjetnost, Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research, Bd. 27/1 (Zagreb 2000), 197 Seiten, einige Musiknoten; Bd. 37/2 (Zagreb 2000), 251 Seiten, Musiknoten.

Das traditionsreiche kroatische volkskundliche Organ erscheint weiterhin regelmäßig mit zwei Jahresbänden, von denen der eine im Englischen verfasst ist, der andere im Kroatischen. Der erste Band enthält insgesamt neun Studien: Lada Čale Feldman, „Performative Cross-gendering and Disciplinary Border-crossing" (S. 7 ff) setzt sich mit der Frauenrolle im Begriffsnetz der *performance studies* von Richard Schechner auseinander, vor allem aber kritisch mit den Arbeiten der Feministin Judith Butler (*Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990 und *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of Sex*, New York 1992), indem sie darauf hinweist, dass viele der vorgebrachten „neuen" Beobachtungen und Ergebnisse seit langem in den Analysen von Theater- oder anderen sozialen Performanzen vorliegen. Simona Delić, „The Paradox of the ‚Familial Element' in the Oral Ballad: The Experience of Conflict" (S. 21 ff), Schlusskapitel einer MA Thesis zum Thema, greift die Familienkonflikte in der Ballade auf, die sowohl zentrifugale als auch zentripetale Tendenzen aufweisen, sowohl eine individualrechtliche als auch eine familienzentrierte Dimension haben können. Valentina Gulin Zrnić, „A Kaleidoscope of Female Images in the 15th and 16th Century Dubrovnik. One of the Approaches to the Second Sex in Three Acts" (S. 43 ff) untersucht die Frauenrolle im Renaissance-Dubrovnik anhand der Theaterstücke von Marin Držić. Katalin Kovalcsik, „Teasing as a Sung Speech Genre of Vlach Gypsy Couples in the Sub-Carpathian Region" (S. 67 ff mit Musiknoten), stellt eine besondere Liedform der vlachischen Zigeuner der Karpaten-Ukraine vor, die die Funktion von „Ehe-Hilfen" besitzen, indem meist der betrunkene Mann oder die zanksüchtige Frau gescholten wird. Nives Ritig-Beljak, „How to Appease One's Hunger in Exile" (S. 97 ff), geht auf die Essgewohnheiten der Flüchtlinge des Jugoslawien-Krieges und ihre Umstellungsprobleme ein, Mart Bax, „The Celebration of a Violent Past: About Some Local Sources of the Recent War in Bosnian-Herzegovina" (S. 115 ff) stellt die Ergebnisse einer Langzeit-Feldstudie (1983–1995) über Massengräber und ihre zeremonielle Zerstörung als Grundlage für das Wiederaufflammen der Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Ethnien im Jugoslawien-Krieg dar. Vilko Endstrasser, „The Riddle: an Example of Circulating Water" (S. 133 ff), analysiert ein kosmogonisches Rätsel aus dem „Fischbuch" von Petar Hektorović (Hvar, 16. Jahrhundert) und vergleicht es mit einem gleichlautenden vedischen Rätsel, Divna Zečević, „‚The Miracle' as a Literary Destination (Intersection) in Communication Between Two

Worlds, the Natural and the Supernatural, in the Biographies of the 18th and 19th Century Saints in Croatian Literature" (S. 157 ff), verweist auf die Vermittlungsfunktion der Mirakel zum Übernatürlichen in den Heiligenviten, nach denen der den einfachen Leuten zugängliche und stellvertretende Heilige für diese die Kontakte zum Göttlichen herstellt. Der Band endet mit einer Studie von Reana Senjković, „Forgotten: Mirko Kus-Nikolajev. A Contribution to an Early Theory on Folklore Visual Art Expression" (S. 177 ff), wo auf die Ansichten des Kurators des Ethnographischen Museums und Zeitgenossen von Gavazzi eingegangen wird.

Der zweite Band beginnt mit zwei Studien zum Wiederaufleben des „Kumpanija"-Brauches auf der Insel Korčula („Moreška"), und zwar im Dorf Pupnat, nachdem schon 1966 der Brauch von Ivančan wiedereingeführt worden war. Allerdings werden nur Teile des Schaubrauches, vor allem die Theater-Dialoge und der Schwerttanz, aufgeführt. Heftige Diskussionen entzündeten sich in der Lokalpresse um das Stieropfer, das Teil der Zeremonie gewesen ist: Dem Stier wird mit einem Schwert der Kopf abgehackt. Unter den Vorzeichen „zoophiler" Vereinigungen und Ideologie sowie einer forcierten West-Orientierung Kroatiens, in der derartige „balkanische" Relikte keinen Platz mehr haben sollten, wird das ehemals übliche Opfer als „skandalon" empfunden und es stellt sich von neuem die Frage nach der Problematik des Folklorismus. Darauf gehen Jasna Čapo Žmegač („Echoes of the Decapitation of an Ox in the Village of Pupnat on the Island of Korčula: The Croats between Tradition and Modernity", S. 9 ff) und Zorica Vitez ein („Revival and Local meanings of Customs: *Kumpanije* on the Island of Korčula", S. 27 ff). Mit dem theoretischen Problem der Verschriftlichung der Feldforschungsergebnisse beschäftigt sich Ines Prica („Returnee from the Field: The Conceptual Ideal and the Operative Possibilities of Dialogue in an Ethnographic Paper", S. 47 ff), während Ivan Ložica die folkloristischen Aufführungen der „kraljice" 1966 zum Anlass nimmt, über die Ursprünge des Brauches in einem altslavischen bzw. vorslavischen Stratum der Balkanhalbinsel nachzusinnen (*„Kraljice* [Queens] in Academy", S. 67 ff). Suzanna Marjanić nimmt die Abhandlung von Nodilo „Religija groba" (Grabreligion, Kapitel aus der Studie „Alter Glaube der Serben und Kroaten" 1885–1890) zum Anlass, den Brauch der Totenverbrennung zu untersuchen, der pauschal als paganer Brauch der Südslawen apostrophiert wurde. Antonija Zaradija Kiš geht den keltischen Traditionen des St. Martins-Brauches in Kroatien nach (S. 109 ff), Zdravka Matišić berichtet über vedische Rituale in Neu-Hinduistischem Kontext (S. 121 ff), Goran Pavel Šantek über den Fischhandel auf der Insel Kres (S. 133 ff), Maja Bošković-Stulli über Regionalthemen in der kroatischen oralen Literatur (S. 151 ff), Vilko Endstrasser über Sprachgenres in „Pod

starim krovovima" (Unter alten Dächern) von Gjalski (S. 163 ff) und Renata Jambrešić Kirin über sprachliche Gewalttätigkeit und kollektive Identitäten in den Erzählungen über Krieg und politische Gefangene 1945–1995 (S. 181 ff). Den Band beschließen 28 Buchbesprechungen sowie zwei Nekrologe.

Walter Puchner

Buchanzeigen

SCHMALE, Wolfgang (Hg.): Schreib-Guide Geschichte. Schritt für Schritt wissenschaftliches Schreiben lernen. Aus dem Amerikanischen von Birgit Flos. Wien, Böhlau, 1999, 250 Seiten.

Es handelt sich bei diesem Werk um die Adaption eines US-amerikanischen Lehrbuchs von Henry J. Steffens und anderen. Der Herausgeber garantiert seinen Lesern, dass, wenn sie mit diesem Buch arbeiteten, kein leeres Blatt mehr vor ihnen sicher sei. Mit vielen praktischen Tips und ausführlichen Zitaten aus studentischen Arbeiten macht dieses Werk Mut zu wissenschaftlich literarischer Aktivität und möchte vor allem StudentInnen historischer Fächer beim Verfassen von Proseminararbeiten unterstützen. Das Führen eines wissenschaftlichen Journals wird ausführlich erläutert. Spezifische Probleme unterschiedlicher Dokumentationstechniken, Textsorten und Quellengattungen werden dargestellt. Das Kapitel zur Literatursuche wurde von Gregor Horstkemper erweitert, der auch ein gänzlich neues Kapitel über Studium und Computer verfasst hat (hier ist das Buch am innovativsten!).

Die amerikanische Schreibdidaktik wird als vorbildlich gepriesen, in der deutschsprachigen propädeutischen Literatur müsse man diese Lücke – unter anderem mit dem vorliegenden Band – erst schließen. Dabei fällt allerdings das fehlende Literaturverzeichnis auf, vorhandene schreibdidaktische Arbeiten wurden nicht rezipiert. „Weiterführende Gedanken" (kommentierte Zitate) am Ende der Kapitel sollen motivierend wirken, sind bisweilen aber wenig aussagekräftig. Im übrigen ist das Werk aber den Studierenden durchaus zu empfehlen, es hat sich auch in der Lehre bestens bewährt. (BF)

MELLINGER, Nan: *Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust. Eine kulturanthropologische Studie.* Frankfurt am Main, New York, Campus Verlag, 2000, 199 Seiten, 21 Schwarzweißabbildungen, Tabellen.

Die Kulturwissenschaftlerin und Philosophin Nan Mellinger setzt sich in dieser Studie mit der Fleischeslust im doppelten Wortsinn auseinander. Sie analysiert die Bedeutungen des Fleisches und des Fleischessens und geht dabei historisch bis in die Anfänge der Menschheit zurück. Im Mittelpunkt stehen Fragen nach der Machtsymbolik von Fleisch. Das erste Kapitel der Untersuchung widmet sich dem Fleisch und der Evolution und beschäftigt sich mit dem Anteil der Fleischkost an der Menschwerdung. Im zweiten

Kapitel wird das vormoderne Fleischsystem beschrieben, der Wert des Fleisches und das Verhältnis von Fleisch, Herrschaft und Macht. Religiöse Speisetabus und Vegetarismus behandelt das dritte Kapitel über die Logik des Fleischverzichtes. Im vierten Kapitel geht es um die Säkularisierung des Fleisches von der göttlichen Gabe bis zur Fertigware und der täglichen Fleischkost. Eine geschlechtsspezifische Perspektive wird schließlich im fünften und letzten Kapitel eingenommen, in dem es um Geschlechterbeziehungen, Männlichkeits- und Weiblichkeitsmetaphern und um die symbolische Einverleibung der Frau durch den Mann geht: Der Mann isst Fleisch, die Frau ist Fleisch – Fleisch spielt eine wichtige Rolle in der männlichen Herrschaftssymbolik. Im abschließenden Ausblick auf die Zukunft des Fleischverzehrs geht die Autorin auf die negativen Folgen der industrialisierten Viehzucht und Fleischproduktion sowie auf die möglichen Gefahren neuer Biotechnologien ein. Ein Ende des massenhaften gegenwärtigen Fleischkonsums vermag sie nicht zu erkennen – eine Chance auf Veränderung sieht sie einzig durch einen steigenden weiblichen Einfluss vor und hinter den Kulissen des großen Fleischtheaters. (SB)

McNEILL, Daniel: *Das Gesicht. Eine Kulturgeschichte*. Aus dem amerikanischen Englisch von Michael Müller. Wien, Kremayr & Scheriau, 2001 (Originalausgabe: Boston, New York, 1998), 512 Seiten, einige Schwarzweißabbildungen.

Eine kurzweilige und zahlreiche Aspekte berührende Kulturgeschichte des Gesichts legt der Wissenschaftspublizist Daniel McNeill mit diesem Buch vor. Der Autor fügt zahlreiche Erkenntnisse aus unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen, die sich mit dem Gesicht beschäftigen, zu einer umfangreichen Materialsammlung zusammen. Er behandelt das Gesicht als das eigentliche Zentrum des menschlichen Körpers und geht zunächst einmal der Frage nach, wieso Menschen überhaupt ein Gesicht haben und wieso es so aussieht, wie es aussieht, welche Funktionen die einzelnen Teile des Gesichts besitzen. Die insgesamt vier Kapitel sind in zahlreiche Unterkapitel zu verschiedensten Themen und Fragen rund um das Gesicht gegliedert. Es geht um Schönheit und Hässlichkeit ebenso wie um den bösen Blick, das Erröten oder das Zwinkern und das Lächeln. Der Bedeutung von Porträts, Spiegeln, Masken und vielem mehr wird nachgegangen und es werden geschlechtsspezifsche und identitätskonstruierende Aspekte des Gesichts erörtert. (SB)

KOCH-MERTENS, Wiebke: *Der Mensch und seine Kleider. Bd. 1: Die Kulturgeschichte der Mode bis 1900, Bd. 2: Die Kulturgeschichte der Mode im 20. Jahrhundert.* Düsseldorf, Zürich, Artemis & Winkler Verlag, 2000, 475 + 399 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen.

Wiebke Koch-Mertens, Dozentin für Kulturgeschichte der Bekleidung, spannt in ihrer Kulturgeschichte der Mode einen weiten historischen Bogen von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Sie bettet die Mode dabei in den jeweiligen historischen, sozialen und kulturellen Kontext ein. Neben der Männer- und Frauenkleidung widmet sie sich auch der Fußbekleidung, Frisuren und Kopfbedeckungen sowie Kosmetik, Schmuck und Accessoires. Weiters geht die Autorin auf Fragen der Herstellung, des Designs und der Vermarktung von Mode ein, sie stellt stilprägende Personen und kulturelle Phänomene vor und sie setzt sich mit Schönheitsnormen und identitätsstiftenden Momenten der Mode auseinander. Das reich und anschaulich illustrierte Werk bietet einen informativen Überblick über die Geschichte der Mode und ermöglicht durch die kompakte, chronologisch gegliederte Darstellung einen vergleichenden Blick auf die verschiedenen Stilepochen. Weiterführende Hinweise zur Vertiefung der angesprochenen Themen und Problemfelder liefern die Literaturangaben. (SB)

ROOST, Frank: *Die Disneyfizierung der Städte. Großprojekte der Entertainmentindustrie am Beispiel des New Yorker Times Square und der Siedlung Celebration in Florida.* Opladen, Leske und Budrich, 2000, 161 Seiten.

Mit Faustformeln wie McDonaldisierung oder auch Disneyfizierung scheint alles gesagt. Wie viele andere Diagnosen, die von der Amerikanisierung der Welt sprechen, so decken auch diese mehr zu, als dass sie Sachverhalte erhellen könnten. Im vorliegenden Fall muß ich mein Ressentiment gegenüber solchen Schlagwörtern revidieren. Denn Frank Roost liefert hier eine sachlich fundierte und weitgehend emotionslos vorgetragene Analyse nicht nur des Einflusses des Walt Disney Konzerns auf die Städte- und Raumplanung in den USA wie in Europa, etwa in Deutschland; der Titel führt einen da eigentlich in die Irre. Neben dem Trend zu multimedial vermarkteten innerstädtischen Vergnügungszentren beschreibt er ein zweites Phänomen, das in der deutschsprachigen Stadtethnographie bislang vernachlässigt wurde: das Phänomen der „neotraditionellen Siedlungen". Unter diesem Begriff subsumiert er jene Versuche an den Stadträndern gerade auch der Metropolen Europas, im historischen und romantischen Rückgriff Wohnidyllen zu

installieren, die sich am Ideal der Kleinstädte und deren Dichte orientieren. Dabei verweist Roost auf Parallelen zu Celebration, dem von einem Tochterunternehmen der Walt Disney Company geplanten und realisierten Projekt einer komplett neu (mit der dazugehörigen technischen und sozialen Infrastruktur) errichteten Kleinstadt. Roosts Recherchen unter anderem an den Stadträndern Berlins zeigen einmal mehr, dass es hoch an der Zeit ist, den Blickwinkel der Stadtethnographie zu erweitern und gerade auch das Wohnen und Bauen an den Peripherien – nicht zuletzt im Rückgriff auf das Wissen und die Kompetenzen der volkskundlichen Hausforschung – zum Forschungsgegenstand zu machen. (KL)

BULITTA, Brigitte: *Zur Herkunft und Geschichte von Spielbezeichnungen. Untersuchungen am Beispiel traditioneller Bewegungsspiele* (= Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft, N.F. Bd. 29). Kassel, Brüder Grimm-Gesellschaft e.V., 2000, 432 Seiten, Taf.

In dieser sprachwissenschaftlichen Dissertation stehen zwar die Erfassung und Bestimmung von Bezeichnungen traditioneller Bewegungsspiele, also „strukturierter Regelspiele" (S. 18), im Vordergrund, doch reduziert sich die Darstellung Bulittas nicht auf die sehr detaillierten, zumal durch den Vergleich mit nicht-deutschsprachigen Belegen weitgefächerten Beschreibungen und Kommentaren zu einem spezifischen Wortschatz. Was dieses Buch für kulturwissenschaftlich orientierte Spieleforscher so nützlich macht, dies sind Bulittas Überlegungen zu Überlieferungsfragen und ist deren empirische Phantasie im Auffinden unterschiedlichster Quellen zu einem Teil der Alltagskultur, der, so scheint es zunächst, weitgehend mündlich tradiert und praktisch vermittelt wird. So stellt sie den wortgeschichtlichen Teilen ihrer Studie ein großangelegtes (immerhin ca. 60 Seiten starkes) Kapitel zum Thema „Spielzeugnisse" voran; hierin geht sie ausführlich auf Texte wie etwa auch Sprachlehrwerke des 16. und 17. Jahrhunderts ein und auf die Bedeutung des Spiels als eines erzieherischen Mittels in der humanistischen Erziehung. (KL)

STADELMANN, Kurt, Rolf WOLFENSBERGER, Museum für Kommunikation Bern (Hg.): *Wunschwelten. Geschichten und Bilder zu Kommunikation und Technik.* Zürich, Chronos Verlag, 2000, 203 u. 100 Seiten, 99 Farbabbildungen.

Nicht einfach ein Buch, sondern ein Schmuckstück ist es, das ich hier der Aufmerksamkeit empfehlen möchte. Dieses fein ausgestattete und gestaltete Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung „Wunschwelten. Geschichten und Bilder zu Kommunikation und Technik" am Berner Museum für Kommunikation kam unter der Beteiligung des Projektseminars „Technik-Utopien als Zeitspiegel" am Hamburger Institut für Volkskunde unter der Leitung von Thomas Hengartner zustande. Tatsächlich soll es ja auch kein Buch im herkömmlichen Sinne sein. In einer „Gebrauchsanweisung" legt Kurt Stadelmann die Latte sehr hoch; neues Lesen ist es, wozu man anregen will, simultane Lektüre. Dazu hat man zwei Textebenen in einem Buch zusammengespannt: unten, als eigenes kleines Büchlein und im sozusagen klassischen Genre des Aufsatzes Texte von Felix Keller (zu Cyberspace), Giaco Schiesser (zum Telegrafen), Thomas Hengartner (zu Telefon und Fernseher), Peter Weibel (zur telematischen Transformation), Florian Rötzer (zu Kommunikationsnetzen), oben (immer jeweils rechts und links auf einer Seite) Quellentexte und die dazugehörigen Kommentare.

Meine anfängliche Skepsis, was die eigenen Lesegewohnheiten betrifft, legte sich schnell, denn es funktionierte. Sehr selbstverständlich schert man aus dem linearen Prinzip des Lesens aus und geht den (typographisch klug gelöst) angebotenen Querverweisen nach. Es ist ein Vergnügen zu lesen und zu entdecken, welche Visionen und Phantasien Menschen im 19. und 20. Jahrhundert ausgetüftelt haben: eine Sprechmaschine mit nachgebildeten Mündern (S. 5), eine „Schönwettermaschine" (S. 28), das „vernetzte Klassenzimmer" (ein Sammelbildchen um 1900, S. 8). (KL)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 395–403*

Eingelangte Literatur: Sommer 2001

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Bauer Helmut, Setz Dich! Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung am Münchner Stadtmuseum von März bis Oktober 2000. Gestaltung Lech Majewski. München, Münchner Stadtmuseum und Edition Bemberg, 2000, 263 Seiten, Abb. ISBN 3-9807217-0-1.

Bendix Regina, Herman Roodenburg (Hg.), Managing Ethnicity. Perspectives from folklore studies, history and anthropology. (= Studies on Migration & Ethnicity). Amsterdam, Het Spinhuis, 2000, XVIII, 205 Seiten. ISBN 90-5589-183-5 (Inhalt: **Regina Bendix**, **Herman Roodenburg**, Introduction. VII–XVIII; **Konrad Köstlin**, Ethnicity: Dimensions of Time and Place. 1–11; **Judith Okely**, Rootlessness against Spatial Fixing: Gypsies, Border Intellectuals and „Others". 13–39; **Péter Niedermüller**, Urban Ethnicity between the Global and the Local. 41–60; **Gisela Welz**, The „Grand Narrative" of Immigration: Managing Ethnicity in a Museum Context. 61–75; **Regina Bendix**, After Identity: Post-ethnicity in Europe and America. 77–95; **Anthony D. Smith**, Sacred Ethnicity: The Role of Religion in the Persistence and Renewal of Ethnic Communities. 97–120; **Willem Frijhoff**, Inventing an Old Fatherland: The Management of Dutch Identity in Early Modern America. 121–141; **Herman Roodenburg**, A Self-Effacing Nation: Religion, Ethnicity and the Nation-State in the Nineteenth- and Twentieth-Century Netherlands. 143–154; **Tamás Hofer**, Alternative Discourses on Ethnicity: an Opinion from Eastern Europe. 155–169; **Reinhard Johler**, Ethnological Aspects of „Rooting" Europe in an „De-Ritualised" European Union. 171–184; **Thomas Hylland Eriksen**, Ethnicity and Culture: A Second Look. 185–205).

Beránková Helena, Heikki Matiskainen u.a., Onko jo Poltettu? Hedelmäviinan Poltto ennen ja nyt. Brno, Etnografický ústav, Moravské zemské muzeum, 1999, [12] Seiten, Abb., Ill. ISBN 807028-135-9.

Braarvig Jens, Thomas Krogh (Hg.), In Search of Symbols. An Explorative Study. (= Occasional Papers, 1). Oslo, Novus forlag, 1997, 235 Seiten, Abb. ISBN 82-7099-288-7.

Bringéus Nils-Arvid, Man Food and Milieu. A Swedish Approach to Food Ethnology. East Linton/East Lothian, Scotland, Tuckwell Press, 2001, 203 Seiten, Abb. ISBN 1-86232-112-4.

Čapo Žmegač Jasna, Reinhard Johler, Sanja Kalapoš, Herbert Nikitsch (Hg.), Kroatische Volkskunde/Ethnologie in den Neunzigern. Ein Reader. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 22). Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2001, 491 Seiten, Abb. ISBN 3-902029-05-6 (Inhalt: **Ines Prica**, „To be here – to publish there". Zur Situation einer kleinen Europäischen Ethnologie. 31–50; **Vitomir Belaj**, Die kroatische Ethnologie im europäischen Kontext. 51–68; **Jasna Čapo Žmegač**, Antun Radić und die Volkskunde der Gegenwart. 69–92; **Ines Prica**, Das Vergangene und das Fremde. Bratanić und Lévi-Strauss – ein rekonstruierter Dialog. 93–115; **Dunja Rihtman-Auguštin**, Kroatische Volkskunde nach Gavazzi und Bratanić. Zum politischen Engagement in der Volkskunde. 117–129; **Zoran Čiča**, Volkskunde, Anthropologien. 131–142; **Dunja Rihtman-Auguštin**, Volkskunde im Sozialismus und danach. 145–156; **Lydia Sklevicky** (†), Das neue Neue Jahr. Vom „jungen Jahr" zum politischen Ritual. 157–173; **Reana Senjković**, Selbstbewußt und lachend. Visuelle Aspekte der politischen Propaganda bei den Wahlen in Kroatien 1990–1997. 175–192; **Jadranka Grbić**, Plurale Identitäten: Kroaten in Ungarn. 195–205; **Milana Černelić**, Über das Recht, ein Kroate zu sein. Zu den Versuchen, den Bunjevci aus der Bačka die Zugehörigkeit zum kroatischen Volk abzusprechen. 207–234; **Jadranka Grbić**, Auf der Suche nach dem Eigenen. Dimensionen kroatischer Identität in Bosnien und Herzegowina. 235–251; **Sanja Kalapoš**, „Plurale Identität" einer subkulturellen Gruppe aus Zagreb. 253–265; **Jasna Čapo Žmegač**, Der Blick von außen: Kroatien und das Modell der „Balkanfamilie". Ein volkskundlicher Kommentar aus einheimischer Sicht. 267–287; **Maja Povrzanović Frykman**, Kultur und Angst. Über den Kriegsalltag. 291–315; **Lela Roćenović**, Trauerriten für gefallene Soldaten – am Beispiel der Stadt Samobor. 317–326; **Maja Povrzanović Frykman**, Die Zeit des Leidens und die Räume der Zugehörigkeit. Ethnologische Überlegungen zu Identifikationsprozessen im Krieg. 327–342; **Jelka Radauš Ribarić**, Spinnen ohne Spinnrocken in Nordwestkroatien. 345–364; **Žarko Španiček**, Sakrale Kleinarchitektur in Slawonien. Betsäulen, Nischen und Wegkapellen. 365–390; **Branka Vojnović-Traživuk**, Gavazzi und die kroatische Volkskunst. Ein retrospektiver Ausblick. 391–405; **Aleksandra Muraj**, Ländlicher Wohn-Raum – im Spiegel des Rituals. 407–423; **Zorica Vitez**, Todeszeichen. Zur populären Markierung von Todesstellen. 425–435; **Valentina Gulin Zrnić**, Anthropologie und Geschichte. Dubrovnik aus der Sicht Marin Držićs. 437–456).

Čolović Ivan, Divlja književnost. Etnolingvističko proučavanje paraliteratures. Drugo, dopunjeno izdanje. (= Biblioteka XX vek, 109). Beograd, Čigoja štampa, 2000, 374 Seiten, Tab. ISBN 86-81493-88-4.

Deißner Vera, Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft" bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 21). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1997, 312 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-926052-20-1.

Dekker Ton, Herman Roodenburg, Gerard Rooijakkers (Red.), Volkscultuur. Een inleiding in de Nederlandse etnologie. Nijmegen, Uitgeverij SUN und Amsterdam, Meertens Instituut, 2000, 445 Seiten, Abb., Graph., Karten, Noten. ISBN 90-6168-634-2.

Dekker Ton, John Helsloot, Carla Wijers (Hg.), Roots & Rituals. The construction of ethnic identities. (= Studies on Migration & Ethnicity). Amsterdam, Het Spinhuis, 2000, XXII, 808 Seiten. ISBN 90-5589-185-1 (Aus dem Inhalt: **Elisabeth Bockhorn, Olaf Bockhorn**, Wem nützt „Ethnizität"? 3–10; **Herbert Nikitsch**, Organized ethnicity – „the shaping of Austrian Slovaks". 101–109; **Katharina Eisch**, Ethnische Identität(en) und die Forschungstopographie des Böhmischen Grenzraums. 129–144; **Jasna Čapo Žmegač**, Between the communities of origin and settlement. 355–369; **Schmidt-Lauber Brigitta**, Ethnizitätsstrategien im Alltag. 395–404; **Rainer Alsheimer**, Auf dem Weg zu einem Europa der Regionen? 589–600; **Stefaan Top**, Beetween people and elite. 693–699).

Denz Margit, Almrausch & Alpenglühn. Alpenländische Tradition zwischen Kitsch, Klischee und Idylle. Herausgegeben von der Hochschule für Angewandte Kunst. Wien, Universität für angewandte Kunst, [1997], [61] Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-85211-059-9.

Dostal Helga (Hg.), Nestroy – Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab. Wien, Österreichisches Theatermuseum, 2000, 207 Seiten, Abb. ISBN 3-9501379-0-4.

Eder Alois (Red.), Zum Gedenken an den ersten Kustos des Heimatmuseums Schloss Ritzen Alexander Schläffer (1899–1984). (= Ritzenpost, 14). Saalfelden, Museumsverein Schloss Ritzen, 2000, 43 Seiten, Abb.

Eesti Rahva Muuseum. Estonian National Museum. Tartu, 1998, 39 Seiten, Abb. ISBN 9985-9179-3-6.

Eryýlmaz Aytaç, Mathilde Jamin (Hg.), Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. 1. Auflage. Essen, Klartextverlag, 1998, 423 Seiten, Abb. ISBN 3-88474-653-7.

Forcher Michael (Red.), Bauern in Tirol. Vor 100 Jahren begann die Zukunft. 1882–1982. Innsbruck, Landwirtschaftskammer für Tirol, [1982], 312 Seiten, Abb.

Franz Rosei. Skulpturen 1970–2000. (= Sonderausstellung/Historisches Museum der Stadt Wien, 269). Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 2001, 207 Seiten, Abb.

Frieß-Reimann Hildegard, Christina Niem, Thomas Schneider (Hg.), Skizzen aus der Mainzer Volkskunde. Festgabe für Herbert Schwedt. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 25). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1999, 329 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-926052-24-4.

Fucic Geraldine, Hermie Hillebrandt (Red.), Ver Sacrum. Kalender für das Jahr 1901. 2000. Texte von Margarethe Szeless und Bärbel Holaus. Wien, Secession, 2000, unpag., Abb.

Golob France u.a., Aus der Volkskultur der Kärntner Slowenen. Ausstellung aus der ethnographischen Sammlung des slowenischen Kulturverbandes in Klagenfurt. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1989, 67 Seiten, Abb. Text Deutsch u. Slowenisch.

Golob France, Eisen. Ausstellung aus der ethnographischen Sammlung des slowenischen Kulturverbandes in Klagenfurt. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1987, 34 Seiten, Abb. Text Deutsch u. Slowenisch.

Golob France, Kärntner Töpferei. Ausstellung aus der ethnographischen Sammlung des slowenischen Kulturverbandes in Klagenfurt. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1986, 23 Seiten, Abb., Karte. Text Deutsch u. Slowenisch.

Gothóni René, Attitudes and Interpretations in Comparative Religion. (= FF Communications, 272). Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 2000, 173 Seiten. ISBN 951-41-0877-9.

Hinrichsen Torkild, Weihnachten in Norddeutschland. Ein Bild-Abc zu alten lieben Geheimnissen. Mit einem Vorwort von Gerhard Kaufmann. Beiträge von Wolfgang Poppelbaum und Lars Rebehn. Altonaer Museum in Hamburg – Norddeutsches Landesmuseum. Husum, Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, 1999, 72 Seiten, Abb. ISBN 3-88042-921-9.

Huber Georg, Wärmflaschen, Wärmesteine, Wärmepfannen. Zur Geschichte der Wärmespender von 1500 bis heute. Husum, Husum Druck- und Verlagsges., 2000, 119 Seiten, Abb. ISBN 3-88042-961-8.

Hutter Ernestine, Adrett geschnürt. Schnür- und Steppmieder vom Rokoko bis zur Gegenwart aus der Sammlung des Carolino Augusteum. Katalog zur 207. Sonderausstellung im Volkskundemuseum des Carolino Augusteum 8. Mai bis 31. Oktober 1999. Herausgegeben von Wolfram Morath. Mit Beiträgen von Mechthilde Kirsch, Alma Scope und Georg

Florens Traugott. (= Schriftenreihe zu Kunstgewerbe und Volkskunde, Band 7). Salzburg, Carolino Augusteum – Salzburg Museum für Kunst und Kulturgeschichte, 1999, 137 Seiten, Abb. ISBN 3-901014-61-6.

Isphording Eduard, Seitenansichten. Buchkunst aus deutschen Handpressen und Verlagen seit 1945. Die Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. (= Kataloge des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg). Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 1999, 287 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-62-4.

Ivanova Radost, Zbogom dinosauri, dobrodošli krokodili! Etnologija promene. Preveo sa bugarskog Dejan Ajdačić. (= Biblioteka XX vek, 111). Beograd, Čigoja štampa, 2000, 181 Seiten, Abb. ISBN 86-81493-93-0.

Jobst Vinzenz, Marie Tusch. Lebensbild einer Tabakarbeiterin. Klagenfurt, Archiv der Kärntner Arbeiterbewegung, 1999, 64 Seiten, Abb.

Jordan Peter, Andreas Kappeler, Walter Lukan, Josef Vogl (Hg.), Ukraine. Geographie – Ethnische Struktur – Geschichte – Sprache und Literatur – Kultur – Politik – Bildung – Wirtschaft – Recht. (= Osthefte, Sonderband 15). Wien/Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford, Lang, 2001, 827 Seiten, Abb., Graph., Tabellen, Karten. ISBN 3-631-37974-9.

Jurković Miljenko, Lukšić Tugomir (Hg.), Starohrvatska spomenička baština. Rađanje prvog hrvatskog kulturnog pejzaža. Zbornik radova znanstvenog skupa održanog 6–8. Listopada 1992. (= Exegi Monumentum, Znanstvena izdanja, 3/1996). Zagreb, Muzejsko galerijski centar u.a., 1996, 395 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 953-6100-25-8.

Kahleyss Margot, Muslime in Brandenburg. Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg. Ansichten und Absichten. 2. Auflage. Berlin, Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin, 2000, 184 Seiten, Abb. ISBN 3-88609-432-4.

Kauth Hans-Joachim, Kräutertherapie und Volksheilkunde – Eine Renaissance. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 11). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1991, 223 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-926052-10-4.

Kodolányi János jr. (Hg.), Ethnic communities, ethnic studies, ethnic costumes today. Budapest, Hungarian Ethnographical Society, 1999, 212 Seiten, Graph., Tab., Abb. a. Tafeln. ISBN 963-03-7743-8.

Kugler Georg J., Monica Kurzel-Runtscheiner, Des Kaisers teure Kleider. Festroben und Ornate, Hofuniformen und Livreen vom frühen 18. Jahrhundert bis 1918. Herausgegeben von Wilfried Seipel. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien, Palais Harrach, 15. Mai bis 17. September 2000. Milano, Skira editore und Wien, Kunsthistorisches Museum, 2000, 279 Seiten, Abb. ISBN 3-85497-010-2.

Mai Willi (Gesammelt von), Sagen, Märchen und Schwänke aus Südtirol. Herausgegeben mit Anmerkungen und Kommentar von Leander Petzoldt im Auftrag der Gesellschaft für Tiroler Volkskultur. Band 1: Wipptal, Pustertal, Gadertal. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 2000, 631 Seiten, Abb., Karte. ISBN 3-7022-2227-8.

Makarovič Gorazd, Bemalte Bienenstockbrettchen aus Kärnten. Ausstellung. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1984, 15 Seiten, Abb. Text Deutsch u. Slowenisch.

Makus Horst, Uta Matschiner, 50er Jahre Wandmasken. Schönheit und Exotik. (Deutschland und Österreich). Text Dt. u. Engl. Übers.: Joan Clough. Stuttgart, Arnoldsche Art Publishers, 2000, 247 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-89790-153-6.

Marquardt Klaus, Europäisches Eßbesteck aus acht Jahrhunderten. Eine Kunstsammlung. Stuttgart, Arnoldsche, 1997, 259 Seiten, Abb. ISBN 3-925369-65-1.

Matz Jutta, Heinrich Mehl (Hg.), Vom Kienspan zum Laserstrahl. Zur Geschichte der Beleuchtung von der Antike bis heute. Husum, Husum Druck- und Verlagsges., 2000, 118 Seiten, Abb. ISBN 3-88042-968-5.

Mayer Horst Friedrich, Lexikon der populären Irrtümer Österreichs. Wien/Frankfurt am Main, Deuticke, 2001, 286 Seiten, Abb., Tab., Noten. ISBN 3-216-30579-1.

Mohr Jan (Red.), Museen und EDV-Technik bei der Sammlungs-Erfassung. 8. Tagung sächsischer, bayerischer und tschechischer Museumsfachleute, Pilsen, 15.–17. September 1999. (= Museum-Bulletin-Muzeum, 8). Liberec/München/Chemnitz, 2000, 136 Seiten, Abb., Tab. Text Deutsch u. Tschechisch.

Monitzer Erich, Karen Schmitzberger, Die Kunst, als Mensch menschlich zu leben ... Wiens Beitrag zum Welterbe – 2000 und mehr. 272. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien, Historisches Museum der Stadt Wien, [2000], 112 Seiten, Abb.

Niederstätter Alois (Hg.), Stadt. Strom – Straße – Schiene. Die Bedeutung des Verkehrs für die Genese der mitteleuropäischen Städtelandschaft. (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, XVI). Linz, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, 2001, 340 Seiten, Abb., Tab., Karten.

Nievergelt Dieter, Architektur aus Papier. Häuser, Kirchen, Monumente: eine Welt im Kleinen. Musée historique de Lausanne, Gewerbemuseum Winterthur, Stadtmuseum Esslingen. Lausanne, Musée historique, 2000, 144 Seiten, Abb. ISBN 2-9515033-2-6.

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. 55. Lieferung: [Schwarz] Marie – Seidl Carl. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2001, 120 Seiten.

Östman Ann-Catrin, Mjölk och jord. Om kvinnlighet, manlighet och arbete i ett österbottniskt jordbrukssamhälle ca 1870–1940. Åbo, Åbo Akademis förlag, 2000, 364 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 951-765-052-3.

Patka Erika (Hg.), Bertold Löffler. Vagant zwischen Secessionismus und Neobiedermeier. Wien, Universität für angewandte Kunst, 2000, 166 Seiten, Abb. ISBN 3-3-85211-084-X.

Pluis Jan, Bibelfliesen. Biblische Darstellungen auf Niederländischen Wandfliesen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Unter Mitarbeit von Jurrian Wijchers. 1. Auflage. (= Schriftenreihe zur religiösen Kultur, 3). Münster, Ardey-Verlag, 1994, 951 Seiten, Abb., Tab. Text Deutsch u. Niederländisch. ISBN 3-87023-039-8.

Pöttler Viktor Herbert, Der „Säuerling" aus Einach an der Mur im Österreichischen Freilichtmuseum zu Stübing bei Graz. (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 24). Stübing, Selbstverlag des Österreichischen Freilichtmuseums, 2001, 128 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 3-9500651-6-4 (Darin: Franz Mittermüller, Zur Geschichte des vulgo „Säuerling". 83-128).

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 1, Lieferung 1: A – Adebar. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2001, Spalte 1–128, Karten. ISBN 3-52904611-6.

Prickler Harald, Castellum Paris und Pfeiferei. Beiträge zur Kunst-, Gewerbe- und Industriegeschichte des Nordburgenlandes. (= Burgenländische Forschungen, 80). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Kultur, Wissenschaft und Archiv, 2000, 132 Seiten, Abb. ISBN 3-901517-23-5.

Pröstler Viktor, Inventarisation als Grundlage der Museumsarbeit. Mit Beiträgen von Ed Gartner/Ulrich Gloede, Ingrid Michael, Georg Waldemer und Christoph Waller. 3., völlig überarbeitete, erweiterte und aktualisierte Auflage. München, Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, 2000, 91 Seiten, Abb. ISBN 3-9807604-0-5.

Putsch Jochem (Red.), Schneidig – Die Geschichte des Taschenmessers. Eine Ausstellung des Rheinischen Industriemuseums Solingen 24.09.00–26.05.01. Solingen, Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, 2000, 55 Seiten, Abb., Tab.

Retabli. Sardinia: Sacred Art of the Fifteenth and Sixteenth Centuries. Arte Sacra in Sardegna nei secoli XV e XVI. Cagliari, M&T Sardegna, 1993, 272 Seiten, Abb.

Rogan Bjarne, Bente Gullveig Alver (Hg.), Norden og Europa. Fagtradisjoner i nordisk etnologi og folkloristikk. (= Occasional Papers, 2). Oslo, Novus forlag, 2000, 328 Seiten. ISBN 82-7099-330-1 (Aus dem Inhalt:

Nils-Arvid Bringéus, Etnologi, en komparativ vetenskap? 51–59; **Konrad Köstlin**, Nordic Relations: Five Searchlights. 301–309).

Safer Andreas, Folk & Volxmusik in der Steiermark. 1. Auflage. Gnas, Weishaupt, 1999, 272 Seiten, Abb. ISBN 3-7059-0051-X.

Santangelo Antonio, The Anthropic grounds of Culture. Biotopical Marks that foreshadow Culture in the Homininae evolving Homo. Milano, Editrice Sabaini, 2001, 96 Seiten.

Schneider Thomas, Landwirtschaft in Hajós. Agrarhistorie und sozialer Wandel in einem ungarndeutschen Dorf. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 27). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 2000, 350 Seiten, Abb., Tab., Karten ISBN 3-926052-26-0.

Suppan Wolfgang, Werk und Wirkung. Musikwissenschaft als Menschen- und Kulturgüterforschung. Teil 1. (= Musikethnologische Sammelbände, Band 15). Tutzing, Hans Schneider, 2000, 425 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-7952-1002-X.

Suppan Wolfgang, Werk und Wirkung. Musikwissenschaft als Menschen- und Kulturgüterforschung. Teil 2. (= Musikethnologische Sammelbände, Band 16). Tutzing, Hans Schneider, 2000, Seiten 426-867, Noten. ISBN 3-7952-1002-X.

Suppan Wolfgang, Werk und Wirkung. Musikwissenschaft als Menschen- und Kulturgüterforschung. Teil 3. (= Musikethnologische Sammelbände, Band 17). Tutzing, Hans Schneider, 2000, Seiten 868-1324, Abb., Noten, Karte. ISBN 3-7952-1002-X.

Swozilek Helmut (Hg.), Kopierkunst. Kopien, Repliken nach alten Italienern, Holländern und nach Angelika Kauffmann. Vorarlberger Landesmuseum Bregenz, 21. April bis 17. Juni 2001. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 2001, 77 Seiten, Abb. ISBN 3-901802-08-8.

Tirnitz József, Antworten auf die Neun Fragepunkte der Maria Theresianischen Urbarialregulierung im Komitat Sopron/Ödenburg. II. Deutsche Bekenntnisse (1767). = A Mária Terézia-kori úrbérrendezés kilenc kérdőpontos vizsgálatai Sopron vármegyében. II. Német nyelvű vallomások (1767). Redigiert von Felix Tobler. (= Burgenländische Forschungen, Sonderband, 21/2). Eisenstadt u. Sopron, Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7-Ab (Landesarchiv und Landesbibliothek) und Győr–Moson–Sopron Megye Soproni Levéltára, 1999, 217 Seiten. ISBN 963-83-2713-8 und ISBN 3-901517-14-6.

Tóth Péter, A Mária Terézia-kori úrbérrendezés kilenc kérdőpontos vizsgálatai Sopron vármegyében. I. Magyar és latin nyelvű vallomások (1767). = Antworten auf die Neun Fragepunkte der Maria Theresianischen Urbarialregulierung im Komitat Sopron/Ödenburg. I. Ungarische und lateinische Bekenntnisse (1767). Redigiert von Éva Turbuly. (= Burgenländische

Forschungen, Sonderband, 21/1). Sopron u. Eisenstadt, Győr–Moson–Sopron Megye Soproni Levéltára und Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7-Ab (Landesarchiv und Landesbibliothek), 1999, 236 Seiten, Tab. ISBN 963-83-2711-1ö und ISBN 3-901517-13-8.

Valentin Hellwig, Kärntens „Sturmjahre" 1918-1920. Die Zeit des Abwehrkampfes und der Volksabstimmung mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterschaft. Klagenfurt, Archiv der Kärntner Arbeiterbewegung, 2000, 72 Seiten, Abb.

Weiss Adamson Melitta, Daz bůch von gůter spise. (The Book of Good Food). A Study, Edition, and English Translation of the Oldest German Cookbook. (= Medium Aevum Quotidianum, Sonderband IX). Krems, Medium Aevum Quotidianum, 2000, 125 Seiten. ISBN 3-901094-12-1.

Winfried Menninghaus, Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1999, 591 Seiten, 1 Abb.

Zilahi-Nagy Erzsébet (Hg.), A magyar múzeumok kiadványainak bibliográfiája V = Bibliographie der Publikationen der Ungarischen Museen V. 1989–1991. Jahrbücher, Zeitschriften, Serien, Monographien, Ausstellungsführer, Kataloge. Budapest, 2000, 319 Seiten, 4085 Eintragungen, Autoren-, Museums- u. Ortsregister. ISSN 0133-5049.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Gerlinde Bauer
Gauguschgasse 28
A-2380 Perchtoldsdorf

Matthias Beitl
Ethnographisches Museum
Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Mag. Sándor Békési
Magistratsabteilung für Bildung (MA 13)
Skodagasse 20
A-1080 Wien

Prof. Dr. Regina Bendix
Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Volkskunde
Friedländer Weg 2
D-37085 Göttingen

Mag. Dr. Elisabeth Bockhorn
Anzbachgasse 63
A-1140 Wien

ao. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Susanne Breuss
Georg Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Univ.-Ass. Dr. Bernhard Fuchs
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Hofrat Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Sabine Gruber
Wattgasse 23/9
A-1160 Wien

Dr. Ulrich Hägele
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische
Kulturwissenschaft
Universität Tübingen
Schloß
D-72070 Tübingen

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Jacobeit
Augustastraße 40
D-16798 Fürstenberg

Mag. Nikola Langreiter
Programmbereich Historische
Anthropologie
Institut für Interdisziplinäre Forschung und
Fortbildung
Schottenfeldgasse 29/5
A-1070 Wien

A.o. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Harald Schlinger
Radetzkystrasse 19/16
A-1030 Wien

Dr. Jaro Stacul
Department of Social Anthropology
University of Cambridge
Free School Lane
Cambridge CB2 3RF, U.K.

Dr. Helga Maria Wolf
Hardtgasse 7/25
A-1190 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 405–424*

Das Leben als Reise oder: Warum brauchen wir Kulturwissenschaft?[1]

Helge Gerndt

Der Beitrag skizziert Bildvorstellungen über das menschliche Leben (Pilgerfahrt, Schicksalsrad, Lebenstreppe, Körperpuzzle, Alterspyramide), die in jüngerer Zeit zunehmend eindeutiger und berechenbarer erscheinen. Die Frage, ob das als Gewinn oder Verlust zu werten ist, führt zur Unterscheidung verschiedener Wirklichkeitsaspekte, denen jeweils bestimmte Arten des Wissens korrespondieren. Es wird dargelegt, daß diese alle gleichermaßen unverzichtbar sind und daß speziell das komplexe Bildwissen der Kulturwissenschaften zwischen dem Begriffswissen der Naturwissenschaften und dem Ahnungswissen der Kunst zu vermitteln aufgerufen ist.

Unter den Bildvorstellungen, die das Alltagsleben prägen, sind nicht zuletzt jene Imaginationen, die sich die Menschen von ihrem Leben machen oder gemacht haben, besonders vielfältig. „Unser Leben gleicht der Reise/eines Wandrers in der Nacht:/Jeder hat auf seinem Gleise/etwas, das ihm Kummer macht", heißt es im Beresina-Lied von 1812.[2] Da erscheint es reizvoll, zu einer kurzen Gedankenreise durch menschliche Vorstellungswelten aufzubrechen und zu fragen, was dieses und ähnliche Bilder bedeuten. Bedeuten in mehrfacher Hinsicht: Welchen Sinn sie tragen, welche Wirkung sie entfalten und was sich aus ihrer Gegenwärtigkeit bzw. ihrem Vergessensein in bestimmter Zeit für eben diese Zeit ablesen läßt. Ein Volkskundler geht von seiner alltäglichen Lebenswelt aus. Er fragt, warum wir gerade *so* leben, wie wir es tun; er möchte erkennen und verstehen, auf welche Weise die je gegebenen kulturellen Traditionen und gesellschaftlichen Zwänge unser Leben ganz konkret mitgestalten.

1 Festvortrag auf der Promotionsfeier der philosophischen Fakultäten der Universität München, 26. Februar 2001 (um einige Bilder verkürzt, leicht redigiert und durch Belegnachweise ergänzt).

2 Baumer, I.: Wallfahrt als Metapher. In: Kriss-Rettenbeck, L., G. Möhler (Hg.): Wallfahrt kennt keine Grenzen. München, Zürich 1984, S. 55–64, hier S. 55.

Das Zeitalter der Globalisierung, in welches wir unter dem Druck der Finanz- und Warenmärkte im Zusammenspiel mit einer zunehmenden Vernetzung der Kommunikationskanäle seit gut einem Jahrzehnt eingetreten sind, zeichnet sich durch markante Vorgänge aus. Besonders nachdrücklich erleben wir die Beschleunigung vieler Lebensprozesse. Aber es gibt noch andere Phänomene, die weltweit höchst bedeutsam sind, z.B. Wanderbewegungen (die durch Krieg und Hunger, aber auch durch Massentouristik und die Verlegung von Arbeitsplätzen verursacht werden) oder eine kaum überschaubare Produktion von Bilderwelten (man denke an die Plakatwerbung im öffentlichen Raum oder an privates Videofilmen, an Fernsehen und Internet). Da drängen sich Fragen auf: Gibt es eigentlich im Schatten der Migrationsströme noch wirkliches Reisen? Oder herrscht jetzt allein das *Ankommen*, ein unruhiges Sich-Aufhalten, ein zwanghaftes Sich-Weiterbewegen? Und zur Bilderschwemme: Wieweit ersetzen heute Visualisierungsvorgänge sprachliche Aussagen? Verdrängt der schnelle Bildeindruck das differenziertere Argumentieren? Wenn das zutrifft, wäre zu fragen: Ist rasches Ankommen statt bedachtsamer Reisen und sind buntmontierte Bilder statt präziser Worte als Gewinn oder Verlust zu werten?

Seit alters wird das menschliche Leben in symbolischen Bildern veranschaulicht. Humanistische Emblemata stellen das Leben z.B. als einen *Kampf* dar (militia est vita hominis super terram[3]). In der Barockliteratur verlöscht das Leben des Menschen *wie eine Flamme* oder es vergeht *wie ein Hauch*. Calderon da la Barca gab einem seiner Schauspiele den Titel: Das Leben ein *Traum*. Besonders vielfältig aber ist das Metaphernfeld vom Leben als *Reise*. Wir schreiben, wenn wir uns bewerben, einen Lebens*lauf*, und wir suchen im Alltag unseren Lebens*weg*, auf dem es *Umwege* und *Irrwege* geben mag, wo man auf *Abwege* geraten kann, und wo wir das gewinnen, was höchst bildhaft Er-*fahrung* heißt.

Für das *reale* Auf-Reisen-Gehen hat sich nach der Mitte des 16. Jahrhunderts eine spezifische Reisekunst, die *ars apodemica*, herausgebildet. Das ist eine eigene Literaturgattung. In einem Zeitraum von knapp zweieinhalb Jahrhunderten sind in Europa über 300 einschlägige Werke erschienen.[4] Diese Reisehandbücher hatten An-

3 Henkel, A., A. Schöne (Hg.): Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1978, Sp. 1073.

4 Stagl, J.: A History of Curiosity. The Theory of Travel 1550–1800. Michelago/Australien u.a. 1995.

regungen aus älteren Völker- und Landeskunden, Pilgerdirektorien und ärztlichen Reiseregimina aufgenommen. Sie zählten z.B. Argumente für und gegen das Reisen auf, gaben religiöse und moralische, hygienische und diätetische Ratschläge, boten ferner Informationen und oft sehr detaillierte Anweisungen zur Beschreibung von Land und Leuten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschwand die Apodemik. Genauer gesagt: Sie verwandelte sich und strebte in zwei Richtungen: zur Methodenlehre ethnographischer Feldforschung einerseits und zum touristischen Kunst- und Reiseführer andererseits.

Das Auf-Reisen-Sein wurde seit dem Mittelalter zunehmend für immer breitere Bevölkerungsschichten ein Teil ihres Lebens; Reisekunst ist somit auch *Lebens*kunst. Die *ars vivendi* betrifft Lebensweisheit und richtiges Verhalten, wobei hinsichtlich der Veränderung der Verhaltensstandards im Zivilisationsprozeß der letzten Jahrhunderte eine gewisse Einebnung von der Lebens*kunst* hin zur Lebens*planung* stattgefunden hat. Das Reisen ist aber nicht nur Bestandteil, sondern eben auch aspektreiches *Gleichnis* des Lebens.[5] Die Reise (etymologisch verwandt mit englisch *to rise* = aufstehen, sich erheben) beginnt mit dem Aufbruch. Aufbrechen bedeutet, gefestigte Strukturen zu verlassen: Das Vertraute weicht dem Fremden. Räumlich ist das Fremde das Auswärtige, sozial sind die Fremden die Anderen, allgemein ist „fremd" etwas Unbekanntes, das Befreiung bringen oder Prüfung bedeuten kann. Die Reise selbst kennt zwischen Aufbruch und Heimkehr Grenzüberschreitungen oder andere Stationen, z.B. Wegegabeln und Raststätten. Dort kann man Atem schöpfen, sich auf den zurückgelegten Weg besinnen und darüber nachdenken, wie es weitergehen soll. All diese Strukturelemente der Reise gelten metaphorisch auch für die *Lebensreise*, und mehr noch: Wir können dort ganz ähnliche Empfindungen, z.B. ein *Auf und Ab*, erleben, vollziehen statt eines räumlichen z.B. mit der Doktorprüfung einen *lebensgeschichtlichen* Übergang, müssen vielleicht den vor uns liegenden Weg *ebnen* oder eine schwierige Situation *überbrücken*. Mancher mag *Schiffbruch* erleiden und sich hoffentlich aus der Not retten – bis zum *Heimgang*, wenn wir sterben müssen: Dann tritt jeder die sprichwörtliche *letzte Reise* an.

5 Michel, P. (Hg.): Symbolik von Weg und Reise. Bern u.a. 1992.

Die Pilgerfahrt



Abb. 1: „Die straß und meilen zu sant Jacob". Titelblatt der Ausgabe Leipzig 1521. Aus: K. Herbers (Hg): Deutsche Jakobspilger und ihre Berichte, S. 35.

Aus dem Mittelalter kennen wir das Bild vom Menschen als *Homo viator*, eines Wanderers, der immer auf dem Wege ist.[6] Die Vorstellung, das Leben des Christen sei eine Pilgerfahrt, läßt sich aber noch weiter zurückführen, auf alt- und neutestamentliche Begebenheiten: den Exodus aus Ägypten oder den Gang der Jünger nach Emmaus. Während *Wallfahrt* eine Reise zu einem heiligen Ort in dieser Welt bezeichnet, ist *Peregrinatio* das asketische Unterwegssein, das absichtliche In-der-Fremde-Weilen als Voraussetzung für den Eintritt in das Reich des Heils. Im Mittelalter besuchte ein Christ Jerusalem, wanderte nach Rom oder „die straß und meylen zu sant Jacob" de

6 Harms, W.: Homo viator in bivio. Studien zur Bildlichkeit des Weges. München 1970; Kriss-Rettenbeck, L. und R., I. Illich: HOMO VIATOR – Ideen und Wirklichkeiten. In: Kriss-Rettenbeck, Möhler (wie Anm. 2), S. 10–22; Herbers, K. (Hg.): Deutsche Jakobspilger und ihre Berichte. Tübingen 1988.

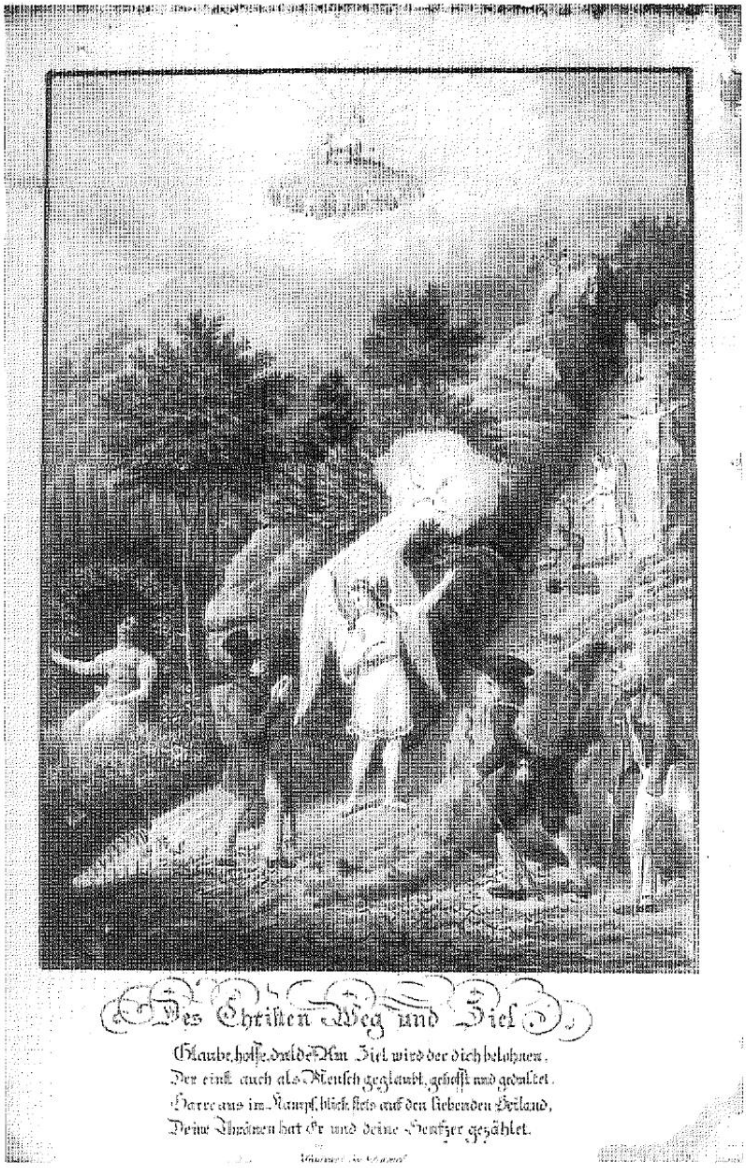


Abb. 2: „Des Christen Weg und Ziel". Kolorierte Kreidelithographie. Stuttgart 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts
Aus: M. Scharfe: Zwei-Wege-Bilder, Abb. 1, bei S. 136.

Compostela (Abb. 1). Schon weil die Reise so langsam voranging und so lange dauerte, war sie selbst ein Stück Leben. Mit dem spirituellen Weg des einzelnen Pilgers waren Bescheidenheit, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit verbunden. Das metaphorische Reden vom Leben als Pilgerreise ist Appell und Ermunterung zum Handeln. Pilgerfahrten oder entsprechendes Reisen gibt es aber auch in anderen Kulturen; so soll jeder Mohammedaner einmal im Leben Mekka besuchen.

Auf einer pietistischen Kreidelithographie aus dem frühen 19. Jahrhundert sind Weg und Ziel christlichen Lebens illustriert (Abb. 2).[7] Drei Ranzen tragende Gestalten – ein mit Überrock und Zylinder bekleideter Städter, ein Bauer mit Kniehosen und Dreispitz und ein an Krücken gehender Kriegsveteran – werden von einem Engel auf den Weg zum Heil gewiesen, der am Kreuz Christi vorbeiführt. Die Lebenswanderer kümmern sich nicht um Frau Welt, die links im Rosenhag lockt, und ignorieren auch den Höllenrachen, der vorne am Wegesrand Feuer speit.

Jesus benutzt in der Bergpredigt das doppelte Bild vom breiten Weg, der in die Verdammnis, und vom schmalen Weg, der zum Leben führt. Diese Metaphorik ist sehr detailliert in zahlreiche literarische und bildliche Formen umgesetzt worden. Diese haben von der Barockzeit bis ins 19. Jahrhundert eine große Popularität erreicht. In Kirchenliedern oder im Werk des englischen Baptisten John Bunyan „The Pilgrim's Progress" (1678) wird die richtige Form der Lebensreise eines Christen imaginiert mit allen denkbaren Gefährdungen, denen der gläubige Mensch ausgesetzt ist. Besonders anschauliche Beispiele sind dafür im 19. Jahrhundert die Zwei-Wege-Bilder, die die breite Straße der Weltleute ausmalen, welche am „Gasthof zum Weltsinn" und an einer Spielhölle vorbei zu Tod und Verdammnis führt (Abb. 3).[8] Daneben sieht man den steilen, über eine schmale Brücke führenden Pfad der frommen und wohltätigen Christen zu Leben und Seligkeit. – Im Buddhismus, übrigens, liegt die Entscheidung nicht zwischen dem schmalen und dem breiten Weg, dem Weg nach oben oder unten, sondern zwischen dem Weg im Kreis und dem Weg aus dem Kreis hinaus.

7 Scharfe, M.: Zwei-Wege-Bilder. Volkskundliche Aspekte evangelischer Bilderfrömmigkeit. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 90 (1990), S. 123–144, hier Abb. 1, bei S. 136.

8 Ebd., Abb. 9, bei S. 137.



Abb. 3: „Der breite und der schmale Weg". Kolorierte Kreidelithographie. Stuttgart
Aus: M. Scharfe: Zwei-Wege-Bilder, Abb. 9, bei S. 137.

Das Schicksalsrad

Aber auch im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa finden wir die Vorstellung vom Lebenskreis, und zwar im Bildtypus des Schicksalsrades. Ein deutscher Einblattdruck aus der Mitte des 15. Jahrhunderts zeigt im Zentrum das Rad des Glücks (mit der Inschrift: Rota vitae qui fortuna vocatur) und an den Bildrändern finden sich kreisförmig angeordnet die Lebensstationen des Menschen von der „generatio" bis zur „corruptio", im Alter von 7, 15, 25, 35, 50 und 70 Jahren, wo der Mensch „decrepitus usque ad mortem", hinfällig bis zum Tode, ist (Abb. 4).[9] Auf solchen Bildern wird die Vergänglichkeit anschaulich. Als „Motor" des Lebensrades sind Gott oder (wie hier) Fortuna oder – was man als Säkularisierung interpretieren kann – der Tod dargestellt. Parallel dazu wandelt sich auch die zyklische Lebensvorstellung zur Auffassung eines linearen Lebensverlaufs.

Gegenüber der rein symbolischen Darstellung erscheint das horizontal gelagerte Lebensrad in einem niederländischen Holzschnitt von 1558 wie ein konkreter Gegenstand (Abb. 5).[10] Auf dem Rad werden die Lebensalter als zeitgemäß ausgestattete Personen vorgeführt: ein nackter Knabe, ein modisch gewandeter Jüngling, ein Kaufmann mit Geldtasche und ein Greis mit Gehstock und Rosenkranz. Hier bewegen die vier Lebensalter gewissermaßen selbst das Rad, das sich um die Welt dreht. Unübersehbar ist die Mahnung an das Jenseitsgericht und an das lebensbeherrschende Regiment des Todes. Die Menschen in der Renaissance stellten sich die Frage nach Sinn und Grenzen ihres Lebens und ihrer Haltung zu Gott neu; sie rückten bürgerliche Tugenden und irdischen Verdienst in ein neues Licht.

9 Schenda, R.: Die Alterstreppe – Geschichte einer Popularisierung. In: Joerißen, P., C. Will (Hg.): Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter. Köln 1983, S. 11–24, hier S. 14.

10 Abb. in: Joerißen/Will (wie Anm. 9), S. 50.



Abb. 4: Rad der Lebensalter
Aus: R. Schenda: Die Alterstreppe. In: P. Joerißen, C. Will (Hg.): Die Lebenstreppe, S. 50.

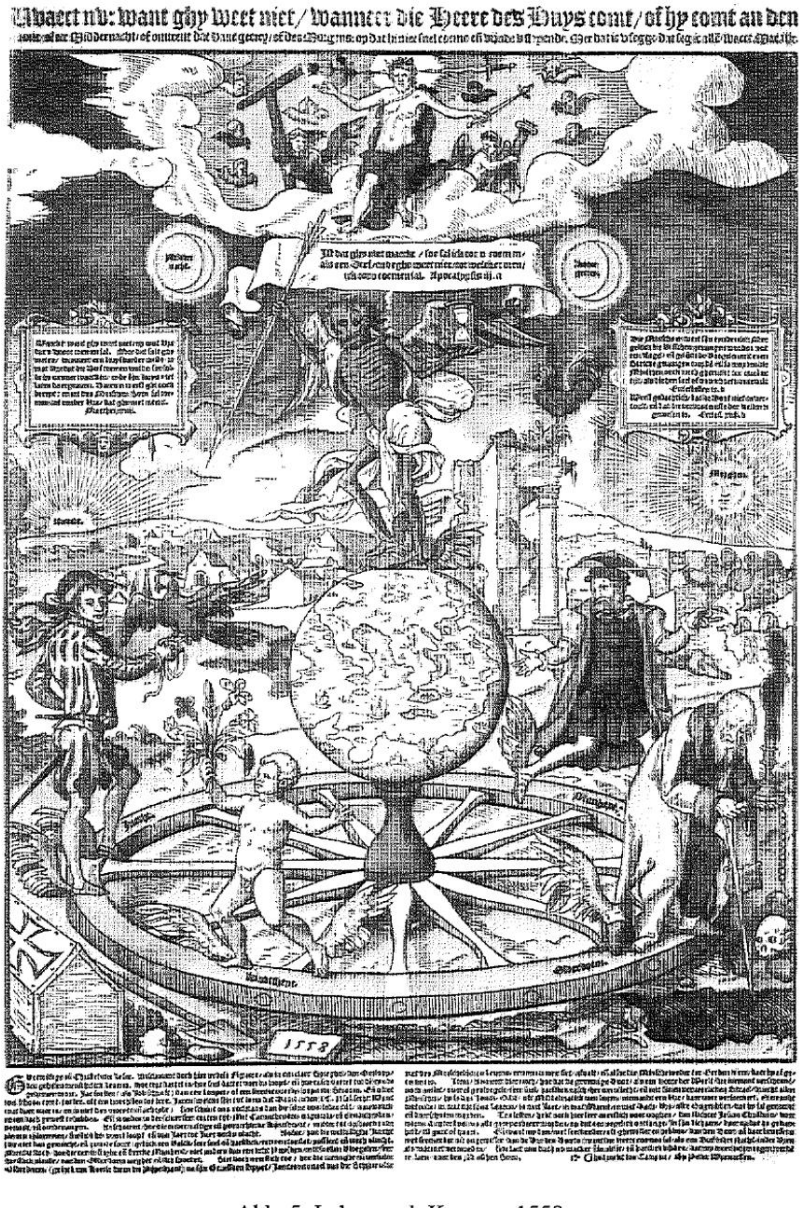


Abb. 5: Lebensrad, Kampen 1558
Aus: P. Joerißen, C. Will (Hg.): Die Lebenstreppe, S. 22.

Die Alterstreppe



Abb. 6: Abraham Bach, „Das Zehen Jährige Alter", Augsburg um 1660
Aus: P. Joerißen, C. Will (Hg.): Die Lebenstreppe, S. 22.

Nachdem noch im 15. Jahrhundert die Lebensalter-Darstellungen als Rad-Anordnung oder als ein Nebeneinander vorherrschten, entstand in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Bildtypus der Altersstufen (Abb. 6).[11] Vielfältig variiert mit Männern, Frauen oder Paaren besetzt steigt die Lebenstreppe bis zum 50. Jahr und fällt dann wieder hinab bis zum Tod: 10 Jahr ein Kind, 20 Jahr ein Jüngling, 30 Jahr ein Mann, 40 Jahr wohlgetan, 50 Jahr still stahn, 60 Jahr geht's Alter an, 70 Jahr ein Greis, 80 Jahr nimmer weis', 90 Jahr der Kinder Spott, 100 Jahr gnad' dir Gott. Unter dem Holzschnitt lesen wir: „Wer den Tod für Augen hat,/Denkt an denselben früh und spat." Die beiden Himmelsstrahlen verkünden: „Gottes Hand erhält alles" und „Gottes

11 Abb. in Joerißen/Will (wie Anm. 9), S. 22.

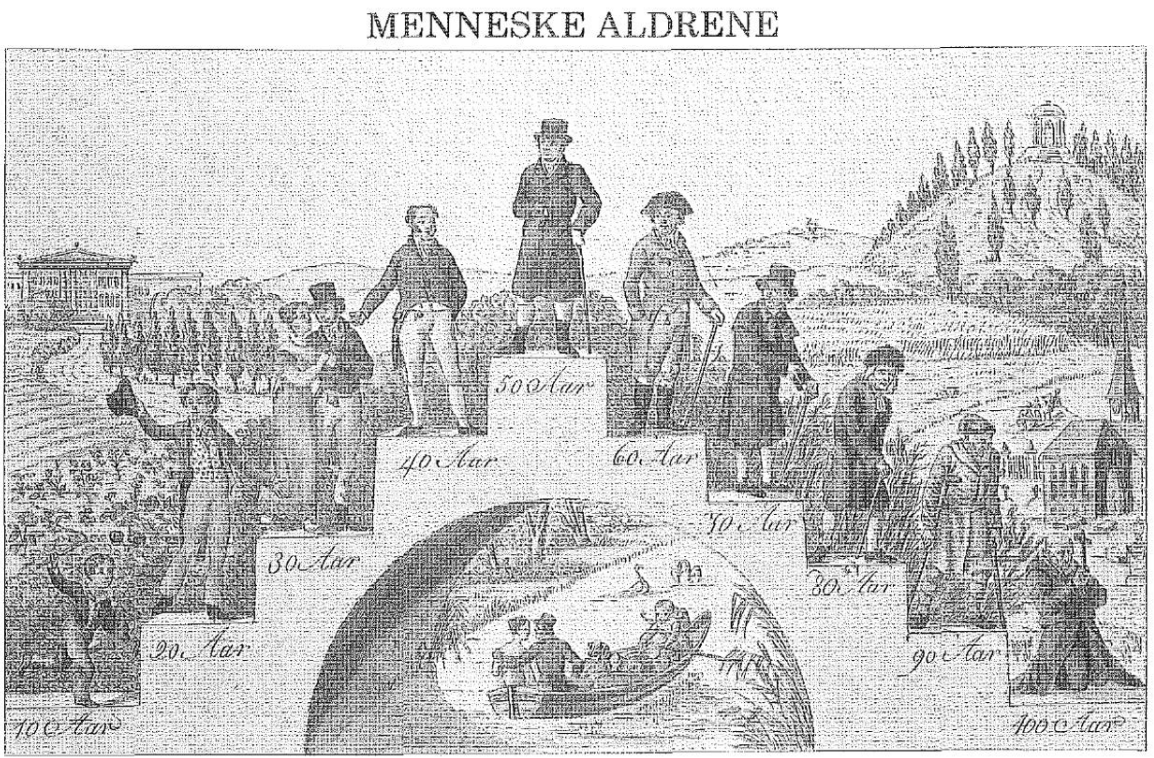


Abb. 7: Menschliche Lebensalter. – Dänische Bildkarte nach einer Vorlage aus dem 19. Jahrhundert.

Aug sihet alles". Welt und Lebensgang sind noch fest in die religiöse Ordnung eingebunden.

Die Lebensalter bilden ein vielfältig variiertes Thema sowohl in Literatur und hoher Bildkunst als auch in der Popularkultur. Das Motiv begegnet als Wandschmuck wie im Würfelspiel und ist europaweit verbreitet. Dabei hat sich das Bildschema der „Lebensbrücke" oder „Alterstreppe" mit der Zeit im Kern nur geringfügig verändert (Abb. 7). Im 19. Jahrhundert vermittelten die meisten Bilder dem Zeitgeist entsprechend bürgerliches Wohlverhalten. Im 20. Jahrhundert taucht dann das Motiv nur noch als Vorwand für sarkastische Cartoons über Prestige- und Statusdenken auf (Abb. 8). Der amerikanische Karikaturist Saul Steinberg glossiert die Stufen des gesellschaftlichen Aufstiegs: Pfadfinder, Doktor, Geschäftsreisender; auf dem Höhepunkt ein gewaltiger Schreibtisch und dann ...[12] Was sich in den populären Drucken des 19. Jahrhunderts schon angekündigt hatte, ist hier auf die Spitze getrieben: die totale Verdrängung des Todes aus der modernen Leistungs- und Freizeitgesellschaft. Statt



Abb. 8: Karikatur von Saul Steinberg
Aus: P. Joerißen, C. Will (Hg.): Die Lebenstreppe, S. 91.

12 Abb. in Joerißen/Will (wie Anm. 9), S. 91.

dessen korrespondiert der Geburt nun der scheinbar ewige Urlaub eines rüstigen Rentners unter Sonne und Palmen.

Pyramide und Puzzle

Die angesprochenen Lebenssinnbilder sind aus dem gegenwärtigen Bewußtsein weitgehend verschwunden. Was aber ist in unserer von Bildern beherrschten Welt an ihre Stelle getreten? Der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen sieht den „Weltmarkt der Bilder" in sogenannten Visiotypen verkörpert.[13] Visiotypen sind Verbildlichungen von Sachverhalten, die durch ihr suggestives Design argumentativ „schlagend" eingesetzt werden, z.B. die Exponentialkurve der Bevölkerungsexplosion. Statt der Lebensaltertypologie auf der Treppe finden wir heute das Alter der Bevölkerung in geometrische Figuren und statistische Diagramme umgesetzt (Abb. 9): In wachsenden Bevölkerungen (heute v.a. in den Entwicklungsländern) hat die Altersgliederung z.B. die Form einer Pyramide, nimmt mit steigender Lebenserwartung eine Glockenform an und verwandelt sich mit einsetzendem Geburtenrückgang in die Gestalt einer Zwiebel, die schließlich noch, bei hoher Überalterung, in einen Pilz mutiert.[14]

Etwas weniger abstrakt ist das Körperpuzzle-Bild, mit dem im Werbeprospekt eines medizinischen Arbeitskreises zur Organspende aufgerufen wird (Abb. 10).[15] Dieses Visiotyp unterstellt auf subtile Art, der

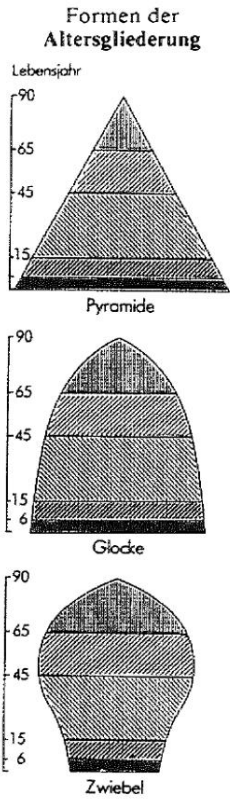


Abb. 9: Formen der Altersgliederung
Aus: Brockhaus Enzyklopädie, 19. Aufl., Bd. 1 (Mannheim 1986), S. 437.

13 Pörksen, U.: Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Stuttgart 1997.
14 Vgl. Brockhaus Enzyklopädie, 19. Aufl., Mannheim, s.v. Altersgliederung, Bd. 1 (1986), S. 437.
15 Pörksen (wie Anm. 13), Abb. 56, S. 258.



Abb. 10: „Körperpuzzle"
Aus: U. Pörksen: Weltmarkt der Bilder, Abb. 56, S. 258.

Konstruktionsplan des menschlichen Körpers sei völlig durchschaut und ermögliche eine gleichmäßige Auswechselung seiner Organe. Das visuelle Zeichen verbildlicht einen scheinbar objektiven Faktenbefund, stützt und fördert wie ein Logo das Vertrauen in die wissenschaftlich-technische Entwicklung. Da zum Bild des technischen Zeitalters die Idee des Seriellen und der Kopierfähigkeit gehört, verschwindet vor solch faszinierender Funktionalität unversehens die Frage, wie denn das, was da propagiert wird, im individuellen Empfinden von Spendern und Empfängern konkret zu bewerten sei.

Schauen wir kurz zurück, so zeigen die wenigen Beispiele zum Bilderdenken vom Mittelalter bis heute, daß sich die Vorstellungen vom menschlichen Leben deutlich gewandelt haben. Bevor wir aber diese Feststellung etwas konkretisieren und zusammenfassend werten, wollen wir fragen: Was nützt uns solches Wissen über Bilder? Was ist das überhaupt für eine Art von Wissen? Lassen sich spezifisch kulturwissenschaftliche Erkenntnisse von anderen Wissensformen unterscheiden? Und wenn ja, wie wäre dieses Wissen einzuordnen und zu beurteilen? Wir fragen also nach Relevanz und Legitimation kulturwissenschaftlicher Arbeit und müssen dazu im Schlußteil unserer Überlegungen etwas weiter ausholen.

Bildwissen als Mittler

Die von Dilthey begründete Unterscheidung zwischen *erklärenden* Natur- und *verstehenden* Geistes- bzw. Kulturwissenschaften greift nicht in jeder Hinsicht präzis genug. Jedenfalls ist weder das naturwissenschaftliche Wissen mit *Erklärungswissen* völlig gleichzusetzen noch das kulturwissenschaftliche Wissen mit *Verstehenswissen*. Tatsächlich wird ja auch in den Kulturwissenschaften manches exakt erklärt (z.B. die Verbreitungsgeschichte eines Buches durch Auflagenziffern und Handelsbeziehungen) und in den Naturwissenschaften manches „nur" verstanden (z.B. die widersprüchliche Erscheinung des Lichts als Komplementarität von Welle und Korpuskel). Wissenschaft will Sachverhalte objektivieren, was aber bekanntlich nur annäherungsweise möglich ist, weil man in vielen Fällen die Subjektivität nicht folgenlos ausklammern kann. Ein grundlegendes Problem liegt schon in der dualistischen Konzeption der Erkenntnisinteressen, wie sie in P.C. Snows These von den zwei Kulturen *science* und *literature* begegnet.[16] Demgegenüber möchte ich hier *drei* idealtypische Formen der Erkenntnissuche unterscheiden: naturwissenschaftliche, kulturwissenschaftliche und künstlerische Aktivität (s. Schema, S. 421).

16 Snow, P. C.: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Stuttgart 1967 (engl. zuerst 1959).

Kulturwissenschaft als Mittler

Idealtypische Tätigkeitsmuster *Aspekte*	Kunst-schaffen	Kultur-wissenschaft	Natur-wissenschaft
1. Wirklichkeitseinstellung	**Qualität** als unmittelbare Erfahrung	**Bewußtsein** als intersubjektives Wertsystem	**Materie/Struktur** als objektive Gegebenheit
2. Gegenstand	**Sein** als erfahrene Welt	**Kultur** als bewertete Welt	**Natur** als ‚gegebene' Welt
3. Erkenntnisziel	symbolische **Repräsentation**	hermeneutisches **Verstehen**	kausale **Erklärung**
4. Methode	schöpferisches **Gestalten**	qualifizierende **Interpretation**	quantifizierende **Analyse**
5. Wissensform	implizites **Handlungswissen**	explizierbares **Bildwissen:** Wahrnehmungs-Wissen Erinnerungs-Wissen Vorstellungs-Wissen	explizites **Begriffswissen**
6. Charakteristik	**Symbolschaffen** erstrebt **Ästhetik;** präsentiert **sinnliche Gestaltungen**	**Deutungskunst** erstrebt **Plausibilität;** formuliert **zeitbezogene Regelhaftigkeiten**	**Kausalwissenschaft** erstrebt **Objektivität;** formuliert **allgemeine Gesetze**

Nach diesem Modell besteht die Wirklichkeit nicht, wie Descartes postuliert, aus Geist und Materie, sondern sie läßt sich dreifach differenzieren (Zeile 1): als Qualität, Bewußtsein und Materie bzw. Struktur; drei Wirklichkeitsaspekte, auf die sich jeweils ein spezifisches Tätigkeitsmuster – Kunstschaffen, Kulturwissenschaft oder Naturwissenschaft – eingestellt hat. Hier gilt das Interesse der Künstler der unmittelbaren Erfahrung, das der Kulturwissenschaftler intersubjektiven (kulturellen) Wertsystemen und das der Naturwissenschaftler objektiven Gegebenheiten. Gegenstand ist dementsprechend (Zeile 2) das *Sein* als erfahrene Welt, die *Kultur* als die vom Menschen geschaffene und bewertete Welt oder die *Natur* als „gegebene" Welt.

Die Eigenschaften der drei Tätigkeitsmuster sind nicht exklusiv, die Übergänge fließend. Idealtypisch kann man die jeweiligen Erkenntnisziele (Zeile 3) so pointieren: Kunstschaffen will Welt symbolisch repräsentieren, Kulturwissenschaft will sie hermeneutisch

(d.h. von der Sinnerwartung des Ganzen gesteuert) verstehen, Naturwissenschaft will sie kausal erklären. Als methodischer Zugriff (Zeile 4) dient schöpferisches Gestalten, qualifizierende Interpretation oder quantifizierende Analyse. Das gewonnene Wissen (Zeile 5) ist im künstlerischen Schaffensprozeß ein *implizites Handlungswissen*; in der Kulturwissenschaft ist es ein *Bildwissen*, welches Mensch-Ding-Beziehungen (Werte und Funktionen) betrifft; in der Naturwissenschaft handelt es sich um *explizites Begriffswissen*, das Objekt- bzw. Strukturzusammenhänge erhellt. Charakteristisch für die Kulturwissenschaft ist also *visuelles*, für Orientierungsbedürfnisse hinreichend explizierbares *Bildwissen*, das sich aus Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Vorstellungswissen zusammensetzt.[17] Kurz (Zeile 6): Kunst ist Symbolschaffen in ästhetischer Form; Kulturwissenschaft ist Deutungskunst, die plausible Regelhaftigkeiten erarbeitet; Naturwissenschaft, schließlich, ist Kausalwissenschaft, die objektive Einsichten als Gesetze formuliert.

Unser Modell weist der Kulturwissenschaft eine Mittelposition zu. Sie *zehrt* einerseits von der Sehnsucht der Menschen nach intuitiver Sinnerfahrung und andererseits von deren Neugier auf rationale Erkenn- und Machbarkeiten. Sie *verbindet* hinwiederum Fühlen und Denken in abwägenden Deutungskonzepten. Bildliches Wissen, das Wahrgenommenes mit Erinnertem und Vorstellbarem kombiniert, ermöglicht durch seine „gebundene Offenheit" wegweisende Orientierung. Denken wir daran, daß die Kunst der Interpretation, die Hermeneutik, sich von Hermes herleitet, dem Mittler zwischen Göttern und Menschen, der als Wege-Gott auch der Patron aller Reisenden ist.

Die Lebensreise

Die Lebensreise zwischen Geburt und Tod, deren Dauer niemand in Jahren genau zu beziffern vermag und die sich doch jeder in ihrer *Größenordnung* gut vorstellen kann, bildet ein elementares Maß menschlichen Lebens. Hier können wir uns auf lange Bildtraditionen berufen. Das zeitliche Ausmaß des Lebens hat sich kaum geändert, wohl aber die Art, das Leben zu begreifen. Ein kurzer Rückblick auf

17 Vgl. Pöppel, E.: Drei Welten des Wissens – Koordinaten einer Wissenswelt. In: Maar, C., H. U. Obrist, E. Pöppel (Hg.): Weltwissen – Wissenswelt. Köln 2000, S. 21–39.

die visuellen Darstellungen erinnert daran, daß das Leben des Menschen, das ehedem zwiespältig, aber lebensvoll-bunt, anschaulich-konkret und symbolisch zugleich verbildlicht wurde, in jüngerer Zeit eindeutiger, berechenbarer und abstrakter erscheint. Die menschliche Gestalt wandelt sich von der individualisierten oder allegorischen Darstellung zur geometrisch umgesetzten Massenzahl und zum Typ. Säkularisierung, Rationalisierung und Formalisierung veräußerlichen und verflachen offenbar den Sinngehalt. Wir fragen: Gewinn oder Verlust? Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist das jedoch kein Entweder-Oder, sondern eine Frage der Perspektive. Was hinsichtlich des expliziten Verfügungswissens als Gewinn erscheint, kann für das bildgesteuerte Orientierungswissen ein Verlust bedeuten – und umgekehrt. Kulturelles Werten ist keine Einbahnstraße, sondern ein immer neues Möglichkeitsspiel. Unser Lebensalltag braucht sowohl technische Kompetenz, das *Formelwissen* der Naturwissenschaften, als auch Erfindungskraft, das *Ahnungswissen* der Künste. Genauso unverzichtbar ist jedoch das komplexe *Bildwissen* der Kulturwissenschaften. Es vermittelt jene flexible, perspektivenreiche *Bildung*, auf deren Grund das Bewußtsein für Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Handelns sein Maß findet.

Je stärker das Formalisieren und Quantifizieren die Reproduzierbarkeit und Prognosefähigkeit des Wissens steigert, umso mehr geraten die gefühlsmäßigen, ästhetischen und religiösen Erfahrungsmomente aus dem Blick. Die Geisteswissenschaften müssen hier aber nicht, wie es der Gießener Philosoph Odo Marquard verfochten hat,[18] einfach *Mängel kompensieren*, sondern auf der Unentbehrlichkeit der Deutungskompetenz als *essentiellem Eigenwert* bestehen. Neben der Anwendung von Logik und Stringenz gilt es immer auch, sensible Punkte zu suchen, Widersprüche auszuleuchten, Zwänge aufzuheben und Balancen anzustreben.

Moderne Wissenschaft mit ihrer extremen Spezialisierungstendenz bedarf, meine ich, einer visionären Komponente, die der extrapolierten *Zukunftseuphorie*, z.B. in der Gen-Technik, so etwas wie eine *Herkunftsbedachtsamkeit* entgegensetzt: d.h. Wiederannäherung und Dialog mit der Kunst, Versöhnung unseres Bedürfnisses nach Lebenssicherheit mit dem nach Letztgültigkeit.[19] Dazu brauchen wir

18 Marquard, O.: Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: ders.: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien. Stuttgart 1986, S. 98–116.

19 Hefner, P.: Naturwissenschaft und Theologie – Partner auf der Suche nach

Bilder, mythische Leitbilder, die es vermögen, die Vielfalt und Widersprüchlichkeit kultureller Werte zu integrieren. Vielleicht könnte die Revitalisierung des Bildes vom Leben als Reise ein Schritt auf solchem Wege sein, der Devise eingedenk: Mit der Hoffnung zu reisen ist besser, als das Ziel zu erreichen (R. L. Stevenson). *Was* wir aber erhoffen können, das hat bemerkenswerterweise der französische Schriftsteller und Philosoph des Absurden Albert Camus 1936 in seinem Tagebuch notiert: „Man reist um der Bildung willen, wenn wir unter Bildung die Betätigung des geheimsten unserer Sinne verstehen, nämlich des Sinns für das Ewige. ... Das Reisen, das gleichsam eine höhere und ernstere Wissenschaft ist, führt uns zu uns zurück."[20]

Helge Gerndt, Life as a Journey, or Why do we need Studies of Culture?

This essay discusses pictorial representations of the journey of life (as pilgrimage, wheel of fortune, stairway of life, body puzzle, age pyramid), a journey that seems of late to have become increasingly unambiguous and calculable. The question whether this should be judged a gain or a loss leads to a differentiation of various aspects of reality which correspond to different types of knowledge. It is argued that all of these are equally indispensable, and that specifically in the case of the complex knowlegde of imagery that is part of the study of culture, the challenge is to mediate between natural science terminology and the notional knowledge of art.

zuverlässiger Sinnstiftung. In: ders.: Natur – Weltbild – Religion. Drei Vorträge. München 1995, S. 7–26.

20 Camus, A.: Tagebuch. Mai 1935 – Februar 1942. Reinbek 1963, S. 20 f.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 425–443*

Brauchtum in der Satire der Aufklärung

Zur „Bildergalerie katholischer Misbräuche" von Joseph Richter

Franz Kohlschein

Der österreichische Autor Joseph Richter bedient sich in seinem Werk „Bildergalerie katholischer Misbräuche" von 1784 der Satire mit Kupferstichen, um das kirchliche Brauchtum der Zeit darzustellen, es zu kritisieren und damit die Reformvorhaben des Josephinismus zu unterstützen. In der Art, wie er Problematisches, Widersprüchliches und Mangelhaftes anprangert, verschafft er Einblick in die Reformkonzeption der josephinisch geprägten Aufklärung und ihre Auswirkungen. Richter kennzeichnet Brauchtum als evolutives Element, das sich ständig weiterentwickeln und den veränderten geistigen und religiösen Rahmenbedingungen anpassen muß. Als Beispiele werden in diesem Beitrag die Kapitel über die Kirchenmusik, die Ohrenbeichte und die Spielelemente am Fest der Himmelfahrt Christi erläutert und kommentiert.

Die Kritik an Gottesdienst und Brauchtum in der Katholischen Aufklärung ist gut untersucht,[1] noch nicht ausreichend bearbeitet ist jedoch ihre Verbindung mit Satire und Abbildungen der darstellenden Kunst.[2] Als interessantes Beispiel für auf die sogenannte Volksfrömmigkeit[3] bezogenes Bildgut mit satirischer Intention bietet sich die „Bildergalerie katholischer Misbräuche" von Joseph Richter an.[4]

1 Vgl. Kohlschein, Franz: Geschichte des deutschen Aufklärungskatholizismus im Licht seiner liturgischen Reformanliegen. In: Forschungsforum. Gott zur Sprache bringen ... Katholische Theologie in Bamberg, Heft 8. Bamberg 1996, S. 84–88.

2 Vgl. Möseneder, Karl: Franz Anton Maulbertsch. Aufklärung in der barocken Deckenmalerei. Wien 1993, S. 11; Brückner, Wolfgang: Zum Wirklichkeitsgehalt satirischer Bildquellen der Aufklärungszeit. In: Volkskunst, Heft 4 (1985), S. 41–44. Brückner behandelt die Darstellung des Begräbnisses in Richters hier vorgestelltem Werk „Misbräuche".

3 Zur Begrifflichkeit vgl. die Artikel „Brauch, Brauchtum" in: LThK 2 (³1992) 656–658, und „Volksfrömmigkeit" in: LThK 10 (³2001) 858–862. Dort kommt auch zum Ausdruck, wie sehr volkskundliche wie liturgiewissenschaftliche Forschung auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angewiesen sind.

Zunächst ist die Frage nach der Bedeutung der Satire in der Aufklärung zu stellen. Johann Gottfried Herder (1744–1803)[5], bedeutender evangelischer Theologe der Aufklärung, Generalsuperintendent in Weimar und Freund Goethes, läßt in einem allegorischen Gespräch „Kritik und Satyre" von 1803 die Satire sich selbst definieren: „Mein Amt ist, Thorheit zu verbeßern, Laster zu bestrafen, jede verkehrte Denkart sowohl als Schreibart und Lebensweise dem öffentlichen Spott darzustellen und eben dadurch zu berichtigen, zu beßern."[6] Meint Kritik die Fähigkeit, durch vernünftiges Denken Richtiges und Falsches unterscheiden zu können, so liegt das Spezifikum der Satire im Einsatz künstlerischer Mittel zur Denunzierung des Unvernünftigen. Zwar sind Kritik und Satire beide der erkannten Wahrheit verpflichtet, doch legt die Kritik Mißstände mit Argumenten offen, während die Satire sie zugleich lächerlich machen will.[7]

Das hier zu behandelnde, unter dem Pseudonym „Obermayr" 1784 herausgegebene Werk „Bildergalerie katholischer Misbräuche" mit dem auf dem Titelblatt abgedruckten Motto „Es ist besser, das ein Aergerniß entstehe, als daß die Wahrheit verschwiegen werde"[8],

4 Bildergalerie katholischer Misbräuche. Von Obermayr. Mit Kupfern und anpassenden Vignetten. Frankfurt und Leipzig 1784, 236 Seiten. Nachdruck: Satirische Bibliothek, Bd. 1. München 1913. Die Ausgabe und das Nachwort zum 1. Band der Satirischen Bibliothek besorgte Dr. Otto Maußer (nicht durchgezählt). Der Nachdruck umfaßt: (1) Bildergalerie katholischer Misbräuche (1–106) mit Nachwort (109–124); (2) Bildergalerie klösterlicher Mißbräuche (1–125); (3) Nachwort zur Einordnung beider Werke in den historischen Rahmen und in den kirchen- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang: 127–232; (4) Glossar 273–271. Zum Herausgeber, dem Germanisten Otto Maußer (1880–1942), vgl. Brückner, Wolfgang: Sterotype Anschauungen über Alltag und Volksleben in der Aufklärungsliteratur. In: Gerndt, Helge (Hg.): Sterotype Anschauungen über Alltag und Volksleben. München 1988 (= FS Georg R. Schroubek. Münchener Beiträge zur Volkskunde 8), S. 121–131, hier S. 125. Das hier benutzte Exemplar der ersten Auflage gehört der Staatsbibliothek Bamberg und wird zitiert als „Misbräuche".

5 Vgl. Herms, Eilert: Art. Herder, Johann Gottfried von. In: TRE 15 (1986), S. 70–95.

6 Der Text findet sich in: „Adrastea", Bd. V, S. 188–197, hier: S. 188 f. In: J. G. Herder: Sämtliche Werke. Hg. v. B. Suphan. Bd. XXIV. Berlin 1886). Zitiert nach Seibert, Regine: Satirische Empirie: literarische Struktur und geschichtlicher Wandel der Satire in der Spätaufklärung. Würzburg 1981, S. 7.

7 Vgl. zur Thematik Koselleck. Reinhart: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt am Main 1973.

8 Bildergalerie, Titel (s. Anm. 4).

erschien vier Jahre nach dem Regierungsantritt des österreichischen Kaisers Josephs II. (1780–1790) und unterstützte dessen Reformvorhaben.[9] Als Verfasser wird allgemein der österreichische Autor Joseph Richter angenommen, der unter seinen zahlreichen Schriften auch eine „Bildergalerie klösterlicher Misbräuche"[10] und eine „Bildergalerie weltlicher Misbräuche im Gegenstück zur Bildergalerie katholischer und klösterlicher Misbräuche"[11] herausgegeben hat. Richter wurde vermutlich 1749 in Wien geboren, studierte an der Philosophischen Fakultät der Wiener Universität, arbeitete zeitweilig in einer Bank und wurde dann zu einem vielseitigen Schriftsteller, dessen Werk über hundert Schriften umfaßt.[12]

Ein „Gnadengehalt", das Richter von Kaiser Joseph II. bis zu seinem Tod 1813 in Wien bezog, bezeugt sein Ansehen bei Hof.[13]

Die „Bildergalerie katholischer Misbräuche"

Die „Bildergalerie" umfaßt 236 Seiten. Die Zusammenfassung der zwanzig Kapitel zu Beginn des Buches gibt einen Überblick über die Thematik:

9 Vgl. Hollerweger, Hans: Die Reform des Gottesdienstes zur Zeit des Josephinismus in Österreich. Regensburg 1976 (= Studien zur Pastoralliturgie 1); Kovács, Elisabeth: Katholische Aufklärung und Josephinismus. Neue Forschungen und Fragestellungen. In: Klueting, Harm (Hg.): Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland. Hamburg 1993, S. 246–259 (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert 15).

10 Bildergalerie klösterlicher Misbräuche e. nöthige Beylage zur Bildergalerie kath. Misbräuche. Mit Kupfern und anpassenden Vignetten. Von Obermayr. Frankfurt und Leipzig 1784. Siehe Anm. 4.

11 Bildergalerie weltlicher Misbräuche im Gegenstück zur Bildergalerie katholischer und klösterlicher Misbräuche. Mit Kupfern und Vignetten. Joseph Richter. Frankfurt und Leipzig 1785.

12 Vgl. Wurzbach, Constantin von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 60 Bände. Wien 1856–1891. Sechsundzwanzigster Teil, Wien 1874, S. 57–62 (falsches Todesjahr; Werksverzeichnis); Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) 28 (1889), S. 487–488; Literaturlexikon. Hg. Walther Killy. Bd. 9 (1991) 441 (Lit.). In einem Nachruf wird Richter ein „allgemein bekannter und beliebter Satyrenschreiber", ein „warmer Freund der Wahrheit und der Aufklärung" genannt (Wurzbach s.o., S. 59).

13 Richter entwickelte sich vom Verehrer zum desillusionierten Kritiker Josefs II. Vgl. Bernhard, Paul P.: Jesuits and Jacobins. Enlightement and Enlightened Despotism in Austria. Urbana/Chicago/London 1971, S. 153 f.

1. „Von der Armenseelenandacht, und den vorigen Misbräuchen, sie auf Gottesäckern zu halten, nebst einer getreuen Schilderung der sich dabey ereigneten Auftritte."
2. „Von dem gewöhnlichen Räucherngehen an dem Vorabend des Christtags, des neuen Jahrs, und der H. 3 Könige, nebst Gedanken über die Entstehung dieses unnützen Gebrauches."
3. „Von der Weihnachtsmette, den ärgerlichen Auftritten, zu denen sie Anlaß gibt, nebst Bemerkungen über die Nothwendigkeit der nächtlichen Andachten bey den ersten Christen, und Beweisen, daß sie in gegenwärtigen Zeiten unnöthig und schädlich seyen."
4. „Ueber die Fasten, und den Ursprung der ersten Fasten. Beweise, daß sie unter den Aposteln freywillig war. Unsre gegenwärtige Art zu fasten. Wunsch, daß sie wieder auf den Geist der ersten Kirche möge zurückgeführet werden."
5. „Ueber die vorigen Büsserprozessionen nach Hernals[14]. Wie es dabei zugieng. Bemerkungen über die sogenannten Leidenchristikomödien. Ueber die itzige Art in Hernals seine Andacht zu verrichten; und etwas über die um den Kalvarienberg aufgestellten Fraßbuden."
6. „Von der Kirchenmusik überhaupt. Gedanken über ihre unmaßgebliche Entstehung und Ausartung. Beweise ihrer Schädlichkeit auf reine Andacht. Dann ein paar Worte über die Cäciliavesper, Kastratenstimmen, und Bravurarien von Operistinnen in Gotteshäusern."
7. „Ueber die Ohrenbeicht. Wird von der Kirche entschieden. Die Beichtväter werden als Seelenärzte betrachtet, und dann untersuchet, ob ihre Anzahl für die ungeheure Menge Patienten hinreiche, nebst Beweisen, daß viele aus ihnen die nothwendigen Eigenschaften so eines Seelenarztes nicht besitzen, woraus die Nothwendigkeit fliesset, sie durch bessern Unterricht in Priesterhäusern zu diesem schweren Amte geschickter zu machen."
8. „Ueber die Begräbnisse, und den grossen Esitozoll[15], den wir der Geistlichkeit beym Ausgang aus der Welt entrichten müssen. Beweis, daß die Eitelkeit der Menschen selbst an diesen kostbaren Taxen Schuld sey. Ewas über das Gratisbegraben, und die Mine, die die Pfarrer dabey machen. Gründe zur Hoffnung, daß wir, da wir nun unentgeltlich zur Welt eingehen dürfen, einst auch ohne Mauth werden hinausgehen können."

14 Gemeint sind Kalvarienberg und Barockkirche im Wiener Bezirk Hernals.

15 Es könnte sich um einen Schreibfehler für „Exitozoll" als Zoll zum Exitus, dem Ausgang des Lebens, handeln.

9. „Von Abendandachten überhaupt – vorzüglich von den Hausandachten zum H. Johann von Nepomuck, und den Hausmüttern. Sie geben Anlaß zu ärgerlichen Ausschweifungen, und dienen größtentheils den Verliebten zum Rendés-vous."
10. „Ueber Wallfahrten nach den so genannten Gnadenörtern. Wallfahrten sind sehr alt. Vergleich unserer Wallfahrten mit jenen der ersten Christen. Schädlicher Einfluß dieser Wallfahrten auf Religion und Staat. Lob ihrer Einschränkung. Gänzliche Einstellung ist nur von der Zeit und bessern Unterricht zu erwarten."
11. „Ueber die sogenannten Missionsprediger, und ihren Eingriffen in die Rechte der Bischöffe und Pfarrer. Die meisten von ihnen sind blosse Marktschreyer, die den Aberglauben und irrige Meynungen unter das Volk ausstreuen. Ein Vergleich zwischen ihnen und den Aposteln, deren Nachfolger sie sich nennen. Hoffnung, daß nun die Bischöffe und Seelsorger nie wieder solche falschen Hirten unter ihre Heerde lassen werden."
12. „Vom Läuten der Glocken. Ihrem Endzweck, und ihrer Ausartung. Aergerlicher Gebrauch sie zu taufen und zu weihen. Sie sind schädlich bey Gewittern – stören die Andächtigen im Gebeth – und die Schlafenden in ihrer Ruhe. Wunsch, sie wieder auf ihren Endzweck zurückzuführen."
13. „Ueber Opfer. Idee vom Ursprung des Brandopfers. Opfer der Heiden. Christus schafft alle Opfer ab. Sinnliche Opfer wurden erst in spätern Jahrhunderten in die Kirche durch Misbräuche eingeführet. Eckelhafter Anblick unserer Opferaltäre – und dann ein paar Worte über den schändlichen Wucher, den Mönche mit den sogenannten wächsernen Opfermännchen treiben."
14. „Ueber Nation- und Patronfeste. Das Löbliche und Unanständige dabey. Sie unterbrechen den gewöhnlichen Unterricht, und verleiten zu falschen Andachten. Feuersbrunst, die einst durch solch ein Nationfest entstand. Einfall einer gewissen Nation, sich einen Prediger aus ihrem Vaterland zu verschreiben."
15. „Ueber H. Gräber, Auferstehung und Himmelfahrt. Die dabey getriebene Misbräuche. Komödie und Nachspiel bey der Himmelfahrt. Die damit bereits vorgenommene Reformation, und was sich in diesem Punkte noch ferner hoffen läßt."
16. „Ueber Ablässe, und insonderheit über den Porziunkulaablaß[16]. Erzählung seines Ursprungs nach der verbesserten Legende. Ab-

16 Der Portiunkula-Ablaß ist ein vollkommener Ablaß, den seit 1622 alle Besucher

lässe sind blosse Nachlässe der Kirchenbussen; was also von hundertjährigen Ablässen zu halten sey."

17. „Ueber die Bruderschaften. Die ersten Christen wußten nichts von ihnen. Ihre Entstehung war löblich. Ihre Ausartung, nebst Beweisen, daß sie, wo nicht schädlich, wenigstens unütz sind. Vorübergehende Bemerkungen über die Revenüen, die die Geistlichkeit jährlich von den Bruderschaften zieht. Und endlich eine sehr mässige Berechnung ihrer Kapitalien."
18. „Ueber Weihung der Palmbuschen und andrer leblosen Dinge. Etwas vom Eselritt, der in den vorigen Zeiten in den Kirchen gehalten wurde. Aberglaube, der mit den Palmbuschen getrieben wird. Palmkätzchen werden als ein Präservativmittel wider das Fieber eingenommen. Die Fleischweihe am Ostertag – dadurch entstehen durch übermässigen Genuß Indigestionen und öfters der Tod. Meynung, daß durch die Reformation der Fasten diese Misbräuche von selbst aufhören werden."
19. „Ueber Fronleichnamsumgänge. Prozessionen sind sehr alt, und deswegen wenigstens als Antique ehrwürdig. Wie sie beschaffen seyn müssen, um nicht unter die Misbräuche zu gehören. Beweis, daß die vormaligen Fronleichnamsumgänge nichts weniger als anständig waren. Schilderungen der Zunftfähne, und der Maskeraden, die dabey üblich waren. Es war unschicklich, diese Prozession durch acht Tage fortzusetzen, und noch unschicklicher sie in den Vorstädten wohl durch Wochen auszudehnen. Die gegenwärtige Beschaffenheit dieses Umganges ist löblich."
20. „Ueber die sogenannte grosse Kinderlehre – Ihr schädlicher Einfluß auf die Gesundheit der Kinder. War eine Erfindung der Jesuiten. In Vorbeygehen ein paar Worte über Kontraverspredigten, Disputazionen in Kirchen, geistliche Exerzitien usw. Urtheile, die über diese Galerie werden gefället werden. Wunsch, daß sich die Bilder darin nie vermehren möchten."

Die von Richter ausgewählten Themen werden in der zeitgenössischen Diskussion, vor allem im Einflußbereich des Josephinismus, häufig diskutiert und sind eng mit dem Reformprogramm von Maria Theresia und Joseph II. verbunden,[17] das Richter uneingeschränkt unterstützt.[18]

---

von Kirchen der franziskanischen Gemeinschaften gewinnen können. Vgl. Art. Portiunkula. In: LThK 8 (³1999), S. 434 f.

17 „Theresie, die viele andere kirchliche Misbräuche abschafte, machte auch diesem

Richter will mit dem Titel „Galerie" zum Ausdruck bringen, daß er die „Misbräuche" sowohl mit „ernsthaften Betrachtungen" einschließlich historischer Argumente wie auch satirisch schildern will. Darum steht zu Beginn eines jeden Kapitels ein „allegorisches Kupfer nach der Natur".[19] Er merkt an, daß für seine Zeitgenossen die beschriebenen Zustände teilweise bereits der Vergangenheit angehören, da durch die Reformen der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Joseph II. „unsere heilige Religion sich nun endlich wider ihrer ersten Einfalt nähert", doch sollen jüngere Leser zur Dankbarkeit dafür angeleitet werden, daß sie „die abergläubischen, Gott und die Vernunft entehrenden Gebräuche" nur noch als „Denkmale barbarischer Jahrhunderte" kennen lernen.[20]

Der aufklärerische Ansatz

Richter geht von bestimmten Prinzipien aus, die häufig wiederkehren und zum Repertoire der Aufklärung im katholischen Bereich zählen. Dazu gehören die Vorwürfe veräußerlichter Frömmigkeit, unwürdiger Praktiken und verbreiteten Aberglaubens in Verbindung mit Gottesdienst, die Klage über Mißbräuche im Zusammenhang mit Wallfahrten und Heiligenverehrung sowie Anschuldigungen gegen Ordensleute und Kleriker wegen angeblicher Geldgier. Es geht Richter nicht um die Reform des lateinischen römischen Ritus, wie er seit dem Konzil von Trient verbindlich war, sondern um die Art und Weise, wie er in Verbindung mit Brauchtum und Volksfrömmigkeit[21] praktiziert wurde.

Possenspiel [der Fastenprozessionen] ein Ende" (Misbräuche [wie Anm. 4], S. 56). Dem „ächten Katholik" bleibt „der Wunsch zurück, daß Joseph das Werk vollenden möge" (ebd., S. 58.).

18 Der amerikanische Jesuit Bernhard charakterisiert Richter als „the Complete Josephinian – den perfekten Josephinianer". Vgl. Bernhard (wie Anm. 13), S. 138.

19 Es handelt sich einschließlich des Titelbildes um 21 ganzseitige „Kupfer" mit Kommentar. Von wem die Stiche stammen, wird nicht angegeben.

20 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 11 f.

21 Liturgiewissenschaftlich wird Volksfrömmigkeit als wertneutrale Bezeichung für religiöse Ausdrucksformen außerhalb der amtlichen Liturgie verstanden, wobei zwischen liturgiefeindlichen, liturgieergänzenden und liturgieverwandten Arten unterschieden wird. Richter wendet sich – in heutiger Terminologie gesprochen – gegen seiner Meinung nach „liturgiefeindliche" Formen. Vgl. Art. Volksfrömmigkeit (wie Anm. 3), S. 859 f.

Kriterien zur Beurteilung der „Misbräuche" nimmt Richter aus dem Vergleich mit neutestamentlichen und frühkirchlichen Zuständen, aus der Kirchengeschichte, aus der aufgeklärten Vorstellung von Gottesdienst und Frömmigkeit sowie aus den beobachteten Auswirkungen auf die Gläubigen. Dabei sind der Einfluß auf Moral und Gesundheit des Volkes und die Abwendung des finanziellen Ruins armer Leute durch hohe Kosten von Bedeutung. Zu jedem Thema gehört der Appell des Autors, die kritisierten Zustände zu ändern. Richter wendet sich vor allem an den Kaiser und die „aufgeklärten Seelsorger und Prediger"[22], während er von der römischen Kirchenleitung oder den nach seiner Meinung machtlosen Bischöfen keine Hilfe erwartet.

Der Verfasser reflektiert am Ende des letzten Kapitels über die Rezeption seines Buches. Trotz der zu erwartenden Gegnerschaft bleibt für ihn eine „spöttische Einkleidung" seiner Anliegen die wirksamste Methode zur Durchsetzung von Reformen. Er schließt sein Werk mit dem Wunsch, daß „unsere Nachkömmlinge nie nöthig haben mögen, solch eine Bildergalerie zu errichten".[23]

Als Beispiele für Richters Methode sollen die drei Kapitel „Ueber die Kirchenmusik und Cäciliavesper", „Ueber die Ohrenbeicht" und „Ueber die Himmelfahrt" mit den beigefügten Kupferstichen vorgestellt werden.

„Ueber die Kirchenmusik und Cäciliavesper"

Richter gibt als Inhalt von Kapitel 6 an: „Von der Kirchenmusik überhaupt. Gedanken über ihre unmaßgebliche Entstehung und Ausartung. Beweise ihrer Schädlichkeit auf reine Andacht. Dann ein paar Worte über die Cäciliavesper, Kastratenstimmen, und Bravurarien von Operistinnen in Gotteshäusern."[24]

Die Absicht Richters ist es, die zeitgenössische Kirchenmusik so zu reformieren, daß sie wieder der „Andacht", d.h. der Mitfeier des Gottesdienstes, dient. Es geht dem Verfasser nicht darum, die „Kirchenmusik aus den geheiligten Tempeln zu verbannen", sondern sie

22 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 107.
23 Ebd., S. 228.
24 Ebd., S. 63–70.

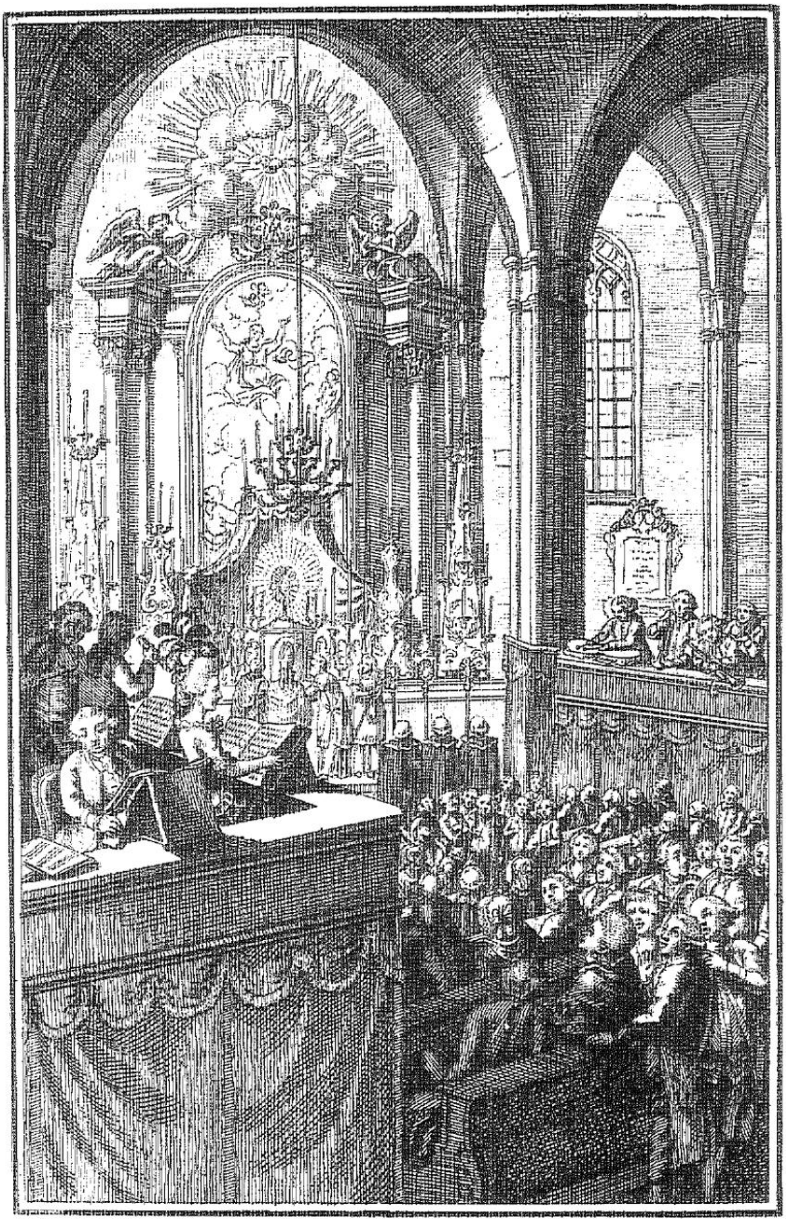


Abb. 1: „Ueber die Kirchenmusik und Cäciliavesper“

„in die Schranken des Einfachen, und auf ihre Bestimmung zurückzuführen", den „Gesang der Gläubigen zu begleiten und diejenigen, die öfters im Singen ausglitschen, im Takt zu erhalten".[25] Kriterium für eine gute Kirchenmusik ist ihre Eignung, im „einfachen Gottesdienst der christlichen Gemeinde" dem Gläubigen zu helfen, sich „in Andacht zu seinem Schöpfer hinaufzuschwingen".[26] Als Mißbräuche gelten Richter Orchestermusik, die mit Walzerelementen arbeitet, Opernarien und das „Gekrächz wälscher Kapaune", das heißt, der Einsatz von Kastratenstimmen. Richter nimmt die musikalisch wohl oft reich ausgestaltete Vesper am 22. November, dem Fest der heiligen Caecilia von Rom[27], die seit dem Spätmittelalter Patronin der Kirchenmusik ist, zum Anlaß kritischer Reflexion des kirchenmusikalischen Brauchtums. Als Weg dazu fordert Richter, die „kriegerischen Trompeten und Pauken wieder dem Feld zurückzugeben – die Jagdhörner in den Wald zu verweisen und andere Instrumente auf Tanzsäle zu verbannen, und von allen zur Begleitung des auferbäulichen Kirchengesangs bloß die ernste feyerliche Orgel beyzubehalten".[28]

Der satirischen Demonstration dient das „allegorische Kupfer" mit der „Cäciliavesper".[29] Richters Kommentar macht auf sechs Einzelheiten der Darstellung aufmerksam:

„(1) Eine Kirche – Der Hochaltar ist von oben bis unten beleuchtet.
(2) Links der (!) Orchester – Der Regenschori schlägt den Takt.
(3) Eine Operistin in Federn aufgesetzt, singt das *Stabat Mater*.
(4) Ein dicker Bassist, der eine Weinflasche verstohlenerweise unter dem Pult hervorzieht.
(5) Ein Seitenchor mit Trompeten und Pauken.
(6) Die christliche Gemeinde, die das Haupt gegen die Operistinn gekehrt hält."[30]

Auffällig ist das Fehlen eines Hinweises im Kommentar, daß im Bild die Monstranz mit dem Allerheiligsten ausgesetzt ist, das vom Klerus verehrt wird, denn eben dadurch wirkt die Ablenkung der Gemeinde weg vom Gebet hin zur Anhimmelung der „Operistinn" besonders

25 Ebd., S. 64.
26 Ebd., S. 68.
27 Vgl. Art. Caecilia. In: LThK 2 (³1994), S. 873 f., und in: LCI 5, S. 457–463.
28 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 69. Zum Prunk- und Repräsentationsgottesdienst im 18. Jahrhundert vgl. Art. Vesper. In: LThK 10 (³2001), S. 751–743.
29 Vgl. Abb. 1.
30 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 69 f.

provozierend. Auf die unpassende Einstellung der Musiker weisen die Opernsängerin, die das Stabat Mater[31] im Schmuck eines Federhutes singt, und der Bassist, der zur Weinflasche greift, hin.

Richter fordert, ausgehend vom Ideal des „einfachen Gottesdienstes der christlichen Gemeinde", mit seiner satirischen Darstellung Pfarrer, Gemeinde und Musiker dazu auf, solche musikalischen Bräuche, die vom Sinn des Gottesdienstes ablenken, zu korrigieren. Er macht sich damit zum Sprecher einer in der Aufklärung verbreiteten Kritik an den Orchestergottesdiensten, die mit der Forderung einer größeren Sammlung und besseren Beteiligung der Gemeinde durch das muttersprachliche Kirchenlied verbunden war[32] und die Instrumentalmusik bei der Meßfeier ablehnte, weil sie die Teilnahme des Volkes behindern würde.[33]

„Ueber die Ohrenbeicht"

Richter gibt sein Anliegen in der Inhaltsangabe des 7. Kapitels an: „Ueber die Ohrenbeicht. Wird von der Kirche entschieden. Die Beichtväter werden als Seelenärzte betrachtet, und dann untersuchet, ob ihre Anzahl für die ungeheure Menge Patienten hinreiche, nebst Beweisen, daß viele aus ihnen die nothwendigen Eigenschaften so eines Seelenarztes nicht besitzen, woraus die Nothwendigkeit fliesset, sie durch bessern Unterricht in Priesterhäusern zu diesem schweren Amte geschickter zu machen."[34]

31 Das *Stabat mater dolorosa* ist ein Leselied zur Betrachtung des Leidens Marias unter dem Kreuz, bekannt als deutsches Lied: *Christi Mutter stand mit Schmerzen.*

32 Maria Theresia hatte bereits 1754 Pauken und Trompeten im Gottesdienst verboten. Zu den von ihrem Sohn Joseph II. angeordneten Einschränkungen in der Kirchenmusik vgl. Hollerweger (wie Anm. 9), S. 61 und S. 477–481. Zur Entstehung der diözesanen Gesangbücher in der katholischen Spätaufklärung vgl. Kohlschein, Franz, Kurt Küppers (Hg.): „Der große Sänger David – euer Muster". Studien zu den ersten diözesanen Gesang- und Gebetbüchern der katholischen Aufklärung. Münster 1993 (= LQF 73).

33 Diese Position vertritt der Pastoraltheologe der Universität Olmütz Josef Lauber (1744–1810). Vgl. Lauber Josef: Institutiones Theologiae pastorales compendiosae. 3 Bände. Wien ²1782/85. Deutsche Ausgabe: Praktische Anleitung zum Seelsorgeramte oder Pastoraltheologie für wirkliche und künftige Seelsorger. 3 Bände. Brünn 1790. Hier: Institutiones 2, S. 277 und S. 312.

34 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 4 f.

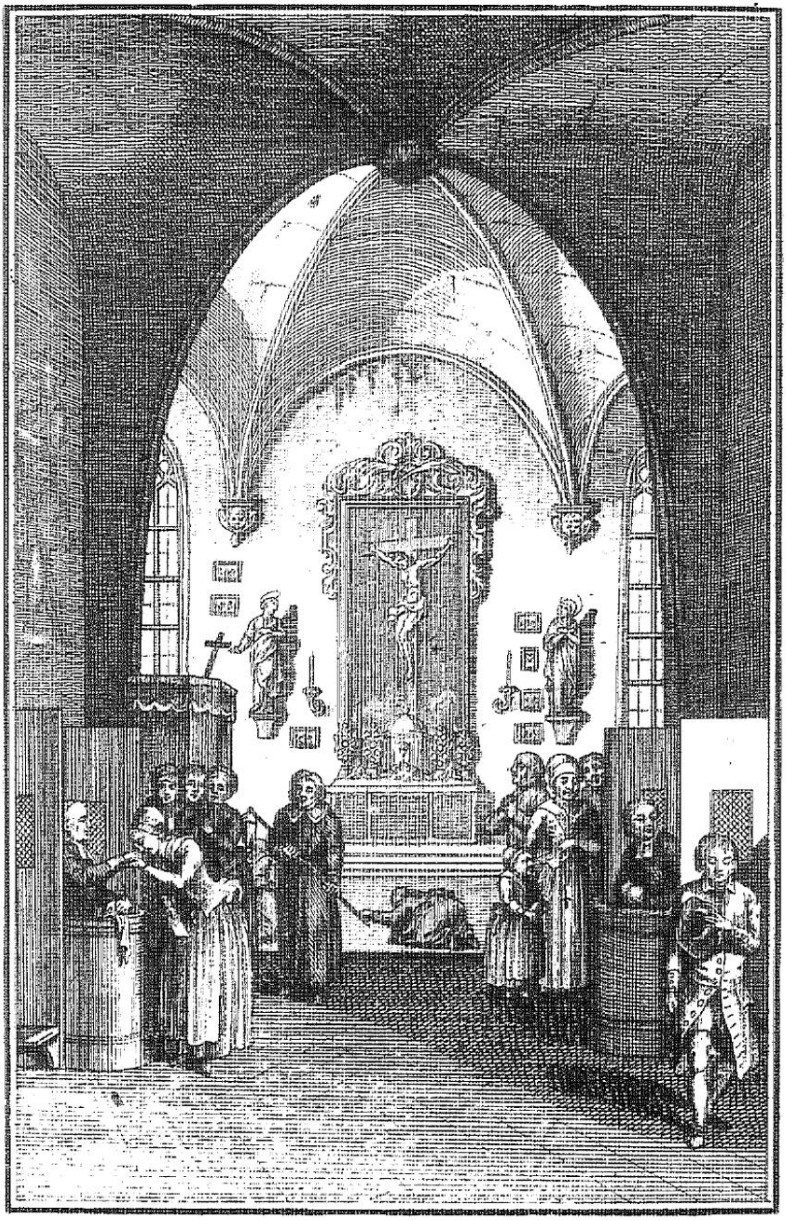


Abb. 2: „Ueber die Ohrenbeicht“

Die Berechtigung der „Ohrenbeichte“[35] in der katholischen Kirche wird von Richter nicht bestritten. Während es bei den Reformabsichten des Josephinismus vorwiegend um die Abschaffung der Beichtzettel und der Massenbeichte ging[36], kritisiert Richter den gebräuchlichen Umgang der Priester mit den Beichtenden, der zur Verfehlung des „Endzwecks“ führt, den er in der „Verbesserung unseres moralischen Zustands“ sieht.[37] Angesichts der „ungeheuren Menge Patienten“ fehlt es an Seelsorgern, die „wahre Seelenärzte“ sind.[38] Die meisten Seelsorger sind mangels Ausbildung ungeeignet. Lob spendet Richter Kaiser Joseph II., der durch die von ihm geschaffenen „Priesterhäuser“ dafür gesorgt hat, daß in Zukunft „aufgeklärte, verständige und menschenfreundliche Seelenärzte“ zur Verfügung stehen.[39]

Der satirischen Demonstration der Zustände dient ein „allegorisches Kupfer“ (vgl. Abb. 2), das folgendermaßen erklärt wird:

„(1) Eine Dorfkirche.
(2) Unweit der Kirchenthüre zween Beichtsstühle, einer dem andern über.
(3) In dem einen sieht man einen sehr korpulenten Dorfkapellan sitzen. Der Bauer, dem der Fasttag auferlegt worden, geht traurig vom Beichtstuhl weg.
(4) In dem Beichtstuhl gegenüber sitzt der Pfarrer – Eine junge Bäurinn küßt ihm die Hand –
(5) In der Reihe der Pfarrkinder, die zur Beichte anstehen, steht eine Mutter mit ihrem kaum 7jährigen Töchterlein.
[(6) fehlt]
(7) Mitten in der Kirche liegt das alte Weib, dem der Psalter verordnet worden, mit ausgespannten Händen auf ihrem Gesichte.
(8) Der Kirchendiener geht mit dem Klingbeutel herum –.“[40]

35 Der Begriff „Ohrenbeichte“ bezeichnet die Einzelbeichte „ins Ohr“ des Beichtvaters mit individueller Lossprechung, die sich eben dadurch von der „Generalabsolution“ unterscheidet. Vgl. Kohlschein, Franz: Die Liturgie der Buße in der späten deutschen Aufklärung. Eine Studie zu den „Beichtakten“ im Rituale von Vitus Anton Winter. In: ders. (Hg.): Aufklärungskatholizismus und Liturgie. Reformentwürfe für die Feier von Taufe, Firmung, Buße, Trauung und Krankensalbung. St. Ottilien 1989 (= Pietas Liturgica 6), S. 5–92.

36 Vgl. Hollerweger, Reform (wie Anm. 9), S. 415 f.

37 Zu ähnlichen Kritikpunkten bei Liturgikern der Aufklärung vgl. Kohlschein (wie Anm. 35), S. 32–37 u. S. 53.

38 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 71–73.

39 Ebd. 77.

40 Ebd., S. 78.

Bei diesem Kupferstich fällt – anders als bei dem vorigen – auf, daß er ohne Kommentar in seiner satirischen Absicht nicht zu verstehen ist. Es soll laut Beschreibung karikiert werden, daß die übliche Beichtpraxis dem „Patienten" nicht gerecht wird und ihm ungeeignete „Arzney" verschreibt, so daß die gewünschte „Verbesserung" des „moralischen Zustands" verfehlt wird. So bekommt der „arme Bauer", der „ohnehin wenig zu essen hat", einen Fasttag als Buße, während der nicht abgebildete, aber im Text genannte „sündige Verwalter" mit einem „Vaterunser" davonkommt. Die im Bild zu sehende alte Frau, welcher der ganze Psalter als Buße auferlegt ist, findet die Entsprechung in der jungen Bäuerin, die vermutlich deshalb dem Pfarrer dankbar die Hand küßt, weil ihr nur „eine kleine Dosis von Avemarien" verschrieben wurde, obwohl sie eine „gefährliche junge Patientinn" ist.[41] Offensichtlich ist die Hinführung des Kindes zur Beichte ebenso satirisch gemeint wie der Klingelbeutel des Küsters, der wohl den Beichtpfennig einkassiert. Das Altarbild zeigt ein Kruzifix und verweist damit im Unterschied zu vielen Altären des Barock auf Christus. Die satirische Aussage wirkt insgesamt nicht entsprechend provozierend, da es Richter nicht gelingt, die „Misbräuche" überzeugend zu veranschaulichen.

Mit der von ihm als abschreckendes Beispiel gewählten Beichtsituation weist Richter auf einen Bereich des Brauchtums hin, der nicht „Volksfrömmigkeit" im Sinn volksnaher, sinnenhafter Frömmigkeit ist, sondern von Klerus und Gläubigen getragener praktischer Vollzug der sakramentalen Feier, der dem von Richter gesehenen Sinn der Sache entgegensteht und daher reformbedürftig ist.[42]

„Komödie ... bey der Himmelfahrt"

Als letztes Beispiel soll die „Komödie ... bey der Himmelfahrt" vorgestellt werden, die im dazugehörigen Kupferstich[43] satirisch dokumentiert wird.[44]

41 Ebd., S. 75.

42 Vgl. Art. Volksfrömmigkeit (wie Anm. 3), S. 858 f.

43 Vgl. Abb. 3.

44 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 8. Der Kupferstich ist mit Kommentar und einem Textauszug wiedergegeben in: Weber, Hans Ruedi: Die Umsetzung der Himmelfahrt Christi in die zeichenhafte Liturgie. Bern u.a. 1987 (= EHS 28; 76), S. 2 u. S. 126 f. Ebd. S. 121–127, finden sich auch kritische zeitgenössische Stimmen zum Brauchtum.



Abb. 3: „Ueber die Himmelfahrt“

Nach einer ausführlichen Kritik an „Misbräuchen" in der Karwoche im Zusammenhang mit den Heiligen Gräbern und den Auferstehungsfeiern geht Richter auf das Fest der Himmelfahrt Christi ein. An diesem Tag versammelt sich „die katholische Gemeinde" viel zahlreicher als an anderen Feiertagen, „nicht aus Andacht, sondern wegen des ärgerlichen Kirchenschauspiels", denn eine hölzerne Christusfigur wird durch ein Loch in der Kirchendecke in die Höhe gezogen. Anschließend wird eine Taube als „sinnliche Vorstellung" des Heiligen Geistes aus dem Loch freigelassen, Bildchen mit gemalten Feuerzungen werden herab geworfen und ein „tüchtiger Wasserguß" wird über die Gemeinde ausgeschüttet. Wer die Taube fängt, erhält einen Geldpreis und darf sie verzehren.[45]

Für sein negatives Urteil über diesen Ablauf beruft sich Richter auf die „ersten Christen", die von der Einmaligkeit von Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt ausgingen. Ihnen wäre es niemals in den Sinn gekommen, „unsern göttlichen Lehrer ... jährlich neuerdings zu begraben, auferstehen und gen Himmel fahren zu lassen", wie es diese „sinnlichen Vorstellungen" suggerieren.[46]

Der Kommentar zum dazugehörigen Kupferstich lautet:

„(1) Eine Kirche mit Tapeten behangen, worauf einige Schlachten von Alexander und Cäsar angebracht sind.
(2) Der Altar ist von oben bis unten beleuchtet. Es wird eben das Hochamt gehalten.
(3) Christus wird in die Höhe gezogen.
(4) Eine Taube, die den H. Geist vorstellen soll, fliegt zum Loch heraus – ihm (!) folgen eine Menge Bildchens und ein grosser Guß von Weih- oder Merzwasser[47], der auf die Gemeinde herabstürzt.
(5) Die Gemeinde steht mit aufgehobenen Händen und aufgesperrten Mäulern da.
(6) Der Flug der Taube geht gegen den Predigtstuhl, welches ein offenbares Mirackel ist."[48]

Die satirischen Züge des Kupferstichs sind offensichtlich. Die Bildteppiche im Kirchenraum sollen der Ausschmückung am Hochfest dienen, doch ihre Darstellungen sind in der Kirche unangebracht und reizen zum Spott.[49] Statt sich auf das sakrale Geschehen zu konzen-

45 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 166 f.
46 Ebd., S. 158f.
47 Die Bezeichnung „Merzwasser" ließ sich nicht klären.
48 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 168 f.

trieren, folgt die Gemeinde „mit aufgehobenen Händen und aufgesperrten Mäulern" fasziniert dem „ärgerlichen Kirchenschauspiel". Als Anspielung auf den Aberglauben kommt das „Mirackel" des Taubenflugs zur Kanzel, an welcher der Heilige Geist ja oft darstellt ist, hinzu.

Der geschilderte Brauch des Hochziehens einer Christusfigur und des Ausgießens von Weihwasser am Himmelfahrtstag war seit dem Mittelalter verbreitet.[50] Dazu gehörte auch der Taubenflug als Hinweis auf den Beistand des Heiligen Geistes für die Jünger.[51] Richter schildert nach seinen Angaben hier die Vergangenheit, denn er bemerkt, daß dieses „unanständige" Brauchtum seit mehreren Jahren abgeschafft sei.[52] Allerdings bleibe „noch manches zu thun übrig", denn „Menschen sind Kinder, und Kinder schreyen, wenn mann ihnen ihr Spielzeug nimmt".[53] Es geht Richter jedoch auch darum, die Erinnerung an die alten „Misbräuche" in der jungen Generation zur Abschreckung wachzuhalten.

Mit der „Komödie ... bey der Himmelfahrt" wählt Richter einen religiösen Brauch zum Ziel seiner Kritik, der sich im Zusammenhang mit dem liturgischen Spiel des Mittelalters[54] zur Veranschaulichung der lateinischen Lesungen und zum Vergnügen der Gemeinde durchgesetzt hatte. Richter sieht darin nur ein „ärgerliches Kirchenschauspiel", das vom Eigentlichen ablenkt und dazu noch abergläubische Vorstellungen mit sich führt. In diesem Urteil stimmt er mit den

49 Der Bischof von Linz rät 1790 als Reaktion auf die kaiserliche Gottesdienstordnung, wieder „historische Gemälde bei verschiedenen Kirchenfesten auszusetzen". Vgl. Hollerweger, Anhang (wie Anm. 9), Dokumente 558.

50 Vgl. Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft. Regensburg 1983. Teil 5, S. 121.

51 Vgl. Weber, Umsetzung (wie Anm. 44), S. 351.

52 1784 legte ein Hofdekret Josephs II. fest, daß die Himmelfahrtsfeier mit Figuren zu unterlassen sei. Trotzdem hat sie sich an manchen Orten bis in 20. Jahrhundert gehalten. Vgl. Weber, Umsetzung (wie Anm. 44), S. 83 u. S. 100 f. Die Langlebigkeit des Brauchs bis ins 21. Jahrhundert dokumentierte die ZdF-Sendung „Christus am Seil" (24.5.2001, 18.45 Uhr) aus dem Kloster Neustift (Brixen). Dort erfolgt zum Abschluß der Nachmittagsandacht am Himmelfahrtstag, in Italien dem folgendem Sonntag, nach einer Berührung der Figur des Auferstandenen durch den Abt deren Hochziehen durch eine Öffnung in der Decke des Kirchenschiffs. Der Kommentar bemerkte, daß früher zuerst zwei Engel herabgelassen und nach dem Emporziehen Oblaten und Süßigkeiten herabgeworfen worden seien. Heute singt die Gemeinde ein Osterlied, beobachtet aber die Richtung der Drehung beim Verschwinden, denn „Wo unser Herrgott hindreht, der Sturm herweht."

53 Misbräuche (wie Anm. 4), S. 168.

54 Vgl. Art. Liturgisches Spiel. In: LThK 6 (³1997), S. 1005 f.

Reformbestrebungen des Josephinismus überein und will ihre Notwendigkeit veranschaulichen.[55]

Brauchtumsschilderung und -kritik bei Richter

Richters Bedeutung liegt darin, daß er religiöses Brauchtum in Wort und Bild schildert, jedoch im Rahmen einer satirischen Zuspitzung, die Ausdruck der aufgeklärt-kritischen Auseinandersetzung ist. In der Art, wie er Problematisches, Widersprüchliches und Mangelhaftes anprangert, verschafft er so Einblick in die Konzeption der josephinisch geprägten Aufklärung und ihre publizistische Vermittlung. Er steht in der Linie der „Volksaufklärung durch gebildeten Geschmack", die mithilfe der Kritik am alten Brauchtum neue Wahrnehmungsverhältnisse einführen will.[56] Doch geht es bei Vertretern der katholischen Aufklärung, zu denen Richter zu rechnen ist, nicht um die Abschaffung der Anschaulichkeit überhaupt. Dies verdeutlicht gut Pfarrer Beda Pracher (1750–1819): „Allein es ist Bedürfnis für den ... Menschen, daß das Unsichtbare durch etwas Sichtbares und Sinnliches vorgestellt und gleichsam anschaulich gemacht wird. Es ist aber sorgfältig zu verhüten, daß dieses Mittel ... selbst für den wahren Gottesdienst gehalten wird."[57]

Richter will Aufmerksamkeit für Mißstände in Gottesdienst und Brauchtum erregen, um den kritisierten Zustand zu verbessern. Damit geht Richter vom Brauchtum als evolutivem Element aus, das – ausgehend von der nach seiner Meinung grundlegenden Tradition – sich ständig weiterentwickeln und den veränderten geistigen und religiösen Rahmenbedingungen anpassen muß. Mit dem Einsatz der Satire folgt er dem von Herder vorgezeichneten Ziel der Durchsetzung neuer Sichtweisen.

55 Die niederösterreichische Gottesdienstordnung von 1786 verbot die Himmelfahrtsdarstellung. Wenn ein Pfarrer sie auf Drängen des Volkes vornahm, drohte ihm eine Gefängnisstrafe. Vgl. Hollerweger, Reform (wie Anm. 9), S. 167; ders.: Tendenzen der liturgischen Reformen unter Maria Theresia und Joseph II. In: Kovács (wie Anm. 9), S. 295–306.

56 Vgl. Brückner, Wolfgang: Kultur und Volk. Begriffe, Probleme, Ideengeschichte. Würzburg 2000 (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 77. Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Gesammelte Schriften von W. Brückner I. Kultur und Volk), S. 369. Zu Richter ebd., S. 278.

57 [Beda Pracher]: Neue Liturgie des Pfarrers M. in K. im Departement L. ... Tübingen 1802, S. 25. Zu Pracher vgl. Kohlschein (wie Anm. 35), S. 32 f.

Interessant ist, daß Richter sich als Schriftsteller und Nichttheologe engagiert. So bietet er ein aufschlußreiches Beispiel für einen engagierten, kirchlich gebundenen Aufklärer, dem es vor dem Hintergrund des von ihm mitgetragenen Josephinismus um eine von den Ursprüngen her erneuerte Kirche, einen entsprechenden Gottesdienst und ein in diesem Geiste reformiertes Brauchtum geht.[58] Die Bedeutung Richters zeigt sich eben darin, daß er mit publizistischen Mitteln, mit der Satire, konkretisiert in moralischen Bildgeschichten[59], Schwerpunkte aufklärerischer Kritik im Bereich kirchlichen Brauchtums in die Öffentlichkeit vermittelt und damit auf Veränderungen hinwirkt[60], die durchaus reformerische Aspekte zeigen[61].

Franz Kohlschein, Customs in the Satire of the Enlightenment. On "The Picture Gallery of Catholic Abuses" of Joseph Richter

In depicting the religious customs of the day, the Austrian author Joseph Richter makes use of satire in his 1784 work "The Picture Gallery of Catholic Abuses". With the use of copperplate engravings, Richter denounces what is problematic, contradictory, or lacking in these customs, and by so doing, he provides insight into the reformist impulses of the Josephine Enlightenment. Richter supports these reforms, and also characterizes customs as an evolutionary element; customs must continuously develop and accommodate themselves to changing religious and spiritual conditions. The current essay describes and comments on the examples provided by Richter in his chapters on church music, on confession, and on the playful elements in the celebration of Christ's ascension.

58 Für eine umfassende Bewertung von Richters Stellung zum religiösen und darüber hinaus zum allgemeinen Brauchtum wäre sein gesamtes Werk zu untersuchen.

59 Vgl. Brückner, Wolfgang: Moralische Geschichten als Gattung volkstümlicher Aufklärung. Zugleich ein Plädoyer für begriffliche Klarheiten. In: Zeitschrift für Volkskunde (= Neue Folge 10). Würzburg 1987, S. 109–134, hier S. 121.

60 Diese Intention ist zu den bei Brückner genannten Wirkungsabsichten der „Volksaufklärer" hinzuzufügen. Vgl. Brückner (wie Anm. 4), S. 130 f.; Trapp, Waldemar: Vorgeschichte und Ursprung der liturgischen Bewegung vorwiegend in Hinsicht auf das Deutsche Sprachgebiet. Münster 1979 (1940). Trapp stellt erstaunt fest, daß das „Liturgische Wollen der Aufklärungszeit" dem der „Liturgischen Bewegung" (bis zum Zweiten Weltkrieg) „weithin parallel läuft". Ebd., S. 19 und S. 350 f.

61 Vgl. Kohlschein, Franz: Liturgiereform und deutscher Aufklärungskatholizismus. In: Liturgiereformen. Historische Studien zu einem bleibenden Grundzug des christlichen Gottesdienstes. Hg. von Martin Klöckener und Benedikt Kranemann. 2 Bde. Münster 2001 (= LQF 88).

Neuerscheinung

Beatrijs Sterk (Red.)

Europäische Textilrouten

Hannover, ETN-Sekretariat, 2001, [32] Seiten, Abb., + CD-Rom.

Das Europäische Textilnetzwerk (ETN) mit Sitz in Hannover hat eine Kulturroute zum Thema „Europäische Textilstraßen" ausgewählt. In neun europäischen Ländern wurden insgesamt 209 Stationen eingerichtet, die virtuell unter der Adresse www.ETN-net.org/routes besucht werden können. Begibt man sich tatsächlich auf Reisen, so ist die 32seitige und reich bebilderte Broschüre „Europäische Textilrouten" ein attraktiver und verläßlicher Begleiter für den textilinteressierten Kulturtouristen. Sie enthält zahlreiche Adressen und Hinweise auf interessante Textilregionen Europas in Belgien, Deutschland, England, Finnland, Italien, Österreich, Portugal, Rußland, Slowenien und deckt fünf thematische Bereiche ab: Baudenkmäler, Veranstaltungsorte, Sammlungen und textiles Erbe, Textilproduktion, Bildung und Forschung. Der Broschüre liegt eine CD-Rom bei, die ein Vielfaches an Textinformation und Bildmaterial enthält. Die Europäischen Textilstraßen entstanden im Rahmen eines von der Europäischen Union unter DGX/Raphael '99 geförderten Projekts. Der österreichische Beitrag wurde vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien aus koordiniert.

Bestellungen:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

ATS 68,80/EURO 5,– (exkl. Versand)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 445–453*

Mitteilungen

Das Dorfmuseum Mönchhof als Laboratorium[1]

Gertraud Liesenfeld

Laboratorien, so steht's im Fremdwörterduden, sind „Arbeitsstätten für naturwissenschaftliche, technische und medizinische Arbeiten, Untersuchungen und Versuche" – ich dehne diese Definition im Folgenden auf den kulturellen Bereich aus. Das von „Laboratorium" abgeleitete Verbum „laborieren" meint – abgesehen vom Laborieren an Krankheiten – „sich mit der Herstellung von etwas abmühen". Und unter dem etwas veralteten Begriff „laborös" ist „arbeitsam, fleißig" zu verstehen.

Jede dieser drei Wortbedeutungserklärungen scheinen für das seit 1993 von mir mitbetreute „Dorfmuseum Mönchhof" zu passen, ist doch die östlich des Neusiedlersees gelegene Institution im Laufe der letzten zehn Jahre zu einer Arbeitsstätte für vielerlei Versuche geworden: für erste Gehübungen von mittlerweile ca. 140 Studierenden unseres Instituts auf dem Gebiet der Museologie ebenso wie für Bemühungen um eine funktionierende Zusammenarbeit zweier unterschiedlicher Institutionen mit unterschiedlichen Zielvorgaben. Darüber hinaus hat sich das Museum für Josef Haubenwallner, den Besitzer, zu einer wunderbaren Spielwiese für die Verwirklichung seines Traums entwickelt und für seine Ehefrau Christl zur Grundlage einer neuen Existenz – ihr obliegt heute das gesamte Museumsmanagement. Mitarbeiter und Helfer, vor allem jene, die Führungsdienste übernehmen, erfahren Anerkennung und Selbstbestätigung. Und für manche von ihnen, hier vor allem für Frauen, bietet sich das Haus auch als Versuchsparkett für die Zubereitung kulinarischer Genüsse an. Den interessierten Museumsbesuchern hinwiederum kann es, abseits von seinem Unterhaltungswert, auch Lernort für regionalspezifische historische Lebensformen sein.[2] Versuchs-, Lern- und Arbeitsstätte Museum: auch für mich, alljährlich,

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen der Akademischen Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde, gehalten am 19. Juni 2001 im Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien.

2 Vgl. dazu Gertraud Liesenfeld: Vom Schutzengel aus Gips zum Museum als Bühne: Das „Dorfmuseum Mönchhof" und sein soziokulturelles Interaktionsfeld. In: Franz Grieshofer und Margot Schindler (Hg.): Netzwerk Volkskunde.

für eine Woche mit den Studierenden und zwischendurch im Jahr, allein. Das bedeutet Planungs- und Konzeptarbeit mit Familie Haubenwallner, theoretische und thematische Einführungen für die Studierenden in den, den Projektwochen vorangehenden Lehrveranstaltungen, Erprobung meiner Vermittlungsarbeit vor Ort im Museum, museale Aufbereitung der behandelten Themenbereiche für die Besucher und schlußendlich, wenn auch etwas später, die Abfassung von Bereichstexten für die Museumsgäste. Wir alle, selbstverständlich exklusive der Besucher, „laborierten", also mühten uns mit dem Gelingen eines Versuchs, oder besser: mit der Herstellung eines Produkts ab, eben des Produkts „Dorfmuseum Mönchhof". Daß wir dabei auch sehr „laborös" – gleichzusetzen also mit „arbeitsam", „fleißig" – und, so würde ich meinen, durchaus erfolgreich waren, machen zahlreiche Bekundungen der Museumsgäste deutlich.

Denn mittlerweile ist die ehemals kleine Privatsammlung von Josef Haubenwallner zu einem öffentlich zugänglichen, im Vorjahr von über 30.000 Personen besuchten stattlichen Freilichtmuseum geworden. Es ermöglicht einen Einblick in den dörflichen Alltag und in das bäuerliche Leben der Bewohner des Seewinkels bzw. Heidebodens. Die zeitliche Eingrenzung verläuft von der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert bis in die frühen sechziger Jahre, als jener Phase der tiefgreifenden ökonomischen und soziokulturellen Veränderungen, die schließlich die althergebrachten dörflichen und gesellschaftlichen Strukturen aufbrechen ließen. Bis dahin gaben die Bauern den Ton an, das alltägliche Leben war nach den bäuerlichen Jahres- und Tagesrhythmen sowie nach den bäuerlichen Normen und Wertesystemen ausgerichtet. Auch die übrigen Dorfbewohner füllten ihren ihnen zugestandenen Platz innerhalb des sozialen Gefüges aus. Die unterschiedlichen Alltage all dieser Menschen, ihre Möglichkeiten der Existenzsicherung, ihre Kommunikationsformen, Beziehungen und Abhängigkeiten, ihr öffentliches und privates Leben sind der Erzählstoff des Museums; ihre Wohnhäuser, ihre Arbeits- und Werkstätten, ihre Orte der Geselligkeit der Erzählrahmen. Ein rund 7000 m² großes Museumsareal ist das Erzählgelände – in Rekurs auf meinen Vortragstitel bezeichne ich es als „Laboratorium 1".

Auf ihm fand Josef Haubenwallner eine ideale Versuchsstätte für seine andere Leidenschaft, ist er doch nicht nur Sammler und, wie viele Menschen dieses Typus, auch einer, dem eine öffentlichen Zurschaustellung seiner Objekte stets vorschwebte, sondern er ist auch einer, der für sein Leben gerne baut. Sein Wahlspruch müßte demnach „Ums Leben sammeln" (das ist ein Projekttitel von Konrad Köstlin aus seiner Tübinger Zeit) ebenso wie

Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 4). Wien 1999, S. 237–250.

„Ums Leben bauen" lauten. Und für diese zweite Passion kam ihm, nachdem das Wohnhaus der Familie längst errichtet war, das Projekt Freilichtmuseum aufs Wunderbarste entgegen. Nun konnte er, der gelernte Maurer, Steinmetz und Fliesenleger, Jahr für Jahr seiner Baulust frönen und Wohnhäuser, Ställe, Schupfen, Stadl und Weinkeller, Arbeitsstätten der dörflichen Handwerker, öffentliche Gebäude wie Schule, Gasthaus, Gemeinde- und Postamt, Feuerwehrdepot, Kino etc. errichten, schliefbare Kamine und Katzensteige wieder mauern, nicht mehr gängige Materialien verwenden, da längst aus der Mode oder heutigen Ansprüchen an Technik und Wohnkomfort nicht mehr genügend, kurz: sein gesamtes bauliches Wissen, fachliches Können und Gespür ausprobieren und unter Beweis stellen. Josef Haubenwallners jüngste Tat war – einem Maulwurf gleich – der Bau einer Kirche auf einem angeschütteten Hügel und mit einer Krypta im Inneren desselben – und das alles in acht Wochen. Die Kirche ist bereits verputzt, die Krypta mit der ständigen Schausammlung zum religiösen Leben der Heidebodenbewohner eingerichtet.

Exakte Pläne für die Baulichkeiten auf dem Versuchsgelände Museum waren bei Herrn Haubenwallner fast nie vorhanden; ein Stück Packpapier mit darauf skizzierten Einzelheiten bildete oft die einzige Grundlage für den nächstfolgenden Bauabschnitt. Zumeist handelte es sich hierbei um Aufzeichnungen, die beim Abbau eines Baukörpers, also mitten im Translozierungsvorgang, noch rasch zu Papier gebracht wurden, oder die im Zuge eines Gesprächs mit einem Fachkundigen entstanden. Fallweise hielt er auch Details fest, auf die er durch Zufall stieß. Oder er zeichnete eine spontane Idee auf, gleichsam als Gedächtnisstütze, um weiter darüber nachzudenken und sie bei Gelegenheit mit anderen zu diskutieren, sie dann auszuführen oder auch zu verwerfen. Meistenteils jedoch existieren seine Pläne nur im Kopf, was meine Vorstellungskraft dann doch oftmals überfordert, selbst wenn er um Erklärungen bemüht ist. Da bedarf es dann manchmal schon eines Dolmetsch.

Selbstverständlich stellten sich im Laufe der Zeit auch Erfahrungsmängel ein: So etwa nistete sich wegen unsachgemäßer Bodenisolierung der alles vernichtende, grünlich-gelbe Hausschwamm im Halterhaus ein und sandte seine Sporen fleißig und breitflächig aus, was schließlich neue, umfangreiche Fundamentierungs- und Sanierungsarbeiten nach sich zog, sieht man vom kompletten Ausräumen und wieder Einrichten der befallenen Häuser ab. Ein anderes Beispiel: Vor drei Jahren drangen Mengen von Flugschnee in die Dachstühle jener Gebäude, die noch nicht mit einer festen Kunststoffplane zusätzlich unterfüttert waren. Doch auch dieses Problem währte nicht lange, denn: Flugs wurde abgedeckt, die Planen gespannt und die Dächer wieder eingedeckt. Trotzdem setzte sich Herr Haubenwallner in den Folge-

jahren dem Prinzip von „trial and error" nicht mehr aus und ist um vieles kundiger, aber auch achtsamer geworden.

„Error" – und damit bin ich bei Laboratorium II mit der Türaufschrift: „cooperationscenter: university – museum" – „error", dachte ich, wie ich zugeben muß, knapp vor der 1994 erstmals durchgeführten Projektwoche mit Studierenden unseres Faches zwecks Inventarisierung von Objekten schon. Denn: Die Basislösung für meinen damaligen Versuch war trüb und von unterschiedlichster Konsistenz: Da war zum einen der äußerst bunte und damit auch schwierig zu filtrierende Objektbestand: Ein durchgängiger, einseitig offener ca. 30 m langer Stadl mit zu schummrigen Lampen umfunktionierten Wagenrädern barg eine Fülle von Objekten in wüstem Durcheinander: landwirtschaftliche Geräte aller Gattungen – vom Sätuch über Weinpressen bis hin zu Schädlingsfallen –, Öfen, Waschtische, Gasmasken, Schmalztöpfe, Multern, Zangen, Rauhbänke, Keksformen, Schlittschuhe, Simperln usw. Und in einem vis à vis situierten Flachbau mit Garagenästhetik waren all jene Sammlungsstücke zu finden, die, da von Josef Haubenwallner nahezu als Zimelien begriffen, wetter- und diebstahlgeschützt verwahrt wurden: Bilder, Geschirr, Radios, Musikinstrumente, Bügeleisen, Uhren, Weihwasserkessel, Heiligenfiguren, Trachten, Photos. Und, wie in Museen dieser Prägung üblich: ein Mammutzahn, friedlich eingebettet zwischen sonstigen Bodenfunden und einer Geige mit Bogen im dazugehörigen Geigenkasten. Summa summarum an die 2000 Objekte, schätze ich, hineingepfercht in zwei Baulichkeiten.

Von bläßlich-milchiger Farbe war zum anderen auch mein Konzept für die Neuaufstellung der Objekte im Stadel, war mir doch rasch klar geworden, daß die ausschließliche Dokumentation der Museumsobjekte – oder eines Teils davon – nicht Endziel des Projektes sein konnte. Da ich jedoch den Inventarbestand nicht bis ins kleinste Detail kannte, schien es zweifelhaft, ob mein Vorhaben gelingen würde, den Acker- und Weinbau, die Mais-, Schilfrohr und Rübenwirtschaft, also die einstigen Haupterwerbszweige der bäuerlichen Bevölkerung des Heidebodens sowie die Formen ihrer Subsistenzwirtschaft mittels der vorhandenen Exponate deutlich zu machen. Noch etwas „wassriger" wurden meine Überlegungen schließlich, als ich am Vorabend der Projektwoche von einem Depot hörte, irgendwo, aber nur vage in Erfahrung bringen konnte, welche Objekte sich darin verbargen und ob sie bei der Neuaufstellung eventuell noch von Belang sein könnten.

Wieder anders gefärbt schimmerte zu Beginn meines Engagements in Mönchhof schließlich die Eprovette mit der Aufschrift „Inventarisierung". Die darin befindliche Substanz schreckte mich nicht, wußten doch die Studierenden – es waren stets Proseminaristen der 3. und 4. Ausbildungsstufe – um die diversen Arbeitsabläufe, die jeweils anstehenden Themenfel-

der und spezifischen Begrifflichkeiten. Darüber hinaus war mir die Durchführung eines derartigen Projekts vertraut – ich hatte in den Jahren zuvor in Oberösterreich das „Viechtauer Heimathaus"[3] bearbeitet. Aber Haubenwallners hatten, trotz vorangegangener eingehender Erklärungen meinerseits über Vorgehen, Umfang und Ziel der Inventarisierung, nur nebulose Vorstellungen von einem solchen Unterfangen. Dementsprechend verwundert nahmen sie Zwiegespräche und Diskussionen wahr und beäugten fallweise kopfschüttelnd unser Arbeiten. Schon bald machte sich in ihnen auch Skepsis breit, ob „aus dem ganzen angerichteten Durcheinander noch je etwas Gescheites", also ihre landwirtschaftliche Schausammlung, werden könnte, vor allem ab jenem Zeitpunkt, als wir, Studierende, ich und, nach einer Schrecksekunde, auch Herr Haubenwallner gemeinsam begannen, den Stadel von seinem Inventar gänzlich zu befreien. Das bedeutete alle Groß- und Kleinobjekte herauszuräumen, nicht Zusammengehöriges zu demontieren, Fixiertes abzuzwicken etc. und in der Folge Brauchbares entsprechend unserem Konzept zu bearbeiten. Unbrauchbares jedoch wurde aussortiert, zum Teil zur sofortigen Entsorgung, zum Teil zur neuerlichen Verwahrung für den Sammler Haubenwallner. Am Ende der Projektwoche war es gelungen, die inventarisierten Arbeitsgeräte und sonstigen Objekte in der Abfolge ihrer jeweiligen Verwendung aufzustellen, den Stadel analog zu den ausgewählten Themenbereichen in Kojen zu untergliedern und sogar die Lampen-Wagenräder durch schlichtere Beleuchtungskörper zu ersetzen.

Die weiteren, in diesem Laboratorium durchgeführten Versuchsreihen II bis V zwischen 1995 und 1999 erwiesen sich als einfacher, linearer, konnte doch von einem bereits gezielt ausgewählten Objektbestand für die jeweiligen, neu errichteten und auszustattenden Baulichkeiten ausgegangen werden. Dementsprechend stringenter konnte auch die thematische Vorbereitung auf das die Proseminaristen Erwartende erfolgen. Als etwa das dörfliche Handwerk auf dem Programm stand, griffen wir, um die exakten Benennungen und Funktionen von Werkzeugen eruieren zu können, vor allem auch auf berufskundliche Literatur zurück, und als wir im heurigen Jahr neben den Objekten zur Frömmigkeit den textilen Bestand von Kirche und Pfarrer inventarisierten, zogen wir unter anderem Produktkataloge von einschlägigen Firmen zu Rate. Für zusätzliche Informationen, vor allem hinsichtlich regionaler Usancen, standen während der Projektwochen außerdem immer „Experten" zur Verfügung – pensionierte Handwerker, Bauern, Wirte, die Tochter des früheren Greißlers, der einstige Bürgermeister oder

3 Vgl. dazu Gertraud Liesenfeld: Auch eine angewandte Volkskunde: zum Projekt „Viechtauer Heimathaus". In: Dimt, Gunter (Hg.): Volkskunde – erforscht, gelehrt, angewandt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 85. Geburtstag (= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, 7). Linz 1998, S. 43–53.

etwa der nunmehr im Museumskino wieder wirkende Kinooperateur. Die Erzählungen dieser Personen und der einschlägigen Literatur Entnommenes in Verbindung mit den jeweiligen Objektbeständen bilden überdies stets die Grundlage für die Probeführungen der Studierenden am Ende der Mönchhofwoche. Sie fließen außerdem in abzufassende Bereichstexte ein, die, neben der Erarbeitung der Inventarkartei, für einen Zeugniserwerb gefordert sind.

Versuch VI im Jahr 2000 fiel aus dem Rahmen. Anläßlich des 10jährigen Bestehens des Museums sollte ein Museumsführer verfaßt werden, der pünktlich zur Eröffnung der Jubiläumsausstellung „Ein Museum feiert Geburtstag", präsentiert werden konnte. Der Katalog ist zweigeteilt konzipiert: Im ersten Teil, für den eine Schweizer Sozialinstitution verantwortlich zeichnet, kann der Leser gleichsam einen Spaziergang durch das Museum und damit auch durch die Kulturgeschichte der Region machen. Der zweite Teil gilt der Ergänzung bzw. Vertiefung – da waren wir von der Universität zuständig. Für dieses Vorhaben mußten die Proseminaristen vor allem sehr punktgenaue Gesprächsinterviews zu 26 vorgegebenen Themenbereichen führen und eine Seite umfassende Kurztexte vor Ort abfassen – 26 Stück analog zum Alphabet; der Titel des Katalogs heißt auch „Museum von A bis Z"[4]. Meine Tutorin und ich überlegten im Vorfeld der Veranstaltung die Auswahl der Museumsgegenstände sehr genau, um zum einen Überschneidungen mit Teil I hintanzuhalten und zum anderen, um eine möglichst große Bandbreite von Sonden legen zu können. So ist etwa in Teil I die historische Entwicklung des Schulwesens im Heideboden abgehandelt, und im zweiten Teil am Beispiel des Abakus der Schulalltag mit Unterrichtsfächern, Hausaufgaben, Pausenzeiten, Schulausflügen, Maikäfersammeln, Benimmregeln usw. nachzulesen. Jedes der Objekte ist außerdem mit einer Schwarz-Weiß-Abbildung illustriert. Die Photographin, auch eine einstige Inventarisiererin, hat sich dieser Sache gerne und unentgeltlich angenommen. Das, was jetzt so einfach klingt, bedurfte jedoch einer ausgeklügelten Organisation von uns Projektleiterinnen und von Haubenwallners. Und den Gesprächspartnern wurde eine ausnehmende Konzentration auf die gestellten Fragekomplexe ebenso abverlangt wie den Studierenden in Hinblick auf die sofortige Verschriftlichung von bereits vorhandenem Wissen und über die Interviews neu Hinzugekommenen. Das Zusammenführen der beiden Katalogteile sollte dann wieder meiner Tutorin und mir noch einiges Kopfzerbrechen bereiten.

4 Gertraud Liesenfeld und Jürg Jegge (Ltg. und Txt.): Museum von A bis Z. Das Dorfmuseum Mönchhof im Seewinkel. Volkskultur zum Anfassen. Katalog. Mönchhof 2000.

Der VII. Versuch, das diesjährige Unternehmen, war wieder ein Inventarisationsprojekt mit anschließender musealer Aufbereitung. Es ließ sich jedoch schwieriger an als die vorangegangenen, nicht zuletzt, da die Projektwoche laut Studienplan auch als Forschungsexkursion geführt werden mußte. Daher standen drei Halbtagsexkursionen auf dem Programm, wodurch das Zeitbudegt für die Inventarisierung maßgeblich verknappt wurde. Thematisch ging es um Frömmigkeit, sowohl um jene im Privaten als auch um die in Zusammenhang mit kirchlichen Riten stehende. Ähnlich wie im allerersten Jahr resultierte so manches Problem aus dem Objektbestand. Wieder mußte einerseits aus einer Fülle ausgewählt werden, andererseits aber existierten kaum Stücke zur protestantischen Religionsausübung, von der mosaischen gar nicht zu reden. Demzufolge konnte ich die in die Kryptawände integrierten zwölf Wandvitrinen anfangs nur im Geiste einrichten und mußte, jeweils nach einem Inventarzuwachs, mein Konzept nachjustieren – und Inventarzuwächse größeren Umfanges kommen häufig erst während einer Projektwoche zustande, da sich erst dann die Spender der Dringlichkeit bewußt werden. Die Tatsache, daß die Studierenden aber mit den vorhandenen Museumsgegenständen arbeiten mußten, ich die Objekte also bei den Vitrinen nicht zur Verfügung hatte, erschwerte die Sache zusätzlich. Hinzu kam überdies, daß dem Glasermeister Bescheid gegeben werden sollte, in welchen Höhen und wo genau nun die Objektträger in den Nischen zu montieren wären und fast gleichzeitig das Problem der Beleuchtung gelöst werden mußte. Außerdem stellte sich für einen dreiviertel Tag Josef Geissler vom „Museumsdorf Niedersulz" zwecks Beratung und Besichtigung der Kirche ein – auch dies bedurfte einer intensiveren Zuwendung. Dazwischen galt es, die Studierenden zu betreuen, für jegliche Fragen zur Verfügung zu stehen, prüfende Blicke in die Kameras zu werfen oder bei Objektbeschreibungen behilflich zu sein. Darüber hinaus mußten das Inventarbuch geführt, neue Filme ausgegeben und die bereits belichteten eingesammelt, des nächtens die Karteizettel korrigiert werden, und so weiter und so fort. Ich überlasse alles weitere Ihrer Phantasie. Am Ende der Projektwoche jedenfalls waren alle, nicht zuletzt dank der eifrigen und umsichtigen Tutorinnen, befriedigt ob ihrer Leistung, wenn auch erschöpft.

Erschöpfung dürfte sich auch breit gemacht haben bei jenen, die 1997 im Laboratorium III des Mönchhofer Museums erstmals ihre Versuche ausgeführt haben. Laboratorium III ist gleichsam eine zeitweilig besetzte Expositur der Stiftung Märtplatz in Rorbas bei Zürich, jener bereits erwähnten Schweizer Institution, die gestrandeten Jugendlichen seit etwa 25 Jahren in unorthodoxer Weise zu einer Berufsausbildung verhilft: Köche, Gärtner, Schneider, Töpfer, Altenpfleger, Kascheure, Requisiteure und Bühnenhandwerker, Journalisten, Photographen, Multimedia-Operateure. Damals, 1997,

reisten die angehenden Bühnenrequisiteure an, um sich auf dem Gebiet des Abgießens von Objekten in Polyestermasse und anschließendem Färbeln zu üben. Das Resultat waren etwa 500 Stück feuchtigkeits- und mäuseresistente Brote, Semmeln, Salzstangerln, Kipferln, Guglhupfe, Nuß- und Mohnstrudel, Kekse und Torten: für den Greißlerladen, die Bäckerei und die Hochzeitstafel. 1999 kamen dann die Journalisten- und Photographenlehrlinge mit ihren Lehrmeistern mehrmals nach Mönchhof, um einerseits für die stiftungseigene Zeitschrift „Märtblatt" eine Photoreportage über das Museum, aber auch über unsere Tätigkeit dort zu machen[5], und um andererseits den ersten Teil des Kataloges zu texten, zu layoutieren sowie mit entsprechendem Bildmaterial zu versehen. Haubenwallners und ich standen ihnen für ihre Aufgabe zur Verfügung, kurzzeitig auch die Proseminaristen dieses Jahres. Eine der Schweizer Stiftinnen – sie ist mittlerweile absolvierte Requisiteurin – war überdies die ganze Projektwoche mit von der Partie und versuchte sich sowohl im Restaurieren des Kinder- und Puppenwagenbestandes von Josef Haubenwallner als auch im Überwinden von Schwellenängsten und Barrieren Fremdem und Fremden gegenüber. Beide Aufgabenstellungen gipfelten in einem durchaus positiven Versuchsresultat – jetzt warten die Kinderwagen auf ihre nächste Ausfahrt.

Die Kennzeichnung der vierten Laboratoriumstüre verweist auf Sonderausstellungen. Eine solche gestalteten studentische Teilnehmer einer Exkursion des Wintersemesters 1998. Thema der Lehrveranstaltung war ländliche Industriearbeit und landwirtschaftliche Gutshofarbeit in Ostösterreich. Aus der anfänglich bescheiden gedachten Photoausstellung zum Thema Gutshofwirtschaft – der Titel hieß schließlich „Lebensbilder Meierhof. Photogeschichten von Menschen und Maschinen abseits der Dörfer" – wurde schließlich eine sehr umfangreiche, hatte doch Josef Haubenwallner es in der Zwischenzeit nicht unterlassen können, für diese allererste Sonderausstellung in seinem Museum eine ca. 120 m² große Halle zu errichten, die es nun zu bespielen galt. Dieses Faktum bedeutete umfangreichere Literatur- und Bildmaterialrecherchen sowie ein Mehr an Gesprächen mit ehemaligen Hofleuten, Verwaltern und Gutsbesitzern. Es bedingte gleichzeitig eine weitaus aufwendigere Ausstellungsgestaltung. Dennoch: Ein halbes Jahr später hingen die Bilder, waren die Bereichstexte auf den vorgesehenen Trägern affichiert und ein 100 Seiten starker Textband[6] verfaßt.

5 Ein Freilichtmuseum zum Anfassen. Der Märtplatz im Dorfmuseum Mönchhof an der Arbeit. In: Märtblatt, 1999, S. 3–4 und Photoreportage.

6 Gertraud Liesenfeld (Hg. u. Ltg.): Lebensbilder Meierhof. Photogeschichten von Menschen und Maschinen abseits der Dörfer. Texte und Bilder zur Ausstellung im Dorfmuseum Mönchhof vom 13. Juli bis 17. Oktober 1999 (Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, H. 11). Wien 1999.

Tritt man in das fünfte und damit derzeit letzte Laboratorium ein, so befindet man sich gleichsam im „Kommunikationsraum" des Museums. Auch diese Versuchsstätte mußte erst allmählich und behutsam aufgebaut werden und entsprechend den unterschiedlichen Zielvorstellungen der darin Tätigen adaptiert werden. Denn zu Beginn meiner Tätigkeit im Dorfmuseum Mönchhof hatten Haubenwallners und ich einander kaum bzw. bloß von zwei Zusammentreffen gekannt. Die diesbezüglich gräulich-zähe Grundsubstanz – um das Bild des chemischen Versuchs wieder aufzunehmen – mußte also erst erwärmt und zu einer Reaktion gebracht werden, damit sich Unvertrautheit, Vorurteile und Hierarchien gleichsam als Bodensatz ablagern konnten. Denn die Gespräche, Überlegungen und Diskussionen waren bei aller Freundlichkeit in der ersten Zeit doch verhalten, abtastend und distanziert. Und auch zwischen mir und meiner damaligen Tutorin, die sich heute noch Urlaub von ihrer Dienststelle nimmt, um während der Mönchhofwoche verantwortlich mitzuarbeiten, mußten die Zuständigkeitsebenen erst abgeklärt werden. Mittlerweile jedoch haben die anfänglichen Unsicherheiten sicheren und vertrauten Umgangsformen Platz gemacht. Die Kommunikation ist einfacher, offener geworden, sowohl durch das Bemühen meinerseits, den Haubenwallnerschen Vorstellungen inbezug auf ihr Museum Rechnung zu tragen als auch in dem Bestreben der Museumsbesitzer, meine Lehrziele vor Ort zu unterstützen, und das selbst dann, wenn sich nicht auf den ersten Blick ein Direktbezug zur momentanen Museumsarbeit erkennen läßt. Dies alles und noch vieles mehr macht die Zusammenarbeit letztlich so effizient, ersprießlich und freudvoll. Und trotz aller Anstrengung, die das „Laboratorium bzw. Produkt Dorfmuseum Mönchhof" jedem zweifellos immer wieder abverlangt, ist es stets aufs neue eine gewinnbringende Herausforderung und spannende Ergänzung zum universitären Alltag, sowohl zu dem meinen als auch zu jenem der studentischen Mönchhof-Crew. Letztere hat zweifelsohne und in einem nicht unbeträchtlichen Maß dazu beigetragen, daß das Museum im Vorjahr den Österreichischen Volkskulturpreis vom Bundesministerium für Wissenschaft, Bildung und Kultur verliehen bekam.

Neuerscheinung

Istrien: Sichtweisen

Ethnographische Sammlungen im österreichisch-kroatischen Dialog

Begleitbuch zur Ausstellung vom 27. Mai bis 14. Oktober 2001 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee, vom 27. Oktober 2001 bis 13. Jänner 2002 im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien und vom 5. April bis 31. Oktober 2002 im Ethnografischen Museum Istriens, Pazin. Wien/ Kittsee 2001, 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. – 148 Seiten, Abb., Format 14,8 x 20,8 cm, brosch.
(= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Band 13)
ISBN 3-900359-93-8

Inhalt:
Franz GRIESHOFER, Vorwort 11–13; Veronika PLÖCKINGER, Sichtweise: Historischer Fremdenverkehr 15–26; Veronika PLÖCKINGER, Matthias BEITL, Sichtweise: Ethnographischer Blick I. Österreichische Ethnographen forschen und sammeln im Istrien der Jahrhundertwende, 27–32; Elke-Nicole KAPPUS, Sichtweise: Ethnographischer Blick II. Eine Reise in die lebendige Vergangenheit ... Ethnographische Blicke auf Istrien 33–47; Jelka RADAUŠ-RIBARIĆ, Sichtweise: Ethnographischer Blick III. Die Sammlung istrianischer Trachten des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien 49–59; Lidija NIKOČEVIĆ, Nevena ŠKRBIĆ, Sichtweise: Österreich-Mythen in Istrien 61–70; Aldo SOŠIĆ, Sichtweise: Landvermessung. Der österreichische Kataster in Istrien von 1817 bis 1825 71–74; Denis VISINTIN, Sichtweise: Österreichische Landwirtschaftspolitik 75–77; Darko DAROVEC, Sichtweise: Zwischenkriegszeit. Die Ära des Totalitarismus 79–82; Lidija NIKOČEVIĆ, Sichtweise: Jugoslawische Ethnographie. „Das Volk und seine Schätze" – Die Entwicklung der ethnographischen Museen in Istrien nach dem Zweiten Weltkrieg 83–88; Nevena ŠKRBIĆ, Sichtweise: Istrien heute „von innen" 89–96; Loredana BOGLIUN-DEBELJUH, Sichtweise: Politik. Soziokulturelle Reflexionen 97–101; Milan RAKOVAC, Sichtweise: Europa. Die „Istrianisierung" Europas 103–106; Elke-Nicole KAPPUS, Zeittafel zur Geschichte Istriens 107–108; Veronika PLÖCKINGER, Kommentierter Katalog zu den Exponaten 109–147; Autorenverzeichnis 148.

Bestellungen:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

ATS 165,–/EURO 11,99 (exkl. Versand)
ATS 110,–/EURO 7,99 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 455–488*

Chronik der Volkskunde

Archiv Richard Beitl an der Berliner Humboldt-Universität eingerichtet

Übergabe eines wissenschaftlichen Nachlasses

Am 12. Juni 2001 wurde der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin der Nachlass von Richard Beitl (1900–1982) übergeben. Studenten, Lehrende sowie Fachkolleginnen und -kollegen hatten sich im Hörsaal des Berliner Instituts zusammengefunden, um der feierlichen Übergabe der archivalischen Unterlagen durch Herrn Prof. Dr. Klaus Beitl beizuwohnen.

Einführend ging der Institutsdirektor Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba auf die Lehrtätigkeit Richard Beitls von 1932 bis 1943 im Fach Volkskunde an der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität ein. Richard Beitl lehrte schon vor Adolf Spamer, der 1936 Ordinarius wurde, als Privatdozent. Während Spamers schwerer Erkrankung und bis 1943, als er selber zum Kriegsdienst eingezogen wurde, vertrat Richard Beitl den vakanten Lehrstuhl in Berlin und hinterließ dabei gewissermaßen seine Handschrift. Spuren seines persönlichen Engagements für die Disziplin finden sich bis heute im Universitätsarchiv, wo etwa Beitls intensive Bemühungen beispielsweise zur Erweiterung der Film- und Bildsammlung des Seminars für Volkskunde aktenkundig sind.

Klaus Beitl nun ging bei seiner Erwiderung ganz speziell auf diejenigen übergebenen Unterlagen ein, die sein Vater während der Zeit des Krieges in seinen Heimatort, nach Schruns, gesandt und dort aufbewahrt hatte. Die von ihm dankenswerter Weise bereits angefertigte Inhaltsübersicht des übergebenen Bestandes lässt ahnen, welche wissenschaftstheoretischen und -historischen Möglichkeiten sich der Berliner Forschungsinstitution jetzt bieten, will man der weitgehend unbekannten Geschichte der Volkskunde in Berlin seit Ende der zwanziger bis hinein in die vierziger Jahre neue Untersuchungen widmen. In den Unterlagen befinden sich beispielsweise die ca. 1000 Fragebögen zum Kinderspiel in Steglitz, die anlässlich eines Trachten- und Volksfestes 1935 erhoben wurden. Hinzu kommt Material zur Dorfforschung in Rosenthal bei Dahme im Fläming. Im Rahmen von Feldforschun-

gen hielt sich Richard Beitl zusammen mit seinen Studenten in den Jahren von 1934 bis 1936 jeweils mehrere Wochen in Rosenthal auf. In Form einer Gegenwartsuntersuchung erhoben die Studentinnen und Studenten mittels teilnehmender Beobachtung und Befragung Material zu ökonomischen Grundlagen und Bauformen im Dorf, als auch zu den Arbeitsprozessen in der Abfolge des landwirtschaftlichen dörflichen Jahres und zu den volkskundlichen Themen der Zeit wie Tracht und Kleidung, Hausrat und Bildwerk, Volksglaube und Volkswissen usw. Der Nachlass enthält weiterhin verschiedene Bilddokumente und Korrespondenzen, eingeschlossen einiges bio-bibliographische Material und ein Vorlesungsmanuskript zur Volkskunde der Mark Brandenburg sowie diverse Vorarbeiten für eine Heimatkunde des Kreises Niederbarnim.

Die Leiterin der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde, Dr. Leonore Scholze-Irrlitz, dankte dem Nachlass-Geber. In ihrem historisch verankerten Beitrag über den Nutzen privater Archive für die Wissenschaften ging sie auf den Zusammenhang der Geschichte einer Disziplin ein, die eng mit den Arbeitsweisen und Lebenserfahrungen, mit der Individualität der jeweiligen Gelehrten verbunden ist. Zu den publizierten und bekannten Arbeiten wird nun der Enstehungszusammenhang sichtbar. Dabei kam zur Sprache, dass gerade die ethnologische Disziplin der privaten Archive bedarf, da sie zu den historischen Fächern gehört, die sich stets um eine Zusammenschau des reichen Lebens der Gesellschaft bemühen, sei es im Rahmen einer Epoche oder auch nur eines Ereignisses. Diese Zusammenschau ist aber kaum möglich, ohne die Vorstellungswelt, die Biographien der Gelehrten zu kennen und zu verstehen.

Die anwesenden Institutsvertreter dankten für das umfangreiche Material, das der Sohn aus Anlass des 100. Geburtstages seines Vaters zusammengestellt und für das er entschieden hatte, den Berlin und die Mark Brandenburg betreffenden Fundus wieder an den Ursprungsort der Arbeit zu geben. Einen besonderen Höhepunkt der Veranstaltung stellte dabei die Übergabe einer verschollen geglaubten Heinrich-Heine-Ausgabe an die Institutsbibliothek dar. Eine schöne Geste, in der sich ganz unmittelbar Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts widerspiegelte. Denn eben diese Bände waren von Richard Beitl 1934 aus dem Volkskundlichen Seminar entliehen worden, ohne dass eine Rückgabe des inzwischen verfemten Autors möglich gewesen wäre. Die Ausgabe gelangte so während der Kriegszeit mit nach Österreich und kehrte nun nach fast siebzig Jahren an die Humboldt-Universität zurück.

Leonore Scholze-Irrlitz

Private Archive der Wissenschaften*

Sehr verehrte Frau Thea-Maria, liebe Cornelia, Theresa und lieber Herr Beitl, liebe Kolleginnen und Kollegen, Studentinnen und Studenten!

Die Übergabe eines privaten wissenschaftlichen Archivs ist wohl für den Historiker als ob er einen Schatz findet und ihn obendrein noch behalten darf. Jacob Grimm hatte 1860 in einem Akademie-Vortrag[1] die Geschichte vom Schatz auf der Brücke behandelt, in der ein junger Bauer – nach einer Sage ein Bruder Karls des Großen – nachts von einem weitgereisten Manne geweckt wird, der zu ihm sagt: „Hoderich, sobald der Tag anbricht, sollst Du aufstehen und nach Paris gehen auf die Brücke, da soll dir Lieb und Leid geschehen, mehr Bescheid sage ich dir nicht." Hoderich hielt das für Trug, drehte sich auf die Seite und schlief weiter. Dabei blieb es nicht. Der fremde Herr kam in der nächsten Nacht wieder, gleichermaßen erfolglos, und er versuchte es zum dritten Male. Der schwerfällige Arbeitsmann machte sich endlich auf nach Paris. Als er auf der Brücke saß und wartete, was nun komme, trat Einer zu ihm, grüßte und fragte, was er hier anfangen wolle. „Ach", sagte Hoderich, „ich komme vom Dorfe Balduch, dreimal kam um Mitternacht ein Fremder an mein Bett und sagte, ich sollte hierher gehen ..." „Ja, dass du ein Tor bist, das sieht man", erwiderte der Mann. „Mich hieß voriges Jahr um Mitternacht auch Einer nachts aufstehen und nach dem Dorfe Balduch ziehen, dort würde ich unter der grünen Weide am Bach einen reichen Schatz finden. Wäre ich so dumm gewesen, um eines Spuks willen solchen Gang zu tun, ich hätte verdient, hart geschlagen zu werden." Mit einem Male wurde der Mann zornig. „Für Deine Einfalt", rief er, „gebührt dir wenigstens von der Hand ein Backenschlag." Und ehe der Bauer sich's versah, saß der Schlag. Der erweckte den Bauern, und er verstand den Spruch, dass unter der wohlbekannten heimischen Weide der Schatz vergraben lag. Er zog heim und grub in der nächsten Nacht mit seinem Bruder einen reichen Fund in einem bleiernen Topfe aus.

Hierher nun, in unser Institut ist durch gute Fügung, Wohlwollen und verantwortende Gesinnung in einer Gelehrtenfamilie ebenfalls ein Schatz gelangt, ohne dass wir hätten nach Paris oder Wien reisen und uns Prüfungen unterziehen müssen. Wir besitzen seit heute das Nachlass-Archiv Richard Beitl (1900–1982), ein privates Archiv, das der Forschung nun zur Verfügung steht.

Private Archive in den Wissenschaften besitzen etwas Eigenartiges: Durch sie verknüpft sich die Geschichte der Disziplin eng mit der Arbeitsweise und den Lebenserfahrungen, mit der Individualität eines Gelehrten.

* Rede anläßlich der Übergabe des Archivs Richard Beitl an die Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde am 12. Juni 2001.

Das ist fruchtbar in mehrfacher Hinsicht: So wird für bereits existierende Arbeiten, die die Welt kennt, deren Entstehen sichtbar. Wir sehen hinter das fertige Produkt zurück aufs Produzieren. Im Produzieren erst wird die kulturelle Eigenart des Zeitalters in der Tätigkeit der Persönlichkeit gleichsam anschaulich sichtbar. Wir gehen von den Büchern zum Menschen zurück, wie Dilthey in seiner Abhandlung „Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie"[2] sagte, wir gehen zum Menschen zurück und erkennen an ihm die Lebensmacht des Zeitalters. Dilthey hatte daran den Generationsgedanken angeschlossen. Er stellte fest, dass sich die intellektuelle Geschichte Europas seit Thales, des ersten Wissenschaftlers, von dem wir wissen, aus einem Takt von etwa drei Generationen pro Jahrhundert speist; damals waren das 84 Generationen, inzwischen sind es 87 geworden. Von der Blüte der Scholastik trennen uns somit 17 Generationen.

Die Generationenabfolge wird in Archiven der Wissenschaften zur sichtbaren Verbindung von Kontinuität und Wechsel. Wie dachte die Generation der um 1900 geborenen Historiker und Ethnologen? Aus welchen umfassenden zeitgeschichtlichen Ansprüchen wendet sich eine spätere Generation gegen die vorangegangene? Die Geschichte einer Wissenschaft als die Geschichte des Denkens konkreter Menschen in deren Generationen sehen, das ermöglichen Archive der Wissenschaften. Der Sachgehalt von Lehrsätzen gerät in Spannung zu den Einsichten und Intentionen von Menschen im Horizont ihres Zeitalters. Das ist ein Aspekt, der wohl ebenso sehr zum Begriff der Kulturgeschichte gehört, wie die Synthese der verschiedenen Sphären des Lebens der Gesellschaft. Wissenschaftsgeschichte als Lebensgeschichte der Individuen in der spannungsgeladenen Abfolge der Generationen. Hier zeigen Archive der Wissenschaften ihre kritisch-normalisierende Potenz, wenn wir so wollen, den menschlich-kommunikativen Gehalt der im strengen Rhythmus von Themen und Termini webenden Fachdisziplinen.

Private Archive dienen der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Wissenschaften auf besondere Weise, indem sie die Freiheit des einzelnen Lebens mit der Geschichte des Zeitalters, also der ungewählten Notwendigkeit ins Verhältnis setzen. Die biographische Ebene der Wissenschaftsgeschichte beinhaltet bei weitem nicht nur das Persönliche. In den Vorstellungen, den Intentionen der Personen kristallisiert das Zeitalter. Gerade auch die ethnologische Disziplin bedarf der privaten Archive, da sie unter den historischen Fächern die Zusammenschau des reichen Lebens der Gesellschaft, sei es in einer Epoche, sei es in einem Ereignis, sucht. Und die Zusammenschau der verschiedenen Lebensfelder einer Gesellschaft ist nicht gut möglich ohne die Vorstellungswelt, die Biographien der Individuen zu studieren und zu verstehen. Private Archive der Wissenschaft bilden den ausgezeichneten Ort solcher Studien.

Ich will hier einhalten, etwas auch für das Archiv unseres Hauses aufsparen. Es sollte etwas von den Gesichtspunkten ausgesprochen werden, unter denen wir den uns zugeführten Schatz eines privaten wissenschaftlichen Archivs sehen; Gedanken, die unseren Dank zum Ausdruck bringen, lieber Herr Kollege und liebe Familie Beitl, unseren Dank und den Vorsatz der Mitarbeiter und Studierenden des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, des Schatzes nicht unwürdig zu sein, der darum auch nicht vergraben werden soll. Wir freuen uns, durch die freundliche Schenkung die Möglichkeit zu erhalten, die Spur eines Fachkollegen der vorvergangenen Generation, nämlich die von Richard Beitl, am Institut wieder aufnehmen, in Teilen verfolgen und vielleicht für zukünftige Forschergenerationen als Erfahrung nutzbar machen zu können. War doch Richard Beitl, der den meisten Fachvertretern über das Wörterbuch der Deutschen Volkskunde, 1974 zum dritten Mal mit seinem Sohn herausgegeben, bekannt ist, nicht nur Gründungsmitarbeiter an der Berliner Zentralstelle des Atlas der Deutschen Volkskunde von 1928–1934. Vielmehr habilitierte er sich 1933 als erster an der Universität Berlin im Fach Deutsche Volkskunde.

Lassen Sie mich ein Zitat aus dem Hannoverschen Kurier entnehmen: „Volkskunde als Universitätsfach. Privatdozent Dr. R. Beitl, der durch seine Bücher ‚Deutsche Volkskunde' und ‚Deutsches Volkstum der Gegenwart' bekannt ist, erhielt soeben einen Lehrauftrag für Märkische Volkskunde an der Universität Berlin. 1935 wird man einst ein ‚Jahr der deutschen Volkskunde' nennen können: In wenigen Wochen wird das große ‚Volkskunde-Museum' im Schloß Bellevue zu Berlin seine Tore öffnen, und mit dem Sommersemester 1935 hat die deutsche Volkskunde auch das volle akademische Bürgerrecht erworben ... Richard Beitl, dem jetzt der Lehrauftrag erteilt wurde, hat bereits vor zwei Jahren die ersten volkskundlichen Vorlesungen im Rahmen der Germanistik an der Berliner Universität gehalten ... Jetzt aber wird die Volkskunde zu einer eigenen vierten Abteilung des Germanischen Seminars neben Deutscher Sprachwissenschaft, Deutscher Literaturgeschichte und der Nordischen Abteilung ausgebaut."[3]

So weit das Zitat, und wie man unschwer daran erkennt, ist der heute übergebene Nachlass ein Teil der Wissenschaftsgeschichte unseres Fachs in Berlin auch im Nationalsozialismus und lädt zu weiteren Forschungen ein. Wir danken Ihnen, Herr Dr. Beitl, und auch der ganzen Familie für die Entscheidung, dieses Material nach Berlin zu geben. Nicht zuletzt danken wir auch für den Transport der Unterlagen von Schruns über Wien und Marburg in den Schiffbauerdamm.

Leonore Scholze-Irrlitz

Anmerkungen

1 Grimm, Jacob: Der traum vom schatz auf der brücke. In: Grimm, Jacob: Kleinere Schriften, Dritter Band, Berlin 1866, S. 414–428.
2 Dilthey, Wilhelm: Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie. In: Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften, IV. Band, Leipzig und Berlin 1925, S. 555–575.
3 Hannoverscher Kurier vom 12.4.1935.

Das volkskundliche Foto: Südtirol 1940/41 Realität/Wirklichkeit/Poesie

Bericht über eine Ausstellung mit angeschlossener Tagung in Dietenheim bei Bruneck, 28. bis 30. Juni 2001

Von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt.

Die Ausstellung und Tagung über ‚Das volkskundliche Foto: Südtirol 1940/41' waren ein Beitrag zu den Jubiläumsfestlichkeiten zum 25-jährigen Bestehen des Südtiroler Volkskundemuseums in Dietenheim/Teodono bei Bruneck/Brunico. Sie entstanden aus der Zusammenarbeit des Südtiroler Kulturinstituts, des Museums in Dietenheim und des Instituts für Europäische Ethnologie an der Universität Wien.

Die Ausstellung bot elf Filme aus dem Richard-Wolfram-Nachlaß in Wien an. Dazu waren Standfotos aus den Filmen und eine ganze Reihe digitalisierter Fotos sowohl von Wolfram wie auch vom Südtiroler Berufsfotografen Hugo Atzwanger ausgestellt. Das Thema schlechthin war die Bedeutung volkskundlicher Filme und Fotos für Südtirol aus einer für das Land turbulenten Zeit. Die Bilder gehören zu den Ergebnissen eines Sondereinsatzes der sogenannten ‚Kulturkommission' des SS-Ahnenerbes Heinrich Himmlers in den Jahren 1940/41. In der Ausstellung sind besonders wirkungsvoll die acht langen roten Stoffbahnen, die an die NS-Fahne erinnern sollen und anstelle eines Hakenkreuzes in der Fahnenmitte nun auf den Stoff geplottete Fotos enthalten.

Im Ausstellungsraum steht auch ein Computer mit gespeicherten Fotos, der den Besuchern die Möglichkeit bietet, sich mehr als 23.000 Atzwanger-Bilder beliebig nach Ort oder Brauch, sowie die Wolfram-Filme, auf eine Leinwand projiziert, anzuschauen. Die Filme zeigen inszenierte Darstellungen angeblich uralter Bräuche des Südtiroler Volkes: den Egetmann bei der Faschingsverkündung in Tramin, den Holerpfannsonntag in Lichtenberg,

das Feuer am Tartscher Bühel, das Scheibenschlagen vom gleichen Bühel, das Gregorispiel in Kortsch oder eine Grödner Hochzeit. Die Fotos auf den Fahnen, alle im Katalog abgebildet, zeigen Beispiele der ‚Forschungsergebnisse' der SS-Sonderkommission, geteilt in die drei Gruppen ‚Spiel und Brauch', ‚Haus und Siedlung', sowie ‚Arbeit'. Unter den Fotos sind u.a. Abbildungen vom Ostereierpecken, vom Kreismähen, einer Kranzkuh vor dem Almabtrieb und vom germanisierten Wilde-Mann-Spiel.

Nach der Eröffnung der Ausstellung, die durch Grußworte von Dr. Bruno Hosp, Landesrat für Kultur in Südtirol, Dr. Hans Grießmair, Leiter des Volkskundemuseums in Dietenheim, und Dr. Elsbeth Köstlin, Kuratorin der Ausstellung, vorgenommen wurde, referierten auf der Tagung insgesamt sieben Wissenschaftler über diverse Aspekte der Ergebnisse der Aktion der Kulturkommission des SS-Ahnenerbes. Ein Zeitzeuge, Professor Kurt-Rudolf Fischer (Wien), las aus seinen noch unveröffentlichten Lebenserinnerungen über das Jüdisch-Sein in den 1930er Jahren in Wien, seine Auswanderung nach China, wo er acht Jahre als Boxer lebte, und seine Weltreise weiter nach USA, wo er studierte und Professor für Philosophie wurde. Vor 25 Jahren kehrte er nach langem Weg in seine Wiener Heimat zurück.

In den weiteren Vorträgen ging es hauptsächlich um die Ergebnisse der drei längeren Aufenthalte Wolframs in Südtirol, die durch seinen Nachlaß und durch die von ihm an die SS-Dienstbehörden gerichteten Arbeitsberichte dokumentiert sind. Im Zentrum des Interesses standen immer die Fotos, aber es wurden auch Referate über die ‚Umvolkung' in eine ‚Sprachinsel', über Volksmusik und über den Umgang mit dem Nachlaß Wolframs, der in Salzburg aufbewahrt wird, gehalten.

In seinem Eröffnungsvortrag versuchte Konrad Köstlin (Wien) aus der Geschichte der Fotografie sowohl in Europa als auch in Amerika zu zeigen, wie man Bilder als dokumentierende Darbietung einer vergehenden Kultur benutzte und wie Volkskundler immer wieder als ‚Todansager' fungieren. Die Vorstellung vom Ende der alten Kultur kommt deutlich in der Volkskunde zum Vorschein, wie man in Aufsatz- und Büchertiteln sieht (‚Ehe sie verklingen'). Immer zeigten Volkskundler, auch in den Fotos, die Sehnsucht nach dem Altertümlichen, nach dem Germanischen (‚Die germanischen Wurzeln des Sternsingens'). Köstlin verlegte seinen Blick bei Wolfram auf dessen biografisch und wissenschaftlich vorformulierte Nord-Sehnsucht und zeigte, wie er diesen germanischen ‚Norden im Süden' sowohl in den Texten nachzuweisen gesucht und in seinen Bildern herbeifotografiert hat.

Ulrich Hägele (Tübingen) skizzierte zunächst eine Geschichte des Fotografierens und meinte dann, daß man nicht von einer nationalsozialistischen Fotografie als selbständigem Bildgenre sprechen könne. Immerhin habe es Bildmerkmale gegeben, die schon vor 1933 gängige Praxis waren und die

die Nationalsozialisten als Technik visueller Medien verwenden konnten, z.B. für ihre Rassegedanken. Mit Bildern konnte man eine germanozentrische, rassistische, völkische Politik betreiben, die alles Fremde negierte. Durch eine massenweise Verbreitung ihrer Bilder wollten NS-Fotographen eine rückwärtsgewandte, ländlich-bäuerliche, völkische Ideologie begründen – und wo hätte dies besser geschehen können als in Südtirol: So hat das jedenfalls Wolfram selbst formuliert: ‚Hier wird noch Deutschtum ausgelebt'.

Bernhard Tschofen (Wien) referierte über Wolfram, alias ‚Fischbächle' (in J. J. Voskuils Roman ‚Het Bureau') und versuchte zu zeigen, wie Wolfram davon überzeugt war, die von ihm untersuchten Volkskulturen, besonders in Südtirol, in ihrem eigenen Raum erfassen zu müssen, als ob man dadurch die Zeit anhalten könne. Dadurch sei auch seine 28-jährige Arbeit am Österreichischen Volkskundeatlas besser zu verstehen. Wolfram, der seine Fotopraxis als ein ‚Leben im Geiste des ‚Photostoßtrupps" bezeichnete, hat uns mit seinen Fotos ‚ein schweres Ei gelegt', meinte Tschofen. Reinhard Johler (Wien) führte die Ei-Metapher weiter, indem er Wolframs eigene Beschreibung von Folklorismen mit der Bezeichnung ‚Kuckucksei' erläuterte. Bei der Filmaufnahme vom Traminer Egetmann sei, so Johler, das ‚Kuckucksei voll im Nest'. Obwohl Wolfram meinte, diese Faschingsverkündung stelle die absolute Archaik eines germanischen Brauchs dar, sieht man, wie der Verkünder bei seinem Ruf aus einem italienischen Buch mit dem Titel ‚La Sartotechnica' (Das Schneiderhandwerk) liest. Der Referent bekräftigte das Thema von der Raumbezogenheit von Volkskultur in Bildern und Atlanten (kartographische Raumbilder), der Arbeit dieser Zeit, die die Altschichten in der Gegenwart zeigten.

Petr Lozoviuk (Prag) brachte das Beispiel von Südtirolern ein, die in der Tat die ‚Umvolkung' ins Ausland erlebten. Nach dem Abkommen zwischen Hitler und Mussolini von 1939 gab es für alle Südtiroler die Möglichkeit, für eine neue Heimat ‚draußen' zu ‚optieren' oder italienisch zu werden. Man sprach von Galizien, Mähren, von der Halbinsel Krim und von anderen exotischen Gegenden. Aus Trient/Trentino wurde 1942/43 tatsächlich eine Gruppe von 546 Deutschsprachigen in die Gegend von Budweis in Böhmen (Česke Budějovice) umgesiedelt. Die Rede war von ‚Menschenmaterial', dessen Aufgabe es sei, das deutsche Stammesgefühl unter einheimischen Volksdeutschen in einem Reservat von 28.000 Hektar zu stärken. Die Geschichte ließ daraus eine gescheiterte Umsiedlung werden, und erst jetzt wird dieses Beispiel praktizierter ‚Umvolkung' gründlich bearbeitet.

Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Salzburg), Leiterin des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde, in dem sich der Nachlaß von Wolfram befindet, legte sowohl den Nutzen als auch den Nachteil eines solchen Nachlasses dar. Von besonderer Bedeutung waren ihre Beschreibungen über

die Größe und die einzelnen Teile des Nachlasses: 216 Schuber, darunter 31 mit 13.952 Blatt mit dem Inhalt ‚Südtirol'. Elf Filme waren erst im Sommer, kurz vor der Tagung in Dietenheim entdeckt worden. Eigentlich sollten alle vom SS-Ahnenerbe gesammelten Materialien vom Bearbeiter an ein Zentralarchiv in Berlin weitergeleitet werden. Wie das Material dann in Wolframs Hände gelangte, erklärt die Lektüre des Briefwechsels und der Arbeitsberichte. Durch den Abbruch der Arbeiten in Bozen wurden die Unterlagen 1943 nach Wien geschickt, wo ‚Professor Wolfram alles bearbeitete'. Nach 1945 betrachtete er den gesamten Bestand als sein privates geistiges Eigentum, darunter auch Bilder in zwei Holzkisten mit 644 Filmstreifen, alphabetisch nach 74 Orten und verschiedenen Inhalten geordnet – das schwere Ei.

Thomas Nußbaumer (Innsbruck) bot eine ausführliche Bewertung der Volksliedsammlung von Alfred Quellmalz, die im gleichen Zusammenhang erhoben worden war. Quellmalz war sowohl Parteimitglied als auch SS-Untersturmführer, war aber kein ‚Nazi der ersten Stunde', eher ein Karrierist und Opportunist, der seine Arbeit in Südtirol benutzen wollte, um sich selbst zu profilieren. Die Volksmusiksammlung enthält 415 Tonbänder, aufgenommen mit der zu dieser Zeit modernsten Technik, mit einem 150kg schweren Magnetofon, das man nur an bestimmten Plätzen aufstellen konnte. Das bedeutete, daß Aufnahmen in actu kaum möglich waren – und wieder haben wir es mit gestellten Aufnahmen zu tun. Immerhin ist viel erhalten geblieben: 138 Stunden Tonaufnahmen, darunter 1700 Volkslieder, 650 Instrumentalmusikstücke, 90 Sprachaufnahmen, einige Vierzeiler und Jodelaufnahmen. Darunter findet sich kein einziges NS-Lied und auch keine Lieder mit gegen die Optanten gerichteten Versen, die den NS-Sammlern nicht ins Konzept passten. Dazu musste Quellmalz oft den Löschknopf betätigen; er löschte aber nicht alles oder erwischte das Falsche, wie Nußbaumers mitgebrachte Tonbeispiele belegen.

In den 1930er und 1940er Jahren schickte das Deutsche Reich seine Wissenschaftler, darunter Volkskundler, Historiker, Ethnomusikologen und Linguisten unter den Auspizien des SS-Ahnenerbes in die ganze Welt, bis nach Tibet sogar, auf der Suche nach dem heiligen Gral; Peru, Südafrika und Island standen auch auf der Liste. Hitler selbst kam aber durch dieses Suchen in Verlegenheit und fragte: ‚Warum stoßen wir die ganze Welt darauf, daß wir keine Vergangenheit haben?' Das Ahnenerbe diente der Herstellung von Vergangenheit. Die direkt von Himmler gestellte Aufgabe der 1938 gegründeten ‚Kulturkommission' war nichts weniger als eine ‚Aufnahme und Bearbeitung des gesamten dinglichen und geistigen Kulturgutes der umzusiedelnden Volksdeutschen'. Man sollte das germanische Brauchtum auffinden, germanische Kulturhomogenitäten als Kontinuitäten bezeugen und

Symbol- und Zeichenhaftigkeit heidnischer Ursprünge belegen, um das Gesammelte den Optanten in ihrer neuen Heimat in einem späteren großdeutschen Reich wiederzugeben.

Obwohl die Ausstellung und der dazugehörige Katalog nur eine Auswahl dieses enormen Unternehmens anbieten können, sieht man, was die Wissenschaftler zu bezeugen suchten: Das ‚Durchschimmern eines Restes, ... ein Stückchen vom Geheimnis unserer Welt' (Wolfram).

Der gemeinsame Subtext von Ausstellung und Tagung war eine Diskussion der Fixierung Wolframs auf die angenommenen ‚Überbleibsel germanischer Volkskultur' im deutschsprechenden, aber von Italien politisch beherrschten Südtirol. Durch reichlich zitiertes Material wurde belegt, daß Wolfram glaubte, ‚mit den Apparaten das Eigentliche einer Kultur einfangen zu können' (Katalogtext). Die Bilder reflektieren zwar eine außenbedingte Realität, aber die poetische und politische Symbolik bringt eine germanophile Wirklichkeit zum Vorschein.

Persönliche Einsichten des einzigen Nichteuropäers auf der Tagung: Die interessantesten Diskussionen konzentrierten sich auf drei Hauptthemen: auf die Herkunft der Fotos, auf rechtliche Fragen über Nachlässe und die spezifischen Probleme mit opportunistischen Wissenschaftlern und natürlich den Quellenwert eines solchen Nachlasses und die Fragen der Quellenkritik. Wie geht man also mit einem solchen Nachlaß um, sowohl wissenschaftlich als Quelle, und welche Probleme gibt es nicht nur praktisch sondern auch rechtlich? Und weiter: Hat Wolfram, wie er behauptet, (immer) selbst fotografiert? Deckt sich seine eigene Ästhetik mit der programmatischen Ästhetik des NS-Staates? Muß alles bei den vielen dargestellten Bräuchen in Südtirol als inszeniert gelten? Kann man die Erhebungen eines Wissenschaftlers wie Alfred Quellmalz, obwohl sie durch die Kulturkommission zustande kamen, vom Einfluß des Nationalsozialismus freisprechen? Oft fielen Wörter wie: ‚inszeniert', ‚erstellt', wurde auf nachträglich ‚korrigierte Fragebögen' hingewiesen und die ‚neue Fassung' des Gregorispiels, die von Wolfram selbst geschrieben wurde, genannt usw. Sind das nicht die Merkmale von Folklorismen oder sogar von der bösen (unauthentischen) ‚fakelore'? Anscheinend hatte Amerika in den 1930er Jahren kein Monopol auf dieses Phänomen.

Sollten noch weitere Fotos und Filme vom Ahnenerbe oder von Richard Wolfram gefunden werden, wieviel Gewinn hätten wir von weiteren Ausstellungen und Tagungen über das Thema? Dietenheim hat in dieser Hinsicht sozusagen etwas Wichtiges ‚erledigt'.

Es hat sich gelohnt, sogar die lange Reise ‚über den Teich' zu machen. Österreicher und Deutsche brauchen nicht so weit zu fahren, um sich diese sehr lohnenswerte Ausstellung anzuschauen.

Jene Beiträge, die sich konkret mit Fotografie beschäftigen, sollen demnächst in der Zeitschrift ‚Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie' veröffentlicht werden.

Das Südtiroler Volkskundemuseum in Dietenheim gab nicht nur einen angenehmen und gastfreundlichen Rahmen für die Tagung ab. Die Ausstellung zeigte, daß das Museum Platz für eine nachdenkliche Präsentation der im Verlauf der Geschichte Südtirols so wechselhaften Wahrnehmungen von Volkskultur bietet.

James R. Dow

‚The landscape of wilderness in Northern European mentalities'

VI. Summerschool for European Ethnology
University of Jyväskylä (Finland), Department of Ethnology,
20. bis 31. August 2001

Seit 1997 organisiert ein Netzwerk europäischer Universitätsinstitute jährlich die *Summerschool for European Ethnology*. Nach Berlin (1997), Warschau (1998) und Lund (1999) hat sie dieses Jahr vom 20. bis 31. August an der Universität von Jyväskylä/Finnland stattgefunden und sich dem Thema ‚Landscape in European Mentalities' gewidmet. Aus den im Netzwerk verbundenen Instituten waren jeweils vier Studierende und ein Lehrender zur Teilnahme eingeladen; zehn Tage lang erarbeiteten sie in Plenarvorträgen, vor allem aber in Workshops und in kleinen Feldarbeiten einen Ausschnitt des Gesamtthemas. Im Vordergrund stand dabei das gemeinsame – voneinander – Lernen. Die Wiener TeilnehmerInnen waren Josef Ploner, Magdalena Puchberger, Regina Selinger, Maria Takacs und Bernhard Tschofen.

‚The landscape of wilderness in Northern European mentalities' – das vom veranstaltenden Institut gewählte Thema mag zwar sehr viel regionale oder nordeuropäische Spezifik suggerieren, doch erwies es sich letztlich sowohl in theoretischer als in praktisch-anschaulicher Hinsicht als anwendungsfreundlich weil auf die unterschiedlichen fachlichen und kulturellen Hintergründe übertragbar: und das heißt im Kontext einer Summerschool immer, daß Studierende die Möglichkeit zur aktiven und gleichberechtigten Beteiligung haben. Bo Lönnqvist, Vorstand des Departments of Ethnology, und sein Team – Laura Aro, Pekka Junkala, Elina Kiuru, Tiina-Riitta Lappi und Maarit Knuuttila, der für die Übernahme der organisatorischen Hauptarbeit zu danken ist, sowie eine Reihe engagierter Studierender – haben dafür ein Programm zusammengestellt, das die Erprobung theoretischer Konzepte in eigener Anschauung ermöglichte und das umgekehrt die Erlebnisse und

Eindrücke aus dem Feld sehr direkt in die Diskussionen des Plenums und der Arbeitsgruppen hineinzutragen half.

Während einige Lehrende aus den beteiligten Instituten in Plenarvorträgen ihre einschlägigen Arbeiten vor- und zur Diskussion stellten, sorgte Lönnqvist mit einem vorsichtig den Begriffs- und Fragenkatalog skizzierenden Eröffnungsvortrag und einer um Perspektiven bemühten Bilanz für den fachlichen Zusammenhalt der Veranstaltung. Er fokussierte dabei insbesondere auf eine Verlagerung von der Erforschung von Subjekten und Objekten auf das ‚Adjektivische', damit einen Kulturbegriff forcierend, der menschliche Kulturleistungen als etwas Prozeßhaftes zu fassen versucht und Konstruktionen und Zuschreibungen (diesfalls die innere und äußere Natur betreffend) nicht nur als Funktionen, sondern als das eigentlich Gestaltende begreift. In dieser inhaltlichen Klammer waren nun die Präsentationen von Ewa Klekot (Warschau) zur Ikonographie und Mentalitätengeschichte des ‚grünen Grases', von Katarina Saltzmann (Lund) zur gesellschaftlichen Konstruktion von Landschaft am Beispiel der schwedischen Insel Öland, von Laura Aro (Jyväskylä) über ihre Forschungen zu lokalen Umgangsformen mit Natur in drei finnischen Gemeinden sowie vom Berichterstatter über Mensch und Natur in der Europäischen Ethnologie am Beispiel alpiner Forschungen gut aufgehoben. Als Gastreferenten konnten die Veranstalter Marianne Schaumann-Lönnqvist (Helsinki) gewinnen, die einen kulturwissenschaftlichen Blick auf die prähistorischen Tier-Mensch-Beziehungen warf, sowie Pekka Kettunen, den (administrativen) Bürgermeister von Jyväskylä, der eine Exkursion zu Bauten des finnischen Architekten Alvar Aalto als Konkretisierungen einer – in moderner finnischer Tradition gründenden – spezifischen Auffassung von Landschaft zu verstehen half. Nicht nur hier, sondern auch bei einer Reihe weiterer *Fieldtrips* zu mittelfinnischen Gedächtnisorten war zwangsläufig auch die Frage nach regionalen Modernisierungs- und Identitätsbildungsprozessen angeschnitten.

Die Themen der Workshops waren folgende:

Workshop 1: The relationship between man and forest (focus on urban nature),

Workshop 2: Wood in northern European material culture,

Workshop 3: The boundaries between culture and nature (man – animal),

Workshop 4: Spiritual dimension of landscape.

Im Workshop 1 beispielsweise, dem der Berichterstatter als Lehrender angehörte, arbeiteten neben zwei Studierenden des Gastgeberinstituts und je einem Studierenden aus den Gastinstituten Lehrende aus Jyväskylä, Warschau und Wien zusammen. Einer Phase der begrifflichen Bestimmung, die wohl allein aufgrund unterschiedlicher Fachverständnisse am Anfang jeder internationalen Zusammenarbeit steht, folgten kurze Explorationen in

Kleingruppen, Diskussionen der aufgeworfenen Fragen um das Verhältnis des Menschen zum Wald in den verschiedenen europäischen Staaten (und Alltagskulturen) sowie letztlich die Erarbeitung möglicher Forschungsstrategien und die Auslotung einzelner Fragenkomplexe. Expertengespräche mit den Raum- und Stadtplanern der Munizipialverwaltung von Jyväskylä (das immer als lokaler Beispielfall diente) ließen Verbindungen zu Politik und Ökonomie herstellen und rückten die Fragen nach dem städtischen Grün (das in Finnland gerne den Charakter eines naturhaft inszenierten Waldes annimmt) in die Nähe des Citymarketings sowie regionaler und lokaler Identitätspolitik. Die ‚finnische Naturliebe' wurde so zum Exempel für (nationale) Sonderwege der Modernisierung und gewann an historischer und sozialer Dimension – ein Veranschaulichungsprozeß, im Zuge dessen den TeilnehmerInnen auch eigene Selbstverständlichkeiten in ihrer Historizität und Konstruiertheit bewusst wurden. Die Exkursionen des Plenums halfen, solche Befunde konkret zu verorten; sie führten zu Museen, Kultur- und Architekturdenkmälern und übten die gemeinsame ‚Lektüre' von kulturellen Repräsentationen – als die auch ‚Landschaften' begriffen wurden.

Die Vorstellung der Ergebnisse aus den einzelnen Arbeitsgruppen am letzten Tag der Summerschool verband die Suche nach neuen Darstellunsgformen mit der Einübung in hergebrachte akademische Techniken. Dabei beeindruckte insbesondere die Gleichzeitigkeit von Kreativität und Ernsthaftigkeit, mit der die mehrheitlich in der Mitte oder in der zweiten Hälfte ihres Studiums stehenden Studierenden ihre Ergebnisse (oft waren es weniger Antworten denn Fragen) präsentierten.

Schließlich haben sich die Veranstalter und die im Netzwerk verbundenen Lehrenden darauf verständigt, die Summerschool fortan aus organisatorischen Gründen in einem Zweijahresrhythmus abzuhalten. Beibehalten werden soll die überschaubare Größe der Veranstaltung, auch wenn – wie vorgeschlagen – vielleicht Universitätsinstitute des Faches aus weiteren europäischen Ländern in das Netzwerk aufgenommen werden sollen.

Ein Fazit hat neben den Positiva der inhaltlich und organisatorisch guten Vorbereitung der Veranstaltung und neben all den Anregungen, die eine derartige Zusammenarbeit bringt, insbesondere die Einbindung von Studierenden und KollegInnen aus den Reformstaaten Ost-und Mitteleuropas zu betonen. Die Fähigkeit der zur Wende 1989 gerade einmal Zehn- bis Fünfzehnjährigen, ‚europäisch' (anstatt national) zu denken und zu argumentieren, bleibt eine eindrückliche Erfahrung dieser auch in sozialer Hinsicht sehr gelungenen Akademie.

Bernhard Tschofen

Komplexe Welt
Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung

33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde – Jena, 24. bis 28. September 2001

Dass ‚die Frage nach den kulturellen Ordnungen zu den das Fach konstituierenden Konzepten [gehört]', wie Silke Göttsch, die 1. Vorsitzende der dgv, im Vorwort des Programmheftes den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kongresses nochmals versicherte, steht außer Frage. Auch, ‚dass das Fach Volkskunde sich diesen Fragen stellt', wird man nach einem Kongress mit über 40 Vorträgen (9 davon im Plenum) bestätigen können. Ob aber – wie es weiter heißt – diese Volkskunde ‚ganz eigene Perspektiven zu entwickeln versteht', würde wohl kaum die ungeteilte Zustimmung der rund 300 Teilnehmenden finden. Denn die meisten werden diesen Kongress wohl mit gemischten Gefühlen verlassen haben. Glücklich vielleicht darüber, dass mit der Wahl des – das Fach wie auch andere Disziplinen in der Tat herausfordernden – Themas die gerne in Dichotomien gepackten Bringschulden des Faches überwunden zu sein schienen: mit ‚Männlich.Weiblich' (Marburg 1997) und zuletzt ‚Natur – Kultur' (Halle 1999) hatte man sich ja mit einer gewissen Tendenz zur Beliebigkeit zugleich wenig überraschende Argumentationslinien, wenn nicht enttäuschende Ergebnisse eingehandelt. Unglücklich aber vielleicht über die weitgehende Weigerung, sich auf die ‚komplexe Welt' tatsächlich einzulassen und die kulturellen Ordnungen und Orientierungen nicht nur miteinander, sondern auch mit disziplinärem Wissen in Beziehung zu setzen, oder aber angesichts diagnostizierter Komplexität die grundsätzliche Tauglichkeit der Begriffe und Instrumente zu problematisieren. Dass dieser Mangel dem vielbemühten Schock der Ereignisse vom 11. September geschuldet war, kann angesichts der deutlichen Worte, die Silke Göttsch (Kiel) in ihrer Eröffnung zu der unvorhersehbaren Brisanz des Themas fand, kaum in Betracht gezogen werden.

Dabei hatte alles so vielversprechend angefangen: Gottfried Korff (Tübingen) entrollte in seinem Eröffnungsvortrag mit dem bei Walter Serner geliehenen Titel ‚Über Denkmäler, Weiber und Laternen' vier Jenaer Schlagbilder, in denen die gesellschaftliche Produktion von Ordnungen und die starke Rolle der Kulturwissenschaften sichtbar wurden. Er stellte dabei ein ubiquitäres kulturwissenschaftliches Denken in Ordnungsparadigmen in konkreten und mit – dem Anlass entsprechend – hilfreichem Lokalkolorit versehenen Exempeln zur Diskussion: mit Fichte, Haeckel, Naumann und Niethammer zeigte Korff Stationen der Wissensarbeit am kulturalistischen Paradigma auf – ein Paradigma, dem zufolge Individuen wie auch natürlich

begründete Gesellschaften, vitalistische Fachkonzepte (als kulturelle Begründung gesellschaftlicher Ordnungen) wie auch der ‚unheimliche' (Niethammer) Ordnungsstempel Identität argumentiert wurden. Sich so auf das ‚kleine Format' als eine der Stärken der Disziplin besinnend, hatte der Eröffnungsvortrag gleichzeitig Volkskunde/Europäische Ethnologie als eine aus europäischer Denktradition entwickelte Kulturwissenschaft positioniert.

Aus ganz anderer Warte plädierte Regina Bendix (Göttingen) in ihrem impressionenreichen Vortrag ‚Zwischenwelten' für eine Reflexion ethnologischen Ordnungswissens. ‚Übersetzen als (trans-)kulturelle Praxis' verstanden, verlange nach der Thematisierung der Transferleistungen der kulturellen Übersetzerinnen und Übersetzer, der alltäglichen wie auch besonders der professionellen. Diese waren auch ein Anliegen Brigitta Skarin Frykmans (Göteborg), die unter dem Titel ‚Ethnological knowledge' den durch Beispiele aus Forschungen zur historischen Popularkultur plastisch gemachten Zusammenhängen von Macht, Wissen und Moral nachging, um schließlich Fragen nach Art und Ausstattung eines künftig notwendigen kulturellen Wissens zu formulieren, ohne freilich die Antworten vorwegzunehmen.

Argumentierten also der Eröffnungsvortrag und die Plenarvorträge des ersten Tages gewissermaßen noch aus dem Fach heraus und in dieses hinein, so brachten die kommenden Tage fast durchwegs Beiträge, die einerseits von großer Distanz zu den Kernfragen des Kongressthemas geprägt waren und andererseits einer gewissen Hermetik nicht entbehrten. Was etwa Andreas Schmidt (Kiel) mit seinem Versuch, Heimweh und Heimkehr als analytische Kategorien einer komplexer gewordenen Moderne wieder zu gewinnen, bezwecken wollte, blieb letztlich genauso unklar wie Vassos Argyrous (Hull) um seine empirische Basis gebrachter – theoretisch allerdings hochambitionierter – Versuch einer Präzisierung multipler Modernen. Und ‚so what?' wird sich vielleicht die eine oder der andere auch manchmal gefragt haben, als etwa Konrad Vanja (Berlin) in seinem mit ‚Konstruktionen – Rekonstruktionen – Dekonstruktionen' überschriebenen Vortrag die konzeptionellen (vielleicht wenig überraschenden) updates im Berliner ‚Museum Europäischer Kulturen' zur Diskussion stellte oder die unter ‚Mindscapes: the cultural biography of landscape in a complex world' firmierende Präsentation Gerard Rooijakkers (Amsterdam) trotz kreativ angegangenem, aber vielleicht doch überschätztem Material sowohl aktuelle Bezüge als auch die Verbindung mit Wissen und Vergangenheit des Faches vermissen ließ.

Doch auch die fachhistorischen Mementos Wolfgang Brückners (Würzburg) zu ‚Überlieferte[n] Ordnungen' blieben ohne Resonanz, obwohl sie

die volkskundliche Binnensicht zu einigen von Gottfried Korff am Eröffnungsabend entwickelten Gedanken lieferten und so eine sinnvolle Klammer hätten ergeben können. Der Schlussvortrag Harm-Peer Zimmermanns (Marburg) ‚Unordnung, ja Chaos' indes war, wie immer trefflich formuliert und von großer intimer Kennerschaft zeugend, schlicht am falschen Programmplatz gelandet – wenn auch eine manierierte Miniatur jenes Format gewesen ist, dem diesem nach Orientierung ringenden Kongress am wenigsten gemangelt hat.

Wenn in den vergangenen Jahren viel von den (nicht aufzugebenden) Kernkompetenzen des Faches die Rede war, dann ist bei einem dermaßen klassischen Kongressthema, das aber zugleich die gesamte Brisanz der Gegenwart in sich birgt, die Frage nach deren Verbleib wohl angemessen. Die alten Felder (warum bei Ordnung/Orientierung so gar nichts zu ‚Brauch und Sitte'?) sind inzwischen, wie die Vorträge in den Sektionen gezeigt haben, offensichtlich weitgehend unbestellt. Eine Ausnahme bilden die Forschungen zur materiellen Kultur mit innovativen Vorträgen von Ulrike Langbein (München), ‚Geerbte Dinge', und Gudrun König (Tübingen) über die Sachuniversarien der frühen Warengesellschaft etwa. Daneben scheinen die derzeitigen Stärken einer Europäischen Ethnologie – als einer behutsam in den Nischen des Gesellschaftsganzen die kulturellen Fäden sortierenden Disziplin – mehr auf der Analyse von Alltagslogiken, Transformationsprozessen und (irritierten) Identitäten zu liegen: die Beiträge von Brigitta Schmidt-Lauber (Hamburg) ‚Orte der Gemütlichkeit', von Kirsten Salein (Frankfurt/Main) über Zeitordnungen in Osteuropa oder Franziska Becker (Berlin) über russisch-jüdische Selbstbilder wären hier exemplarisch zu nennen. Bewährt haben sich auch die neu eingeführten Forschungssektionen, in denen laufende Projekte vorgestellt und diskutiert wurden: aus Österreich etwa von Johann Verhovsek (Graz) ein an der Universität Graz angesiedeltes interdisziplinäres (und an Pierre Bourdieus ‚Elend der Welt' angelehntes) Forschungsvorhaben zu den ‚Kulturellen Dimensionen von sozialem Leiden'.

Um ‚Das Schöne in der Ordnung' schweifte schließlich der öffentliche Abendvortrag von Christel Köhle-Hezinger (Jena), die mit ihrem Team dafür sorgte, dass der Kongress in schöner Ordnung verlief und in organisatorischer Hinsicht – bis hin zu den Exkursionen am Freitag – nichts zu wünschen übrig ließ. Unbehagen äußerten allerdings zahlreiche Kongressteilnehmerinnen und -teilnehmer an der zumal im Plenum schwindenden Diskussionskultur. War nämlich in den Sektionen die Bereitschaft zur Nachfrage, zu Anmerkungen und dann und wann auch zu grundsätzlicher Kritik noch vorhanden, so vermisste man bei den Plenarvorträgen jegliche weiterführende Debatte.

Damit stand zwangsläufig – einmal mehr – die Frage nach Neuerungen in der Kongressstruktur zur Diskussion. Den monierten Defiziten soll durch stärkere Moderation in den offenen Sektionen, durch deutlichere Profilierung der Forschungssektionen und durch die ergänzende Einführung organisierter Panels begegnet werden. Die da und dort zu hörenden Zweifel, ob angesichts der unterschiedlichen Entwicklungen, die das Fach in jüngerer Vergangenheit genommen hat, eine sinnvolle Auseinandersetzung mit Begriffen, Positionen und Zugängen überhaupt noch möglich sei, rechtfertigen freilich die Aufgabe des Kongresses als offene und integrierende Plattform noch lange nicht. In diesem Sinne ist auch eine Einladung zu sehen, die Wolfgang Kaschuba im Namen des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin für 2003 nach Berlin ausgesprochen hat.

Bernhard Tschofen

Museum und Neue Medien

13. Österreichischer Museumstag in Linz/OÖ vom 4. bis 6. Oktober 2001

Die Themenwahl für den 13. Österreichischen Museumstag war wohl nicht nur durch die Aktualität der Diskussionen über den Einsatz neuer Medien in den Museen bestimmt, sondern auch durch die Tatsache, daß der Tagungsort Linz mit dem Ars Electronica Center über eine kompetente museale Einrichtung zu diesem Themenkomplex verfügt. Während die neuen Medien in den klassischen Museen ihre Anwendungsbereiche hauptsächlich in der digitalen Erfassung und Archivierung musealer Sammlungsbestände, im Einsatz digitaler Medien für die Vermittlung und Präsentation von Ausstellungsinhalten sowie dem eigenen Internetauftritt sehen, ist im Ars Electronica Center das Medium selbst die Botschaft, und zwar mit einem Spektrum vom Arbeitsinstrument bis zum Kunstobjekt.

Das Programm des Haupttages, der erstmals in Workshops gegliedert war, die einen praxisorientierten Zugang zu den einzelnen Programmgruppen ermöglichten, war von Vorträgen im Plenum flankiert. Die beiden Eröffnungsbeiträge gerieten dabei nicht sehr überzeugend. Im Fall des Philosophen und Wissenschaftstheoretikers Gerhard Fröhlich lag dies weniger am Inhalt des Dargebotenen als an rhetorischen Mängeln. Dem routiniert vortragenden Vertreter der Wirtschaft aus dem Computerbereich, Franz Janda, gelang es hingegen nicht, die inhaltliche Brücke vom IT-Business zur potentiellen Marketing-Anwendung im Museumsbereich zu schlagen.

Interessant und nützlich hingegen waren die Ausführungen der neuen Generaldirektorin der Österreichischen Nationalbibliothek, Johanna Rachinger, und ihres Mitarbeiters Alfred Schmidt, die den abschließenden Plenarvortrag bestritten. Sie versuchten die Bedeutung und Aufgaben der ÖNB als Dienstleistungsort in der Informationsgesellschaft klarzumachen, die keinen Widerspruch zum alten Auftrag darstellen, aber dazu neue Herausforderungen durch die Identifizierung und Erfassung elektronischer Publikationen mit sich bringen. Drei Archivierungsstrategien sind dabei international im Gespräch: Die Konversion, das heißt die regelmäßige Überspielung elektronischer Daten auf das jeweils neueste System, die Emulation, das heißt die Simulation einer veralteten Hard- und Software auf einem zeitgemäßen System oder das Computermuseum, die Archivierung veralteter Hard- und Software. Durch sogenannte Web-Snapshots, deren Periodizität noch zu bestimmen sein wird, sollen zukünftig Web-Roboter in regelmäßigen Abständen alles erfassen, was unter der Domain at im Internet zu finden ist.

Die Frage der Sinnhaftigkeit der möglichst umfassenden Archivierung digitaler Medien und elektronischer Publikationen läßt sich dabei durchaus mit der Frage der Sammlung von Relikten der industriell gefertigten Massenproduktion dreidimensionaler Objekte in kulturhistorischen Museen vergleichen. Objekt- wie Datenmengen vermehren sich explosionsartig und stellen die Archive vor unlösbare Aufgaben. Doch soll wirklich alles bewahrt werden, was der menschliche Geist hervorbringt? Kulturelles Handeln ist per se auf Vergänglichkeit angelegt, und was an kreativen Produkten überdauern soll, bedarf eben doch wieder eines Filters, der allerdings nur ein subjektiver sein kann.

Die Struktur der Seminarform bewährte sich am zweiten, dem inhaltlich dichtesten Tag der gesamten Veranstaltung. Am Beispiel der graphischen Sammlung und jener des Biologiezentrums des OÖ. Landesmuseums wurden in zwei getrennten Workshops die Vorteile und Probleme der digitalen Inventarisierung diskutiert. In vier Kurzbeiträgen versuchte man im Ars Electronica Center eine Lanze für den Einsatz neuer Medien in der Präsentation und Vermittlung musealer Inhalte zu brechen. Der Geschäftsführer des AEC, Gerfried Stocker, plädierte für einen entspannten Umgang mit den Medien, ohne deren Bedeutung in Konkurrenz zu den realen Museumsobjekten zu setzen. Doch die Mischung von Kultur und Konsum, die neue Ästhetik der virtuellen Welten und der Typ des mediengewohnten Erlebniskonsumenten erforderten neue Vermittlungsstrategien. Die veränderten Sehgewohnheiten könne man sich im Museum zunutze machen und Zusammenhänge mit Hilfe digitaler Medien in völlig neuartiger Weise darstellen, die den klassischen Erklärungshilfen überlegen seien.

Beispiele dafür zeigte der Ausstellungsmacher und Szenograf Hans Hoffer, der einer heterogenen Inszenierungskunst das Wort redete, die seiner Meinung nach zu einer intensiveren Interaktion zwischen der Phantasie des Ausstellungsmachers und jener des Besuchers führe. Der vom Theater kommende Hoffer plädierte für eine Dramaturgie der gezielten Wirkungen durch die neuen technischen Möglichkeiten digitaler Medien und brachte Beispiele aus der Landesausstellung 2000 in Wels zum Thema ‚Zeit', aus der poetischen Installation ‚Die Spur des Einhorns' in Friesach und aus einer neuen Arbeit zur Baugeschichte des Stiftes Melk, in der etwa die Grundrisse des Stiftsbaues mit jenem des Stiftsgartens medial in Beziehung gesetzt werden, wie es mit Hilfe anderer Darstellungsformen nicht so rasch und überzeugend möglich wäre. Der mit Hoffer öfter zusammenarbeitende Horst Hörtner vom Ars Electronica Futurelab vertiefte diese Beispiele von Konzeptionen und Inszenierungen von Botschaften und ergänzte sie durch einige weitere, etwa durch das Projekt ‚Steine erzählen' für ein Altersheim oder die Anwendung des ‚Art Analyser' mit Hilfe dessen der Besucher durch die Auswahl eines Bildes und dessen Analyse durch mediale Hilfe auf spielerische Art Kunst erfahren kann.

Schließlich berichtete Andrea Kühbacher vom Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum über ihre Erfahrungen mit der Erstellung von Audioguides. Diese Hörführer folgen selbstredend anderen Gesetzen als zu lesende Ausstellungstexte, sind eine gute Alternative zur interaktiven Begleitung von Einzelbesuchern, können aber keinesfalls gute persönliche Betreuung und Führungen, vor allem von Gruppen, ersetzen. Klar wurde in dieser Sektion jedenfalls, daß der Medieneinsatz in Museen nur dann Sinn macht, wenn er nicht dazu dient, das originale Objekt zu ersetzen, sondern dazu, tiefer in die Botschaften von Objekten einzudringen, Geschichten über sie zu erzählen und Spannungsbögen zu erzeugen.

Die Nachmittags-Sektionen dienten einerseits der Information über die Internetpräsenz von Museen und Homepagegestaltung am Beispiel der preisgekrönten Homepage zur Ausstellung ‚Bhutan – Festung der Götter' des Völkerkundemuseums Wien aus dem Jahr 2000 und der Homepage der Landesgalerie am OÖ Landesmuseum und andererseits zwei Berichten über internationale Kommunikation und fachspezifische Vernetzungen via Internet. Über Zugang und Nutzen des Internets am Beispiel von ‚Tonga.Online' sprachen mehrere Mitarbeiter dieses Netzprojekts. Es wird im Rahmen der derzeit am Schloßmuseum in Linz laufenden Ausstellung ‚Spuren des Regenbogens – Leben im südlichen Afrika' präsentiert, ist aber ein von der Ausstellung unabhängiges Kommunikations- und Medienprojekt im Rahmen österreichisch-afrikanischer Entwicklungszusammenarbeit.

Die Berichterstatterin und Elisabeth Egger sprachen im Anschluß daran über europäische Kulturvernetzung und präsentierten ein EU-Projekt über europäische Textilstraßen, welches vom Österreichischen Museum für Volkskunde mitentwickelt wurde und im Sommer 2001 zu einem vorläufigen Ergebnis gebracht werden konnte (siehe den Abschlußbericht auf den folgenden Seiten).

Die Anwesenheit vieler Museumskollegen und -kolleginnen aus ganz Österreich wurde wie immer auch dazu benützt, andere Veranstaltungen rund um den Museumstag zu gruppieren. Das Österreichische Nationalkomitee von ICOM und der Österreichische Museumsbund hielten ihre Jahresversammlungen ab. ICOM-Österreich hatte ebenfalls einen Referenten geladen, der das Tagungsthema aus der Perspektive der Kommunikationsmuseen in Deutschland anging. Hartwig Lüdtke, Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bonn, ist ebenfalls der Meinung, daß Museen durchaus ein Stück Medienkompetenz vermitteln sollen und können, doch sie brauchen deswegen noch keine Internetcafés zu werden und sollen ihre Kernkompetenz, nämlich die Vermittlung von authentischer Kunst und Kultur, dabei nicht aus den Augen verlieren.

Im Anschluß an den Museumstag versammelten Peter Assmann und seine Mitarbeiterin in der volkskundlichen Abteilung des OÖ Landesmuseums, Andrea Euler, noch einige Kolleginnen und Kollegen zu einer eineinhalbtägigen Gesprächsrunde, um das vom Landesmuseum gemeinsam mit dem Institut für Volkskultur in Linz lancierte Projekt ‚Alltagskultur nach 1945' voranzubringen. In Zusammenarbeit verschiedener Institutionen in ganz Österreich (Museen, Universitätsinstitute, kulturelle Einrichtungen) wollen die Initiatoren ein österreichweites Projekt zur Erforschung der Alltagskultur nach dem Zweiten Weltkrieg ins Leben rufen, welches 2005 in ein Netz von Ausstellungen und Publikationen münden soll. Vorläufig sind die Vorstellungen dafür noch vage, es existiert noch keine stringente Struktur, kein theoretischer Ansatz, um aus dem allgemeinen und breiten Thema eine sinnvolle konkrete Fragestellung und endgültige Projektidee zu formulieren. Im Jänner 2002 will man sich in Wien am Österreichischen Museum für Volkskunde für ein weiteres Gespräch in dieser Angelegenheit zusammenfinden.

Margot Schindler

Auf den Spuren textiler Kultur in Europa

Abschlußbericht zum EU-Projekt ‚Europäische Textilstraßen'

Europäische Kulturrouten, als Integrationsfaktor für den zusammenwachsenden Kontinent, sind seit längerem im Gespräch. Sie sollen europäisches Kulturerbe erschließen und bekanntmachen und nebenbei kulturtouristische und wirtschaftspolitische Synergieeffekte bewirken. Das Europäische Textilnetzwerk (ETN) mit Sitz in Hannover hat eine solche Route auf dem Sektor Textilkultur initiiert. Die Ergebnisse des von der Europäischen Union im Rahmen der DGX/Raphael '99 geförderten Projekts liegen seit kurzem vor: eine Broschüre + CD-Rom in den Sprachen deutsch, englisch, französisch, welche die gesamte Textilroute durch vorläufig neun europäische Länder (Belgien, Deutschland, England, Finnland, Italien, Österreich, Portugal, Rußland, Slowenien) und fünf thematische Bereiche (Baudenkmäler, Textilveranstaltungen, Sammlungen und textiles Erbe, Textilproduktion, Bildung und Forschung) erläutert, je ein Faltblatt für die Stationen der einzelnen teilnehmenden Länder und eine Website unter www.ETN-net.org/routes.

Wer im textilen Bereich nach Fachinformationen und -kontakten sucht, findet unter dieser Adresse 209 einschlägige Institutionen wie Museen mit textilen Sammlungsschwerpunkten, textiltechnologische oder künstlerisch-kreativ orientierte Ausbildungsinstitutionen, Textilproduzenten und/oder -vermarkter mit herausragenden qualitätsorientierten oder regionalspezifischen Produkten und Betreiber museal umgenutzter Textilindustrie-Denkmäler. Wer vorhat, sich kulturtouristisch auf den Weg zu begeben, wird zusätzlich mit hunderten nützlichen Links zu den Websites von Kultur- und Tourismusinformationsdiensten versorgt.

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien war Partner dieses EU-Projekts und fungierte als Kontaktstelle für die 19 österreichischen Teilnehmer. Österreich bewahrt ein reiches textilkulturelles Erbe mit unterschiedlicher Gewichtung im ganzen Land. Dem Schwerpunkt des Textilrouten-Gesamtprojekts entsprechend, enthält die österreichische Route vor allem Empfehlungen zu den Themen ‚Textildenkmäler' und ‚Textiles Erbe', aber auch zu den Bereichen Produktion, Ausbildung und Veranstaltungen und verzeichnet insgesamt 40 thematische Aspekte.

Innerhalb der Wiener Route werden zwei Spaziergänge angeboten. Der eine führt durch die am Projekt teilnehmenden Institutionen: Kunsthistorisches Museum, Monturdepot; Museum für Völkerkunde; Österreichisches Theatermuseum, Kostümsammlung; Backhausen Interior Textiles, Archiv historischer Textilentwürfe der Wiener Werkstätten; Tostmann-Trachten,

Filiale Wien; Universität für Angewandte Kunst, Abteilung Kostümkunde; Höhere Bundeslehranstalt für Mode und Bekleidungstechnik sowie künstlerische Gestaltung; Technisches Museum Wien, Abteilung für handwerkliche und industrielle Produktionstechnik; Historisches Museum der Stadt Wien, Modesammlung Schloß Hetzendorf. Die zweite Wiener Route bietet einen Stadtspaziergang durch die textile Geschichte Wiens (zu buchen bei Dr. Marianne Schönenberg, Tel +431/710 61 56), unter anderem mit Blick auf die ‚Wollzeile', die ‚Tuchlauben', das ehemalige Textilviertel im unteren 1. Bezirk und in ein biedermeierliches Fachgeschäft für Stickerei, das sich dank der Qualität seiner Produkte und des Enthusiasmus' der Betreiber bis heute behauptet.

Im Osten Österreichs faßt die Route die sogenannte ‚Waldviertler Textilstraße' und die ‚Mühlviertler Weberstraße' ins Auge, in den westlichen Bundesländern werden Museen mit besonderen textilen Kollektionen angesteuert. Charakteristische nationale aber auch lokale Besonderheiten wie die Weitraer Zwirnknopferzeugung, das Klöppelspitzenzentrum in St. Gilgen oder ein Textilmusterarchiv im Dornbirner Stadtmuseum runden das derzeitige österreichische Angebot ab, das noch um viele weitere Stationen von höchstem textilkulturellem Interesse erweitert werden könnte.

Das Projekt wurde im Juli 1999 von der Europäischen Union unter Action III/1 (Transnational cooperation projects betwen institutions/operators to develop our heritage and make it more accessible) in der obersten Kategorie A mit einer Gesamtsumme von 50% und einem Förderbetrag von 150.000 Euro angenommen. Das heißt die Gesamtkosten des Projekts wurden mit 300.000 Euro präliminiert, die Hälfte zahlte Brüssel, die andere Hälfte brachten die Projektpartner auf, hauptsächlich in Form von Arbeitsleistung, aber nicht nur.

Die Kosten verteilten sich auf Administration und Personalkosten, Arbeitszeit für Forschung, Reisekosten für Forschung und Arbeitstreffen, und die Produktion der gedruckten und digitalen Resultate. Der vorgesehene Arbeitsaufwand wurde allerdings bei der Planung ziemlich unterschätzt, und auch jener der Kosten für die Übersetzung sämtlicher Materialien in alle drei Arbeitssprachen. Die Hauptlast dabei trugen die Projektkoordinatoren in Hannover. Dort liefen auch die Fäden der Kommunikation zusammen, keine leichte Aufgabe bei zehn über ganz Europa verteilten Projektpartnern mit unterschiedlichen institutionellen wie personellen Voraussetzungen.

Die Projektdauer für die Pilotphase war mit drei Jahren (1999–2001) angesetzt. Ab sofort ist das Netzwerk auch für neue Partner offen, bzw. es steht oder fällt in weiterer Folge damit, ob es gelingt, weitere Teilnehmer zu gewinnen. Denn erstens lebt das Ganze nur durch eine ständige Pflege und Aktualisierung der Daten und eine weitere Verdichtung der Informationen

durch das Hinzukommen neuer Stationen. Aber vor allem muß sich die Sache ab nun auch selbst finanzieren und das kann nur dann funktionieren, wenn neue Partner auch bereit sind, sich an den Kosten zu beteiligen.

Während der dreijährigen Laufzeit des Projekts fanden drei Arbeitstreffen statt: das erste im Juni 1999 in St. Petersburg, wo sich die Teilnehmer persönlich kennenlernten und die Struktur des Projekts entworfen wurde (vgl. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 102/LIII, Wien 1999, S. 391–399). Beim zweiten Treffen im März 2000 in Krefeld wurden Form und Inhalt der Textilroute abgestimmt und die Recherchephase eingeleitet (vgl. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 103/LIV, Wien 2000, S. 215–218). Im März 2001 traf man sich am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien, um die Ergebnisse vorzulegen und Ergänzungen oder Korrekturen anbringen zu können. Seit September 2001 sind die Textilrouten im Internet unter obenstehender Adresse abrufbar.

Resumee: Persönlich läßt sich das Projekt für die Teilnehmer zweifellos als Gewinn verbuchen. Doch der Aufwand war in jeder Hinsicht hoch, und ob sich längerfristig auch für die beteiligten Museen ein Gewinn in Form von höherem Bekanntheitsgrad und mehr Besuchern abzeichnen wird, bleibt vorläufig offen.

Nähere Informationen zum Projekt: ETN-Sekretariat, P.O.Box 5944, D-30059 Hannover, Deutschland; Tel: +49-511/817006; Fax: /813108; e-mail: ETN@ETN-net.org; http://www.ETN-net.org.

Bestellung der Dokumentationsbroschüre + CD-Rom (Euro 5,-/ATS 68,80): Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudongasse 15–19, A–1080 Wien, Tel. +43/1/406 89 05, Fax +431/408 53 42, e-mail: office@volkskundemuseum.at, http://www.volkskundemuseum.at.

Margot Schindler

„Erlebniswelt Volkskultur"

23. Österreichische Volkskundetagung in Spittal/Drau

Die in dreijährigem Rhythmus vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde gemeinsam mit dem Verein für Volkskunde veranstaltete Österreichische Volkskundetagung fand diesmal vom 12.–15. Juni 2001 in Spittal/Drau statt. Als Thema war, angeregt von der Diskussion um die „Erlebnisgesellschaft" und angesichts der allseits boomenden Eventkultur, „Erlebniswelt Volkskultur" vorgeschlagen und gewählt worden, wobei eine rege aktive Teilnahme erwartet wurde. Diese Erwartung erfüllte sich zwar hinsichtlich der beinahe hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer (darunter

viele Studierende), nicht jedoch, was die Vortragsanmeldungen betrifft, deren Zahl sich in Grenzen hielt (was allerdings, durchaus positiv, zu längeren Vortrags- und Diskussionszeiten führte). Ort der insgesamt elf Referate war das Renaissanceschloß Porcia, u.a. Heimstätte des Museums für Volkskultur, dessen Direktor Hartmut Prasch die Einladung nach Kärnten ausgesprochen und die örtliche Organisation übernommen hatte. Ihm ist für den klaglosen Ablauf der gesamten Tagung einschließlich der Exkursion und der beiden Empfänge (des Museums sowie der Kärntner Landesregierung) zu danken; Dank gebührt auch den Institutionen, die durch Subventionen die Veranstaltung überhaupt erst ermöglichten (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur; Land Kärnten; Stadtgemeinde Spittal/Drau).

Die nachmittägliche Stadtführung am Anreisetag ging nahezu nahtlos über in die Eröffnung, die Editha Hörandner (als Vorsitzende des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde) und Hartmut Prasch als Hausherr und Kulturreferent der Stadtgemeinde Spittal/Drau vornahmen. Den Eröffnungsvortrag „Die Möglichkeiten der Volkskunde, am gesellschaftlichen Diskurs teilzuhaben (mit Beispielen aus den Niederlanden)" hielt anschließend Peter Meurkens, Nijmegen. Er führte aus, daß noch vor einigen Jahrzehnten die niederländischen Ethnologen im Elfenbeinturm saßen und hauptsächlich damit beschäftigt waren, Daten zu sammeln; auf gesellschaftliche Anteilnahme an ihren Forschungen reagierten sie eher verhalten und reserviert. In der Folge schilderte der Referent, wie und warum die Volkskunde, einst von bösen Zungen als „St. Nikolauskunde" bezeichnet, mittlerweile Subjekt täglicher Praxis in Unterricht, Kultur, Politik und Tourismus geworden ist und sich inmitten eines lebendigen gesellschaftlichen Diskurses wiederfindet. Begonnen hat diese Entwicklung mit einer Aufwertung der „regionalen Musik"; es wurde wichtig, in der eigenen Sprache zu singen. Daß es in den Niederlanden eigentlich diese typisch regionale Musik nicht gab und die Nachbarn (vor allem Deutschland) als Vorbild herhalten mußten, tat dem Ganzen keinen Abbruch. Im Gegenteil: eine „ethnographic wave" schwappte förmlich über Film, Theater und Belletristik. Meurkens sprach von einem „ethnological turn" in der Literatur und brachte Beispiele, wie die Grenzen zwischen ihr und der Ethnologie zusehends verwischt werden: die Romane der Autorin Hella Haasse, in denen sie sich als Ethnologin betätigt, werden wie wissenschaftliche Publikationen der Volkskunde rezensiert (z. B. „Fenrir – Een lang weekend in de Ardennen"), die Hauptfigur in Cees Nootebooms Buch „Allerseelen" ist Ethnologe... Bei J. J Voskuil liegt der Fall umgekehrt: der studierte Ethnologe wurde zum Literaten und landete mit seinem siebenteiligen Roman „Het bureau", der von 1996 bis 2000 erschien und insgesamt über 5000 Seiten umfaßt, einen Bestseller. Da

„Das Büro" ein volkskundliches Institut ist und der Autor dessen in internationale Vorhaben der Europäischen Ethnologie eingebundener Leiter war, bewirkt die Lektüre der Bände (die bisher nur in niederländischer Sprache erschienen sind) einen höheren Bekanntheitsgrad „volkskundlichen Tuns" (während mit der deutlich herauslesbaren Kritik an einer veralteten Volkskunde primär wohl nur Insider etwas anzufangen wissen). Der Vortragende vergaß allerdings nicht, auf mögliche Probleme zu verweisen: daß diese angesichts der Euphorie fürs „Ethnologische" durchaus positive Entwicklung des Ansehens unseres Faches in den Niederlanden unter Umständen die Gefahr einer übergroßen Popularisierung mit sich bringe; sie – die Volkskunde – könne letztendlich auch an zu großem Erfolg scheitern.

Der erste Tag endete mit dem Erlebnis von Spittaler Gastfreundschaft, der zweite begann mit „Die Konstruktion der Erlebnisgesellschaft. Eine Revision", welche Christoph Köck, München, vornahm. Er machte sich auf die Suche nach den Verbindungen zwischen der wissenschaftlichen und einer ökonomischen bzw. kommerziellen Alltagsbeschreibung am Beispiel von aktuellen kulturellen Phänomenen, denen das Erlebnisetikett anhaftet. Ausgehend von einem kurzen theoretischen Rückblick auf die Innovation des Begriffes der „Erlebnisgesellschaft", den Köck in seiner bereits 1990 erschienenen Dissertation einführte, der aber erst durch Gerhard Schulzes Publikation 1992 zum kulturwissenschaftlichen begrifflichen „Schwergewicht" wurde, spannte er den Bogen zum Erleben des Lebenslaufes – von der pränatalen Phase bis zum bewußten Sterben im Hospiz – und demonstrierte eindrucksvoll, wie sich das „Erlebnis" in jedem Winkel unseres Daseins eingenistet hat. Natürlich ist auch die Arbeitswelt nicht ungeschoren davongekommen, sie wurde längst mit der Erlebniswelt verwoben – verwiesen sei hier nur auf die Wandlung des „idealtypischen Dienstnehmers" vom ruhigen, fleißigen und zielstrebigen Sachbearbeiter, der Stütze des deutschen Wirtschaftswunders, zum flexiblen, kreativen Power-Menschen, der survivalcampgeschult alles lässig aber fest im Griff hat. Während Schulze die Erlebnisgesellschaft als Endstation sieht, in der wir uns mit den Erlebnissen arrangieren sollen, fragt Köck jedoch nach Auswegen aus der Kulissenrealität der Erlebniswelten. Dazu wagte er sich ins Feld und beobachtete teilnehmend im neuen Alpin-Center Bottrop im Ruhrgebiet und in El Arenal auf Mallorca, wobei er feststellte, daß es gar nicht so sehr die Inhalte sind, die die Menschen anlocken, sondern die Inszenierung und Interpretation der Wirklichkeit. Eine Schlüsselposition nimmt dabei die Sprache ein: mit Hilfe der Etikettierung alltäglicher Formen versuchen wir, uns durchs Leben zu navigieren, die Berge der Langeweile ängstlich umschiffend. An dieser Stelle fügte Köck nun das missing link ein: die Aufgabe der Kulturwissenschaften sei es schließlich, die Formen unseres Zusammen-

lebens zu dokumentieren und zu deuten; diese Ergebnisse nütze nun die Erlebnisindustrie als Richtlinien für ihre weitere Produktion. Die Volkskundler werden also gewissermaßen zu den Drehbuchautoren der von ihnen zu erforschenden Volkskultur – womit der Kreis nicht nur geschlossen ist, sondern sich die Katze auch noch in den Schwanz beißt.

Es folgte das Referat von Brigitte Emmrich, Dresden, über „Und am Himmelfahrtstag zum Heiratsmarkt ... Zur 'Erlebniswelt Volkskultur' im Spiegel der sächsischen Presse." Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde hatte seit Jahresbeginn 1999 volkskundlich bzw. ethnologisch relevante sächsische Presseerzeugnisse gesammelt. Eine erste Auswertung des Materials fand bereits nach zwei Jahren statt; fokussiert wurde der Bereich der in Sachsen üblichen Bräuche und Feste im Jahreslauf. Auf dieser Basis zeichnete Emmrich die aktuelle Brauchlandschaft Sachsens nach und zeigte anhand einer breiten Palette von Beispielen die Integration der Volksin die Erlebniskultur auf. Im Feld – oder vielmehr am Heiratsmarkt in Seußlitz (etwa 30 km nordwestlich von Dresden) – stellte sie fest, daß sich dieser Brauch, der in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg hauptsächlich dem gegenseitigen Kennenlernen der bäuerlichen Jugend gedient hatte, mittlerweile zu einer Unterhaltungsshow mit rein ökonomischer Zielsetzung gewandelt hat, bei der gar nicht erst versucht wird, dem Besucher mehr als Feststimmung zu vermitteln. Diese Tendenz ist generell festzustellen; Feste werden mit oberflächlichen Showeffekten angereichert und die Bräuche wandeln sich zu Veranstaltungen mit volkskulturellem Touch, wie Emmrich formulierte. Als Folge dessen ist eine zunehmende Vereinheitlichung zu beobachten; die Kulisse der immer gleichen „Fress-, Sauf- und Glücksbuden" nivelliert lokale Eigenheiten. Wie der Heiratsmarkt, so sind auch fast alle anderen traditionellen Bräuche und Feste, so sie überhaupt noch existieren, funktionslos geworden und dienen als Hülle für Events, bei denen kaum noch jemand weiß, was eigentlich gefeiert wird. Ausnahmen gibt es wenige, meist handelt es sich dabei um neue Bräuche wie beispielsweise den seit der Wende begangenen „Last School Day". Ernstgemeinte Bildungsangebote sind eigentlich nur in Museen oder musealen Präsentationen vorzufinden, bei denen sich der kommerzielle Aspekt meist auf den obligaten Museumsshop beschränkt.

„Erlebnis unter freiem Himmel. Wieviel Erlebnis erträgt ein Freilichtmuseum?" fragte sodann Monika Gaurek, Großgmain. Daraus ergaben sich weitere Detailfragen: Ein Freilichtmuseum birgt Erlebnispotential wie kaum ein anderes Museum, doch wie läßt es sich nützen, ohne in einen „Gute-Alte-Zeit-Erlebnispark" abzugleiten? Ist es überhaupt möglich, den Bildungsanspruch der wissenschaftlichen Institution Museum mit dem Erlebnisanspruch der (meisten) Besucher zu verbinden? In ihrem Vortrag gelang

Monika Gaurek jedenfalls der Spagat zwischen praxisbezogener musealer Arbeit und einer wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung. Angelpunkt der Diskussion ist der Ganzheitsanspruch der Freilichtmuseen, der eine Informationsaufnahme über Sensualität und Emotionalität ermöglicht, was nicht unwesentlich zur Beliebtheit dieses Museumstyps beim Publikum beiträgt. Der Wermutstropfen ist allerdings ein erheblicher, denn genau diese ganzheitliche Darstellung der Objekte leistet einem verkürzten Bild vergangener Alltage Vorschub: Es ist ein musealer Mikrokosmos, der sich dem Besucher präsentiert; physische und psychische Aspekte, die schließlich einen ganz wesentlichen Teil jedes menschlichen Daseins ausmachen, bleiben ausgeblendet. Will ein Freilichtmuseum auch geschichtlich einen ganzheitlichen Anspruch erfüllen und den sich allzu leicht verklärenden „Blick zurück" objektivieren, müssen die fehlenden Aspekte durch Zusatzinformationen ergänzt werden. Hier stellt sich nun das Problem der Besuchermotivation: Viele Menschen kommen nicht aus Bildungshunger, sondern um sich zu entspannen, Abstand von der Hektik des Alltags zu gewinnen und in die heile Welt von gestern einzutauchen. Es ist nun Aufgabe der Museumspädagogik, die von den Besuchern mitgebrachte gute Stimmung sinnvoll zu nützen und einen Prozess kreativer Auseinandersetzung in Gang zu bringen. Video- oder Diaschauen können als fixe Ergänzungen dienen, Vorträge, Sonderausstellungen und vor allem konkrete Vorführungen im Rahmen von Aktionstagen setzen thematische Schwerpunkte und sind ein probates Mittel, neue Besucherschichten ins Museum zu holen. Welche Mittel man auch immer einsetzt, sie sollten sich in das Museumskonzept einfügen und den Grad der Inszeniertheit für den interessierten Besucher erkennbar lassen. Nur mit Phantasie, Kreativität und Fingerspitzengefühl ist es möglich, Bildungsbarrieren abzubauen und einem breiten Publikum sinnvolles Erleben der Freizeit zu ermöglichen, ohne die wissenschaftlichen Ansprüche eines Museums über Bord zu werfen.

Den Vortragsreigen des Nachmittags eröffnete Siegfried Kogler, Villach, mit „Brauch und neue Medien. Ein Kärntner Projekt." Mit dem Ziel, eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Erwachsenenbildung zu schaffen und die institutionelle Zusammenarbeit zu verstärken, wurde das Projekt des Kärntner Kulturatlas ins Leben gerufen. Das (vorläufige) Endprodukt, eine CD-ROM, wurde den Tagungsteilnehmern vorgestellt. Der Erstellung der CD vorangegangen war eine Befragungsaktion, bei der an sämtliche Gemeinden Kärntens sowie an alle evangelischen und römisch-katholischen Pfarren Fragebögen ausgesandt wurden (der Rücklauf bei den Gemeinden betrug 100%, bei den Pfarren etwa 80%). Mit den so erhaltenen Informationen wurde eine Datenbank erstellt, auf deren Grundlage die CD entstand, die Siegfried Kogler den Tagungsteilnehmern interaktiv präsentierte. Kogler

wollte hier jedoch keinesfalls den so häufig strapazierten Begriff der „neuen Medien" in den Mund nehmen – für ihn stellt diese Art der Informationsvermittlung lediglich eine Weiterentwicklung jahrhundertealter Kulturtechniken dar. Die CD bietet einen landesweiten Überblick über Feste und Bräuche und liefert Informationen über deren Ursprung, Ablauf und gegenwärtige Tendenzen. Übersichtskarten, Fotos und Kurzfilme ergänzen die schriftliche Darstellung. Die CD selbst ist ähnlich einem Wanderweg gestaltet, den Hintergrund bilden verschiedene Kärntner Landschaften, Wegweiser helfen dem Benützer ans Ziel bzw. an die gewünschte Information zu kommen und ein Reisebegleiter in Gestalt eines urigen Kärntners ist stets mit dabei. Den bekannten Vorteilen einer CD – geringer Platzbedarf, niedrige Herstellungskosten und innovative Gestaltungsmöglichkeiten – steht der Nachteil der Fragmentarisierung der Informationen und ein damit einhergehender Sinnverlust gegenüber, was durch die Organisation des Mediums in einzelnen Ebenen bedingt ist. Die in der anschließenden Diskussion von Kogler erbetene Kritik kam prompt, denn vielen (vor allem jungen) Volkskundlern war die Gestaltung der CD zu konservativ; mit einem „Musikantenstadeldesign" ließen sich wohl kaum junge Leute, die mit Tradition sonst nicht viel am Hut haben, anlocken. Der Forderung nach einer Positionierung im Internet hielt Kogler finanzielle Gründe entgegen; im Gegensatz zu einer Website könne man eine CD schließlich verkaufen. Dennoch: das Fernziel müßte sein, das Projekt ins Netz zu stellen. Mit einiger kaufmännischer Kreativität sollten dessen Vorteile, nämlich rasch, unkompliziert, aller Orten und vielleicht auch ganz zufällig etwas über die Kultur Kärntens zu erfahren, zu nützen sein.

Ähnlich gegenwartsbezogen war auch das Thema, das Nikola Langreiter, Wien, und Christian Stadelmann, Neulengbach, behandelten: „Vom Nutzen der Gletschermumie." Den mittlerweile unzähligen Nutzungen der mumifizierten Leiche eines Mannes aus dem Neolithikum fügten Langreiter & Stadelmann somit auch noch eine volkskundliche hinzu: In ihrem Referat analysierten sie die als „Ötzi" bekannt gewordene Eismumie als Brennpunkt regionaler Identitätssuche, frühgeschichtlicher und – natürlich! – wirtschaftlicher Interessen. Das von Beginn an ungewöhnlich große mediale Echo machte den Fund in kürzester Zeit zum Objekt der Begierde, vor allem der regionale Fremdenverkehr witterte die große Chance und (über)reagierte dementsprechend; vom Ötzidorf in Umhausen („Die Jungsteinzeit sehen, entdecken, berühren"), das krampfhaft versucht, dem Ötzi ein naturnahes und unkitschiges Image zu geben, und dem Archäologiepark auf der Südtiroler Seite („ArcheoParc Schnals mit Blickkontakt zur Fundstelle") über eine ganzheitliche gastronomische Nutzung bis hin zur unvermeidlichen T-Shirt-Kapperl-Schlüsselanhänger-Serie ist der Ötzi omnipräsent. Das

Gerangel zwischen Nord- und Südtirol um die Aufbewahrung (?) bzw. Beheimatung (?) des Mannes aus dem Eis sorgte für weiteren Nachschub in der Medienpräsenz und initiierte eine Pietätsdebatte. Schließlich wurde dem Fundort Rechnung getragen, der jenseits der österreichischen Grenze liegt, und eine Übergabe der Mumie an das Land Südtirol vereinbart. In dem aus diesem Anlaß errichteten Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen ist der Verstorbene nun seit 1998 zu besichtigen, wobei das Problem der Ethik an den Besucher delegiert wurde. Eine Recherche im Internet macht eines sicher: ein Besuch der Region, ohne Ötzi zu erleben, ist kaum noch möglich.[1]

Den öffentlichen Abendvortrag („Erlebniswelt Volkskultur!? Chancen, Risken, Potentiale"), der nach Meinung einer Zuhörerin „durch den Einsatz von multimedialen Mitteln selbst ein Erlebnis wurde", hatte Hartmut Prasch übernommen. Eingangs betonte er, daß sich – als Reaktion auf die veränderten Wertvorstellungen und Lebensorientierungen – der Versorgungskonsument der 1970er Jahre zum Erlebniskonsumenten der Gegenwart wandelte. Die Freizeitindustrie reagierte dementsprechend und Erlebniswelten unterschiedlichster Art schossen wie Pilze aus dem Boden, die allesamt zum Ziel haben, den Besucher aus dem von Streß, Langeweile und Vereinsamung gekennzeichneten Alltag in eine durchgestylte, multisensitiv angelegte künstliche Welt zu entführen. Hartmut Prasch explizierte an zwei Beispielen, den Themenkreisen Brauchtum und Museen, einerseits die Integration von Volkskultur in das Konzept der Erlebniswelten und andererseits die Möglichkeiten, die sich der Volkskultur in der gegenwärtigen erlebnisorientierten Gesellschaft bieten. Das Erlebnispotential von Brauchtum machen seine nicht permanente Verfügbarkeit, seine lokale Gebundenheit und, vor allem, seine menschlichen Handlungsträger aus. Dadurch bleibt stets ein gewisser Spielraum für Spontaneität und Individualität, Faktoren, die den Erlebniswert erheblich steigern. Im Gegensatz dazu fehlt diese Komponente (in der Regel) in den Museen; bei ihnen handelt es sich zumeist um berechenbare Inszenierungen lebloser Objekte, was den Spannungspegel deutlich absinken läßt. Als Gegenstrategien können interaktive Animationsprojekte, die den Besucher zum „Darsteller auf Zeit" werden lassen oder Praschs gedankliches Experiment eines „Museums der versteckten Objekte" gelten. Ebenso wie bei den Freizeit- und Erlebnisparks ist auch bei den Museen der Trend zur Themenzentrierung festzustellen. Eine klare inhaltliche Definition, die auf die Ressourcen des Standortes abgestimmt ist, garantiert Unverwechselbarkeit. Aufholbedarf ortete Prasch allerdings noch bei den vom englischen Experten Kenneth Hudson formulierten „3 C's": Atmosphäre, Besucherservice und Familienfreundlichkeit (charm, chairs, children). Diese Überlegungen zur Erlebniswelt Volkskultur seien modifi-

ziert auf alle volkskulturellen Bereiche übertragbar und die darin enthaltenen Chancen weit größer als die Risken.

Der folgende Fronleichnamstag war der Exkursion vorbehalten, die der „Bildungskette Nationalpark Nockberge" galt. Die Tagungsteilnehmer/innen legten, gestärkt vom vorabendlichen, mit Musik und Kabarett angereicherten Empfang des Landes Kärnten, eine theoretische Verschnaufpause ein und begaben sich, der Witterung trotzend, in die Natur und Kultur verbindende Erlebniswelt Nockalmstraße. Besucht wurden die Pfandlhütte mit der Tierschau „Im Reich der Murmeltiere", das Almwirtschaftsmuseum Zechneralm, das bäuerliche Heilbad Karlbad (das Erlebnis, in Lärchenholztrögen zu kuren, wurde uns aber vorenthalten), die Glockenhütte, in der neben Kulinarischem auch die dort installierte Tondiaschau konsumiert wurde und der Windebensee, ein geschütztes alpines Biotop.

Am Beginn des Abschlußtages stand der Vortrag von Hermann Steininger, Perchtoldsdorf: „Von der traditionellen zur modernen (Volks)Kultur (Beispiele aus Niederösterreich)", mit dem er den Versuch unternahm, sich der Formen der erlebnisorientierten „modernen" Volkskultur zu nähern. Der Vortragende skizzierte die Entwicklung Niederösterreichs in den letzten drei Jahrzehnten, die von wirtschaftlichen, technischen, aber auch – wie kaum ein anderes Bundesland – von politischen Veränderungen beeinflußt war und die sowohl die großen als auch die kleinen, kommunalen Strukturen des Landes erheblich veränderte. Während die Volkskulturforschung kaum auf diesen raschen Wandel reagierte und allzu lange älteren Konzepten verhaftet blieb, legten öffentliche Raumplanung und die Konzepte der Dorferneuerung und Ortsbildpflege die Fundamente für eine geistige, kulturelle und soziale Erneuerung der Gemeinden mit dem Ziel, das regionale Selbstbewußtsein und die regionalen Strukturen unter Einbindung aller Bevölkerungsgruppen zu stärken. Der Gedanke einer Spurensuche in einer historischen Kulturlandschaft, zu deren Entdeckung, Pflege und Entwicklung jeder beitragen kann, wurzelt ebenfalls in dieser Bewegung. Auch die zahlreichen musealen Einrichtungen veränderten sich, sie „entstaubten" ihre Präsentationen und setzten neue Impulse. Die Palette reicht hierbei von Gladiatorenkämpfen in Carnuntum über das Lebende Textilmuseum in Groß-Siegharts bis zu themenbezogenen Routen wie der Niederösterreichischen Eisenstraße. Ebenso entstanden künstlich angelegte Erlebniswelten und Freizeitparks mittleren Formats, während Großprojekte wie Frank Stronachs „World of Wonders" derzeit – vielleicht zum Glück – hauptsächlich virtuell in den Planungsbüros der Freizeitindustrie existieren. Aber ungeachtet persönlicher Standpunkte; ob Event-Shopping in Einkaufszentren oder Mythensuche im Waldviertel: Volkskultur ist die Kultur der Bevölkerung, die alle ein- und niemanden ausschließen sollte.

Angesichts einer erlebnisträchtigen Brauchinnovation aus jüngster Zeit besonders aktuell dann der Beitrag von Oliver Haid, Innsbruck: „Ö3 präsentiert Halloween: Postmoderne Volkskultur zwischen UKW und WWW." Vom Film in die Wirklichkeit: eine ungewöhnliche Karriere hat Halloween in Österreich hinter sich. In den 1980er Jahren als Idee für private Feste amerikanischen Filmen und TV-Serien entnommen, blieb Halloween jahrelang auf Partykeller und Wohnzimmer beschränkt. Erst in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre erkannten die weltweit agierenden Konzerne Ferrero und Kraft-Jakobs-Suchard die kulturelle Lücke der partyabstinenten Bevölkerung und sprangen tatkräftig in die Bresche: Ab sofort wurde mit voller Energie das Informationsdefizit vor allem der über 40jährigen Österreicher bekämpft. Neben der Warenpositionierung (ergänzt mit erklärenden Aufdrucken) in den Supermärkten bot sich vor allem mit Ö3 als zeitgeistiges Medium eine Halloween-Plattform an: Milka-Werbespots wurden positioniert, die einerseits die Erwachsenen darüber aufklärten, was von ihnen in der Nacht des 31. Oktober erwartet würde (nämlich Süßigkeiten im Haus zu haben), und andererseits Kinder und Jugendliche zu Heischegängen aufforderten. Auch Ö3 selbst machte Halloween zum Thema und animierte auf der Ö3-Homepage die Hörer und Surfer beiderlei Geschlechts zur Meinungsäußerung. Mittlerweile ist Halloween Ende Oktober omnipräsent und hat in Kindergärten, Schulen und anderen Bildungseinrichtungen, in alten und neuen Medien und natürlich im Geschäftsleben Einzug gehalten. Neben einer anschaulichen Schilderung der Chronologie einer Brauchinnovation in der Gegenwart zeigte Oliver Haid die Wechselwirkungen von Werbung, Medien und Öffentlichkeit auf und weckte zudem das Verständnis der Tagungsteilnehmer, sollte es im Oktober zu einem Kürbis- und Schokoladeengpaß kommen.

„Nepal-Repräsentationen. Zwischen Selbstinszenierung, Schaustellung und mimetischem Spiel" war das Thema, dem sich Bernhard Fuchs, Wien, widmete. Er stellte die Rolle der Fremd- und Selbstbilder der nepalesischen Einwanderer (in Wien) in das Zentrum seiner Ausführungen. Illustriert mit persönlichen Erfahrungen vermittelte er die komplexen Verflechtungen, die zwischen Nepal, den Auswanderern und ihrem sozialen Umfeld am neuen Wohnort existieren. Er beschrieb das Erlebnis der Wahrnehmung einer Gesellschaft, die auf unterschiedlichste Art und Weise erfolgen kann. Der Tourismus als bedeutendster Wirtschaftszweig Nepals hat großen Einfluß auf die Form der Selbstdarstellung; bei großen Messeveranstaltungen wie der Wiener Ferienmesse oder der Weltausstellung in Hannover repräsentiert(e) sich das Land ausschließlich über traditionelle Kultur. Fuchs charakterisierte dies treffend als „leicht lesbare Fremdheit". Daß in den zwischenmenschlichen Kontakten zwischen Nepalis und Europäern das nachahmen-

de Lernen voneinander eine so wichtige Rolle einnimmt, hängt nach der (nachvollziehbaren) Meinung des Vortragenden eng mit der Unterschiedlichkeit der Kulturen, aber natürlich auch mit sprachlichen Barrieren zusammen.

Den Schlußpunkt setzte mit „Event in der Volksmusik (mit Beispielen)" Gerlinde Haid, Wien. Mit sprachlichem Geschick schilderte die Vortragende die verschiedenen Strömungen der musikalischen Event-Landschaft Österreichs. Ein wesentliches Kennzeichen der musikalischen „events" sind neue „locations" und/oder ungewöhnliche Inszenierungen. Haid unterschied zwischen ausschließlich kommerziell orientierten „events von oben" wie zum Beispiel die heuer stattfindende „Alpenparty" am A1-Ring und den kulturell ungleich anspruchsvolleren „events von unten", etwa dem sogenannten „cross over", einem Mix mehrerer Stile, der einen neuartigen Zugang zur Volksmusik bietet. Hier wird der Brückenschlag zwischen traditioneller Volksmusik und „zeitgeistigen Musikelementen" wie beispielsweise Rockmusik möglich. Gewissermaßen eine Sonderform sind ganzheitlich alternative Kulturgehversuche. Sie haben meditative Wurzeln und sind keine „events" im engeren Sinn, innerliches Erleben ist jedoch gewünscht. Auch die Volksmusikpflege hat sich dem Trend zum event nicht verschlossen. Nachdem die Volksmusik in den 1930er Jahren vom Wirtshaus in die Konzertsäle befördert wurde, trat in den darauffolgenden Jahrzehnten eine Erstarrungsphase ein. Erst die in den 1980er Jahren ins Leben gerufenen Musikantenstammtische konnten den Umgang mit der Volksmusik entkrampfen; es scheint, als wäre wirklich „das Wirtshaus die Hochschule der Volksmusik". Ihre Entpathetisierung trug aber auch noch andere Früchte: Analog zum bereits seit 1925 existierenden Pfeifertag wurde vom Steirischen Volksliedwerk der „Geigertag" ins Leben gerufen, dessen Erfolg für sein Konzept spricht. In angenehmer, entspannter, vor allem aber unkünstlicher Atmosphäre wird voneinander gelernt und miteinander musiziert; altersmäßige, geschlechtliche oder musikalische Beschränkungen gibt es nicht, der Dialog (ein musikalisches Beispiel wurde zu Ohren gebracht) ist Credo.

Dieser musikalische Ausklang leitete über zu einer durch die nahende Abfahrtszeit der Züge (welche die Nicht-Fachverbandsmitglieder erreichen wollten) nicht allzu langen und kaum kontroversiellen Schlußdiskussion. Die thematische Breite der gehörten Vorträge führte dazu, daß manche eine stärkere theoretische Fundierung sowohl der gebrachten Beispiele als auch insgesamt der „Erlebniswelt Volkskultur" vermißten. Deutlich wurde zudem die unterschiedliche Positionierung der Teilnehmenden: Während die einen etliche Referate als zu „stellungsbeziehend" empfanden, wurde von anderen gerade eine solch subjektive Stellungnahme eingefordert. Als posi-

tiv wurden die durch die offene Ausschreibung und die eingegangenen Vortragsanmeldungen bedingte Struktur der Tagung, in der junge und etablierte Forscher gleichermaßen zu Wort kamen, und die schon bei der Eröffnung ausgesprochene Aufforderung Editha Hörandners empfunden, die Veranstaltung auch außerhalb des offiziellen Programms als Diskussionsforum zu nutzen (was auch geschehen ist). Enttäuschend war angesichts der allseits betonten Aktualität des Generalthemas hingegen die Anzahl der Teilnehmer/innen, vor allem der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen der volkskundlichen Institutionen Österreichs. Der in der Schlussdiskussion gestellten Forderung nach einer stärkeren Vernetzung der österreichischen volkskundlichen Institute wird man sich anschließen können, und ebenso der Anregung, für derartige Veranstaltungen durch eine breitere Streuung des „call for papers" auch Referenten „aus der Praxis" bzw. anderer Wissenschaften zu interessieren. Besonders positiv wurde die gute und umsichtige Organisation der Veranstaltung und die ungekünstelte Gastlichkeit hervorgehoben, und insbesondere die angenehme Gesprächsatmosphäre zwischen allen Teilnehmenden, die von der Kulisse des Schlosses adäquat umrahmt wurde.

In der an- und gleichzeitig endgültig abschließenden Hauptversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde wurden zügig die satzungsgemäß vorgeschriebenen Formalia erledigt, das Dauerthema „Volkskunde und Schule" und die nächste Tagung angesprochen, die – wiederum in der Fronleichnamswoche – im Jahre 2004 in Niederösterreich (voraussichtlich in St. Pölten) stattfinden wird. Für den Tagungsband (der wie bisher in der Neuen Serie der Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde – noch 2001 – erscheinen wird) zeichnen Olaf Bockhorn, Editha Hörandner und Hartmut Prasch als Herausgegeber verantwortlich, die Redaktion hat Nikola Langreiter übernommen.

Die Wahl des Vorstands ergab, da Editha Hörandner nach fünfzehn Jahren und fünf Volkskundetagungen den Vorsitz zurücklegte, nur eine Änderung: Zum Vorsitzenden für die kommende dreijährige Funktionsperiode wurde Olaf Bockhorn, Wien, gewählt; stellvertretende Vorsitzende ist nunmehr Editha Hörandner, Graz. Schriftführer bleibt Christian Stadelmann, Neulengbach, Kassierin Herlinde Menardi, Innsbruck. Dem Beirat gehören weiterhin Franz Grieshofer, Wien, Gerlinde Haid, Wien, Ulla Kammerhofer, Salzburg, Nikola Langreiter, Wien, und Ingo Schneider, Innsbruck, an. Als Rechnungsprüferinnen wurden Monika Habersohn, Wien, und Martha Sammer, Klosterneuburg, wiederbestellt.

Susanne Paschinger, Olaf Bockhorn

Anmerkung

1 Hier nur ein wahllos herausgegriffenes Beispiel von der Schnalstaler homepage (http://www.oetzisworld.it/oetzisworld/ger/oetzi/gastgeb.html): „Sieben Gastbetriebe haben sich zu den sog. „Ötzi-Gastgebern" zusammengeschlossen. Ihr Spezialangebot beginnt bereits beim Ötzi-Bio-Frühstück, welches auch um 5.30 Uhr morgens für alle Wanderer geboten wird ... mischen Sie Ihr „Urmüsli" jeden Tag auf eine neue Art und Weise ... Sollten Sie schon früh morgens auf eine längere Wanderung aufbrechen, so kümmern sich die Gastgeber darum, dass Ihre Kinder ... rechtzeitig zum Ötzi-Kindertag kommen. Zum Zeitvertreib werden Sie in der Bibliothek auch eine Ötzi-Bücherecke finden und ständig über die aktuellsten Veranstaltungen und Vorträge im Tal informiert. Überzeugen Sie sich selbst mit ein paar Erlebnistagen in einem der Ötzi-Gastgeber-Betriebe und/oder bei einem schmackhaften Ötzi-Menü in einem außergewöhnlichen Ambiente, wie gut schon Ötzi es zu leben verstand."

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 489–536*

Literatur der Volkskunde

HEIDRICH, Hermann (Hg.): *SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19.9.1998 in Bad Windsheim.* (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, 221 Seiten, s/w-Abb.

In diesem erfreulichen Band ist eine sehr erfolgreiche Tagung dokumentiert. Rund 150 Teilnehmer – und beileibe nicht nur der Nachwuchs – hatten sich im September 1998 in Bad Windsheim eingefunden und bis auf Gottfried Korff und Ludolf Kuchenbuch haben es auch alle geschafft, ihre Beiträge relativ zügig einzureichen, so dass der Band zwei Jahre nach der Tagung erscheinen konnte.

Ein engagiertes und theoretisch fundiertes Plädoyer für eine neue Sachkulturforschung legt der Organisator der Tagung und heutige Direktor des Freilichtmuseums Molfsee bei Kiel als Eröffnung des Bandes vor („Facetten zu einer Theorie der Dinge").

Es folgen 15 weitere Beiträge, die hier zwar alle genannt, aber nicht alle ausführlich genug besprochen werden können. Andrea Hauser setzt sich mit Johann Beckmann auseinander – dieser ist bestens durch die wissenschaftliche Forschungsgesellschaft gleichen Namens bekannt gemacht worden. Es schließt sich ein Bericht an über die Praxis des musealen Sammelns von Jan Carstensen. Der Zusammenhalt von Forschung, Dokumentation und theoretischer Erschließung des Sammlungsgutes wird hier exemplarisch an der Uhrensammlung des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold geschildert. Gabriele Mentges liefert einen historisch fundierten Bericht über die Sammlungen der „Geschmacksverirrungen", die Gustav Pazaurek in Stuttgart zusammengetragen hatte. Wie in dem von Kaspar Maase und Wolfgang Kaschuba edierten Band „Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900" (Köln, Weimar, Wien 2001) ist der Kampf gegen die „Nippeskultur" und den schlechten Geschmack das Thema. Allerdings reichte Pazaureks Sammlung bis zum von ihm verurteilten Nazikitsch. Mentges macht in ihrer „Restudy" der Arbeit von Gudrun Kainz (1986) klar, dass für unsere Gegenwart das Sammlungsgebiet Kitsch/Nippes abgeschlossen sei und dass der Pazaureksche Sammlungsbestand insofern ein abgeschlossener, mithin historischer ist.

Vorschlägen zur Erforschung des autobiographischen Erinnerns und der materiellen Kultur nähert sich recht vorsichtig Gudrun M. König unter dem Titel „Zum Lebenslauf der Dinge". Zu Recht betont sie, es gehe um die Geschichte und Genese der Bedeutung der Dinge, nicht um die Dinge selbst und diese Bedeutungsbeleihung funktioniere in etwa folgendermaßen: „Die Erinnerungen an Dinge sind angereichert mit emotionalen, sinnlichen, erlebnisintensiven Erfahrungen, eine der Voraussetzungen für ihre Erinnerung." (S. 75) In der Regel ließen sich „im autobiographischen Kontext [...] nur narrative Dingbeziehungen rekonstruieren." (S. 81) Ihr Plädoyer gilt einer „Musealisierung der halben Geschichte", der „fragmentarischen Musealisierung" (S. 82). Eine wilde Aneinanderreihung von Lesefrüchten dagegen mutet uns Bernd Oeljeschläger zu unter dem unzutreffenden Titel „Dingbiographien in Lieblingsgegenständen. Ein Versuch zur Benennung von Dingbedeutungen".

An den Beitrag von Gudrun König schließt direkt Frank Lang an mit dem präzise gewählten Thema „Das Unsichtbare und das Offensichtliche. Zur Bedeutung von Sachen für ihre ehemaligen Nutzer, das Sammelinteresse des Museums und die Deutung durch das Ausstellen". Es geht ihm um Sachen, „denen man ohne die dazugehörige Episode [...] ihre Bedeutung nicht ansehen würde" (S. 95). „Man sieht ihm diese Bedeutung nicht an. Sie ist unsichtbar und kann nur durch Dokumentation erhalten werden." (S. 100) Auf die museale Sammlungspolitik zielend formuliert er eine Forderung: „Ich halte es deshalb für sehr wichtig, dass bei der Übernahme solcher ‚aufgeladener' und zeichenhafter Gegenstände ins Museum beide Blickwinkel er- und hinterfragt werden: Die der letzten Nutzerin, des letzten Nutzers genauso wie die Sammelinteressen und -ziele des Museums." Lang betont, dass die Kategorienbildung des musealen Sammlungsgutes so besser fortgeschrieben werden könne und dass die Bedeutungsebenen der früheren Nutzer einen Teil der Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen mitbeleuchten würden.

In die gleiche Kerbe schlägt Elisabeth Fendl in ihrem materialreichen und sehr lesenswerten Aufsatz „Erinnerungen auf dem Beipackzettel. Zum Wert der Dinge aus ihrer Geschichte". Hier weist sie an mehreren Beispielen nach, dass der „Rettungsweg [...] bei einer großen Zahl von Exponaten das eigentlich Interessante" darstellt – etwa wie ein Stück heimatlichen Brotes gegen allen Hunger als Ikone des Überlebens und des „Fortmüssens" später ins Egerland-Museum gekommen ist. Die meisten solcher Objekte aus der alten Heimat wurden ausführlich dokumentiert – von den Stiftern oder deren Eltern. Und es gilt der Schlusssatz dieser Darstellung nicht nur für die an Heimat erinnernden Objekte. „Man muß sie und die Menschen ernst nehmen, ohne ihnen auf den Leim zu gehen. Eine nicht einfache Sache, denn

allzu oft besitzen die Objekte eine hohe Anmutungsqualität, der man sich schlecht entziehen kann, der man sich aber entziehen muß, wenn man Kontexte schaffen will, um die Dinge für andere verständlich zu machen." (S. 115)

Karl-Sigismund Kramer hat seinerzeit schon nicht mehr gelebt. Es wurde seiner Bedeutung auf der Tagung und im Vorwort dieses Buches – und auch anderswo – gedacht. Mit ihm entschwand ein warmherziger Mensch, der die Sachen, die er tat, ebenso sehr liebte wie die Menschen – wo sie es verdienten. Silke Göttsch hat sein ungehaltenes Referat gemeinsam mit Candy Sauer hier ediert – es ist ein Beitrag, der nachdenklich stimmt und der einem beim Lesen das Gefühl gibt, dass eine bedeutende und wiederaufzugreifende Epoche der Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde zu Ende ging.

Wie schwer es ist, papierene Quellen in einer Ausstellung zum Sprechen zu bringen, zeigt uns Andrea Heinzellers Referat über „‚Streit' im Museum", während Rainer Alzheimer über die virtuellen Museen, die es inzwischen zahlreicher gibt, ins Philosophieren gerät: „Webseite, Game, MUD. Auf dem Weg zu virtuellen Museen in Computernetzen?" lautet sein Thema.

Ganz etwas anderes bietet uns Bernward Deneke: „Wirtschaft und Produktgestaltung. Bestimmungsfaktoren zum Geschmackswandel in der Sachkultur des 19. Jahrhunderts" heißt der Titel dieses anspruchsvollen Textes. Am Beispiel der Textilproduktion und selbstverständlich unter Zitierung der Beckmannforschung wird uns erschlossen, wie Konsumentenkultur im 19. Jahrhundert entstand. Er stellt den Museen die alte Aufgabe, eine „subtile Materialkenntnis" zu erwerben, um erst dann „Gesichtspunkte von Konsumgeschichten am Beispiel der überkommenen Relikte selbst in das Blickfeld zu rücken" (S. 163).

„Möbelentwürfe um die Jahrhundertwende" am Beispiel einer Möbelfabrik in Cham untersucht Bärbel Kleindorfer-Marx. Diese Fabrik hat noch auf Bestellung gearbeitet, wodurch sich – so die Diskussion – eventuell die enorme und gleichzeitige Stilvielfalt zurückführen lasse.

In seinem Vortrag „Sachkulturforschung im grenzüberschreitenden und fächerübergreifenden Vergleich. Regional handeln – global denken" fasst Helmut Ottenjann gelungen und prägnant seine in Jahrzehnten erarbeiteten Leistungen zusammen. Beispielgebend geht es da um „Ohreisen", „Frontstollentruhen" und deren kartierte Verbreitungsvektoren, also um Kulturraumforschung.

Mit einem erfrischend neuen, ja ein wenig kessen Ansatz wird der Leser des Textes von Christoph Köck konfrontiert. Er behandelt den Winter in der Stadt München und den Winter in einem Skiort. Er sieht die beiden Orte und ihre Dingwelt als in einem Dinguniversum aufeinander bezogen an – also à part und doch zusammen. Entsprechend nennt er den Aufsatz „Gegenstände

ziehen sich an. Über Dingpopulationen in komplementären Umwelten". Er weist uns mit seinem Fazit eine Perspektive, über die noch nachzudenken sein wird: „Für eine Volkskunde, die sich mit der Verräumlichung von Kultur beschäftigt, bedarf es deswegen intensiver vergleichender Wirklichkeits-Beschreibungen aus unterschiedlichen Perspektiven heraus. Dazu zählt, ganz zentral, die qualitative Dokumentation der materiellen Umwelt sowie die Analyse der damit verbundenen, konkreten, kollektiven Leitbilder." (S. 209) In der dokumentierten Diskussion dann präzisierte der Referent: die Kulturlandschaft nach altem Verständnis löse sich auf, dennoch gäben die Handlungsspielräume und die wertenden Bedeutungsbeleihungen der Akteure den räumlichen Grenzen neuen Sinn.

Ariane Weidlich beschließt den gut bebilderten und sicher länger gültig bleibenden Band mit einem Referat zum „Kontrast als Programm. Zwei Präsentationsmodelle im Freilichtmuseum Glentleiten". Leider weist das Buch kein Sach- und Namensregister auf – was die Empfehlung aber nicht schmälert: Lesen Sie die Beiträge dieser Tagung!

Andreas Kuntz

HARTMANN, Hans Albrecht, Rolf HAUBL (Hg.): *Von Dingen und Menschen. Funktion und Bedeutung materieller Kultur.* Wiesbaden, Westdeutscher Verlag, 2000, 286 Seiten.

Zehn sehr unterschiedliche Aufsätze zu Dingen sind hier zusammengefasst: Es geht um Sammelobjekte (Haubl), die Lederhose als Emblem (Brockhaus), den automobilen Statusgewinn (Schönhammer), um das Gehäuse „Auto und Haus" (Hartmann), weiter um das Büro (Neuberger), das Fernsehen (Reichertz), den PC (Schachtner). Schließlich handelt das Buch vom voll computerisierten Menschen (Handschuh-Heiß) und von Kunstobjekten (Hartmann) sowie vom Objektbereich Bücher (Hartmann).

Die Texte sind von höchst unterschiedlicher Qualität, manche sind literarisch, ja wirken wie künstlerische Prosa (Bücher), manche sind verschlungen aufgebaut und mit einer Kunstsprache aufgebauscht. Die meisten allerdings sind eloquent und verzichten dafür gerne auf Stringenz.

Rolf Haubl bedient sich der Volkskunde (Brednich, Jeggle, Röhrich, Köstlin u.a.) in seinem Beitrag über die Sammlersachen, wobei er besonders von sakraler und profaner Dingbeziehung handelt. Wie in manch anderem Beitrag, so hat man auch hier den Eindruck, der Text sei durch die Verarbeitung von Texten anderer gegliedert worden.

Auch der Beitrag über die Lederhose – hier wird kräftig Weber-Kellermann und Brückner zitiert – lebt mehr vom Lesen und Auflesen denn von der eigenen psychologischen Forschung – und die Autoren verstehen sich alle als Psychologen. Die im Aufsatz über die Lederhose abgegebene Schilderung der bundesdeutschen Nachkriegszeit ist eine sehr gut zu lesende Mentalitätsgeschichte dieser Zeit. Am Beispiel der Lederhose werden Erziehungsstile geschildert, eine Geschlechtsspezifik des Verhaltens wird hieran nicht festgemacht, sondern anhand der Interviews der „Arbeitsgruppe Sozialisationsbedingungen nach dem 2. Weltkrieg" belegt.

Rainer Schönhammer schließlich versucht unter den Schlagworten „Status, Luxus, Habitus" das automobile Prestigegehabe der PS-Oberklasse und den Titel-Luxus der akademischen Welt zu vergleichen. Besser gelingt der Vergleich von Haus und Automobil bzw. deren psychischer Wertigkeit im Beitrag „Im Gehäus". Hier unternimmt es Hans Albrecht Hartmann, die PKW-Werbung und die Architekturstile, die Praxis des Wohnmobiles, das Destruktive am Automobil zu psychoanalysieren. Die Autos werden ihm zu einem Ausdruck einer sich selbst zerstörenden Gesellschaft, deren Destruktionstrieb nur durch das WWW übertroffen werde. Unternehmenskultur im Zeitalter des Web ist das Thema des nächsten Aufsatzes, der sich der Analyse der Büromöbelwerbung widmet und zu einem Schluss kommt, der weniger apokalyptisch klingt: „Eine von anthropoiden Informationsprozessoren bevölkerte brave new office world ist nicht in Sicht, zumindest solange nicht, wie auf die Zutat lebendiger Arbeit nicht verzichtet werden kann." (S. 122) Hier würde sich Christina Schachtners Beitrag zur Computeraneignung gut anschließen, stattdessen folgt Jo Reichertz mit seinem Beitrag zum Herrgottswinkel „Fernsehgerät", wobei auch er zwischen sakralen und profanen Momenten differenziert und schließlich dem beliebten Guckkasten folgendes attestiert: „Fazit: Weil also das Fernsehgerät das Jenseitige im Diesseits vertritt und zugleich darstellt, auch weil es Objekt der rituellen Zuwendung war (und ist), und weil das Fernsehen die in ihm aufscheinenden Dinge und Personen verwandelt, sie in Bestandteile einer ‚numinosen Welt' transformiert, hat das Fernsehgerät mehr mit einem Altar, genauer: mit einem Hausaltar zu tun, als auf den ersten Blick sichtbar wird." (S. 131) Die Europäische Ethnologie bekommt, wo sie sich dem Medium „Fernsehen" und dessen Zuschauern zuwendet, die Fratze des eigenen Volkskundegesichtes vorgehalten. Und das gilt, nur leicht pauschalisiert, für den gesamten hier besprochenen Band, wenn auch nicht für den Beitrag von Schachtner, die in der Tradition der Kunsttherapie die Aneignung von Computerarbeitsplätzen und die dabei zu konstatierenden Körperlichkeitsprobleme analysiert. Stephanie Handschuh-Heiß wendet sich der computerisierten Alltagswelt der Zukunft zu, der „Imagination des Hauses als lebender Organismus"

(S. 173), sie nennt diese kommenden Errungenschaften „Prothesengötter" – so ihr Aufsatztitel. Auch hier stellt sich das Problem „des real existierenden Körpers des Menschen" (S. 180), doch koppelt die Autorin die „Überflüssigkeit" des Körpers mit der Nutzbarkeit des „Dokuversums" (S. 183), wobei der „Körper selbst zum leitenden Organ" (S. 187) wird und so kommt sie zum „Cyborg", einem Unternehmen, die „Möglichkeiten der Anpassung des menschlichen Körpers an Bedingungen im Weltraum zu erforschen. Imaginiert wurde ein abgehärtetes Mensch-Maschine-Wesen, fähig zum (Über-)Leben in extremen Umwelten, idealerweise zum weitgehend geschlossenen System transformiert, ohne Verdauungsapparat, und damit ohne Zähne, Kiefer und Mund, [...] über eine Art ‚technischer Telepathie' mit anderen kommunizierend. Dieser Cyborg sollte durch die Delegation seiner Körperprozesse an Maschinen von seinem Körper ‚entlastet' werden, um in Freiheit forschen, denken, schöpferisch tätig sein und sich ganz seiner Aufgabe widmen zu können." (S. 188 f) Hartmann setzt sich am Beispiel von „Brodwolfs Objekten und Figuren" mit der psychoanalytischen Kunsttheorie auseinander.

Zum Abschluss des Buches erfreut uns der Mitherausgeber Hans Albrecht Hartmann in seinem dritten Beitrag zu diesem sehr heterogenen Buch mit einem literarisch hochstehenden Text mit dem wörtlich zu nehmenden autobiographischen Titel „Bei Durchsicht meiner Bücher". Am Beispiel seines Bücher-Lebens geht er sehr emotionsoffen auf Themen der Bildungssozialisation, des Sammelns und Verweigerns, der Arbeitsmanie der Bücherwürmer u. a. m. ein. In seiner Lebensbeschreibung hat auch Marcel Reich-Ranicki ganz ähnlich von Autoren und Editionen, vom Sprechen über diese und von der Beeinflussung des Lebensweges durch sie gesprochen. Der 63-jährige Professor der Psychologie in Augsburg kultiviert seine Computer-Feindschaft, denkt aber zugleich über die Ablösung von Büchern zugunsten von Bildern an den Wänden nach. Der Beitrag endet mit einem Canetti-Zitat. Darin verbrennt sich ein Bibliomaner mitsamt seiner Bibliothek.

Das Buch weist leichte Schwächen in der Gliederung auf, zeigt im Ganzen eine erstaunlich sprunghaft und feuilletonistische Gedankenführung und ist doch in weiten Teilen ein Lesegenuss. Register und Personenverzeichnis erhöhen die Verwendbarkeit.

Andreas Kuntz

CSAKY, Moritz, Peter STACHEL (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust. Teil 2: Die Erfindung des Ursprungs. Die Systematisierung der Zeit.* 2 Bde. Wien, Passagen Verlag, 2000, 250 u. 274 Seiten, s/w-Abb.

Ein Unternehmen mit deutlich mehr als 500 Seiten und 26 Autoren zu besprechen erfordert eine gute Portion Entschiedenheit vom Rezensenten. Immerhin weist die Gliederung der Beiträge eine deutliche Zielrichtung auf: Nach Absage und Kompensation treten Ursprungsmythen und dann die Systematisierung von Zeit.

Ernst Schulin betont in seiner „Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit": „Historiker müssen bei ihren Rekonstruktionsversuchen nicht nur Mythen und Illusionen berücksichtigen, Traditionen beachten und Erinnerungen bewahren, sondern eben auch Tatsachen ermitteln, Tatsachenwahrheiten verwalten, Traditions- und Erinnerungskritik leisten." (S. 37) Gottfried Korff macht sich da Gedanken „Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum" und er bricht ein Lanze für das Inszenieren der Objekte, also für die Bühne ‚Ausstellung'. Spannend liest sich der Bericht Manfried Rauchensteiners zu den Problemen, ein österreichisches Nationalmuseum zu schaffen. Mit Krzystof Pomian ist er der Meinung, dass noch nicht jede Benutzung des Wortes ‚national' auch gleich schon etwas Reaktionäres ausdrücke, es sich vielmehr gezeigt habe, „dass Nationalgeschichte sehr wohl als ein Deutungsmuster europäischer, ja zivilisatorischer Phänomene gelten kann" (S. 81).

Konrad Köstlins Aufsatz zum Heimatmuseum trägt erneut die Kritik am „missverstandenen Alltagsbegriff" dieser Einrichtungen vor, die er etwas herablassend mit Wolfgang Lipp als „Dauerfestival der kleinen Leute" versteht (S. 94 f). Wolfgang Ernst leistet eine „Kritik der Begriffe ‚Erinnerung' und ‚Kollektives Gedächtnis'" in schon recht essayhafter Art, während Monika Sommer in ihrem Bericht über das Steiermärkische Landesmuseum Joanneum sehr stringent die Museumsgeschichte als historisch sich stets wandelnde Geschichte des Gedächtniswillens liest. Bei diesem längeren Beitrag fällt auf, wie schön es gewesen wäre, wenn diese Edition mit Kopfzeilen und Kurztiteln versehen worden wäre. Jan Assmann beschreibt den Weg vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis in einer Philosophiegeschichte, Beatrix Kriller dagegen stellt ganz konkret das Kunsthistorische Museum Wien als gebautes Handwerkszeug der Wissenschaft in seiner Geschichte dar.

Der zweite Band (Erfindung, Systematisierung) fasst ebenso heterogene Bestandteile zusammen wie der erste. Aleida Assmann assoziiert zwischen einerseits Archiv und Speicher und andererseits Kanon und Erinnern. Dabei

empfinde ich ihre Setzungen mitunter als vorschnell, etwa wenn sie sagt: „Unter den Denkmälern gibt es zwei entgegengesetzte Arten: die heroischen, die eine Person, Idee oder Tat verewigen, und die traumatischen, die die Wunde einer Erinnerung offen halten wollen." (S. 26) Andreas Fingernagel gibt eine eher konventionelle Darstellung des Ursprungsmythos der Wiener Hofbibliothek und Hans Petschar folgt ihm darin mit einer Skizze über die kaiserliche Bibliothek in Wien. Die Rolle der Bibliothek des Ossolinius für das Polentum schildert Lucjan Puchalski. Es folgen – wir befinden uns im Teil drei der Publikation: Erfindung des Ursprungs – Beiträge zur Geschichte des Wiener Staatsarchives, zum Jüdischen Museum Wien, über historische Vereine, die österreichische Volksmusikforschung, die speziellen Probleme der Österreicher mit ihrem Staatswappen und ein Text zu einem Kaiserhuldigungsfestzug von 1908. Selbst der Geduldigste fragt sich hier, ob denn die Gliederung nur Makulatur sei und man dem Unternehmen nicht gleich den Titel „Füllhorn zum Erinnern" hätte geben können.

Wohlgemerkt: Es sind hier Beiträge zur Museums- und Ausstellungsgeschichte zu finden, die sich zu lesen sehr lohnen, aber die selbstgestellten Ansprüche des Unternehmens und seine konsequente Gliederung werden nicht eingelöst. Der Systematisierung von Zeit widmen sich nur die Beiträge von Klaus E. Müller und Lydia Haustein. In „Das Geschehen im Netz der Zeit" zeigt Müller, wie das Tradieren den Objekten des Erinnerns mit der Dauer und Beständigkeit der Weitergabe immer stärkere Bedeutung gibt. „Geltung, Beständigkeit, Sakralität und Wahrheit wachsen, ihre Störungsfreiheit vorausgesetzt, proportional zur Länge der durchlaufenen Zeit." (Bd. 2, S. 182) Die Zeit- und Kalendersysteme entwickeln dabei eine Vielzahl von Eigenzeiten in ganz unterschiedlichen Mischungsverhältnissen von z.B. linearer und zyklischer Zeit. Ganz aus dem Rahmen der beiden Bücher fällt der Beitrag von Frau Haustein, der sich der Medienkunst widmet. Zwei Beiträge zum Tagebuch als Untersuchungsgegenstand beschließen diese Sammlung, die den Leser irritiert zurücklässt.

Andreas Kuntz

ZIMMERMANN, Harm Peer: *Ästhetische Aufklärung. Zur Revision der Romantik in volkskundlicher Absicht.* Würzburg, Verlag Königshausen und Neumann, 2001, 647 Seiten, Anhang.

In dieser Kieler Habilitationsschrift von 1997 unternimmt Harm-Peer Zimmermann einen überaus detaillierten, sorgfältig recherchierten Versuch, das Bild der Romantik als eine die Aufklärung verneinende Geistesbewegung zu revidieren. Das spezifische Augenmerk liegt auf der Ideengeschichte und

Begriffsbildung bestimmter Denker und deren Bezug zur Formierung volkskundlicher Forschungsinteressen beziehungsweise Grundannahmen im 19. Jahrhundert. Er führt damit aus, was als Ansatz und Vorschlag innerhalb der volkskundlichen, wissenschaftsgeschichtlichen Konzeption zum Beispiel von Hermann Bausinger „sporadisch" auch schon in den 1960er-Jahren vorgedeutet wurde (S. 15). Die gängige Darstellung der Romantik ist die einer der Aufklärung entgegengesetzten Strömung, die für die Volkskunde sowohl maßgeblich an der Fachgründung, wie auch maßgeblich an den negativen, weil nicht vernünftigen Auswirkungen volkskundlich-nationalen Denkens beteiligt war (Zimmermann referiert auch dies, S. 10 ff). In Anlehnung an Literaturwissenschaft und ästhetische Theorie der letzten Jahrzehnte setzt Zimmermann dem entgegen, dass die Romantik nicht als anti-aufklärerische Bewegung zu verstehen sei, sondern vielmehr als eine Weiterführung, oder mit dem Vokabular unserer Zeit, das Zimmermann eher umgeht, eine reflexive Geistesströmung, die die Mittel der Aufklärung verwendet, um eine „ästhetische Aufklärung der Aufklärung" zu erzielen (S. 9).

Um die Ästhetik aus einer rein künstlerischen Auffassung herauszuführen und ihre sozio-politische Intention erkennbar zu machen, beginnt Zimmermann in einem ersten Teil mit einer Übersicht von Zugängen aus dem 20. Jahrhundert, wo er verschiedene sozialwissenschaftliche und philosophische Positionen von Tönnies bis Benjamin, Adorno, Rorty usw., kurz diskutiert. Ergänzen dürfte man hier vielleicht die Denker der Prager Poetik, die die Verbindung zwischen ästhetischem Ausdruck und politischer Agentur gerade auch im Bereich von Volkspoesie untersuchten und theoretisierten und in diesem Sinne zumindest im angelsächsischen Raum stark rezipiert wurden. Ein zweiter Teil rekonstruiert eine ästhetisch-aufklärerische Perspektive in den Schriften von Kant, Schiller, Schlegel und Fichte. Aus deren Positionen zu Harmonie, Poesie und Natur entsteht sodann der Rahmen für den dritten Teil der Arbeit, der zugleich Zimmermanns Hauptanliegen ist, nämlich die aktive Auseinandersetzung mit dem Werk des marginalisierten, wenn nicht gar ganz vergessenen Adam Müller (1779–1829), den Zimmermann als Vordenker volkskundlicher Begriffe rehabilitieren möchte. Im Hinblick auf dieses Ziel hat sich der Autor mit Müllers Gesamtwerk auseinandergesetzt, und daraus einen Katalog von Schwerpunkten herausgearbeitet, die Müller in der Tat als Denker (oder vielleicht ausgeprägter, als Rhetoriker oder Politiker) zeigen, der sich um Wesensbestimmungen von Gemeinschaft, Volk und Nation bemühte. Im Gegensatz zu dem volkskundlich sehr stark rezipierten Riehl beruhen Müllers Schriften auf keinerlei empirischer Grundlage. Gleich anderen Denkern seiner Zeit befasst er sich mit den Fragen von Menschsein und menschlicher Gemeinschaft, referiert

Zustände und Missstände unter Gesichtspunkten wie Harmonie, Organismus, Zwang und Vereinbarung. Für Zimmermann ergibt sich aus diesen Schriften eine durchaus würdigungswerte Theorie ästhetischer Aufklärung. Er benutzt die knappe Zusammenfassung einerseits, um die Schwachpunkte von Müllers Gesellschaftsentwurf aufzuzeigen (z.B. dass Müller für die Realisierung seiner Entwürfe auf die etablierten Herrschaftseliten setzte, S. 560), und andererseits, um die Relevanz eines revidierten Romantikbildes in der Volkskunde hervorzuheben. Er erhofft sich aus diesem ästhetischen Programm u.a. mehr Freiheit für die wissenschaftliche Einbildungskraft und eine Wiederentdeckung der Poesie der Lebenswelt, und den Impuls, „ihren auratischen Schein ironisch, und das heisst, kritisch zu bergen" (S. 562).

Bei seinen Zeitgenossen und auch bei späteren Rezipienten seiner Schriften genoss Müller alles andere als Achtung (Zimmermann enthält uns auch diese vernichtenden Urteile nicht vor) – und aus der im Anhang tabellarisch vorliegenden Lebensgeschichte Müllers lassen sich genügend politische Gründe für die Ambivalenz erkennen: Müller war ein Reaktionär, der sich im Auftrag Metternichs „an der sogenannten Demagogenverfolgung" beteiligte (S. 559). Selbst arge Kritiker anerkannten Müllers rhetorische Gabe, doch ob diese auch mit Tiefgang verbunden sei, bezweifelten offenbar die meisten. Nichtsdestotrotz, „neben dem ‚Scharlatan' Müller taucht in den Quellen und in der Forschungsliteratur (auch) das ‚Genie' Müller auf" (S. 25), und aus der Rezeption Müllers ergibt sich für Zimmermann die Rechtfertigung, diese, gemäß Karl Mannheim, ersten Formulierungen einer „systematischen Theorie und Grundlegung des selbstbewussten Konservatismus in Deutschland" (S. 24) aus volkskundlicher Sicht zu durchleuchten.

Was an diesem Buch besticht ist Zimmermanns offensichtliche Freude, seine wissenschaftsgeschichtlichen Funde neu zu referieren. Auch wenn man sich vielleicht bereits in Gymnasial- und Studierendenzeit mit Schillers ästhetischer Vernunft oder Schlegels Universalpoesie befasste, so werden einem hier diese bekannten Denker von Kant bis Fichte aus dem Blickwinkel von Zimmermanns Fragestellung neu vor Augen geführt. Eine volkskundliche Frage, die sich als komplementäres Unternehmen zu dieser gewichtigen Studie zu stellen lohnte, wäre, wie denn eigentlich die Ideen zum Menschsein, zur Freiheit, zur Kultur auf die kulturelle Praxis selbst zurückgewirkt haben. (Dass diese Ideen, was man vielleicht doch auch anmerken muss, zumindest in dieser Geistesgeschichte fast ausschließlich von Männern ausgeheckt wurden, bedürfte wohl auch einer weiteren Arbeit, durchaus auch in volkskundlicher Absicht. Die einzigen hier ausdrücklich aber auch nur kurz gestreiften Frauen sind Hannah Arendt und Sybille Tönnies). Zimmermann sucht nach Spuren von Müllers Gedankengut in der Begriffsbildung späterer Denker, und sieht Vorgriffe auf zentrale Ideen nicht nur von

Riehl, sondern auch Freud, Dilthey usw., spart aber die Frage, inwieweit Müller breiter rezipiert wurde, aus. Gerade für eine empirisch orientierte Volkskunde, die sich vermehrt für die Umsetzung kultureller Theorien in der Lebenswelt interessiert (wie das seit den 1960ern in den Folklorismusdebatten und in den 1990ern mit der einsetzenden Diskussion zum Kulturtransfer der Fall ist), dürfte diese Spurensuche wesentlich sein. Die Fülle des in diesem Buch verarbeiteten Materials hätte man gerne auch durch ein Register erschlossen gesehen. Die gut zu lesende Arbeit verdient es, gerade im Zusammenhang mit der Fachgeschichte weiter diskutiert zu werden.

Regina Bendix

LINDNER, Rolf: *Die Stunde der Cultural Studies.* (= Edition Parabasen des IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien). Wien, WUV, 2000, 126 Seiten, 3 Abbildungen.

In der Edition Parabasen, herausgegeben vom IFK, dem Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (Wien), als dessen Visiting Fellow Rolf Lindner, Professor für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, im Herbst/Winter 1998/99 eingeladen war, liegen nun unter dem Titel „Die Stunde der Cultural Studies" dessen Überlegungen zu diesem Thema in Buchform vor. Erklärtes Ziel seiner Überlegungen ist der Versuch, die Cultural Studies selbst ins Zentrum einer kulturwissenschaftlichen Analyse zu stellen, indem sie im Licht ihres eigenen Anspruchs, die bestehenden Verbindungen von Kultur und sozialem Wandel offenlegen zu wollen, betrachtet werden. Lindner sieht das Entstehen der Cultural Studies dabei als „Paradigmenwechsel in den Kulturwissenschaften [...] als Resultat einer *historical conjuncture*, als das Zusammentreffen von Umständen struktureller, kultureller und biographischer Art" (S. 11, Hervorhebung im Original). Diese drei Aspekte in ihrer Bedeutung für die Cultural Studies zu rekonstruieren und zu analysieren bildet demnach auch Lindners Ausgangspunkt.

Zwar nehmen sich die Cultural Studies im deutschen Sprachraum als relativ junge Strömung innerhalb der Kulturwissenschaften aus, doch reichen ihre Anfänge im angloamerikanischen Raum bis in die späten 1950er Jahre nach Großbritannien zurück. Ebendort und vor dem spezifischen historischen Hintergrund dieser Zeit inklusive aller damit verbundenen soziokulturellen Implikationen kam es demnach auch zu besagter „historical conjuncture", die Lindner als Initialzündung für die spätere Formierung der Cultural Studies ansetzt. Unter der Kapitelüberschrift „Cultural Hybrids

from Border Country. Die Generation der Cultural Studies" beginnt der Autor anhand der Biographien von Gründungsvätern der Cultural Studies wie Stuart Hall, Richard Hoggart oder Raymond Williams unter starker Einbeziehung von deren in den späten 1950er Jahren, heute als Schlüsseltexte zu sehenden Publikationen, die biographischen Faktoren herauszuarbeiten, die zur Gründung der Cultural Studies führen sollten. Sie alle gehörten einer Generation von Arbeiterkindern an, denen erst Stipendien eine akademische Laufbahn ermöglichten und die deshalb alle dieselbe prägende Erfahrung machen konnten, einer Gruppe kultureller Hybride anzugehören, die zwischen Arbeiterschaft und Elite angesiedelt war. Aus dieser Erfahrung eines kulturellen Inbetween resultierte dann auch das für die Cultural Studies charakteristische Verständnis von Kultur, nämlich „Abschied zu nehmen von einem Kulturverständnis, das sich ausschließlich auf ästhetische und intellektuelle Werke und Prozesse bezieht" (S. 19) und einer Definition von Kultur „erstens als Bezeichnung für Kunst und Bildung, zweitens als Synonym für Massenkultur und drittens als „a whole way of life" (S. 32).

Anschließend, im zweiten Kapitel, geht Lindner noch näher auf das kulturelle und strukturelle Umfeld im Großbritannien der späten 1950er Jahre ein, einer Zeit, in der Pop- und Jugendkultur erstmals deutlich in Erscheinung traten, und arbeitet den Einfluß dieser kulturellen Entwicklung auf die Cultural Studies heraus, deren Vertreter sich schon damals dieser neuen Phänomene inklusive ihrer sozialen Tragweite annahmen. Dadurch gelingt es ihm zu zeigen, daß die Cultural Studies von Anfang an sowohl Teil als auch Produkt der Popkultur waren, was später etwa in dem Postulat der „Homologie von Lebensform und Wissensform" (S. 12) seinen Ausdruck fand, was bedeutet, daß das Feld Teil der Biographie des Forschers sein sollte noch bevor es durch die Forschungspraxis dazu wird. Durch diese Ansätze wurden die Cultural Studies, die ja ursprünglich in den Literaturwissenschaften verortet waren, spätestens mit der Gründung des Centre for Contemporary Cultural Studies 1964 in Birmingham zum Ziel heftiger Angriffe aus kulturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen wie Soziologie oder Kulturanthropologie. Diese bis heute andauernden Debatten, die darauf hinauslaufen, der eigenen Disziplin unliebsame Konkurrenz vom Hals zu halten und das eigene Wissensmonopol zu schützen, verfolgt der Autor im dritten Kapitel seines Buches. Abschließend, unter dem Titel „CultStuds. Kulturwissenschaft und Kulturproduktion", lenkt Rolf Lindner sein Augenmerk auf die gegenwärtige Situation der Cultural Studies, aber auch auf die der Kulturwissenschaften im allgemeinen. In einer Zeit der beschleunigten Wissensverbreitung, dafür aber umso kurzlebigerer Inhalte, betont er die wechselseitigen Beeinflussungen und Durchdringungen von Kulturwissen-

schaft und Kulturproduktion, etwa wenn er zeigt, wie Angehörige einer Subkultur in ihren Selbstdarstellungen Interpretationen aus kulturwissenschaftlichen Studien übernehmen, wie sich Universitätsprofessoren zu „Wissenschaftspopstars" stilisieren oder generell wie ein an den Prinzipien der Unterhaltungsindustrie orientierter Stil in die Kulturwissenschaften Einzug gehalten hat.

Rolf Lindner zeichnet in „Die Stunde der Cultural Studies" die Geschichte der Cultural Studies nach, ohne den Anspruch zu erheben, eine umfassende Einführung in diese geben zu wollen. Das gelingt ihm ganz nebenbei dennoch, wobei anzumerken ist, daß Grundkenntnisse über deren Programmatik vorteilhaft für den Leser sind. Wer bei der Lektüre dieses Buches auf den Geschmack gekommen ist, wird in der umfangreichen Bibliographie, die sich wie ein „Who is Who" der Kulturwissenschaften liest, noch ausreichend Literatur finden. Protagonisten in Lindners Buch sind die Vertreter der Cultural Studies selbst, er folgt ihnen von ihren ersten Schritten als Stipendiaten aus dem Arbeitermilieu der 1950er Jahre auf ihrem Weg durch die Institutionen bis zu ihrer heutigen Erscheinungsform der trendig gestylten Wissenschafter. Dabei analysiert er die Träger der Cultural Studies in ihrer Verbindung und Veränderung mit diesen und zeigt ganz allgemein die Dynamiken und Wechselwirkungen auf, die zwischen Kulturwissenschaften und Kulturindustrie entstanden sind. Und auf die Gefahren für Kulturwissenschafter, die ihnen bei einer allzu engen Verzahnung beider Bereiche drohen, hinzuweisen, ist die vielleicht größte Leistung dieses nur scheinbar kleinen Bandes. „Popkulturforschung ist mittlerweile Teil der Popkultur" (S. 66) konstatiert der Autor, von der Wissenschaft fordert er aber „kulturelle Dissidenz, politisches Engagement und intellektuelle Häresie" (S. 115) statt modischer Hypes. Bleibt zu hoffen, daß seine Stimme im Soundgewitter nicht untergeht.

Harald Schlinger

EISCH, Katharina, Marion HAMM (Hg.): *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse.* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2001, 337 Seiten, 32 Abb.

„Den volkskundlichen Blick schärfer zu machen, ohne seine Spezifik und seine Problemorientiertheit einzuschränken, ist die Aufgabe der kommenden Jahre. Diese ist nicht lösbar ohne massenhafte Feldstudien und deren regelmäßige und hartnäckige methodische Reflexion" (S. 11). Dieses Zitat

Utz Jeggles von 1984 leitet den von Katharina Eisch und Marion Hamm herausgegebenen Band „Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse" ein, der dem Zitierten zu dessen 60. Geburtstag gewidmet ist. Das Eingangszitat setzt auch schon den Rahmen fest, der die insgesamt sechzehn Beiträge verbindet, nämlich die Reflexion der konkreten Feldforschungssituation als Methode für die Volkskunde nutzbar zu machen im Sinne der von Jeggle formulierten offenen Ethnographie, „in der die Subjektivität aller Beteiligten in Forschung und Textualisierung ihren Ort hat [und deren] Voraussetzung [...] die Einlassung des oder der Forschenden [ist], die die Genauigkeit der Reflexion, im Zuhören, Hinsehen wie im Schreiben auch als eine ‚Genauigkeit der Gefühle' versteht" (S. 12). Und darauf lassen sich alle der hier versammelten Autoren und Autorinnen ein. Die Beiträge geben Einblick in die persönlichen Strategien der einzelnen Forscher, Reflexivität in die Forschungspraxis zu integrieren und durch methodische Offenheit und Kreativität sowohl die Vielschichtigkeit des Feldes als auch die Polyphonie der Akteure zuzulassen und dadurch einen Erkenntnisprozess in Gang zu setzen, der nicht mehr allein von der Autorität des forschenden Subjekts, sondern wesentlich von allen Handelnden im Feld und damit letztlich von diesem selbst bestimmt ist. Die Schwierigkeiten, die sich aus diesem Ansatz ergeben, der sich einerseits durch größtmögliche Freiheit bei der Wahl der Methoden und ihrer individuellen Kombination auszeichnet, dadurch aber andererseits dem Forscher ein hohes Maß an Flexibilität, Sensibilität und Eigenverantwortung abverlangt, sowie ihre Einbindung in den Forschungsprozess bilden einen weiteren Schwerpunkt der Beiträge.

Der erste Teil des Bandes trägt den Titel „Orte und Begegnungen" und fokussiert Interaktionen zwischen den Forschungssubjekten (inkl. den Forschern) und dem spezifischen Setting der Forschung. Franziska Becker schildert am Beispiel ihrer Forschungen in einem Erstaufnahmeheim für russisch-jüdische Migranten, welche Auswirkungen die Aufgabe der neutralen Beobachterposition zu Gunsten einer aktiven Rolle im Feld auf den Forschungsverlauf und dessen Ergebnisse haben kann und wie dadurch die unterschiedlichen Erwartungshaltungen und Interessen der beteiligten Personen und Gruppen in Bezug auf den Forscher offenbar werden können.

Die Unterschiede zwischen normativem Berufshabitus und subjektiven Strategien im Umgang mit Ekelempfindungen im Krankenhausalltag arbeitet Gudrun Silberzahn-Jandt in ihrem Beitrag heraus und kommt dabei zu Ergebnissen, die wieder ins Feld zurückfließen können. Ihre Erfahrungen mit der kommunikativen Validierung im interkulturellen Feld beschreibt Mirjam Freytag, die ihre Forschungsergebnisse den von ihr befragten „Moritzburgern", Vietnamesen, die in der DDR ihre Ausbildung absolviert hatten und anschließend wieder nach Vietnam zurückgekehrt waren, zur Diskussion stellte.

Durch die Spannungen in der Forschungssituation zwischen vertriebenen Sudetendeutschen und der aus der Tschechoslowakei emigrierten Forscherin Libuše Volbrachtová wird der Autorin vor Augen geführt, welchen Einfluss historische Entwicklungen auf die Identität der Vertriebenen bis in die Gegenwart ausüben. Aus seiner beruflichen Praxis heraus reflektiert Joachim Schlör schließlich über seine Rolle als Wissenschafter im sensiblen Bereich der „jüdischen Studien" in Berlin, im Spannungsfeld von Politik, Interessenverbänden, Erinnerungskultur oder Instrumentalisierung.

Im zweiten Teil, „Deutungswege" betitelt, behandeln die Beiträge die Bedeutung von Irritationen, Emotionen und toten Winkeln im Blick der Forscher, deren Erkennen und Akzeptieren den Forschungsprozess nachhaltig beeinflussen kann. So zeigt Elisabeth Timm, wie erst das Einbeziehen von anfangs als unbedeutend eingestuften Bemerkungen eines Interviewpartners ihr dessen Sicht und zugleich auch eine neue Interpretationsmöglichkeit erschließt. Susanne Spülbeck wiederum bedient sich der Ansätze des Psychodramas, um auch die nonverbale Kommunikation durch Körpersprache für die Forschung nutzen zu können. Eine am Ludwig-Uhland-Institut durchgeführte, zweijährige Feldforschungs-Supervision evaluiert deren Leiterin Barbara Wittel-Fischer, die anhand dieses Pilotprojekts Leitlinien skizziert, wie Supervision allgemein forschungsbegleitend eingesetzt werden kann. Mit der Rolle poetischer Sinnkonstruktionen für die kollektive Erinnerung deutschjüdischer Emigranten in London beschäftigt sich Marion Hamm in ihrem Beitrag und zeigt, wie bewusstes Zulassen von Emotionen und ihre methodische Reflexion relevante Erkenntnisse liefert. Wie hinderlich ein zu eng geschnittenes Forschungsdesign sein kann, führt Klaus Schönberger am Beispiel einer Studie zur Internetnutzung vor Augen, die erst schlüssige Ergebnisse liefert, als statt der Quantität der Internetnutzung verschiedener sozialer Schichten die konkrete Einbindung und Bedeutung der Neuen Medien in die soziokulturellen Alltagspraxen der einzelnen Individuen berücksichtigt wird.

In „Praxisfelder", dem letzten Teil des Bandes, sind Beiträge versammelt, die den interdisziplinären oder außeruniversitären Einsatz von Ansätzen und Methoden der offenen Ethnographie vorstellen. In Workshops und Fortbildungen im interkulturellen Bereich setzt Anne Dietrich Trainingsmethoden ein, die von Feldforschungserfahrungen inspiriert sind und in denen Lernen über Reflexion und Diskursivität erfolgt. Neue Zugänge im Bereich der Museumsarbeit bieten sich für Andrea Hauser durch Einbindung qualitativer Verfahren; sie sollen eine aktivere Einbeziehung der Museumsbesucher und deren Rezeption ermöglichen und Ausstellungen näher an die Subjektivität der Realität heranführen – was aber leider oft aus Kostengründen scheitert. Wolfgang Alber schildert die Spannungsfelder zwischen Wissenschaft und Journalismus, zeigt aber auch ihre Überschneidungen und wechselseitigen

Anknüpfungspunkte. Mit den Methoden des „sozialen Theaters" und der Selbstreflexion historische Quellen zu erschließen, das ist Kaspar Maase in seiner Arbeit über den „Schundkampf" gelungen. Kritisch äußert er sich allerdings gegenüber einem zu selbstreflexiven und sich damit selbst in Frage stellenden Publikationsstil. Katharina Eisch berichtet, wie sich ihr trotz eines extrem knappen zeitlichen Rahmens von vier Tagen unter Einbeziehung von Malerei die Funktionsweise einer britischen Eliteschule eröffnete. Abschließend zeigt Ulrich Hägele, wie die methodische Einbeziehung von fotografischen Techniken und Materialien volkskundliche Forschungen bereichern kann. Leider stimmen hier die im Bildnachweis genannten nicht mit den tatsächlichen Seitenzahlen überein.

Ergänzt werden die einzelnen Beiträge durch ausführliche Literaturlisten; verzichtet wurde dagegen auf einen Abbildungsnachweis zu den Photos, auf die in den Texten nicht Bezug genommen wird und die sich zwischen den thematischen Blöcken als Illustration der Titel der drei Teile finden. Die Einordnung einzelner Beiträge in diese formale Dreiteilung wirkt mitunter etwas willkürlich, wobei die Herausgeberinnen betonen, dass es sich dabei um ihre subjektive Schwerpunktsetzung handelt, da „in jeder Studie zwangsläufig alle drei Aspekte – die thematische Erkenntnisführung, die methodische und hermeneutische Diskussion sowie die interdisziplinäre Grenzüberschreitung – präsent sind" (S. 19). Insgesamt gelingt mit „Die Poesie des Feldes" ein spannender Überblick, wie gegenwärtige volkskundliche Forschung aussehen kann. Mit großer Offenheit und ohne Unebenheiten zu glätten oder gar auszublenden berichten die Autorinnen und Autoren aus ihrer Praxis und leiten aus dieser theoretische Schlüsse ab. Dabei bezieht sich jeder Beitrag explizit auf Anregungen von Utz Jeggle, nimmt diese auf und entwickelt sie durch ihren Einsatz in der Praxis und dessen Reflexion eigenständig weiter. Daraus ergeben sich vielfältige Lesarten des Bandes, der sowohl Anregungen für die eigene wissenschaftliche Arbeit, Beispiele für die gelungene Textualisierung der Verbindung und wechselseitigen Dynamik von Theorie und Praxis, eine Einführung in die Praxis einer offenen Ethnographie oder Anleitungen für die Einbindung und Nutzung von Reflexivität im Forschungsprozess bietet. Darüber hinaus macht die Lektüre Lust auf ein experimentelles, methodenpluralistisches Herangehen ans Feld und unterstreicht ganz nebenbei die Bedeutung von Utz Jeggle für die heutige Volkskunde. So verbergen sich hinter der Poesie des Feldes eigentlich Poetiken volkskundlichen Arbeitens, die dem Jubilar Utz Jeggle wohl mehr Freude bereiten werden als ein akademisches Poesiealbum unverbindlicher Höflichkeiten.

Harald Schlinger

RÉMOND, René: *Religion und Gesellschaft in Europa. Von 1789 bis zur Gegenwart.* Aus dem Französischen von Jochen Grube. (= Europa bauen, o.N.). München, C. H. Beck, 2000, 304 Seiten.

Die ambitionierte, in ihrer Themensetzung anregende Reihe „Europa bauen" kann mittlerweile auf eine beträchtliche Anzahl von Bänden verweisen. Die Grundidee besticht nach wie vor und ist offenbar auch erfolgreich: Historische Themen werden im Vergleich und in der Zusammenschau ganz Europas von jeweils einem renommierten Fachvertreter (Frauen zählen meines Wissens bislang nicht zu den AutorInnen) behandelt. Ihre Ergebnisse werden in einheitlicher Form von fünf Verlagen aus fünf verschiedenen Sprachräumen in allen Übersetzungen Band für Band gemeinsam ediert. Damit wird konsequent eine vielfach vernachlässigte europäische Dimension in die Geschichtswissenschaften eingebracht. Umgekehrt – der Reihentitel erklärt die Intention des Herausgebers Jacques Le Goff – werden aus der Deutung der gemeinsamen kooperativen wie konfliktreichen Geschichte heraus Grundlagen für eine gemeinsame Zukunft angeboten.

Im vorliegenden Band nun geht es um die Bedeutung der Religion für die europäischen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts, um die wechselseitigen Beziehungen von Religion und Politik während dieser Zeitspanne. Dieses Wechselspiel ist bestimmt durch eine Grundströmung, die als Prozess der Säkularisierung bezeichnet wird, der aber nie als lineare Entwicklung, sondern, soweit möglich, immer in seiner deutlichen Ausdifferenzierung dargestellt ist, bestimmt durch das ständige und facettenreiche Hin und Her zwischen den Staaten und ihren Kirchen, zwischen Päpsten und Herrschern, zwischen unterschiedlichen Kirchen, zwischen Ortskirchen und Episkopaten. Der Versuch eines derart komplexen Zuganges ist einerseits wohl die Stärke des Buches, macht er doch deutlich, wie wichtig die Fragen der Religion für die europäischen Gesellschaften und deren ideologische Leitlinien stets gewesen sind – bis in die Zeit einer weitgehend konsequenten Trennung von Kirche und Staat und einer sozusagen „schleichenden Säkularisierung" herauf. Andererseits aber nötigt die Vielgestaltigkeit des Themas auch klare Beschränkungen auf, was die Möglichkeiten der Bewältigung eines solchen Vorhabens betrifft: Die Darstellung hinterläßt allzu sehr den Eindruck, Westeuropa, insbesondere Frankreich, sei die Drehscheibe von religionsgesellschaftlichen Entwicklungen mitsamt deren gegengerichteten Strömungen gewesen. Zurückgehend zunächst auf die Zeit der Französischen Revolution wird der Diskurs der Kirchen mit Nationalismus, Liberalismus und moderner säkularisierter Gesellschaft aus den westeuropäischen Verhältnissen heraus erklärt. Demgegenüber sind es eher Randbemerkungen und Nebensätze, die den parallelen und verzahnten Phänomenen

und Situationen in Mittel- und Osteuropa (besonders Südosteuropa) gewidmet sind. Auch das Verhältnis der Kirchen zu Kommunismus und Faschismus wird vergleichsweise knapp und unbefriedigend behandelt. Die Divergenz zwischen Anspruch und Möglichkeit spiegelt – zumindest ansatzweise – auch die Übersetzung wider. In der Einleitung wird betont, dass auf terminologische Genauigkeit Wert gelegt worden sei und erläutert, warum einem bestimmten Ausdruck gegenüber einem anderen der Vorzug gegeben worden ist. Das hat aber nicht verhindern können, dass in der deutschen Ausgabe hauptsächlich der Leitbegriff „Säkularisation", hin und wieder aber auch „Säkularisierung" eingesetzt wird – eine Vermischung, die angesichts der ohnehin unklaren Verwendung der beiden Begriffe die sonstige sprachliche Sorgfalt des Autors konterkariert.

Die Forderung nach einer umfassenderen Darstellung im abgesteckten Rahmen wäre dennoch verfehlt; unter den europäischen HistorikerInnen wäre wohl niemand in der Lage, eine solche zu leisten. Das Beispiel zeigt meiner Ansicht nach die Grenzen an, die der Reihe „Europa bauen" gezogen sind. Das Thema „Religion und Gesellschaft" für den gesamten Kontinent und über zwei Jahrhunderte hinweg zu behandeln, ist ein zu ehrgeiziges Unterfangen. Da es andererseits umso reizvoller wäre, die vorhandenen detailfreudigen und äußerst zahlreichen – für gewöhnlich aber national oder thematisch eng begrenzten – Arbeiten zu einer vernetzten Geschichte von „Religion und Gesellschaft in Europa" in einer größer angelegten europäischen Kooperative zusammenzuführen, hat der Gedanke, hat das Beispiel etwas Begeisterndes. Das Buch von René Rémond wäre über dessen unzweifelhafte Leistungen hinaus diesfalls als anregende und bedeutende Vorarbeit zu würdigen.

Christian Stadelmann

SCHOLZ, Nina, Heiko HEINISCH: *„... alles werden sich die Christen nicht gefallen lassen." Wiener Pfarrer und die Juden in der Zwischenkriegszeit.* Wien, Czernin Verlag, 2001, 160 Seiten, 10 Abb.

Mit der Besprechung dieses Buches wird eine Arbeit angezeigt, die in ihrem Bereich methodologisches Neuland betritt. Die beiden AutorInnen analysieren Wiener Pfarr- und Diözesanblätter aus der Zwischenkriegszeit und erfassen damit eine wichtige und aussagekräftige Schnittstelle zwischen Klerus und Kirchenvolk, die von bisherigen thematisch ähnlichen Arbeiten nie systematisch ausgewertet worden ist. Ihr Interesse gilt der Frage, inwieweit in diesen Publikationen antisemitische Positionen vertreten worden

sind und in welchem Verhältnis sie vor und nach dem „Anschluss" zum Nationalsozialismus gestanden sind.

Die Rahmenbedingungen für eine solche Inhaltsanalyse sind methodisch klar und nachvollziehbar offen gelegt worden. Soweit sie einigermaßen vollständig zugänglich sind, wurden sämtliche in Wien erscheinenden Periodika ausgewertet und im Kontext der einschlägigen Forschungsarbeiten, insbesondere der Zeitgeschichte, präsentiert. Aus 25 von insgesamt 41 recherchierten Periodika sind jene Artikel, die sich mit Juden beschäftigen, daraufhin kategorisiert worden, ob sie diese positiv, neutral oder negativ bewerten. Nach dem gleichen Kriterium ist das Verhältnis der Blätter zum Dritten Reich untersucht worden. Für eine Reihe von Artikeln haben die Autorin und der Autor darüber hinaus eine tief greifende qualitative Analyse vorgenommen.

Der Aufbau des Buches folgt der Art der Auswertung der Texte. Verifizierte antisemitische Haltungen werden Kapitel für Kapitel im Hinblick darauf untersucht, welche Erklärungsmuster verwendet worden sind: religiöse, wirtschaftliche und rassische Argumente werden analysiert, deren zum Teil weit zurückliegende Grundlegung wird erklärt.

Das wohl wichtigste Ergebnis der Studie ist die grundsätzlich bekannte, hier aber in ernüchternder Klarheit vorliegende Erkenntnis, dass im katholischen Klerus Wiens der Antisemitismus Prinzip gewesen ist und ein affirmatives Verhältnis zum Nationalsozialismus nichts Außergewöhnliches war – ein entsprechendes Verhalten jedenfalls vom Episkopat nicht sanktioniert wurde.

Der Befund des Verhältnisses der Kirche zur jüdischen Bevölkerung ist geradezu erschütternd: Lange vor dem „Anschluss" ist Antisemitismus ein bestens eingeübtes Verhaltensmodell in der Wiener nichtjüdischen Bevölkerung. Analog zur demonstrativen Passivität, mit der das Episkopat und auch der Vatikan den Holocaust insgesamt registrierten, verhielten sich fast alle Priester in den Wiener Pfarreien extrem gleichgültig beziehungsweise sogar affirmativ angesichts der repressiven und lebensvernichtenden Aktionen und Maßnahmen der nationalsozialistischen Machthaber gegenüber den Juden. Autorin und Autor erklären, kein einziges Beispiel eines katholischen Geistlichen nennen zu können, „der sich öffentlich für die Juden eingesetzt hätte, weder vor noch nach dem ‚Anschluss'" (S. 111). Wenn ein menschliches und couragiertes Verhalten konstatiert werden kann, dann eher im Kirchenvolk als beim Klerus.

Es sei festgehalten, dass die Arbeit ausgesprochen sensibel in der Bewertung von Textstellen und Formulierungen im Quellenmaterial vorgeht; so etwa, wenn die Tätigkeit des 1935 gegründeten Pauluswerkes besprochen wird – einer Organisation, deren Ziel es war, Juden zum Katholizismus zu

bekehren (S. 85–87). Unklar ist da allerdings, was an einem „Artikel gegen die ‚Lehre von Blut und Rasse', die das Christentum ersetzen wolle", grundsätzlich problematisch ist. Insgesamt aber ist der Befund eindeutig und – dank exakt angewandter Methode – schwerlich anfechtbar. Deshalb macht die Arbeit betroffen und kann auch als Plädoyer eingesetzt werden: gegen die Proklamation des Endes einer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, wie dies in einer rezenten Diskussion verlangt worden ist.

Christian Stadelmann

MOSER, Johannes (Hg.): *Jugendkulturen. Recherchen in Frankfurt am Main und London.* (= Notizen, Bd. 66). Frankfurt am Main 2000, 281 Seiten, zahlr. s/w-Abb.

Der Sammelband „Jugendkulturen. Recherchen in Frankfurt am Main und London" präsentiert die Forschungsergebnisse eines Projekts, das unter der Leitung von Johannes Moser und Anne Claire Groffmann von 1997 bis 1999 am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Frankfurt am Main durchgeführt wurde: Über 18 Monate hinweg untersuchten Studierende im Rahmen einer Feldforschung sechs Gruppen von Jugendlichen in Frankfurt und Umgebung und ergründeten unter Einbezug bestehender theoretischer Konzepte die Bedeutung und Funktion von Gruppen für ihre Mitglieder und davon ausgehend die Jugendkulturen, in denen sie ihren Ausdruck finden. Ein vierzehntägiger Forschungsaufenthalt in London half, die Ergebnisse distanzierter zu betrachten, zu erweitern oder in einen anderen Zusammenhang zu rücken, wobei an verschiedenen Stellen des Buches betont wird, daß die Aufenthaltsdauer für tiefergehende Erkenntnisse zu kurz war. Auf die näheren Umstände der Feldforschungen in beiden Städten wird leider nicht in allen Beiträgen des Bandes eingegangen, was ein Nachvollziehen der Forschungsergebnisse erschwert; immer wieder bleiben Fragen offen. Auch fehlt eine Erläuterung, nach welchen Kriterien die Auswahl der beforschten Gruppen erfolgte. So beklagt zwar Johannes Moser in seinem einleitenden Artikel über „Kulturanthropologische Jugendforschung" (S. 11–57), daß sich diese bislang auf besonders auffällige und hervorstechende Kulturformen konzentriert hat, muß aber zugeben, daß dies auch auf die überwiegende Zahl der Beiträge im vorliegenden Band zutrifft. Auf der anderen Seite wird hier zumindest der Versuch deutlich, nicht allein auf gut untersuchte, bereits ins Bewußtsein der kulturwissenschaftlichen Fächer gerückte Gruppen einzugehen.

Das Ziel von Mosers Artikel ist es zu klären, was Jugendkulturen überhaupt sind, und darzulegen, welche unterschiedlichen Herangehensweisen

an dieses Thema bislang entwickelt wurden. Er bietet – vorwiegend gestützt auf Sekundärliteratur – einen Abriß der Forschungsgeschichte mit einem Schwergewicht auf den Cultural Studies und erläutert einige Schlüsselbegriffe wie Lebensstil, Subkultur, Szene oder Peer Group, die sich zum Teil in den sechs anschließenden Beiträgen der Studierenden wiederfinden.

Der Graffiti-Szene ist der erste von ihnen gewidmet: Silke Andris beschäftigt sich in „Painting One's Own Personality" (S. 59–95) zunächst mit dem Einstieg in diese, wobei sie insgesamt die Rolle des Mentors für den „Toy", für den Anfänger, hervorhebt. Ausführlich geht sie auf die konstitutiven Elemente des Lebensstils der Sprayer ein: auf das Pseudonym, den „Style" als eigentlichem Markenzeichen, die Quantität, d.h. die Präsenz und damit verbunden das Prestige („Fame" und „Respect"), und die Konkurrenzsituation. Im Kontext der künstlerischen „Battles" kommt die Autorin in Anlehnung an Anthony Giddens auf die sozialen und ästhetischen Regeln der Szene zu sprechen und analysiert schließlich sehr geschickt unter Verwendung der Konzepte von Marc Augé und Ina-Maria Greverus, wie die Sprayer die Großstadt als Raum wahrnehmen, sich „Nicht-Orte" aneignen und diese gegen andere Sprayer verteidigen. Zwei Umstände, bei denen die Anonymität fallen gelassen wird, die „Jams" (eine Art Treffen von HipHop-Anhängern) und die Auftragsarbeiten, runden den fundierten Artikel ab, der mit einer originellen Zusammenfassung endet: Die Ergebnisse werden anhand des Entstehens eines Graffiti-Bildes illustriert.

Mit einem Satz aus einem Interview, „Ich leb' mit 'nem Skateboard in der Hand", betitelt Jana Binder ihren klar strukturierten, ausgereiften Beitrag (S. 97–127) über die „Hauptwache-Crew", einer Skateboarder-Clique in Frankfurt, die sie als Peer Group begreift und deren Funktionen, Merkmale und Regeln sie darlegt. Insbesondere geht sie auf die Rituale, die Sprache und die Kleidung als Distinktionsmittel ein, wobei sie sehr schön herausarbeitet, welche „feinen Unterschiede" es sind, die Marken wie „girl" oder „DC" voneinander unterscheiden. Die Arbeiten von Elisabeth Katschnig-Fasch und anderen helfen ihr, das Skaten als besondere, gegenwartsbetonende Körpererfahrung sowie als Medium der Kommunikation auf der Suche nach Anerkennung und Bestätigung – auch von Männlichkeit – zu deuten. Wie Silke Andris bezieht sie den Raum in die Analyse ein: Die urbane Umgebung wird zur Bühne, öffentliche Räume werden anders genutzt als sie allgemein definiert sind. Überlegungen zur Skater-Identität vervollständigen das Bild, indem Binder vorausgegangene Gedanken wieder aufgreift und zu neuen Schlußfolgerungen verknüpft.

Zentrales Thema des Artikels von Bernadette Böcker und Bernd Reiß „‚We are Family!' Identitätssuche und Gemeinschaftsgefühl in einer schwul-lesbischen Jugendclique" (S. 129–160) sind die Bedürfnisse und

Erwartungen, die den Besuch einer solchen Jugendgruppe motivieren. Diese verknüpfen die AutorInnen mit den Identitätsfindungstheorien von Kenneth Plummer und Richard Troiden, wodurch sich vier Funktionen abzeichnen: Hilfe beim Coming-Out und Hilfe beim Kennenlernen der „Schwulen-Szene" – beides eher am Beginn der Identitätsbildung – sowie die Suche nach einer festen Partnerschaft und die Intention, Freundschaften zu knüpfen – eher am Ende des Selbstfindungsprozesses. Die Problematik der Diskriminierung, Stigmatisierung und des Stigmamanagements werden als ein wesentlicher Faktor der Identitätsbildung von Homosexuellen in unserer Gesellschaft beleuchtet, wobei das Gefühl der Verbundenheit, das die Stigmatisierung bei den Betroffenen erzeugt, als Grundlage der Gay-Community, einem „virtuellen Netzwerk", unterstrichen wird. Schließlich bringen Böcker und Reiß die Funktion der Jugendclique auf den Punkt: Sie bietet Unterstützung, die Homosexualität als Lebensstil anzunehmen.

Mit dem Phänomen Techno setzen sich Banu Karaca und Yasemin Yüksel auseinander und zentrieren ihren Beitrag „Egal wie alles läuft, bin ich und bleibe ich an Techno gebunden. Über Techno und Jugendkultur" (S. 161–198) rund um das Partyerlebnis – die Atmosphäre, die Körpererfahrung, die Entgrenztheit, die „Ekstase" –, das sie als Schlüssel zum Verständnis begreifen. Die Beschreibung des Ablaufs eines „typischen" Partyabends ist der Ausgangspunkt für die folgenden Deutungsansätze, wobei allerdings leider nicht näher darauf eingegangen wird, ob die aufgezeigte Struktur nur bei der beforschten Gruppe von Freunden zu finden oder verallgemeinerbar ist. Als zentrales Element der Techno-Kultur wird auf mehreren Ebenen, neben dem Partyerlebnis, die „Gemeinschaft" der Tanzenden, die „Community", beschrieben, die auf einem Gefühl der Verbundenheit basiert und gleichzeitig von der Individualisierung im Tanz geprägt ist. Die gewonnenen Erkenntnisse werden in Bezug zu Victor Turners Theorien der Schwellenphänomene gesetzt, womit Karaca und Yüksel Techno als eine Form des „Liminoiden" zu definieren versuchen. Ihr Ziel, damit alle Widersprüchlichkeiten aufzulösen, erreichen sie dennoch nicht: Der Artikel endet mit der Erkenntnis, daß Widersprüchlichkeiten eben ein wesentliches Element des Techno sind. Diese aufzulösen, scheint mir auch gar nicht notwendig.

Mit einem scheinbar ganz anderen Thema befaßt sich Benjamin Blinten, der seine Forschungen auf die freicharismatische Kirche Christliches Zentrum Frankfurt (CZF) konzentriert. Seine zentrale Frage ist, warum sich besonders junge Menschen von kirchlichen Strömungen angesprochen fühlen, deren Hauptmerkmal die direkte physische und emotionale Glaubenserfahrung ist. In „Radikal für Jesus" (S. 199–241) arbeitet Blinten behutsam und doch gründlich Autoritätsstrukturen heraus und kommt zu dem Schluß, daß die Jugend- bzw. Gemeindeleitung des CZF Elemente von Jugendkul-

turen, wie Kleidung, Musikstile, gewisse Umgangsformen, bewußt einsetzt, um ihre Ziele zu erreichen, nämlich immer mehr Jugendliche für die Gemeinde zu gewinnen, den Glauben der Gemeindemitglieder zu vertiefen und moralische Werte zu vermitteln. Diese „jugendliche Ästhetik" ist für den Autor einer der wesentlichen Faktoren, die charismatische Bewegungen für Heranwachsende interessant machen. Weiters nennt er – neben einer Neigung zum Glauben als Grundlage – die Rituale bei den Zusammenkünften sowie eine einfache, stabile Welterklärung, die in Gut – Böse bzw. Profan – Heilig einteilt. Mithilfe von Anthony Giddens' Überlegungen zu Traditionen verweist Blinten abschließend auf die fundamentalistischen Elemente charismatischer Kirchen, wobei er hier ebenfalls vorsichtig vorgeht und sich voreiliger Schlüsse enthält.

Alexandra Wetzel und Martin Fabriz widmen den letzten Artikel des Bandes mit dem Titel „Mein Freund ist Offenbacher" (S. 243–281) den „Patriots", einem der zahlreichen Fanclubs der „Offenbacher Kickers", dessen Zusammenhalt vorwiegend auf einer habituellen Übereinstimmung der Mitglieder basiert. Die AutorInnen setzen die hohe Arbeitslosigkeit und die geringen Freizeitmöglichkeiten in Offenbach, einer Nachbarstadt Frankfurts, in Bezug zur außergewöhnlichen Bedeutung des Clubs für die Einwohner und entwerfen ein vielschichtiges Soziogramm der Fans in Offenbach, in Deutschland und England. Habitus und Gewaltbereitschaft sind dabei immer wiederkehrende Themen. Durch die geschickte Verwendung der Theorien Turners, gelingt es den AutorInnen, den Fußballplatz bzw. den Fanclub überzeugend als Gegenwelt zum Alltag zu charakterisieren, die diesen stabilisieren hilft.

Am Ende des Buches angelangt, bleibt der Wunsch nach einer Zusammenschau, die die Ergebnisse der einzelnen Forschungen bündelt. Auf diese Weise wäre es vielleicht gelungen, die Zersplitterung der Themen zu relativieren, Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede und Widersprüchlichkeiten zu verdeutlichen und so vielleicht klarzumachen, was denn das spezifisch „jugendliche" an den vorgestellten Kulturformen ist. Auch wenn es höchst fragwürdig wäre, von der *einen* Jugendkultur zu sprechen, lassen sich in der Betrachtung spezifischer kultureller Phänomene schließlich stets „überlokale Prozesse" ablesen, wie Johannes Moser betont (S. 51). So bleibt es den LeserInnen überlassen, weitere Schlüsse zu ziehen. Die Qualität und Vielfalt der gewonnenen Forschungsergebnisse laden jedenfalls dazu ein. Daran ändern auch stilistische und orthographische Schwächen nichts, die wohl durch ein sorgfältigeres Lektorat hätten reduziert werden können. Die Verwendung von flapsigen und umgangssprachlichen Ausdrücken durch die überwiegende Zahl der AutorInnen, die vermutlich die Nähe zum Feld demonstrieren soll, irritiert

ebenfalls. Hinzu kommt, daß immer wieder in eine „klassische" Feldforschungsfalle getappt wird, indem Passagen aus Interviews oder Feldtagebüchern ohne nähere Erläuterungen und Analysen eingefügt werden, in der Annahme, sie sprächen für sich selbst. Auch hätte eine Straffung einzelner Beiträge zu größerer Klarheit in der Argumentationslinie geführt. An dieser Stelle positiv hervorzuheben ist das sympathische Layout des Buches, das mit Symbolen für die einzelnen Kapitel pfiffig und zugleich übersichtlich gestaltet ist.

Alles in allem ist es im vorliegenden Band durchaus gelungen, spezifische Ausschnitte unserer gesellschaftlichen Realität überzeugend und zugleich auf spannende, leicht lesbare Weise zu beschreiben, zu hinterfragen und zu deuten. Mit weiteren Forschungen anzuknüpfen, würde sich sicherlich lohnen.

Kathrin Pallestrang

BOESCH, Alexander, Birgit BOLOGNESE-LEUCHTENMÜLLER, Hartwig KNACK (Hg.): *Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung eines Festtages*. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 79). Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 2001, 260 Seiten, 170 Abb.

Unter den heute etablierten Familienfesten ist der Muttertag aufgrund seiner ideologischen Implikationen wahrscheinlich das umstrittenste. Viele, die ihn ablehnen, begründen dies mit der Geschäftemacherei, seinen angeblichen historischen Wurzeln im Nationalsozialismus und/oder dem mit ihm verbundenen Frauenbild. In der Muttertagsforschung des deutschsprachigen Raumes ist es das Verdienst der deutschen Historikerin Karin Hausen, seine Entstehungsgeschichte im Kontext der verschiedenen, mit seiner Einführung verbundenen zeitgenössischen Interessen nachgezeichnet zu haben. In Deutschland ging die Initiative zur Einführung des Muttertages Anfang der 1920er Jahre vom „Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber" aus, der mit Hilfe eines neuen Feiertages auf eine Umsatzsteigerung hoffte – nach einigen Anlaufschwierigkeiten ist diese Rechnung langfristig bekanntlich aufgegangen. Rudolf Knauer, Geschäftsführer des Verbandes und maßgeblicher Betreiber der Muttertags-Idee, verstand es auf sehr geschickte Weise, verschiedene gemeinnützige Organisationen und Institutionen u.a. aus dem kirchlichen, schulischen und volkserzieherischen Bereich für die Idee zu gewinnen, um so die Geschäftsinteressen des Blumenhandels in den Hinter-

grund und „rein ideelle" Aspekte in den Vordergrund zu rücken. Wenn heute also von einigen Kritikern des Muttertages beklagt wird, daß im Lauf der Zeit eine konsumistische Überformung des Brauches stattgefunden habe, so ist an diese eindeutig geschäftlichen Interessen zu erinnern, die – zumindest im deutschsprachigen Raum und hier vor allem in Deutschland – bereits bei seiner Einführung und Verbreitung ausschlaggebend waren. Der Muttertag war sozusagen von Anfang an als Konsumfeiertag konzipiert, auch wenn sich die als seine Erfinderin bekannt gewordene Amerikanerin Ann Jarvis gegen die Geschäftemacherei verwehrte und ihn als Ehren- und Gedenktag der Mütter verbreitet wissen wollte. Diese Idee, die aus dem Gedenken an ihre eigene verstorbene Mutter entstand, verfolgte sie mit enormem Engagement seit dem Jahr 1906 und war damit sehr erfolgreich. In den USA wurde der Muttertag bereits 1914 zum Staatsfeiertag erklärt und er verbreitete sich durch die von Jarvis 1912 gegründete „Mother's Day International Association" bald auch in Europa.

Nicht nur was die geschäftlichen Interessen am Muttertag betrifft, sondern auch bezüglich seines geschlechterpolitischen Kontextes (der nicht nur im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus – der zwar eine spezifische Form des Mutterkultes betrieben, jedoch weder diesen noch den Muttertag erfunden hat – relevant ist), haben die Forschungen von Karin Hausen grundlegende Erkenntnisse geliefert. Implizit und explizit knüpfen hier auch die – überwiegend von Historikern und Historikerinnen verfaßten – Beiträge des vorliegenden Begleitbandes zur Ausstellung „Produkt Muttertag" im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien an. Der Band gibt einerseits einen Überblick über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Muttertages in den USA sowie in Deutschland und in Österreich (vgl. die Beiträge von Hartwig Knack, Alexander Boesch, Irene Bandhauer-Schöffmann und Irmgard Weyrather), andererseits werden verschiedene weitere Aspekte des Muttertages angesprochen bzw. vertieft. Barbara Krafft widmet sich in ihrem Aufsatz der Blumensprache, Siegfried Mattl untersucht das Schenken am Muttertag als Tauschakt, Doris Ingrisch führte Interviews über die persönliche Bedeutung des Muttertages durch, Birgit Bolognese-Leuchtenmüller geht der Geschichte der Mütter zwischen Erwerbsarbeit, Familienökonomie und persönlichen Lebensvorstellungen nach, Maria Mesner bringt Überlegungen zur Familienpolitik der Gegenwart und Andrea Griesebner reflektiert über den Muttertag als Baustein einer dichotomen Geschlechterordnung und als Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaft zwischen sozialhistorischen und kulturwissenschaftlichen Perspektiven. Der reich bebilderte Band ermöglicht nicht nur einen guten Einstieg in die Geschichte des Muttertages und der mit seiner Einführung verknüpften wirtschaftlichen, religiösen, partei-, geschlechter- und

familienpolitischen Interessen, sondern auch in Fragestellungen seiner wissenschaftlichen Erforschung. Bezüglich letzterer ist jedoch – zumal es sich ja um einen Begleitband zu einer Ausstellung in einem Volkskundemuseum handelt – eine gravierende Lücke festzustellen, denn die verschiedenen bis in die Zwischenkriegszeit zurückreichenden volkskundlichen Ansätze in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Muttertag wurden weitgehend ignoriert. Ein einschlägiger Beitrag hätte hier eine äußerst wünschenswerte Ergänzung dargestellt und einen erweiterten Blick auf unterschiedliche fachspezifische wie generationenspezifische forschungsleitende Fragestellungen ermöglicht.

Susanne Breuss

ALTHANS, Birgit: *Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit*. Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, 2000, 473 Seiten.

Klatsch ist heute wichtiger denn je. Diesen Eindruck wenigstens gewinnt man angesichts des Buchmarktes. Klatsch ist mittlerweile auch von der Wissenschaft nicht nur als Thema entdeckt, sondern auch instrumentalisiert worden. Die Organisationstheorie hat sich seiner angenommen, sie erforscht ihn als konfliktgeladenes Sprechen und als Instrument des Mobbing und gebraucht ihn gleichzeitig als einen nützlichen, informellen Kommunikations-Kanal, der einen schnelleren und kostengünstigeren Fluß von Informationen garantiert.

Birgit Althans, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin und Autorin des vorliegenden Buches, steht dieser Vereinnahmung des Klatschs kritisch gegenüber, auch deshalb, weil die Wissenschaft, die anwendungsorientiert den Klatsch analysiert, den Gender-Aspekt dieser Kommunikationsform vernachlässigt. Althans verweist demgegenüber darauf, dass das Klatschen typisch weibliche Konnotationen hat. Ihrer Meinung nach entzieht sich der Klatsch der Frauen „dem Zugriff rationaler Kontrolle" – das Sprechen bei der Arbeit wird genossen. Im Vordergrund steht dabei das Genießen des Klatschs, der „in der rationalen Durchdringung der Arbeitswelt ein unabgegoltener Rest an individueller Subjektivität" ist. Ausgehend vom Lacanschen Begriff „jouissance" – dem konträr zum Begehren stehenden Genießen – entwickelt die Autorin Geschichte, Bedeutung und Konnotationen des Klatschs von der frühen Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert.

In ihrem ersten Kapitel „Wasch & Klatsch" schreibt sie eine furiose, fundierte und unterhaltsame Wortgeschichte des Klatschens. Martin Luther

und seine Aussage, die Weiber sollten mit dem Pleuel anstatt mit dem Maule waschen, werden ebenso zitiert wie Judith Butler oder der „Größere Versuch über den Schmutz" von Christian Enzensberger. Die ursprüngliche Verbindung des Begriffs mit der Tätigkeit der Wäscherinnen ist, wie Althans zeigt, noch heute in Sprichwörtern wie „jemanden durch die Mangel drehen", „durchhecheln" oder jemandes „schmutzige Wäsche in der Öffentlichkeit waschen" zu finden. Diese Geschichte des Waschens als Geschichte vom Klatsch und dem Sprechen bei der Arbeit geht auch auf die Lebens- und Arbeitsumstände der Wiener Wäscherinnen ein, die sich durch das Waschen finanziell unabhängig machten und damit den Mann erstmals zu einer „Begleiterscheinung im Leben der Frau" degradierten. Sie erregten die Phantasie der Männer, die saubere Wäsche als potentielle weibliche Hülle und damit als etwas Erotisches ansahen. Das Wäschermädel wurde imaginiert als das adrette, aufreizende und niedliche weibliche Wesen. Anschließend an dieses Kapitel, das sich mit der weiblichen Perspektive beschäftigt, beschreibt Althans das männliche Sprechen bei der Arbeit, das „Sprechen als Arbeit", das Rationalität, Kalkül und Wirtschaftlichkeit voraussetzt. Im Kapitel „Credit-Diskurse" wird in der „Verschränkung der männlichen Finanzwelt mit dem weiblichen Imaginären" die Geschichte jener Ideen verfolgt, die zur Definition des Klatsches als typisch weiblicher Art des Sprechens führten. „Die Aufklärung und der Klatsch" beschäftigt sich mit der weiteren Verfestigung dieser Annahme, wie sie durch die Schriften von Diderot, Rousseau und auch Freud transportiert wurden. Damit ist die Autorin im 20. Jahrhundert angelangt, wo sie sich in ihrem Kapitel „Der Klatsch in der Organisationstheorie" genüsslich den Diskrepanzen zwischen ihren eigenen Erkenntnissen und den Postulaten jener Wissenschaftsdisziplin widmet. „Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit" ist ein sowohl wissenschaftlich anspruchsvolles als auch kurzweilig zu lesendes Buch.

Sabine-Else Astfalk

BASILE, Giambattista: *Das Märchen der Märchen. Das Pentamerone.* Nach dem neapolitanischen Text von 1634/36 vollständig und neu übersetzt und erläutert von Hanno Helbling, Alfred Messerli, Johann Pögl, Dieter Richter, Luisa Rubini, Rudolf Schenda und Doris Senn. Herausgegeben von Rudolf Schenda. München, Beck, 2000, 639 Seiten.

Erstmalig liegt mit dieser Ausgabe das Pentamerone – die erste bedeutende Märchensammlung auf europäischem Boden – vollständig und in wortge-

treuer deutscher Übersetzung vor, einschließlich Bibliographie und eines umfangreichen Anmerkungs- und Kommentarteils, der von außerordentlichem Kenntnisreichtum und enormem Fleiß zeugt.

Eingebettet in eine Rahmenerzählung werden an fünf Tagen (daher der Name „Pentamerone") insgesamt 49 Geschichten von zehn Frauen erzählt. Es geht darin um wohlbekannte Figuren der europäischen Märchenliteratur, um bösartige, aber auch gutmütige Orcos, um hilfsbereite Feen, um Tiergemahle, Drachentöter, um dumme Helden, die dennoch und gerade deswegen ihr Glück machen, um hässliche Frauen, die durch Zauber schön werden wollen, genauso wie um Verwünschungen oder Prophezeiungen künftigen Unheils. Es geht auch um menschliche Schwächen, um Geiz, Neid, Hass, Rachsucht, Überheblichkeit, Dummheit, und es wird, anders etwa als bei den Brüdern Grimm, Kritik an den sozialen und politischen Verhältnissen laut, indem auf Armut und materielle Not hingewiesen wird oder die Schwächen der Herrscher bloßgestellt werden. Mitunter sind sie überfordert und ein Spielball ihrer Ratgeber (I, 3), manchmal sind sie grob fahrlässig und stürzen ihre Untertanen ins Unglück (II, 7), zuweilen vergehen sie sich an bewusstlos daliegenden Mädchen (V, 5), oder sie vergewaltigen und töten sogar alle Frauen, derer sie habhaft werden können (IV, 5). Schenda schreibt völlig zu Recht in seinem Nachwort, dass das Pentamerone „in vielerlei Hinsicht Anti-Text" ist (S. 480). Das gilt, als Gegenpol zur Hochliteratur, für die Verwendung des neapolitanischen Dialekts genauso wie für die derbe Komik, für Obszönitäten und die Vorliebe für Skatologisches („Und dann wartete er ungeduldig darauf, dass die Sonne aufgehen und dem Himmel die goldenen Abführpillen verpassen möchte, damit der alle Schatten auskacken müsse" [S. 95]).

Doch in *einer* wesentlichen Hinsicht fügt Basile sich ganz in den Rahmen seiner Zeit ein: Das Pentamerone ist populäre *Barock*literatur par excellence, und in dieser Hinsicht ist wohl kaum ein größerer Gegensatz zur bekanntesten deutschen Märchensammlung, den Kinder- und Hausmärchen, mit ihrer „schlichten Volkstümlichkeit" denkbar. Basile überschüttet den Leser förmlich mit einer Fülle an Worthäufungen, rhetorischen Figuren, Sprichwortserien und insbesondere Metaphern, etwa: „O du Archiv der Süßigkeiten, o du Findbuch der Freuden, du Register der Liebesprivilegien, deretwegen ich zum Vorratsraum der Sehnsüchte, zum Stapelplatz der Beklemmungen, zum Zolllager der Qualen geworden bin" (S. 99), oder: „Du, meine Seele, bist der Nordwind für mein von einer Flaute heimgesuchtes Schiff" (S. 179). Neben derartigen Liebesbezeugungen gibt es auch wahre Verwünschungen, etwa wenn ein Hausherr endlich genug hat von einem Schmarotzer, der sich jahrelang an seiner Tafel bedient hat: „Du bist wahrhaftig einer, der Mahlzeiten ausspähen kann, ein Siebenbrotfresser, ein

Tafelabräumer, ein Küchenputzer, ein Topfauslecker, ein Schüsselsäuberer, ein Vielfraß, eine Kloake; du hast eine wahre Fresssucht, einen Heißhunger, einen Wolf und einen bodenlosen Abgrund im Leibe; du könntest einen Esel übertreffen, ein Schiff leer fegen und einen Bären des Prinzen verputzen; du würdest nicht einmal den Becher des heiligen Grales mit dem Blut Christi verschonen ..." (S. 198), um nur drei Beispiele zu nennen, die beliebig vermehrt werden könnten. Man ahnt bereits, dass diese Ausgabe eine unglaubliche Leistung der Übersetzer darstellt, zumal auch alle Begriffe oder Anspielungen, die unklar sind oder Spezialwissen erfordern, im Anmerkungsteil hinreichend erläutert werden.

Das Pentamerone ist aber nicht nur stilistisch, sondern auch hinsichtlich des Gehaltes ein Werk der Barockzeit. Das spielerische Element, wie es sich im Umgang mit der Sprache zeigt, bedeutet nicht allein Freude am Umgang mit ihr, Leichtigkeit, Unverbindlichkeit oder Spaß; seine Kehrseite ist die *theatrum-mundi*-Metapher, jener Stoßseufzer über die *vanitas*, die Eitelkeit, Lächerlichkeit, Scheinhaftigkeit und Vergänglichkeit des irdischen Geschehens: Die Menschen geben sich nicht so, wie sie sind; sie spielen nur Rollen und täuschen Moral, Anstand oder Selbstbewusstsein vor, während sie in Wirklichkeit kleinmütige Egoisten oder verkappte Lüstlinge sind. Sie jagen Reichtum oder Ansehen hinterher, doch das sind vergängliche Güter, welche im Nu verschwunden sein können. Das typisch barocke Bild dafür ist das Glücksrad der Fortuna, das die Menschen rasch nach oben trägt und ebenso rasch wieder abwärts befördert, und auch im Pentamerone wird es immer wieder zitiert (zum Beispiel S. 139, 188, 233, 246, 276, 348). Nichts ist beständig, oder in den Worten Basiles: „In diesem traurigen Leben gibt es eben keinen Wein des Vergnügens ohne den Bodensatz des Ekels, keine fette Brühe der Freude ohne den Schaum des Unglücks" (S. 176). Und nichts ist so, wie es scheint – das ist eine ebenso barocke wie tiefenpsychologische Einsicht: Der König, der eben noch um seine Frau getrauert und ihr am Sterbebett versichert hat, dass er Witwer bleiben wird, beginnt nach ihrem Tod sofort nach einer neuen Frau Ausschau zu halten (II, 6). Und von jener Prinzessin, die für ihren Hochmut teuer bezahlen musste, dann aber ihr Verhalten ändert, heißt es am Ende: „Von nun an aber war sie auch immer darauf bedacht, die Segel ihrer Hoffahrt zu reffen" (S. 398), was eben nicht bedeutet, dass sie im Kern den Hochmut abgelegt hat, sondern nur, dass sie ihn nicht mehr zeigt; die Segel sind nur eingeholt, aber sie existieren weiter. Ähnlich verhält es sich mit jenem ungleichen Brüderpaar, das nacheinander in einem Wirtshaus dem personifizierten Monat März begegnet. Dieser fragt sie, was sie von ihm halten. Während der gutmütige Bruder ihn über alle Maßen lobt und dafür belohnt wird, findet der boshafte kein gutes Haar am März und wird deswegen bestraft. Als am Ende die Brüder einander wieder-

sehen, kommen sie zu dem Schluss, dass dem boshaften Bruder das gleiche Glück hätte widerfahren können wie dem gutartigen, wenn er sich wohlwollend gegenüber dem März geäußert hätte, denn „Wohlreden (sei) eine Ware, die nichts koste und unglaublichen Gewinn abzuwerfen pflege" (S. 425). Auch hier geht es nicht um Ehrlichkeit, sondern um Taktieren, und wenn man sich die Pointen der Märchen – bis auf wenige Ausnahmen enden die Geschichten positiv – unter diesem Aspekt anschaut, erweisen sich einige von ihnen nicht mehr als so bruchlos, wie es den Anschein hat. Von der burlesken Oberfläche der Geschichten sollte man sich daher nicht täuschen lassen, denn dahinter verbirgt sich eine zutiefst moralische Haltung. So heißt es etwa zu Beginn des dritten Märchens des vierten Tages: „Alle waren sich darin einig, dass Tugend ein sicherer Schatz ist, der von der Zeit nicht verzehrt wird, den kein Sturm hinwegfegt und kein Wurm frisst, während die anderen Güter dieses Lebens kommen und gehen" (S. 321).

Vergleichbar ist das Pentamerone mit dem Simplizissimus – dem ersten bedeutenden Prosaroman auf deutschem Boden –, denn auch dort wird das Treiben der Menschen auf volkstümlich-deftige und drastische Art geschildert, und ähnlich wie Basile ist Grimmelshausen weit davon entfernt, es gut zu heißen. Andererseits werden Dinge vom Autor stets auch deswegen so und nicht anders geschildert, weil sie auf ihn eine gewisse Faszination ausüben – die Zwiespältigkeit der handelnden Figuren ist immer auch die des Autors. Insofern ist die Epoche des Barock von einer eigentümlichen Tragik gekennzeichnet, und vielleicht erklärt das ein wenig die Faszination, welche von ihr ausgeht.

Zusammengefasst ist die *theatrum-mundi*-Metapher mit ihrer Mischung aus Lebensgier und moralischem Anspruch wohl das wichtigste Charakteristikum barocker Literatur, was unter anderem damit zusammenhängt, dass die mittelalterliche *ordo* hinfällig geworden war, Aufklärung und Vernunft als Merkmal des modernen Individuums jedoch noch in weiter Ferne waren. Dass Schenda in seinem Nachwort auf diese Zusammenhänge, die hier nur angedeutet werden können, nicht eingegangen ist, halte ich für ein Versäumnis, weil sie grundlegend für das Verständnis der Zeit sind. Auf der anderen Seite ist dieser Aspekt nicht so bedeutend, dass man deswegen einen Verriss schreiben müsste, denn das Wichtigste an dem Buch sind natürlich der Text und der gelehrte Apparat; diesen und die übersetzerische Leistung kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Das Werk ist ein Meilenstein moderner textkritischer Ausgaben; es setzt Maßstäbe, und es besteht sicher nicht die Gefahr, dass es vom Glücksrad der Fortuna nach unten befördert und dergestalt vergessen wird!

Bernd Rieken

FUHS, Burkhard: *Dröhnende Motoren, Fliegende Kisten, Coole Drinks. Die Anfänge des Passagierfluges.* Marburg, Jonas-Verlag, 2000, 127 Seiten, 111 s/w-Abb.

Da das Flugzeug mittlerweile zu einem normalen, alltäglichen Verkehrsmittel geworden ist, ist es interessant zu erfahren, wie sich „die Anfänge des Passagierfluges" – so der Untertitel des Buches – gestaltet haben. Die Arbeit umspannt den Zeitraum von 1900 bis Mitte der 1950er, Anfang der 1960er Jahre, als man die Propellermaschinen durch Düsenflugzeuge ablöste und Fliegen allmählich zu einem Massenphänomen wurde. Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der Entwicklung der 1926 gegründeten Lufthansa, was insofern gerechtfertigt ist, als sie allein weitaus mehr Fluggäste beförderte als alle anderen europäischen Gesellschaften zusammengenommen (S. 107) und sie – insbesondere durch die Innovationen Hugo Junkers' – Schrittmacherin technischer Neuerungen war.

Die Geschichte des Flugzeugs in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lässt sich kurzgefasst beschreiben als die Entwicklung von einem unsicheren und gefährlichen technischen Gerät „tollkühner Männer", das vor allem für Kriegszwecke eingesetzt wurde, hin zu einem sicheren, bequemen und verlässlichen Transportmittel. 1920 wurde das erste ausschließlich für zivile Zwecke konstruierte Flugzeug, die Junkers F 13, der Öffentlichkeit präsentiert; es hatte bereits Polstersitze, Deckenbeleuchtung sowie Heizung, und – für uns Heutige ein Kuriosum – die Fenster konnten während des Fluges von den Passagieren geöffnet werden. Während sie Platz für nur vier Fahrgäste bot, waren die Nachfolgemodelle zwar größer, doch auch die legendäre „Tante Ju", die JU 52, brachte es nur auf 17 Plätze. Von einem Massenverkehrsmittel konnte da natürlich keine Rede sein; vielmehr war das Fliegen in der Zwischenkriegszeit einer vermögenden Minderheit vorbehalten, kostete doch ein Flug wesentlich mehr als eine Fahrkarte erster Klasse bei der Deutschen Reichsbahn, und bereits diese war für die meisten vollkommen unerschwinglich. An der Bahn maß sich die Lufthansa, und sie setzte alles daran, einen ähnlichen Komfort und eine ähnliche Zuverlässigkeit zu bieten. Um das zu erreichen, wurde der stark vom Wetter abhängige Sichtflug vom Instrumentenflug abgelöst und in den größeren Flugzeugen ein Bordservice eingerichtet, der auch gehobene Ansprüche zu befriedigen vermochte.

All das und noch einiges mehr erfährt man bei der Lektüre des Buches. Es ist ein Sachbuch, nicht aber ein wissenschaftliches Werk, das mit neuen Ergebnissen aufwarten würde. Es vermittelt grundlegende Informationen auf spannende Weise, wobei aus meiner Sicht allerdings zwei Elemente zu kurz kommen. Das eine ist der Atlantik-Dienst mit Hilfe der Flugboote und Zeppeline, der nur en passant gestreift wird. Den Versuchen etwa mit der

Dornier Do-X oder den Flying Clippers der Pan American Airways war zwar kein langfristiger Erfolg beschieden, aber als Vorläufer der Transatlantikflüge hätten sie allemal stärkere Beachtung verdient, zumal es sich bei diesen Flugbooten um außergewöhnlich markante Maschinen handelt. Und auch die allen erdenklichen Komfort bietenden Zeppeline hätten stärker gewürdigt werden können, waren sie doch als „Concorde der Zwischenkriegszeit" doppelt so schnell wie die großen Passagierschiffe auf der Nord- und Südamerikaroute. Der zweite Punkt betrifft die Rolle des großen Konstrukteurs Hugo Junkers, die mir zu wenig gewürdigt erscheint, da die Entstehung der Lufthansa aufs Engste mit seinem Namen verbunden ist, und er es war, der ihr den entscheidenden Stempel als Schrittmacher technischer Innovationen in Europa aufgeprägt hat – zumindest bis zur Enteignung durch die ihm feindlich gesonnenen Nationalsozialisten.

Dennoch möchte ich das Buch als Einstieg in das Thema empfehlen. Die Geschichte der Luftfahrt wird auf anschauliche Weise geschildert, und auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht ist das Buch interessant. Da geht es etwa auch um die Bemühungen der Lufthansa, das traditionelle Rollenbild der Frau mit dem der Stewardess in Einklang zu bringen, oder auch um das Anliegen der Gesellschaft, das Fliegen vom Geruch des Abenteuerlichen zu befreien, wie es sich etwa in den vielen Werbefotos dokumentiert, die Frauen und Kinder als ganz „normale" Passagiere präsentieren. Überhaupt sind die vielen Fotos eine wahre Fundgrube in Hinblick auf Mentalitäts- und Technikgeschichte, und nicht nur das: Sie lassen auch erahnen, dass das Fliegen in der Zwischenkriegszeit ein wesentlich sinnlicheres Erlebnis war als in den Großraumflugzeugen der Gegenwart, womit sich dieses Phänomen einreiht in die allgemeine Entwicklung der Technik mit ihrer zunehmenden Distanz oder gar Entfremdung von der „begreifbaren" Umwelt. Es ist sicher kein Zufall, dass der einzigen noch existierenden JU 52 der Lufthansa stets großer Zulauf beschieden ist, wenn sie zu Nostalgieflügen abhebt. Sie vermittelt ein Flugerlebnis, wie man es bestenfalls noch bei regionalen Fluggesellschaften erleben kann, die ihren Verkehr mit Kleinflugzeugen abwickeln.

Bernd Rieken

KORRE-ZOGRAFU, Katerina, Marios VASILOPULOS: *Traditional life & art*. Andros, Museum für Volkskunde und christliche Kunst, s.a. [2000], 178 Seiten, 96 Abb., 54 Farbtaf.

Volkskundliche Lokalmuseen in Griechenland, die vielfach auch auf private Initiative gründen, haben z.T. hervorragende Ausstellungskataloge ihrer Bestände herausgegeben. Einen solchen gilt es auch hier anzuzeigen. Er

betrifft die Kykladeninsel Andros und ist zweisprachig (Englisch – Griechisch) gehalten. Im ersten Teil sind Bereiche des Alltagslebens und der Berufssparten analysiert: Neben den Gegenständen, die das Museum aufbewahrt, werden durch Photographien und Texte die Produktionsvorgänge erklärt und augenfällig gemacht. Das betrifft die Eisfabrik (S. 11 ff) mit dem herumziehenden Eisverkäufer, die Maschinen der Fabrik. Sodann folgt ein historischer Abschnitt über die Geschicke der Insel seit der Venezianerherrschaft; die Photos zeigen hier verschiedene Gebrauchsgegenstände des bäuerlichen und bürgerlichen Lebens. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit Architektur und Baumaterial (S. 22 ff, mit interessanten alten Photographien der Hauptstadt und der Dörfer), sowie einer Typologie des Hausbaus mit der berühmten Kykladenarchitektur (S. 30 ff). Ein weiterer Themenzyklus beschäftigt sich mit dem Brot: vom Anbau, der Pflügung, Betreuung der Ähre, Sicheln, bis zu Ernte, Dreschen, Sieben, Mahlen, Backen (Geräte, Ofen, Brotformen, Ritualbrote, Brotstempel, Backspezialitäten usw.) (S. 35 ff). Hierauf folgt der Themenzyklus: Olive und Öl (S. 73 ff): Pflügen der Olivenhaine, Ernte mit Erntegeräten, Einsammeln, Aussortieren, Technologie der hölzernen Ölpressen, Aufbewahren in großen Ölkrügen usw. Sodann die Seidenerzeugung: Reinigung der Kokone, Ausspannen, Seidenhandel (S. 91 ff). Es folgt die Schiffahrt: Konstruktion der Holzschiffe, Fischboote, Netzfang, Ausbessern der Netze, erste Dampfschiffahrt (S. 107 ff). Den ersten Teil beschließt eine Spezialbibliographie (S. 122 f).

Der zweite Teil ist der christlichen Kunst, entsprechend den Beständen des Volkskundemuseums, gewidmet und bietet farbige Abbildungen auf Tafeln. Das erste Kapitel gibt eine historische Übersicht über die christliche Kunst im 18. und 19. Jahrhundert, wie sie sich an den Museumsexponaten manifestiert. Hier werden die Heiligenmaler namentlich aufgelistet, die Silberschmiede, sodann die Holzschnitzer, die die Ikonostasen der einzelnen Kirchen verfertigt haben. Der größte Abschnitt ist den Heiligenmalern gewidmet (S. 132 ff): historischer Rahmen, die Ikonenmalerei auf Andros, gefolgt von den geschnitzten *templa* der Ikonostase-Wände (S. 150 ff). Auch der zweite Teil ist von einer bescheidenen Spezialbibliographie beschlossen. Die Schaufreude dieser Kataloge kann freilich in einer kurzen Buchbesprechung nicht vermittelt werden, ebenso wie ein Katalog nicht die Schaufreude des wirklichen Besuches ersetzen kann.

Walter Puchner

LYDAKI, Anna: Ποιοτικές μέθοδι της κοινωνικής έρευνας *[Qualitative Methoden der Erforschung der Gesellschaft]*. Athen, Kastaniotis-Verlag, 2001, 298 Seiten.

Volkskundliche Feldforscher, Ethnologen und Anthropologen verspüren, oft erst Jahre nach der Erfahrung des „Fremden", das sie zu erforschen ausgezogen waren, das Verlangen, die Empirie mit der Theorie zu verbinden und sich über die Brauchbarkeit des angelernten theoretischen Rüstwerkzeuges „im Feld" Rechenschaft abzulegen. Dies hat in der Vergangenheit, aber auch noch in der jüngsten Gegenwart zu bedeutenden methodischen Entwürfen und Konzeptionen, ja ganzen Kulturanalysesystemen geführt, die freilich vielfach vom Virus der Verallgemeinerung befallen sind, nichtsdestoweniger aber, in Komparation gelesen, wobei sich die Selbstrelativierung von selbst einstellt, die Entthronung westlicher Kulturmodelle und Denkmodi vorangetrieben haben, was in den kommenden Jahren einer forcierten Globalisierung umso wertvoller sein dürfte, als die Alternativen zum Geltenden einer sukzessiven Reduktion unterworfen sind.

Neben den großen theoretischen Entwürfen gibt es aber auch, sympathischerweise, die kleinen persönlichen Rechenschaftsberichte, die nicht den Anspruch der Allgemeingültigkeit erheben wollen, sondern Empirie und Theorie subjektiv auf einen Nenner zu bringen versuchen, was allerdings nicht weniger lehrreich sein dürfte, da die Felderlebnisse und individuellen Eindrücke nach Maßgabe der schier unendlichen Vielfalt des persönlichen Sensoriums und der individuellen Aufnahmebereitschaft, sowie nach Maßgabe der Untersuchungsgegenstände eine weit größere Mannigfaltigkeit aufweisen als die theoretischen Ansätze zur Verarbeitung und Systematisierung. Dies hat nun auch Anna Lydaki unternommen, die bisher mit zwei Monographien zu den Zigeunern in den Vororten Athens hervorgetreten ist: „Balame und Roma [Nicht-Zigeuner und Zigeuner]. Die Zigeuner von Ano Liosia", Athen 1997 (vgl. meine Besprechung in *Südost-Forschungen* 57, 1998, S. 429–430), sowie den autobiographischen Bericht: „Die Zigeuner in der Stadt. Aufgewachsen in Hagia Barbara", Athen 1998. Lydaki entstammt der sozialwissenschaftlich orientierten volkskundlichen „Schule" von Michalis Meraklis, hat in ihren Feldforschungsberichten jedoch mehr die persönliche Sensibilität und die Sympathie für die nun doch langsam seßhaft werdenden Zigeuner sprechen lassen und mit ihren Arbeiten der griechischen „Tsiganologie", die sich freilich mit der bulgarischen etwa nicht vergleichen läßt, wichtige Impulse verliehen. Die theoretische Aufarbeitung der eigenen Erfahrung führt zu einer Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten der zur Verfügung stehenden Theoreme und ist in jedem Falle auch für andere Feldforscher lehrreich.

Die Arbeit ist in drei Teilen konzipiert und schlägt einen Bogen zwischen Theorie und Praxis. Der erste Teil „Erforschung der Gesellschaft" setzt beim „Positivistischen Ansatz" ein (S. 25 ff) und führt über die „Antipoden der Wissenschaft Newtons", mit den Unterkapiteln „Romantik" (S. 22 ff), „Phänomenologie – Hermeneutik" (S. 40 ff), „Anzweiflung des positivistischen Paradigmas vom Positivismus selbst" (S. 48 ff) zu den „Einflüssen auf die Methodologie der Sozialwissenschaften" durch den „phänomenologisch-hermeneutischen Ansatz" (S. 54 ff), der, nach dem Dafürhalten der Verfasserin, vor allem die qualitative Feldforschung beeinflußt hat. Dem Problem der einfühlenden Beobachtung contra „Objektivität" sind die beiden letzten Kapitel dieses ersten Abschnitts gewidmet: „Das Problem der Gültigkeit/Nachweisbarkeit bei den qualitativen Methoden" (S. 63 ff) sowie der „Imperativ der Übersicht" (S. 75 ff), wobei auf die psychologischen, historischen und linguistischen Aspekte der Soziologie eingegangen wird.

Der zweite Teil ist dem Forschungsfeld der Volkskunde gewidmet, der Vorgeschichte der Feldstudien (S. 95 ff): Altertum, Hellenismus, Byzanz, Reiseberichte, A. G. Paspatis, Erzählliteratur, und: „Die Volkskunde als integrative Wissenschaft" (S. 112 ff), wobei auf Methoden sowie historische und qualitative Analysen der Fakten eingegangen wird.

Der dritte Teil wendet sich dann der Praxis der Feldforschung und ihrer Probleme zu; „Feldforschung" (S. 127 ff), insider und outsider, die Begegnung mit dem Fremden, „Einfühlende Beobachtung" (S. 147 ff), „Der Feldforscher und sein Feld" (S. 152 ff); Persönlichkeit, Relativität des rationalen Handelns im Feld, Zugang und Eintritt ins Forschungsfeld, Verstehen der Sicht des „Anderen"; persönliche Beziehung; es folgen Überlegungen zur „Raumzeitlichkeit des Anderen" (S. 179 ff): Entkodizifierung des Raums, die Wohnung, Symbole und Gegenstände, Eßgewohnheiten und Kleidung, Lebensraum; zur Erkennung und dem Verstehen des „Anderen" (S. 200 ff): Sprachstil, Lebenserzählungen, das Schweigen, die Schriftzeugnisse, sowie zum Festhalten der Forschungsergebnisse (S. 222 ff): Sammeln der Fakten, Kategorisierung und Interpretation, Synthese und Niederschrift.

Vor allem in diesem dritten Teil ist die Bedeutung des persönlichen Engagements, die Notwendigkeit der Involviertheit und Sympathie, die Wichtigkeit der Sensibilität und des individuellen Eingehens auf den „Anderen", also das psychische „Risiko" der Begegnung und Selbstrelativierung, handgreiflich, jenseits aller „Schul"-Bildungen und rationalen Ansätze und Modelle. Die Qualität der einfühlenden Beobachtung hängt von der Sensibilität des Beobachters ab. Die erfreulich undogmatische Arbeit beschließen ein Epilog (S. 233 ff), die Anmerkungen (S. 235 ff) sowie eine

umfangreiche Bibliographie (S. 275 ff). New Anthropology ohne die Stelzen des Postmodernismus.

Walter Puchner

VARVUNIS, M. G.: Μικρά λαογραφικά *[Kleine Miszellen zur Volkskunde]*. Athen, Papazisis, 2000, 420 Seiten.

Verstreut Veröffentlichtes in Sammelbänden zu publizieren, damit es für die Fachwelt und die interessierte Leserschaft leichter zugänglich wird, ist in der griechischen Wissenschaftsszene ein weitverbreiteter Brauch. Dies hängt einerseits mit den geringeren Druckkosten zusammen, andererseits mit der weit verzweigten und ausdifferenzierten mannigfaltigen Verlagslandschaft, die auch sehr spezifischen Nachfragewünschen und Angebotsmöglichkeiten Rechnung tragen kann wie kaum anderswo, so daß die Wiederveröffentlichung von Kleinem und Verstecktem, auch und gerade in der Volkskunde, kein großartiges Problem darstellt. Davon hat Manolis Varvunis, Nachwuchsvolkskundler an der Thrakischen Universität in Komotini, der in diesen Spalten nicht mehr vorgestellt zu werden braucht, mehrfach profitiert. Die Funktion von Paralipomena hat auch der vorliegende Band, dessen Inhalt in einer räumlich beschränkten Buchanzeige wohl nicht viel mehr als die Titel umfassen kann. Aber schon das allein zeigt die Reichweite der Fragestellungen. Die Fülle der Artikel ist in sechs Hauptkapiteln versammelt. Das erste davon trägt den Titel: „Theoretische und methodische Probleme der griechischen Volkskunde" und umfaßt die folgenden Themen: „Die Entwicklung der griechischen Volkskunde und das griechische Brauchleben" (S. 18 ff), „Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der traditionellen griechischen Volkskultur. Ideologische Auseinandersetzungen und wissenschaftliche Fakten" (S. 35 ff), „Die Entwicklung der griechischen Volkskunde und die ‚Schule von Ioannina'" (S. 54 ff, betrifft die Meraklis-Schule der sozialen Volkskunde, die einzige, die wirklich weitreichender schulbildend auf die Nachwuchswissenschaftler gewirkt hat), „Die Entwicklung und Organisation der regionalen volkskundlichen Studien" (S. 65 ff), „Die traditionelle griechische Kommunität und die Mechanismen der sozialen Kontrolle" (S. 70 ff), „Das griechische volkskundliche Lexikon" (S. 80 ff), „Probleme der Dokumentation und Aufzeichnung von Volksritualen" (S. 87 ff), „Probleme der Aufzeichnung und Sammlung von volkskundlichen Primärquellen" (S. 95 ff), „Ethnologische Problemstellungen in der griechischen Volkskunde" (S. 106 ff), „Die griechische Volkskunde und die Regionalstudien"

(S. 118 ff). Das zweite Hauptkapitel führt den Titel: „Die Zeit-Achse: Geschichte und traditionelle Kultur" und umfaßt folgende Themenstellungen: „Die osmanische Minderheit Thrakiens: Ethnologische Faktoren und kulturelle Exponenten" (S. 130 ff), „Die Kleinasiatische Katastrophe (1922) und ihre Folgen für das traditionelle Leben des griechischen Volkes" (S. 146 ff). Das dritte Hauptkapitel beschäftigt sich mit der „Traditionellen Materialkultur und den volkskundlichen Museen": „Der Fleischkonsum im Rahmen der traditionellen Ernährung des griechischen Volkes" (S. 162 ff), „Quellen zur Arbeitsemigration traditioneller Baumeister zwischen Zypern und Samos" (S. 173 ff), „Die Organisation und das Funktionieren peripherer Volkskundemuseen: der Fall des Volkskundemuseums von Phthiotis" (S. 180 ff). Im vierten Hauptkapitel geht es um „Formen des traditionellen Brauchlebens des griechischen Volkes" mit folgenden thematischen Einheiten: „Volkhafte Festsymbole" (S. 200 ff), „Rezente Volkskirtage" (S. 204 ff), „Rituelle Verhaltensweisen und bürgerlicher Raum" (S. 210 ff), „Ein Magie-Brauch in Adrianopel" (S. 215 ff), „Traditionelle Sportwettkämpfe" (S. 223 ff), „Traditionelle Kinderspiele. Ihre Bedeutung und Typologie in der griechischen Volkskunde" (S. 235 ff), „Traditionelle Tänze, Wettkämpfe und der Brauchkontext: Der Fall des Hl. Georgs-Festes in Arachova" (S. 240 ff), „Volkskult und traditioneller Tanz: die Ambivalenz einer Beziehung" (S. 253 ff). Das fünfte Hauptkapitel beschäftigt sich mit der „Volksliteratur: Zwischen oraler und schriftlicher Überlieferung". Die Unterkapitel beschäftigen sich mit folgenden Thematiken: „Die Märchen auf der Insel Samos. Sozioökonomische Differenzierungen und Kultursystem im Falle der Volkserzählung" (S. 262 ff), „Volksüberlieferung und Verehrung des Hl. Athanasios, des Metropoliten von Christianupolis" (S. 271 ff), „Beitrag zum Studium der Nationalgeschichte" (S. 281 ff), „Die Überlieferung der tröstenden Gottesmutter in Arta" (S. 291 ff), „Volkssagen über den Hl. Tryphon in Thrakien" (S. 304 ff), „Die Schilderung von Evlija çelebi des Grabes von Veliullah in Mendenitsa" (S. 315 ff), „Beitrag zum Studium der böotischen Heiligenlegenden" (S. 335 ff), „Hochdichtung und Volksquellen der Inspiration: Der Fall von Lili Patrikiu" (S. 340 ff), „Volksdichtung und Volksdichter" (S. 347 ff), „Das Thema des Eros als Krieger in den volkstümlichen Zweizeilern" (S. 355 ff), „Deutsche Editoren griechischer Volkslieder" (S. 365 ff), „Autobiographische Erzählungen und Volkskunde: der Fall von Sava Tserkezis (1886–1924)" (S. 374 ff). Das sechste Hauptkapitel trägt den Titel: „Zwischen Volkskultur und Hochkultur" und umfaßt folgende thematische Einheiten: „Der Beitrag zur Volkskunde von Helena Filippidu" (S. 382 ff), „Die Wurzeln der Nostalgie bei Georgios Vizyinos" (S. 386 ff), „Die volkstümlichen Elemente in der Dichtung von Kypros Chrysanthis"

(S. 390 ff), „Georgios Chamantas und die Kalymnos-Studien" (S. 398 ff). Den Band beschließt ein Generalindex.

Walter Puchner

Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Hg. im Interdisziplinären Zentrum für Historische Anthropologie, Freie Universität Berlin. Bd. 8, 1999, Heft 1: *Askese*, hg. von Christoph Wulf/Jörg Zirfas, 270 Seiten. Bd. 9, 2000, Heft 2: *Inszenierungen des Erinnerns*, hg. von Erika Fischer-Lichte/Gertrud Lehnert, 275 Seiten. Berlin, Akademie Verlag.

„Kleine Gedankenkörnchen, die neben gewohnten Saaten liegen, soll diese Zeitschrift auflesen und wieder ausstreuen", heißt es im Einleitungstext bescheiden und unbescheiden zugleich. Nicht mehr große Erklärungen und Erzählungen über den Menschen, die Geschichte und was sonst noch alles möchten die HerausgeberInnen anbieten, sondern sich menschlichen Phänomenen aus unterschiedlichen, jeweils undogmatischen Blickwinkeln annähern. Diese seien freilich anders als von Wissenschaften bereits „begangene Wege" – neu und innovativ und letztlich notwendige Bestandteile einer jeden anthropologischen oder kulturwissenschaftlichen Hausapotheke. „Das Buch Paragranum" (lat.: granum – Kern, Körnchen; griech.: para – neben) nannte Paracelsus eine seiner grundsätzlichen Schriften; „Paragrana" nennt sich diese zweimal jährlich erscheinende Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Historische Anthropologie an der FU Berlin.

Nun könnten Verwechslungen und Missverständnisse entstehen. Historische Anthropologie: Da assoziieren womöglich einige die gleichnamige Zeitschrift, akribische mikrohistorische Untersuchungen, alltagsgeschichtliche Zugangsweisen oder auch HistorikerInnen, die seit einigen Jahren das tun, was VolkskundlerInnen schon viel länger gemacht zu haben glauben. Doch man sollte sich nicht täuschen lassen: Mit der Zeitschrift „Paragrana" begeben wir uns in einen Kommunikationszusammenhang deutscher Historischer Anthropologie, der relativ parallel und unabhängig neben jenem anderen steht. Schon die disziplinären Differenzen sind markant: In den historisch-anthropologischen Institutionen in Erfurt, Freiburg, Göttingen, Saarbrücken und auch Wien dominieren HistorikerInnen. Bei den „Berlinern", mit denen wir es hier zu tun haben – und zu denen neben der Zeitschrift u.a. eine mittlerweile über dreißig Bände umfassende „Reihe Historische Anthropologie" im Reimer Verlag gehört –, haben dagegen ErziehungswissenschaftlerInnen, LiteraturwissenschaftlerInnen, PhilosophInnen und SoziologInnen die Nase vorn (siehe dazu auch: Gunter Gebauer

u.a.: *Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung*. Reinbek bei Hamburg 1989. Dietmar Kamper/Christoph Wulf [Hg.]: *Anthropologie nach dem Tode des Menschen. Vervollkommnung und Unverbesserlichkeit*. Frankfurt am Main 1994. Christoph Wulf [Hg.]: *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*. Weinheim/Basel 1997).

Disziplinäre Grenzen müssten allerdings noch kein Hindernis sein, zumal dann, wenn sich Historische Anthropologie hier wie dort als interdisziplinäres und offenes Projekt begreift. Doch Verweise auf die jeweils anderen finden sich weder in „Paragrana" noch in der Zeitschrift „Historische Anthropologie". Und der Versuch, so ist jüngst erzählt worden, RepräsentantInnen beider Richtungen zumindest einmal in einem face-to-face-Dialog zusammenzuführen, ist fehlgeschlagen.

Die Proklamation des menschlichen Plurals in Geschichte und Gegenwart und das Programm der interdisziplinären Vielfalt zur Konkretisierung dieses Plurals allein schaffen wohl noch keine wirklichen Schnittstellen. Und selbst analoge Problemstellungen machen solche noch nicht zwingend: Aber bemerkenswert ist schon, dass hier wie dort nach der Variabilität und den Kontinuitäten sogenannter menschlicher Elementarerfahrungen oder Grundsituationen (Mann – Frau; Eigenes – Fremdes; wahr – falsch usw.) gefragt werden; und hier wie dort verstehen sich Dichotomien nicht wirklich als solche, sondern jeweils als zwei Eckpunkte, zwischen denen und zuweilen ineinandergreifend sich Menschsein, Kultur, Geschichte usw. konstituiert. Wenn dann jedoch die Instrumentarien, mit denen man analoge Fragestellungen im Konkreten zu beantworten gedenkt, weit auseinander klaffen, dann nützen meist auch alle theoretischen Gemeinsamkeiten nichts mehr. Oder doch?

Mehr als nur zur Information möchte ich sagen, dass ich mich selbst eher jenem Feld (bzw. jener Fraktion) der Historischen Anthropologie zurechne, das tendenziell von HistorikerInnen dominiert wird. Ich könnte jetzt „Paragrana" ausschließlich nach den Kriterien und Regeln dieses Felds bewerten – und damit denunzieren. Hingegen könnte ich auch danach fragen, welche neuen Deutungs- und Erkenntnisräume mir während der Lektüre eröffnet worden sind, selbst dann, wenn es sich um Beiträge gehandelt hat, die keine Chance hätten, als Arbeit in einem Proseminar der Geschichte angenommen zu werden. Wenn Historische Anthropologie Interdisziplinarität nicht allein als Slogan, sondern als Kommunikationspraxis begreift, muss und will ich letzteres tun. Dafür greife ich zwei Nummern der Zeitschrift, die jeweils thematische Schwerpunkte hat, relativ beliebig heraus. Zunächst das Heft „Askese", sodann die Ausgabe „Inszenierungen des Erinnerns", wobei das erste Thema mich bislang – zumindest wissenschaft-

lich – kaum, das zweite hingegen sehr beschäftigt hat (insofern doch nicht so beliebig).

„In Zeiten, in denen Luxus zum Notwendigen und das Notwendige zum Luxus wird, findet die Reflexion auf die Grenzbereiche dieser Etikettierungen erneut statt. Der dafür zuständige Diskurs ist der Diskurs der Askese", schreiben Christoph Wulf und Jörg Zirfas im Vorwort des von ihnen herausgegebenen Bandes. Was auf den nächsten über zweihundert Seiten folgt, ist ein buntes Mosaik zweitausendjähriger abendländischer Askese-Geschichte. Die Buntheit ergibt sich zum einen aus den vielen verschiedenen disziplinären Perspektiven, mit der man hier konfrontiert wird: Neben geradezu klassischen ideengeschichtlichen Herangehensweisen finden sich hier psychoanalytische, feministische, soziologische, kommunikationswissenschaftliche und philosophische Zugänge sowie solche, die sich nicht mehr so einfach disziplinär zuordnen lassen. Ich muss zugeben: Bei einigen Beiträgen musste ich mich mehr als konzentrieren und auch beim dritten Lesen habe ich beispielsweise immer noch nicht jene musikwissenschaftlichen Kategorien und Zusammenhänge „verstanden", nach denen man die Musik John Cages als eine asketische beschreiben kann. Und ich muss zugeben, dass mich beim ideengeschichtlichen Galopp durch die vielen christlichen Jahrhunderte und Texte „großer" Kirchenmänner zunächst einmal die Frage befallen hat: Und, wie hat sich das alles in der Praxis, im Alltag der Vielen und Verschiedenen übersetzt?

Aber wie auch immer: Man ahnt, dass das multidisziplinäre Mosaik noch komplexer hätte ausfallen können, wenn man etwa VertreterInnen von area studies oder anderen außereuropäisch orientierten KulturwissenschaftlerInnen eingeladen hätte mitzutun. Und man ahnt überdies, dass sich DIE eine Geschichte der Askese nicht mehr schreiben lässt. Zu vielfältig ist mittlerweile das Repertoire professioneller WissensproduzentInnen, um dieses oder jenes, nicht allein „Askese", ordnen und analysieren zu können. Zu viele „kleine Gedankenkörnchen" bieten sich an. Bunt sind zum anderen die Darstellungstechniken der AutorInnen. Neben „klassischen" wissenschaftlichen Aufsätzen, in denen man sich via Fußnoten auf dies und das bezieht, finden sich Essays und Feuerwerke an Wortspielen. Ich muss zugeben: Gerburg Treusch-Dieters „Askese im Akt", in dem Herr und Frau Zimmermann – wir wissen alle wer gegen Beginn unserer Zeitrechnung ein Zimmermann war – das patriarchale Ehebett durchwühlen und beflecken, damit SIE es nachher dem Kochwaschgang zuführt, hat mich zunächst einmal irritiert. Aber man ahnt, dass die Genres noch reichhaltiger hätten ausfallen können, wenn man vielleicht diesen oder jene interviewt hätte. Und man ahnt, dass kulturwissenschaftliches Wissen unterschiedliche Repräsentationsformen benötigt, um ein bestimmtes WAS einem spezifischen

WEM näher zu bringen – oder: um einfach ein wenig mehr als ernsthaft und langweilig, sozusagen um nicht nur asketisch zu sein.

So vielfältig sich dieser Band auch präsentiert – es wird eine theoretische Grundhaltung durchgezogen, die Askese stets im Zusammenhang mit dem reflektiert, was dieser scheinbar gegenübersteht: Luxus, Lust, Ästhetik, Ekstase usw. Was im Allgemeinen und Theoretischen einleuchtend ist, ist darüber hinaus im Konkreten zuweilen sehr plausibel, geradezu erhellend und nicht zuletzt von aktueller Brisanz. Ich kann nur wenige Beispiele herausgreifen: Reimer Gronemeyer polemisiert in „Askese im Überfluß" gegen eine aktuelle Mode ökonomischer und anderer Eliten, die sich hie und da in ein Kloster begeben, sich im Extremfall sogar ein solches (oder ähnliches) bauen oder sonstige Praktiken der Enthaltsamkeit predigen: seien es Diätmodelle oder Fitnessprogramme (vgl. dazu den Beitrag „Vom glorreichen Körper" von Zandra Pedraza Gómez). Damit würden gesellschaftliche Paradigmen neu definiert, wie sich damit auch Hand in Hand der Sozialstaat gleich mit abbauen ließe: „Den Gürtel enger schnallen und sich von dem Plunder befreien, das sind eben nicht zwei Seiten einer Sache. Die von oben verordnete Askese ist ein altes Instrument von Cliquen, um Wünsche kleinzuhalten, Disziplin durchzusetzen und Macht zu erhalten." (S. 172)

Oder: Christina von Braun („Weibliches Fasten und christliche Traditionen"), auch eine von jenen, die hier in den vielen Jahrhunderten schnell unterwegs ist, erkennt einen Zusammenhang zwischen weiblicher Magersucht und Bulemie in modernen konsumorientierten Gesellschaften einerseits und aristotelischen und christlichen Traditionen andererseits, die Nahrungsverweigerung und sexuelle Enthaltsamkeit als weibliche Tugend wider den „unreinen Körper der Frau" bewerteten. Und mehr als ein- oder zweimal wird in verschiedenen Beiträgen des Bandes ausgeführt, inwieweit christliche Vorstellungen von der Askese auch in sich säkularisierenden Gesellschaften Denkweisen und Praktiken strukturierten und strukturieren (vgl. u.a. den Beitrag „Üben, Üben! Sauteufel, calvinistische Gottesdrogen und newsmongers" von Birgit Althans).

Themenwechsel: „Inszenierungen des Erinnerns" nennt sich eine weitere „Paragrana"-Ausgabe. Die Beiträge, wiederum verfasst von RepräsentantInnen verschiedener kultur- und sozialwissenschaftlicher Richtungen, basieren auf einer gleichnamigen Tagung, die der Sonderforschungsbereich „Kulturen des Performativen" an der FU Berlin veranstaltet hat. Womöglich ist es dieser Tagungscharakter, der diesen Band kohärenter und systematischer macht als der soeben besprochene. Die zentralen Begriffe – „Inszenierung", „Performatives" – legen es schon nahe: Nicht um Erinnerungen als „wahre" oder „falsche" Quellen historischer oder anthropologischer Forschung geht es hier, sondern um das Phänomen Erinnerung selbst als

stets wichtiges Element sozialer und kultureller Produktion und Reproduktion. Damit wird es in den Analysen geradezu zwingend, Erinnern und Vergessen in ihrer Bedeutung und Funktion für Individuen, Gruppen und Kollektive zusammenzuführen, so wie es auch darum geht, offensichtlich „falsches" Erinnern in ihren („wahren") Logiken nachzuvollziehen.

Aleida Assmann („Falsche Erinnerungen: Der Fall Grosjean/Dössecker/Wilkomirski") demonstriert dies überzeugend am Beispiel von Binjamin Wilkomirski. Sein Buch „Bruchstücke" (Frankfurt am Main 1995) erzählt die Geschichte eines polnisch-jüdischen Kindes, das die NS-Zeit unter schwersten Umständen überlebt hat. Es ist seine Geschichte – und sie ist es wiederum nicht. Denn im nachhinein hat sich die Geschichte als „falsch" herausgestellt. (Wilkomirski ist nicht Wilkomirski, und er ist nicht erst nach 1945 in die Schweiz gekommen, sondern hat stets dort gelebt.) Assmann interessiert sich nun nicht für die „wahre" oder „authentische" Geschichte „Wilkomirskis", sondern für das Phänomen der Überidentifikation mit Holocaust-Opfern als ein bislang kaum thematisiertes Element eines kollektiven Gedächtnisses nach 1945. „So unbedeutend der Fall Wilkomirski sein mag, so grundsätzlich sind die Probleme, die er uns für eine kulturwissenschaftliche Reflexion über den Zusammenhang von biographischem und kulturellem Gedächtnis aufgibt." (S. 99)

Auch und u.a. die Beiträge von Alois Hahn („Inszenierung der Erinnerung") und Marvin Carlson („Performing the Past: Living History and Cultural Memory") widmen sich dezidiert den Verkettungen von individuellem und kollektivem Gedächtnis. Andere wiederum reflektieren Zusammenhänge zwischen den Konstruktionen von Erinnerungen bzw. Erinnerungsprozessen und den spezifischen Logiken bestimmter Kommunikationsformen bzw. Medien (Mündlichkeit, Schriftlichkeit, politische Rituale, Kunst, Körperbeschriftungen) in Geschichte und Gegenwart (z.B.: Gerd Althoff: Inszenierung verpflichtet. Welche Erinnerungen fixieren politische Rituale des Mittelalters? Gisela Ecker: „Human Memo Board": Körperbeschriftungen als inszenierte Erinnerung. Horst Wenzel: Mündlichkeit und Schriftkultur. Zur medialen Transformation körperlicher Wahrnehmung im Mittelalter. Peter Matussek: Die Gedächtniskunst und das Gedächtnis der Kunst. Erinnerungstechniken im Medienwechsel).

Kurzum: Ein lesenswerter Band und womöglich eine notwendige Irritation für all jene HistorikerInnen und VolkskundlerInnen und Historischen AnthropologInnen, die immer noch auf der Suche nach dem „Authentischen" sind. Man sollte die vielen „kleinen Gedankenkörnchen", die diese und andere „Paragrana"-Ausgaben auszustreuen versuchen, aufgreifen, um zumindest hie und da ein wenig Distanz zu den eigenen gewohnten und gewohnt disziplinär organisierten Gedanken zu bekommen.

Freilich: Ob nun alles von „Paragrana" Ausgestreute wirklich so weit „neben gewohnten Saaten" liegt, wie man selbst zu wissen glaubt, oder ob nicht mit vielem – das „Erinnerungs"-Heft ist das beste Beispiel – zwar neue, aber doch schon bekanntere Wege begangen werden, ist dann noch einmal eine ganz andere Frage.

Gert Dressel

Der Vierzeiler. Zeitschrift für Musik, Kultur und Volksleben. Hg. v. Hermann Härtel. Graz, Steirisches Volksliedwerk, 4 Hefte pro Jahr.

Die Zeitschrift für Musik, Kultur und Volksleben des Vereines Steirisches Volksliedwerk hat ein trachtiges Outfit, in steirischem Wald- und Wiesengrün und ist ausgesprochen g'schmackig gestaltet.

Es ist ein gutes Blatt, ein schönes Blatt. Volksleben beschrieben von seiner „hoameligsten" Seite. Und die Bemühungen, eben dieses Feine, G'mütliche zu vermitteln, dürfen professionell genannt werden. Jede Nummer bleibt bei einem Leitthema, das Bildarchiv, auf das zurückgegriffen werden kann, ist reichhaltig, das Layout ansprechend. Wohltuend hebt es sich von jenen zahllosen volkskulturellen Amateur-Verbandblättern ab, die sich an die Öffentlichkeit zu richten glauben, aber nicht über den Rand der internen Lobhudeleien hinauskommen. Nein, der „Vierzeiler" ist ernst zu nehmen und ist nicht unter jeder Kritik, sondern kritikwürdig.

Auf den zahlreichen Abbildungen lächelt es auf so gut wie jeder Seite dem Leser entgegen. Und wer nicht lächelt, strahlt zumindest verinnerlichte Freude aus. Die Happy Ethnologie geht um. Da ist kaum ein Bild ohne das gewisse innerliche Strahlen glückseliger Goldkehlchen mit reinen Stimmen in sauberen G'wandeln. Ich bin o.k., du bist o.k., Volkskultur ist o.k. Solche „Geborgenheit" des positiven Denkens und Bodenständigkeitfühlens strahlt auch aus den Beiträgen. „Geborgenheit" unter Anführungszeichen, bitte. Denn, wenn sich jemand naiver gibt als er ist, ist er entweder ein Narr, weil er darum weiß, oder ein Unter-den-Tisch-Kehrer. Kurzum, das grüne Blatt gibt sich alle erdenkliche Mühe, sich unter dem Anschein von Bekenntnissen, eben um Bekenntnisse herumzudrücken. Eine alte Geschichte: Ästhetik deckt Inhalte zu. Also wird die Freundlichkeit zur Philosophie erklärt (Siegfried Krakauer sprach einst in dem Zusammenhang von der Philosophie der „rosaroten Hautfarbe") und drückt sich dabei um Auseinandersetzungen herum. Günther Nenning lebt sich, pseudokritisch verbrämt mit grüner Feder als Schürzenjäger aus und stößt wider die Medien – von denen er lebt – ins Alphorn, aber wenn es um's Eingemachte geht, da wendet sich

das grüne Blatt und es fängt zu herbsteln an. Wenn etwa stolz ein Loblied auf den Volkskundler Viktor Geramb gesungen wird, mag das wohl gut gemeint gewesen sein. Aber bitte: wo ist die Auseinandersetzung mit dem frühfaschistischen Ideologen und sangesfreudigen nationalistischen Kämpfer? Ja, freilich, solches und mehr hat in einer sauberen Zeitschrift keinen Platz, denn da könnte ja das Lächeln einfrieren.

Ekkehard Schönwiese

Buchanzeigen

BARANZKE, Heike, Franz-Theo GOTTWALD, Hans Werner INGENSIEP (Hg.): *Leben – Töten – Essen. Anthropologische Dimensionen.* Stuttgart, Leipzig, S. Hirzel Verlag, 2000, 422 Seiten.

Thema dieser Anthologie ist die anthropologische Kernfrage „Was ist der Mensch" in Hinblick auf eine im abendländischen Denken klassische Antwort darauf: „Der Mensch ist, was er ißt". Da der Mensch Leben tötet, um zu essen, kreisen die hier versammelten Texte – die Auswahl reicht von der Antike bis zur Gegenwart – um das Verhältnis von Leben, Töten und Essen. Laut Einführung verwandeln diese Texte „mit quasi ethnologischem Blick den scheinbar banalen Akt der Ernährung in ein Instrumentarium zur gastrosophischen Erschließung unserer abendländischen Kultur" (S. 25).

Der Band ist in drei große Teile gegliedert, in denen es um das Leben zwischen Materie und Geist, das Töten zwischen Rechtfertigung und Schuld und das Essen zwischen Individuum und Gemeinschaft geht, wobei die Texte jeweils chronologisch angeordnet sind. Die hier nur unvollständig wiedergegebene Liste der Autoren und Autorinnen (letztere lediglich in verschwindend geringer Anzahl) reicht von Platon und Aristoteles über Thomas von Aquin, Ludwig Feuerbach, Immanuel Kant, Charles Darwin, Henry David Thoreau, Friedrich Nietzsche, Albert Schweitzer, Sebastian Kneipp und Christoph Wilhelm Hufeland bis zu Bertolt Brecht, Norbert Elias, Jacques Derrida, Jane Goodall und Hartmut Böhme. Entsprechend vielfältig und unterschiedlich präsentieren sich also auch die eingenommenen Perspektiven: religiöse, philosophische, psychoanalytische, naturwissenschaftliche, soziologische oder kulturwissenschaftliche Positionen sind ebenso vertreten wie künstlerische, lebensreformerische oder politische. Neben der Diskussion von grundsätzlichen Fragen und Problemen rund um die im Titel des Buches angesprochenen Begriffsfelder beschäftigen sich die Texte auch mit speziellen Themen wie dem Metzgerhandwerk, der Tierzucht, der Tierschutzbewegung, den Pflanzenrechten, der vegetarischen Kultur, dem Gottesessen oder dem Abendmahl. Abgerundet wird die Sammlung durch kurze Angaben zu den Autor/inn/en sowie eine Auswahlbibliographie. Die Einführung von Hans Werner Ingensiep und Heike Baranzke gibt einen Überblick zur Problemgeschichte der in dieser Anthologie aufgeworfenen Fragestellungen und vermittelt Lesehilfen und Hintergrundinformationen zu den weniger bekannten Autoren und schwieriger zu erschließenden Texten.

Susanne Breuss

KILIAN, Ruth: *Blicke auf das Ries. Land und Leute in der verwalteten Region.* Nördlingen, Heimat- und Fachverlag F. Steinmeier, 2000, 312 Seiten, zahlr. Abb.

Das an der Grenze zu Württemberg und Franken am Rand Bayerns gelegene Ries wird in Ruth Kilians Dissertation aus unterschiedlichen, großteils historischen Blickwinkeln betrachtet. Der Frage nachgehend, wie es zum heutigen Bild des Riesers kam, wurden bevölkerungsstatistische und topographische Quellen ebenso herangezogen wie visuelle, literarische oder medizinische. Dabei wurde, wie die Autorin schreibt, die Geschichte, Beschreibung und Erforschung der Rieser Tracht zum eigentlichen Thema, ein Schwerpunkt, wie er durch die Quellen selbst vorgegeben wurde, die die Tracht „als augenfällige Erscheinung immer mehr in den Mittelpunkt rückten". Das Endergebnis ist ein Buch, das zwar, wie im Untertitel benannt, Blicke auf „Land und Leute" wirft, dessen inhaltlicher Schwerpunkt allerdings die Trachtenkunde ist.
Die einzelnen Kapitel sind voneinander unabhängig aufgebaut, mit je eigenen Zusammenfassungen und werden erst in der Schlußbemerkung in einen allgemeinen Zusammenhang gebracht. So wird beispielsweise der „Blick der Behörden" zum Thema gemacht, hier werden die von bayrischen Landesfürsten in Auftrag gegebenen Trachtenumfragen- und Initiativen behandelt. „Der ärztliche Blick" auf die Bewohner des Ries wird anhand der Physikatsberichte von 1861 herausgearbeitet, in denen alle ethnografischen Daten über das Volk gesammelt werden sollten. Ergebnis waren zumeist subjektiv geprägte Auskünfte über Kleidung, Ernährung, Arbeit, Familienstand aber auch Intelligenz der Bevölkerung. Mit der Auswertung von Melchior Meyrs „Erzählungen aus dem Ries" und den dazu von Karl von Enhuber geschaffenen Illustrationen werden solche Perspektiven den Sichtweisen des Literaten und des Künstlers beigestellt. In den letzten drei Kapiteln erfolgt die explizite Auseinandersetzung mit dem durchgängig stark präsenten Thema Tracht. Hier wird auch der bis dahin vorherrschende Blick des neunzehnten Jahrhunderts durch den des zwanzigsten ergänzt. Kilians Dissertation ist eine genau recherchierte, umfangreiche und zumal, aber nicht nur für die Trachtenkunde interessante Arbeit.

Sabine-Else Astfalk

PENZ, Otto: *Metamorphosen der Schönheit. Eine Kulturgeschichte moderner Körperlichkeit.* Wien, Turia + Kant, 2001, 252 Seiten, 16 s/w-Abb.

Otto Penz will in seinem Buch „Metamorphosen der Schönheit" die Vorstellung relativieren, dass es ein allgemeingültiges und ewigwährendes Schönheitsideal gibt. Er setzt mit seiner Analyse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beim bürgerlichen Bild von Körperschönheit an und beschreibt dessen Wandel bis ins späte 20. Jahrhundert, in dem schließlich von „Cyber-Schönheiten" die Rede ist.

Das Buch beschreibt die Geschichtlichkeit von Moralvorstellungen und Lebensweisen und das Körperbewusstsein als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft; Diäten und Schönheitsoperationen werden als Aneignungsprozesse des jeweiligen Schönheitsideals thematisiert. Penz will sein Buch als Geschichte der Alltagsästhetik verstanden wissen, an der sich nicht zuletzt auch die Geschichte gesellschaftlicher Ordnungen ablesen lässt, er stellt sich damit in die Tradition eines kulturwissenschaftlichen Zugangs: Indem er das jeweils dominierende Körperideal in seinen wirtschaftlichen, politischen und soziokulturellen Kontext einbettet, zeigt er dessen gesellschaftliche und historische Bedingtheit auf bzw. wendet er sich gegen die Vorstellung einer natürlichen Bedingtheit und betont im Gegensatz zu soziobiologischen Ansätzen die kulturelle Determiniertheit des Körpers.

Sabine Gruber

PROFANTOVÁ, Zuzana (Hg.): *Na prahu milénia. Folklór a folkloristika na Slovensku.* Bratislava, Vydavatel'stvo arm 333, 2000, 255 Seiten, ISBN 80-967945-4-X.

Es gilt eine Festschrift anzuzeigen, deren Titel „An der Schwelle des Jahrtausends" mit dem Zeitpunkt des Jubiläums ebenso korrespondiert wie der Titel der Zueignung „Beata est vita conveniens naturae suae" mit dem Wesen des Jubilars. Kollegen, Schüler und Freunde des slowakischen Wissenschaftlers und Universitätslehrers Milan Leščák widmeten ihm anläßlich des 60. Geburtstages einen Sammelband zur „Folklore und Folkloristik in der Slowakei".

Vor einer Serie von 18 Fachstudien wird der Band durch einen Reigen von persönlichen Würdigungen und Einschätzungen des wissenschaftlichen Werkes von Milan Leščák eröffnet. Zunächst skizziert die Herausgeberin Zuzana Profantová den Lebensweg und die Forschungsschwerpunkte des

Jubilars: Theorie und Geschichte der slowakischen Ethnologie und Folkloristik, Ästhetik und Poetik der Folklore, Fragen des Folklorismus, Beziehungen zwischen Literatur und Folklore. 1940 in Levoča in der Ostslowakei geboren, begann die Karriere Leščáks nach einem Studium der Ethnographie und Folkloristik an der Komensky Universität in Bratislava 1963 im Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, dem er bis heute angehört. 1971 bis 1988 leitete er die Abteilung für Folkloristik, von 1988 bis 1992 bekleidete er die Funktion des Direktors des Instituts. 1991 bis 1996 lehrte er Folkloristik und Regionalistik am neugegründeten Lehrstuhl in Nitra und seit 1996 leitet er den ältesten Lehrstuhl des Faches in der Slowakei an der Philosophischen Fakultät der Universität Bratislava. Mit einer Habilitationsschrift „Über die Assimilation der Folklore- und der literarischen Kommunikation" erwarb Milan Leščák im Juli 2001 den Professorentitel.

Die in der Festschrift enthaltene Bibliographie Prof. PhDr. Milan Leščák, CSc., führt die wichtigsten Arbeiten des Jubilars an und weist ihn als Autor von 120 Studien, sieben Büchern und als Herausgeber von sieben Sammelbänden aus. Er war Chefredakteur der wichtigsten slowakischen ethnographischen Zeitschriften, bekleidete u.a. das Amt des Präsidenten der Slowakischen volkskundlichen Gesellschaft, ist Mitglied diverser in- und ausländischer Gesellschaften – unter anderem Korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien – und Träger zahlreicher Auszeichnungen.

Auf die Bibliographie folgen drei Beiträge, die persönliche Eindrücke dreier Forschergenerationen über Leščáks Wirken im Fach repräsentieren. Soňa Kovačevičová vertritt dabei die ältere Generation mit der gemeinsam Leščák die Orientierung des Ethnographischen Instituts der SAV formte. Peter Liba spricht für die mittlere Generation und beschreibt die kreativen und integrationsstiftenden Talente der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Jubilars. Für die Studentengeneration äußern sich Zuzana Veselská und L'ubica Herzánová über eine geduldige und humorvolle Lehrerpersönlichkeit, die durch die Vermittlung eigener Fähigkeiten und Kenntnisse geeignet ist, auch die junge Equipe des wissenschaftlichen Nachwuchses zu besonderen Leistungen anzuspornen.

Den umfangreichsten Teil der Festschrift bilden die bereits genannten 18 Fachbeiträge, die hier nicht im einzelnen genannt und behandelt werden können. Deren Inhalt wird durch englische Resumes am Ende des Bandes jedoch auch einem nicht slowakisch sprechenden Leserkreis zumindest in groben Zügen erschlossen.

Margot Schindler

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LV/104, Wien 2001, 537–542*

Eingelangte Literatur: Herbst 2001

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Allweiler Sabine, Canaillen, Weiber, Amazonen. Frauenwirklichkeiten in Aufständen Südwestdeutschlands 1688 bis 1777. (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 1; früher u.d. Titel: „Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins"). Münster/New York/München/Berlin, 2001, 254 Seiten. ISBN 3-89325-912-0.

Alsheimer Rainer, Günther Rohdenburg (Hrsg.), LebensProzesse. Biografisches aus der Geschichte der Bremer Westafrika-Mission. (= Volkskunde & Historische Anthropologie, 3; Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen, 31). Bremen, Universität Bremen u. Staatsarchiv Bremen, 2001, 264 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-88722-512-0.

Amon Karl (Hrsg.), Der heilige Nonnosus von Molzbichl. Redigiert von Karl Heinz Frankl und Peter G. Tropper. (= Das Kärntner Landesarchiv, 27). Klagenfurt, Verlag des Kärntner Landesarchivs, 2001, 288 Seiten, Abb., Karte. ISBN 3-900531-49-8 (Aus dem Inhalt: **Maria Hornung,** Zur Verehrung des heiligen Nonnosus in Sappada/Pladen (Karnien). Ein seltsamer Name und ein Stoßgebet. 199–207).

Assmann Michael (Red.), Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 2000. Göttingen, Wallstein Verlag, 2001, 218 Seiten. ISBN 3-89244-448-X.

Badisches Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg. Vierter Band: Lieferung 60/61, nutzen – Quattle. München, R. Oldenburg Verlag, 2001, Seiten 97-160, Karten. ISBN 3-486-56556.

Bauer Ursula (Red.), Der transparente Raum. Wien, MA 57 – Frauenförderung und Koordinierung von Frauenangelegenheiten, 2000, 157 Seiten, Abb., 1 Beilage. ISBN 3-902125-07-1.

Beyer Jürgen, Reet Hiiemäe (Hrsg.), Folklore als Tatsachenbericht. Tartu, Sektion für Folkloristik des Estnischen Literaturmuseums, 2001, 209 Seiten, Abb., Karte. ISBN 9985-867-01-7.

Brandstötter Elisabeth, Christa Müller, Ulrike M. Winkler (Red.), InfoNet-AUSTRIA. Thema Kunst. Wien, Österreichische Nationalbibliothek, 2001, 244 Seiten, Ill. ISBN 3-01-000025-1.

Duterreaux Charles, Moi, Charles Henri Rodolph Duterreaux, enfant vaudois de la Révolution française. Mémoires présentés et commentés par Simone Collet et Paul Hugger. (= Ethno-Poche, 25). Lausanne, Editions d'en bas, 2001, 87 Seiten, Abb. ISBN 3-8290-0260-1.

Elsensohn Franz, „Was man sich früher erzählte". Rankweil in Sage und Legende. (= Reihe Rankweil, 9). Rankweil, Marktgemeinde Rankweil, 2001, 200 Seiten, Abb. ISBN 3-901469-10-9.

Elsie Robert, A Dictionary of Albanian Religion, Mythology, and Folk Culture. New York, New York University Press, 2001, XIII, 357 Seiten, 1 Karte. ISBN 0-8147-2214-8.

Fejős Zoltán, Mónika Lackner, Gábor Wilhelm (Hrsg.), Időképek/ Images of Time. Millenary Exhibition at the Museum of Ethnography 31 December 2000 – 31 December 2001. Budapest, Néprajzi Múzeum, 2001, 548 Seiten, Abb. ISBN 963-710-79-0.

Fielitz Wilhelm, Das Stereotyp des wolhyniendeutschen Umsiedlers. Popularisierungen zwischen Sprachinselforschung und nationalsozialistischer Propaganda. (= Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., 82). Marburg, N. G. Elwert Verlag, 2000, 499 Seiten, Abb. ISBN 3-7708-1158-5.

Fischer Gerhard (Hrsg.), Mit ihren weißen Gliedern und ihrer Anmut ebenso weiß. Wien, Daedalus, [1996], unpag., Abb. ISBN 3-900911-06-1.

Grass Nikolaus, Wissenschaftsgeschichte in Lebensläufen. Herausgegeben von Louis Carlen und Hans Constantin Faußner. Hildesheim, Weidmannsche Verlagsbuchhandlung GmbH, 2001, 504 Seiten. ISBN 3-615-00228-8.

Hahn Sylvia u.a. (Red.), Sanct Georg. Der Ritter mit dem Drachen. 1. Auflage. Freising, Diözesanmuseum Freising und Lindenberg i. Allgäu, Kunstverlag Josef Fink, 2001, 280 Seiten, Abb. ISBN 3-89870-027-5.

Haslinger Ingrid, Augenschmaus und Tafelfreuden. Die Geschichte des gedeckten Tisches. (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, 9). Klosterneuburg, Norka Buch- u. Zeitungsverlag GesmbH, 2000, 160 Seiten, Abb. ISBN 3-85050-079-9.

Haslinger Ingrid, Tafelkultur Marke Berndorf. Das niederösterreichische Erfolgsunternehmen Arthur Krupps. (= Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, 5). Wien, Verlag Eugen Ketterl, 1998, 174 Seiten, Abb. ISBN 3-85134-007-8.

Hölzl Reinhard, Alessandra Sarti, Laß dir erzählen wie es früher war ... Museum Tiroler Bauernhöfe. Innsbruck/Wien/München, StudienVerlag, Edition Löwenzahn, 2001, 87 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-7066-2243-2.

Hornung Maria, Herwig Hornung, Kleine namenkundliche Schriften. Herausgegeben von Gertrude Ernst-Zyma und Inge Geyer.Wien, Edition Praesens, 2000, 370 Seiten, Tab., Karten. ISBN 3-7069-0066-1.

Jäger Johannes, Gerhard Melinz, Susan Zimmermann (Hrsg.), Sozialpolitik in der Peripherie. Entwicklungsmuster und Wandel in Lateinamerika, Afrika, Asien und Osteuropa. 1. Auflage. (= Historische Sozialkunde, 19/Internationale Entwicklung). Frankfurt am Main, Brandes & Apsel, 2001, 255 Seiten. ISBN 3-86099-213-9.

Jahresbericht 2000. (= Mitteilungen, Europäische Ethnologie Wien, 14). Wien, Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 2001, 77 Seiten.

Jaritz Gerhard (Hrsg.), Die Straße. Zur Funktion und Perzeption öffentlichen Raums im späten Mittelalter. Internationales Round Table Gespräch Krems an der Donau, 2. und 3. Oktober 2000. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil. hist. Kl.; Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Diskussionen und Materialien, 6). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2001, 208 Seiten, Abb. ISBN 3-7001-3013-9.

Kaiser Alexandra u.a. (Red.), Prädikat wertlos. Der lange Streit um Schmutz und Schund. Hrsg. v. Ludwig-Uhland Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2001, 112 Seiten, 1 CD-Rom. ISBN 3-932512-15-4.

Kauffmann Angelica, „Mir träumte vor ein paar Nächten, ich hätte Briefe von Ihnen empfangen". Gesammelte Briefe in den Originalsprachen herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Waltraud Maierhofer. (= Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins 2001/2002). Lengwil am Bodensee, Libelle, 2001, 546 Seiten, Abb. ISBN 3-909081-88-6.

Krebs Thomas, Platzverweis. Städte im Kampf gegen Aussenseiter. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 21). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2001, 163 Seiten, Abb. ISBN 3-932512-11-1.

Kunze Petra, Catharina Salamander, Die schönsten Rituale für Kinder. München, Gräfe und Unzer Verlag, 2000, 96 Seiten, Abb. ISBN 3-7742-4803-6.

Lexikon für Theologie und Kirche. Zehnter Band: Thomaschristen bis Žytomyr. 3., völlig neu bearb. Auflage. Freiburg/Basel/Rom/Wien, Herder, 2001, 14 Seiten, 1536 Spalten. ISBN 3-451-22010-5.

Lindenthal Peter, Auf dem Jakobsweg durch Österreich. Zweite, aktualisierte Auflage. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 2000, 188 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-7022-2199-9.

Loseries-Leick Andrea, Sölkspuren I. Eine kulturgeschichtliche Dokumentation des Naturparkes Sölktäler. Mit Beiträgen von Werner Franek, Bernhard Hebert, Ulla Steinklauber, Lia Stipperger, Walter Stipperger und Alois Unger. Stein a.d. Ems, Eigenverlag Naturschutzbund Steiermark und Verein Naturpark Sölktäler, 2000, 96 Seiten, Abb., 1 Beilage. ISBN 3-9501292-0-0.

Lysenko Oleg, Svetlana Komarova, Fabric, Ritual, Man. Weaving traditions of the East Europe Slavs. St. Petersburg, Fortis u. Astur, 1992, unpag., Abb.

Maase Kaspar, Wolfgang Kaschuba (Hrsg.), Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900. (= alltag & kultur, 8). Köln/Weimar/Wien, Böhlau, 2001, 421 Seiten, Abb. ISBN 3-412-15800-3.

Malli Rudolf, Der Schatz im Keller. Zur Weinwirtschaft der Waldviertler Klöster. (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, 41). Horn/Waidhofen a.d. Thaya, Waldviertler Heimatbund, 2001, 304 Seiten, Abb., Graph., Tabellen, Karten. ISBN 3-900708-15-0.

Moguš Milan (Red.), 140 godina Hrvatske akademije znanosti i umjetnosti. 1861–2001. Zagreb, HAZU, 2001, 262 Seiten, Abb. ISBN 953-154-496-4.

Moser Karin, „Hier muss ich mich als Lesbe nicht erklären". Ethnographische Zugänge zur Lesbenkultur im Frauenzentrum Zürich. (= Züricher Beiträge zur Alltagskultur, 9). Zürich, Volkskundliches Seminar der Universität Zürich, 2001, 249 Seiten. ISBN 3-9521084-8-0.

Muthesius Dorothea (Hrsg.), „Schade um all die Stimmen ...". Erinnerungen an Musik im Alltagsleben. (= Damit es nicht verlorengeht ..., 46). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2001, 415 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-99135-4

Neweklowsky Gerhard, Die bosnisch-herzegowinischen Muslime. Geschichte. Bräuche. Alltagskultur. Unter Mitarbeit von Besim Ibišević und Žarko Bebić. (= Österreichisch-bosnische Beziehungen, 1). Klagenfurt/Salzburg, Wieser Verlag, 1996, 210 Seiten, Tab., Abb. a. Tafeln. ISBN 85129-173-5.

Papházy von Herbert, Mörsersammlung. [Wien, Eigenverlag, 1999,] unpag., Abb.

Pappernigg Michaela (Bearb.), Kunst des 20. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 20. Jahrhunderts. Band 4: S–Z. 1. Auflage. Wien, Österreichische Galerie Belvedere und Verlag Christian Brandstätter, 2001, 288 Seiten, Abb. ISBN 3-85498-114-7.

Patterson Joby, Wooden Churches of the Carpathians. A Comparative Study. (= East European Monographs, 80). Boulder, East European Monographs und New York, Columbia University Press, 2001, 155 Seiten, Abb., Pläne, Karten. ISBN 0-88033-428-2.

Poe Marshall T., „A people born to slavery. Russia in early modern European ethnography, 1476–1748. Ithaca/London, Cornell University Press, 2000, 293 Seiten, Abb., Tab. ISBN 0-8014-3798-9.

Pöttler Viktor Herbert, Der „Vierkanthof" aus St. Ulrich bei Steyr im Österreichischen Freilichtmuseum in Stübing. [Mit einem Beitrag zur Hofgeschichte von Johann Pammer.] (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 23). Stübing, Selbstverlag des Österreichischen Freilichtmuseums, 2000, 80 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-9500651-5-6.

Probst Ernst, Monstern auf der Spur. Wie die Sagen über Drachen, Riesen und Einhörner entstanden. Mainz-Kostheim, Verlag Ernst Probst, 2001, 176 Seiten, Abb. ISBN 3-935718-07-1.

Probst-Effah, Gisela (Hrsg.), Musik kennt keine Grenzen. Musikalische Volkskultur im Spannungsfeld von Fremdem und Eigenem. Tagungsbericht Wien 1998 der Kommission für Lied-, Musik- und Tanzforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. (= Musikalische Volkskunde, 14). Essen, Verlag Die Blaue Eule, 2001, 364 Seiten, Abb., Tab., Noten. ISBN 3-89206-056-8 (Aus dem Inhalt: **Konrad Köstlin,** Der kleine Nationalismus im Dialekt-Pop. 34–41; **Helga Thiel,** Vom Shtetl nach Amerike. Auswandern – aus emischer Sicht. 273–281; **Ursula Hemetek,** Schmelztiegel Wien – Miteinander, nebeneinander, gegeneinander. 282–293; **Bernhard Fuchs,** Türkische Musikerträume in Wien: Volkshaus oder Explosion. 294–304).

Qubeck Susann, Museumsmarketing im Internet. Grundlagen – Anwendungen – Potentiale. Bielefeld, transcript, 1999, 169 Seiten. ISBN 3-933127-39-4.

Rabl Erich, Die Sonderausstellungen des Höbarth- und Madermuseums der Stadt Horn 1956–2000. (= Sonderdruck, Nr. 9). Horn, Museumsverein in Horn, 2001, 24 Seiten, Abb.

Radauer Josef, Die lustigen Salzburger. Legendäre Salzburger Volksmusik. Unter Mitarbeit von Hans Innerhofer. (= Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg, 45). Salzburg, Salzburger Volksliedwerk im Landesverband Salzburger Volkskultur, 2001, 128 Seiten, Abb., Noten.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 18. Band: Landschaftsrecht – Loxstedt. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2001, 633 Seiten, Abb., Abb. a. 11 Tafeln. ISBN 3-11-016907-X.

Reingrabner Gustav, Als man um die Religion stritt ... Reformation und Katholische Erneuerung im Waldviertel 1500–1660. Ausstellung im Höbarthmuseum der Stadt Horn. Horn, Stadtgemeinde Horn – Höbarthmuseum der Stadt Horn, 2000, 224 Seiten, Abb., Karte.

Sampson Shinn Deborah, Matchsafes. London and New York, Scala Publishers Ltd. in association with Cooper-Hewitt, National Design Museum Smithonian Institution, 2001, 112 Seiten, Abb. ISBN 3-85759-237-9.

Šatava Leoš, Susanne Hose (Red.), Erhaltung, Revitalisierung und Entwicklung von Minderheitensprachen – theoretische Grundlagen und praktische Maßnahmen. Workshop, Bautzen/Budyšin, 16.–17. April 1999. Bautzen/Budyšin, Sorbisches Institut/Serbski institut, 2000, 112 Seiten. Texte dt., engl. und sorbisch.

Seewann Harald, J.A.V. Charitas Graz 1897–1938. Die Geschichte einer jüdischen Studentenverbindung in Worten, Bildern und Dokumenten. (Historia Academica Judaica, Folge 7). Graz, Eigenverlag, 2001, 319 Seiten, Abb., Faks.

Sievers Kai Detlev, Ländliche Wohnkultur in Schleswig-Holstein, 17.–20. Jahrhundert. Heide, Boyens, 2001, 183 Seiten, Abb. ISBN 3-8042-1002-3.

Simonsen Anders, Bland hederligt folk. Organiserat sällskapsliv och borgerlig formering i Göteborg 1755–1820. (= Avhandlingar från Historiska institutionen i Göteborg, 27). Göteborg, Historiska Institutionen, 2001, 215 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 91-88614-35-2.

Spycher Albert, Mit Kohlestift und Computermaus. Von den Entwerfern und technischen Zeichnern der Ostschweizer Stickereiindustrie. (= Altes Handwerk, 62). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1997, 72 Seiten, Abb. ISBN 3-908122-68-6.

Tradition – Funktion – Vision: Bauen und Wohnen in ländlichen Kleinstädten. (= Club Niederösterreich, 4/2000). Wien, Club Niederösterreich, 2000, 64 Seiten, Abb.

Tuschar Hans M., Kunst am Rande/Umetnost z roba. Volkstümliche Bilder und Tafeln in Südkärnten/Ljudska umetnost na južnem Koroškem, slike in tablice. Klagenfurt, Verlag Hermagoras, 1999/2000, 147 Seiten, Abb. ISBN 3-85013-713-9.

Wagner Manfred, Alfred Roller in seiner Zeit. Salzburg/Wien, Residenz Verlag, 1996, 327 Seiten, Abb. ISBN 3-7017-0960-2.

Weyrauch Walter O. (Ed.), Gypsy Law. Romani Legal Traditions and Culture. Berkeley/Los Angeles/London, University of California Press, 2001, 284 Seiten. ISBN 0-520-22186-9.

Wildmann Sebastian, Chronik der Gemeinde Filipowa. 1763–2000. Röckenhofen, Filipowaer Arbeitsgemeinschaft Deutschland-Österreich, 2000, 78 Seiten, Abb., Karte.

Wimmer Otto, Kennzeichen und Attribute der Heiligen. Bearbeitet und mit Bildern ergänzt von Barbara Knoflach-Zingerle. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 2000, 307 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2354-1.

Wolf Gabriele, Lesen für den Fortschritt. Zur Rezeption von populärer landwirtschaftlicher Fachliteratur in Bulgarien (1878–1944). (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 24; Wirtschaft und Gesellschaft in Südosteuropa, 15). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2001, 342 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 3-8309-1028-2.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Mag. Sabine-Else Astfalk
Bahnstraße 47/10
A-7000 Eisenstadt

Univ.-Prof. Dr. Regina Bendix
Seminar für Volkskunde
Georg-August-Universität Göttingen
Friedländer Weg 2
D-37085 Göttingen

ao. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag.Susanne Breuss
Georg-Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Prof. James R. Dow
Department of Foreign Languages and Literature
Iowa State University
300 Pearson Hall
Ames, IA 50011, USA

Dr. Gert Dressel
Programmbereich Historische Anthropologie
Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung
Schottenfeldgasse 29/5
A-1070 Wien

Univ.-Prof. Dr. Helge Gerndt
Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde
Ludwigstraße 25
D-80539 München

Sabine Gruber
Wattgasse 23/9
A-1160 Wien

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Franz Kohlschein
Kaipershof 12
D-96047 Bamberg

Prof. Dr. Andreas Kuntz
Institut für Volkskunde
Maximilianstraße 15
D-79100 Freiburg

Dr. Gertraud Liesenfeld
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

a.o. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler, M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Mag. Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Susanne Paschinger
Neusserplatz 4/4
A-1150 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Mag. Dr. Bernd Rieken
Webergasse 25/21
A-1200 Wien

Hofrätin Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Harald Schlinger
Radetzkystraße 19/16
A-1030 Wien

Dr. Leonore Scholze-Irrlitz
Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde
am Institut für Europäische Ethnologie
der Humboldt-Universität zu Berlin
Am Schiffbauerdamm 19
D-10117 Berlin

Dr. Ekkehard Schönwiese
Landesverband Tiroler Voksbühnen
Klostergasse 6
A-6020 Innsbruck

Mag. Christian Stadelmann
Hainfelderstraße 47
A-3040 Neulengbach

a.o. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Tschofen, M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien